Katholischer

Anekdoten-Schatz

zur

Unterhaltung und Belehrung

für

alle Stände.

Gesammelt und herausgegeben

von

A. Hungari.

Siebenter Band:

Licht und Schatten.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1859.



R. Geissler gez. Stich u. Druck v. Alexander Alboth. Leipzig.

Licht und Schatten.

Ein

katholisches Anekdoten-Büchlein

zur

Unterhaltung und Belehrung

für

alle Stände.

Gesammelt und herausgegeben

von

A. Hungari.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1859.

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Die heiligen Stätten im Morgenlande.

Das allerheiligste Sakrament des Altars.

Ave Maria!

Gebet und Betrachtung.

Werke der Frömmigkeit.

Erziehung.

Aus der Familie.

Reliquien von Heiligen.

Merkwürdige Orte.

Seltsame Pflanzen.

Verschiedene Brunnen.

Denksteine.

Tiara und Mitra.

Berühmte Prediger.

Aus der Seelsorge.

Fürsten-Kronen.

Frauen-Zierde.

Künstler.

Charkter-Bilder.

Wundersames.

Rücktritte zur katholischen Kirche.

Blumen aus der Wüste.

Werke der Barmherzigkeit.

Wohlthätigkeits-Anstalten.

Kloster-Entstehungen.

Aus dem Kloster.

Bunte Welt.

Religiöses Still-Leben.

Dunkle Thaten.

Aus der Revolution Frankreichs.

Sinniges und Gemüthliches.

Kirchen und Kirchenschätze.

Krieg und Sieg.

Kreuzträger und Krankentröster.

Nach dem Tode.

Licht und Schatten

in

katholischen Anekdoten.

---

1. Nazareth.

(Aus: Reise in das heilige Land von Joseph Schiferle, Pfarrer.)

Nazareth, am 22. März 1851, Abends.

1. Heute Vormittag verließen wir das schönste und gastlichste, das freundlichste und reinlichste Kloster des Morgenlandes, — das St. Eliaskloster auf dem Karmel. — Zuerst zogen wir am Abhange des waldigen Karmel dahin, und hatten gegen Nord stets die grünende und blumenreiche Ebene Acca und des Kison buschiges Ufer zur Seite. Bald ritten wir über des Kison nicht sehr wasserreiches Bett nicht ferne von jener Stelle, wo die Baalspfaffen geschlachtet worden sein sollen. Dann ging es bergauf in einem herrlichen Steineichenwald. Nochmal schauten wir auf der Anhöhe zurück auf die weite, vor uns liegende, fruchtbare Ebene, sahen nochmal Acca's und Karmel's weiß schimmernde Gebäude, und Kaipha's Palmenwald, und verloren uns alsdann in dem schon dicht belaubten Eichenwald. — Nun ging es etwas bergab, — der Wald lichtete sich, — und vor uns lag — o seliger Augenblick! o wonnevolle, unvergeßliche Stunde! — vor uns lag: östlich der Tabor, der kleine Hermon, das Gebirge Gilboa, südlich die Berge Samarien's, nördlich Nazareth's Hügel und mitten dazwischen die reizende Ebene Jezrael oder Megiddo.

Wir waren ganz entzückt bei dem Anblicke dieser heiligen Landschaft, welcher Natur und Gnade, Schöpfung und Erlösung eine ganz eigene Weihe verliehen hat. — Der Gedanke: wir sind jetzt im eigentlichen Galiläa, in jenen Gegenden, Bergen und Thälern und Ebenen, die der Herr selbst in eigener Person so oft durchwandelt hat, — wir sind im Vaterlande des Heilandes, — o dieser Gedanke, und der Anblick dieser Landschaft erhebt und beseligt so sehr den Geist, daß ihm selbst das schönste Italien nicht mehr gefallen will, daß er die traurige Gegenwart vergißt, und mehr in der heiligen, herrlichen Vergangenheit des alten Galiläa's lebt. — Ach! was muß diese Landschaft einstens gewesen sein, als noch hundertmal Tausende von Israeliten dieses Paradies bewohnten und bebauten, und dem fruchtbarsten Boden reichliche Früchte entlockten, als noch mit zahllosen Dörfern, Flecken und Städten diese weite Ebene, diese fruchtbaren Berge und Anhöhen besäet waren. Was muß Galiläa gewesen sein zu Christi Zeiten, in den Tagen seiner reichsten Bevölkerung und besten Kultur, zur Zeit der Gnade und Segensfülle von oben, da es selbst noch in den Tagen seiner Bestrafung und tiefsten Ernied-

rigung, seiner Entvölkerung und Verödung, so reich und üppig, so lieblich den Fremdling anlacht, und noch so viele Reize seiner verblichenen Schönheit zur Schau trägt? — Jetzt allerdings sind die Worte des göttlichen Segens verhallt, und schauerlich rollt der Donner des Fluches durch alle Gefilde und Berge Galiläa's. — Das ganze Land ist schrecklich entvölkert, und fast gar nicht bebaut. — Wo ehedem zahlreiche, große, dicht bevölkerte Städte und Flecken prangten, sieht man nur hie und da einige elende Hütten. Das ganze Land scheint, — im Verhältniß zur Vorzeit — wie ausgestorben. Eine schauerliche Todtenstille lastet schweigend und strafend über dem ganzen Lande. — Nur hie und da kommt ein bewaffneter Räuber, — ein Beduine — oder eine Bande schmutziger, halbnackter und verhungerter Araber, — nur hie und da reitet man an einem Dorfe vorbei, welches dieses Namens kaum werth ist. Einige elende Lehmhütten, oder einige steinerne, viereckige, stallähnliche Gehäuse, — voll Schmutz und Unrath, von Hunden und halbwilden Menschen bewohnt, das sind die herrlichen Dorfschaften des jetzt verfluchten Landes. — So ist Galiläa und ganz Judäa gestraft worden dafür, daß es die Tage seiner Heimsuchung nicht erkannte, und alle dargebotenen Gnaden nicht benützte. — Wahrlich! Gott läßt seiner nicht ewig spotten, — er ist langmüthig, aber auch gerecht und wahrhaftig. — Schrecklich sehen wir alle seine Drohungen und Strafankündigungen erfüllt. —

Wir ritten längere Zeit an einer kleinen Hochebene, am nördlichen Ende der eben jetzt reich bewässerten Ebene Esdrälon, oder Jezrael dahin, im fortwährenden Anblick einer reizenden, fruchtbaren Landschaft, von berühmten Bergen umgeben, vom Tabor, Hermon und Gilboa, vom Karmel und Samarien's Bergen eingeschlossen. Beim Dorfe Japhia verließen wir diesen eine weite Aussicht gebenden Pfad, und lenkten gegen Norden ein. Wir passirten über eine Stunde eine enge Bergschlucht. Bald ging es hinauf, bald herunter, auf jeder Anhöhe glaubten wir Nazareth zu erblicken. — Die Erwartung, die Sehnsucht stieg mit jedem Schritt, mit jeder Minute; — plötzlich sehen wir hinab in einen stillen Bergkessel, und in demselben bemerken wir viele kleine, steinerne, weißgraue Häuschen, amphitheatralisch an den westlichen Hügel hingebaut, und nun ertönte es freudig und jubelnd aus allen arabischen Kehlen: „En Nasirah! en Nasirah! — Nazareth! Nazareth!“

Nachmittags 3 Uhr den 22. März stiegen wir vor dem neuerbauten, schönen und reinlichen Pilgerhause ab, gegenüber dem Franziskanerkloster. Sogleich lief ein Knabe in das Kloster mit der Nachricht, daß ein Pilgerzug angekommen sei. Augenblicklich erschien ein sehr freundlicher Frater, öffnete das verschlossene Pilgerhaus,

und wies uns ein freundliches Zimmer an. — Körperlich müde und erschöpft, voll Hunger und Durst, — aber wahrlich selig im Geiste sinken wir auf das bereitete Lager nieder, ruhen einige Minuten, und können kaum die Größe unseres Glückes fassen. — Wechselseitig rufen wir uns zu: „Gottlob! Gottlob! wir haben wieder ein Ziel unserer Wanderschaft, wir haben Nazareth erreicht!" Zweifelnd fast möchten wir rufen: „Ist's denn möglich? — sind wir denn wirklich in Nazareth?! Oder träumen wir nur?!" — Ach! das Glück, die Freude ist zu groß, fast können wir sie selbst nicht glauben, sie nicht fassen! — O Paris und London, Wien und Berlin, Rom und Neapel, o ihr glänzenden Hauptstädte Europa's allzumal! was seid ihr doch gegen dieses arme, schmutzige, verachtete, in einem felsigen Winkel der Welt verborgen gelegene Nazareth! — Dieses armselige Städtlein hat euch alle überwunden! Es ist unschön, und dennoch herrlicher, reizender und tausendmal liebenswürdiger und anziehender, als alle Prachtstädte Europa's; — gleichwie sein angebeteter Sohn, der Nazarener, den Salomon in all' seiner Pracht und Weisheit, und alle große Geister aller Zeiten und aller Völker und Länder unendlich weit übertroffen hat. — O welch' ein Unterschied zwischen Natur und Gnade, — zwischen der schönsten Natur-Landschaft und einem armen, aber heiligen Orte, dem der Herr der Herrlichkeit, und die Heiligste der Heiligen, eine übernatürliche, unvergängliche Schönheit und unsterblichen Liebreiz verliehen hat! — Wir sind wahrhaft gesättiget von Geistesfreude, obwohl der Körper nur in Oel gekochte Fastenspeise erhält, und armselig darben muß, zufrieden mit der reinen, gesunden, stärkenden Luft und mit seinem Antheil an des Geistes überströmender Lust. — Wahrlich! wir erfahren es, der Mensch lebt nicht allein von Speise, von gewöhnlicher Nahrung, sondern auch vom Geiste, von der Gnade, von der reinen Luft, von der innerlichen Glückseligkeit; — denn wir sind auch körperlich kerngesund und wohl, satt und zufrieden bei allen Entbehrungen.

Heute noch werden wir Nazareth's heilige Orte besuchen, und morgen unsern Bericht erstatten. — Heute wollen wir zum ersten Mal in Nazareth schlafen, frisch und gesund und seelenvergnügt, beinahe den seligen Geistern ähnlich, die hier auf- und niederstiegen und die heilige Familie bewachten. —

Nazareth, am 23. März, Mittags.

2. Als wir heute früh, an einem Sonntage, erwachten, sahen wir schon um 5 Uhr beim ersten Tagesgrauen die christlichen Nazarener zur Kirche eilen. — Um 7 Uhr sollte die Pfarrmesse und in arabischer Sprache — in der Landessprache, Predigt sein. Um die

köstliche Morgenluft einzuathmen, und in der lieblichen Morgenstille und Einsamkeit uns auch geistig zu erquicken, und Nazareth von Osten betrachten zu können, gingen wir früh vor Sonnenaufgang in die schöne, stille, blumenreiche, mit großen Cactushecken und mit Oelbäumen bepflanzte, östlich gelegene Thalebene. —

Da liegt Nazareth malerisch vor uns da, an der westlichen Anhöhe eines stillen Thalkessels, der etwa zehn Minuten breit und eine halbe Stunde lang sich von Norden nach Süden hinzieht; weiße Kalkfelsen umgeben ihn. Ringsum sieht man sich in diesem Thalkessel von Bergen eingeschlossen, und wie von der ganzen Welt abgeschnitten und abgeschlossen, indem nur gegen Süden eine enge Schlucht nach der großen Ebene Esdrälon sich hinschlängelt. — Und diesen unbekannten, vergessenen, abgeschiedenen, stillen Winkel der Welt hat die göttliche Vorsehung sich auserkoren, und ihn dazu bestimmt, daß von ihm das Heil ausgehe, daß hier in diesem einsamen, stillen Thale die Heiligste und Gnadenvolle wohne und Mutter des Welterlösers werde, daß hier der Weltheiland in tiefster Verborgenheit seine Jugendjahre verlebe. — Dieses Thal liegt 821 Fuß über dem Mittelmeere, die es umgebenden Berge aber erreichen eine Höhe von 1500 bis 1600 Fuß und gewähren eine Aussicht bis auf das Meer und den beschneiten Gipfel des Libanon.

Nazareth, d. h. die „Blumenstadt," (denn aus ihr sproßte die Blume aus dem Stamme David's), war im Alten Bunde eine unbekannte und ungenannte Stadt, und eben diese sollte Marien's und Joseph's und des Welterlösers Wohnort werden. Zu dieser Stadt und in das Haus einer armen Jungfrau ward einer der ersten Engel mit dem erhabensten Gruße, und mit der Ankündigung der Menschwerdung des Sohnes Gottes gesendet. Von dieser Stadt wurden die Christen lange Zeit „Nazarener" genannt, noch wird ihnen von den Arabern dieser Name „Nusrany," beigelegt. — Die heilige Helena ließ über dem Hause Marien's, wo der Engel ihr erschienen, die prächtige Kirche „Maria Verkündigung" erbauen. — Im 13. Jahrhundert erfuhr Nazareth durch die wilden Sarazenen eine gräuliche Verheerung, nachdem es vorher in den Tagen, als der tapfere Tankred in den Zeiten der Kreuzzüge Galiläa erhalten hatte, Sitz eines Bischofes geworden war. — Nach den Verwüstungen des Sultan Bibras (1263) sank Nazareth allmählich zu einem Dorfe und Trümmerhaufen herab. Mit vieler Mühe bauten die Franziskaner-Mönche 1620 die öfter, namentlich 1263, ganz zerstörte Kirche Maria Verkündigung wieder auf. Im Jahre 1730 stellten sie auch das Kloster wieder her, worauf sich allmählich auch andere Gebäude aus dem Schutte erhoben. — Auch Napoleon kam auf seinen asia-

tischen Feldzügen 1799 hieher, und schlug zwei Stunden südlich von Nazareth mit nur 3000 Franzosen die ganze türkische, weit überlegene Armee von 25,000 Mann in die Flucht.

Im Jahre 1837 ward ganz Palästina, namentlich auch Nazareth, von einem schrecklichen und verheerenden Erdbeben heimgesucht. Häuser und Kirchen stürzten ein, und viele Menschenleben gingen unter den Trümmern verloren. Auch das hiesige Pilgerhaus wurde zur Ruine; aber schon 1845 erhob sich das jetzige, schöne, ja prächtige an der Stelle des alten. — Freund! du darfst Dich freuen auf diese Herberge, solltest Du je einmal das Glück haben, in Nazareth logiren und übernachten zu müssen. Es sind viele Gastzimmer, und sogar ein eigener gemeinsamer Speisesaal für die Pilger vorhanden. — Das jetzige Nazareth ist keine Stadt nach unseren Begriffen und Erwartungen, sondern eher ein großes Dorf oder Flecken von etwa 1000 Türken und 2000 Christen (Katholiken, Maroniten und Griechen) bewohnt. Stadtmauern, Thore, Pflaster, schöne oder gerade Straßen, Reinlichkeit — das Alles fehlt. Regellos stehen die kleinen, grauen, steinernen Häuser und Häuschen und Höhlen am Abhange des Berges, der über die Stadt sich westlich erhebt und sie weit überragt. — Nur die Gnade, der Geist, die Religion, die Geschichte verleiht diesem Orte seinen ganzen Ruhm, seine höhere Würde und Schönheit. —

3. Das wichtigste Gebäude des Städtchens ist und bleibt: das Kloster und in demselben die Kirche Maria Verkündigung. — Durch ein ganz enges Pförtchen — damit nicht zu viele Leute oder Räuber auf einmal eindringen können — gelangt man in den weiten Hof des festungsmäßig gebauten Klosters. Links sieht man zwei Schulzimmer, wo die christlichen arabischen Knaben und Mädchen von einem freundlichen Lehrer und einer Lehrerin den nöthigen Schulunterricht erhalten, ja sogar Kost und Verpflegung, Alles auf Kosten des Klosters. Hierauf kommt man in die kleine, aber schöne Kirche. Ihre geringe Länge steht zu der großen Breite in einem störenden Mißverhältniß. Nicht die Patres, nicht die Baumeister sind Schuld an diesem Mißverhältniß, sondern die Habsucht und Geldgier der Türken, welche nur gegen große, unerschwingliche Geldsummen eine größere Länge zugestehen wollen. — Gleich beim Eintritt bemerkten wir unter dem Hauptaltar in der Mitte der Kirche in einer Vertiefung eine Grotte, eine Art unterirdische, von mehreren brennenden Lampen feierlich erleuchtete Kapelle. — Ein heiliger Schauer und tiefe Ehrfurcht ergreift uns, und unser Inneres sagt uns: hier ist Nazareth's großes Heiligthum, hier stand Marien's Haus, hier ist der Engel ihr erschienen. Die orientalischen Christen

ziehen ihre Schuhe aus, und den Turban ab, und nur mit bloßen Füßen und entblößtem Haupte steigen sie auf der breiten, schönen Marmortreppe von vielen Stufen hinab zu der „Grotte Maria Verkündigung." Unmittelbar am Ende der Treppe zeigt man den Raum, auf welchem das Haus Marien's stand, welches, wie die Legende erzählt, von Engelshänden zuerst nach Dalmatien und später nach Loretto getragen wurde, um dasselbe der Entweihung und Zerstörung durch die wilden Sarazenen zu entziehen. Hier an dieser geheiligten Stelle, wo die staunende Jungfrau den Gruß des Engels hörte, erhebt sich ein Altar, stets von mehreren silbernen Lampen erleuchtet, und unter ihm, auf dem schönen Marmorgrunde, liest man die mit goldenen Buchstaben eingegrabenen Worte:

„Verbum caro hic factum est.
Hier ist das Wort Fleisch geworden."

Hier also, an diesem heiligen Orte, in dieser stillen, einfachen, ganz umleuchteten Stätte hatte das große Wunder der Welterlösung und der Menschwerdung des Sohnes Gottes begonnen, hier hatte die zweite demuthsvolle und gehorsame Eva den Engelsgruß vernommen: „Gegrüßt seist du, Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern! Die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten; darum wird auch das Heilige, welches aus dir geboren werden soll, Sohn Gottes genannt werden. Bei Gott ist kein Ding unmöglich!" (Luk. 28, 35 bis 37.) Hier entgegnete die gehorsame zweite Eva, eingehend in Gottes Plane und unbedingt sich unterwerfend: „Ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte."

Auf diesem Altare wird immer die Messe gelesen (de annuntiatione b. M. v. von Maria Verkündigung. Auch ich hatte das Glück, hier an dieser heiligen Stätte am Sonntag celebriren zu können. — Ich ward bei der heiligen Handlung sehr ergriffen. — Der Ort schien mir zu heilig — die Himmlischen nah und gegenwärtig, — daher getraut man sich an solchen Stätten kaum zu reden oder zu gehen. Heilige Ehrfurcht durchdringt des Gläubigen ganzes Wesen. Die Vergangenheit wird ganz zur Gegenwart. Man glaubt noch des Engels und Maria's Worte zu hören, und die Heiligsten der Vorzeit hier wandeln zu sehen. Eine neue, innerliche, geistige Menschwerdung des Eingeborenen Sohnes Gottes, — eine Verbindung und Gemeinschaft des getrennten und gefallenen, aber nunmehr erlösten Menschen mit Gott und seiner Engelswelt, — eine herzliche Verbrüderung der Engel und Menschen zu einer seligen Gottesfamilie scheint mir hier stets in der heiligen Messe und heiligen Kommunion verwirklicht und erneuert zu werden. —

Auch dieses Haus Marien's ist ein Versammlungsort aller Eva's-kinder geworden. Da knieen und weinen und beten und danken und loben Gott alle getaufte Völker der Erde für die Gnade der Erlösung. Da knieen Reiche und Arme, Engländer, halbnackte Beduinen und reiche, angesehene Herren und Damen, Franzosen, Spanier, Italiener, Deutsche, Polen, Russen, Griechen, Aegyptier, Araber, Chaldäer, Perser, Syrier, selbst Amerikaner 2c., und von allen Farben und Trachten und Sprachen sind hier zu schauen, — gar verschiedenartige Kinder einer und derselben Mutter. Während die europäischen Christen still und gedankenvoll ihre Andacht hier verrichten, können die orientalischen Christen es nicht unterlassen, ihre Andacht, ihre Gedanken und Gefühle auch laut und offenbar werden zu lassen nach ihrer Weise. Sie küssen wiederholt den steinernen Boden, berühren mit Mund und Stirne die heilige Stätte, schlagen oft und laut an die Brust, machen viele Kreuzzeichen, und zumal im Augenblicke der heiligen Wandlung lassen sie ihre Seufzer und ihre Gebete und ihre Gedanken ganz laut werden.

Hinter dem Altare zeigt man noch zwei in Felsen gehauene Kammern, als zum Hause Marien's gehörig. In dem einen soll sie gekocht, in dem andern geschlafen haben.

Wir stiegen von dieser ehrwürdigen Felsenkapelle wieder auf der Marmortreppe in die obere Kirche herauf. Unmittelbar über der Kapelle Mariä Verkündigung steht der schöne Hauptaltar der Kirche, und hinter demselben der Chor der Väter. An der Wand dieses etwas dunklen Chores bemerkte ich ein großes, sehr schönes Oelgemälde, darstellend: Mariä Verkündigung und des Engels Erscheinung. — Schöne Gemälde sind im Orient eine Seltenheit, denn die Kunst ist hier in ihrer Kindheit, und noch sehr unreif. Die Gemälde der Griechen und Armenier sind meistens höchst erbärmlich und geschmacklos.

An einem Seitenaltar wurde eben die Pfarrmesse gelesen. Auf dem Boden knieend oder sitzend, — denn Stühle und Bänke fehlen in allen Kirchen des Orients, — hier die Männer, dort die Frauen mit weißem Schleier und Ueberwurf, hörten sie die heilige Messe an. Das Evangelium las in arabischer Sprache der Ministrant laut dem Volke vor. Hierauf begann der Celebrant, ein alter Pater, vom Altare aus in arabischer Sprache eine sehr ernste Predigt voll Eifer und Leben. Daß die Predigt den arabischen Christen zu Herzen ging und sie angriff, merkte ich gar deutlich an ihren Mienen, an ihrem Brustklopfen und ihren lauten Seufzern und Worten, womit sie Besserung gelobten.

Das Brevier beteten die Patres sehr langsam und feierlich,

gleichwie die Karmeliten auf Karmel. Aber das fröhliche Geläute des Karmels hörten wir hier nicht. Die Türken dulden nur kurzes Anschlagen der Glocken, nicht ein eigentliches Läuten. —

Nachdem wir Nazareth's erstes und wichtigstes Heiligthum besichtigt hatten, führte uns ein Knabe zu anderen historisch merkwürdigen Orten, welche ebenfalls in Kapellen verwandelt sind und von den Pilgern besucht zu werden pflegen. Sie sind:

a. Des heiligen Joseph's Werkstätte, — seine ehemalige Wohnung, etwas westlich vom Kloster gelegen, ehedem eine ansehnliche Kirche, von welcher nur ein Theil der Halbrotunde des Presbyteriums türkischer Zerstörungswuth entging, an den sich nun eine Kapelle neuerer Zeit anschließt. Ueber dem armen, einfachen Altar, worauf täglich das Meßopfer dargebracht wird, befindet sich ein Bild des heiligen Joseph, den Nährvater, den Zimmermann darstellend in seiner Berufsarbeit, unterstützt von seinem Pflegesohn.

b. In der Südwestseite der Stadt zeigt man an einer Bergschlucht in einer Felsenkapelle einen runden Tisch, einem Kalkstein ähnlich, von $3^1/_2$ Fuß Höhe und 39 Fuß im Umkreise, welcher noch jetzt der „Tisch Christi" genannt wird, weil nach fortlaufender Tradition der Herr oft mit seinen Jüngern hier soll gespeist haben, wobei ihm die runde Felsenplatte als natürlicher Tisch diente. — An der Seite steht ein einfacher Altar, auf welchem gleichfalls Gottesdienst gehalten wird. — In der Nähe zeigt man auch die Synagoge, das heißt den Platz, auf welchem die alte Synagoge gestanden haben soll, in welcher der Heiland zuerst liebliche, dann ernste Worte zu seinen Landsleuten sprach, und dadurch ihren Haß auf sich lud, daß sie Ihn vom Berge stürzen wollten. — Am Ausgange des Thales von Nazareth, nach der Ebene Jezrael zu, zeigt man den Felsabhang, von welchem die Nazarener Christum stürzen wollten.

Während der Besichtigung dieser Oertlichkeiten ist es Mittag geworden. Die Sonne scheint schon heiß am blauen, wolkenlosen Himmel. Festlich gekleidet ziehen die Nazarener an unserem Pilgerhause vorüber und betrachten neugierig uns Fremdlinge. Wir rüsten uns zu einem allerliebsten Ausflug auf den stillen, hohen Berg Tabor, der uns ein unendlich edleres Vergnügen gewähren wird, als alle europäische Gesellschaften, Theater, Concerte und alle Belustigungsorte und Vergnügungsarten allzumal von A bis Z.

Der Weg von hier auf den Tabor beträgt nur zwei Stunden. — Er soll unsicher sein. Wilde Thiere, Leoparden, Wölfe, Eber hausen in seinem Gebüsch, und wildere Menschen, Beduinen, umschwärmen ihn. Für Geld hat ein Beduine selbst sich angeboten, unser Führer und Beschützer zu sein. — Alles ist bereit zum interessantesten Aus-

flug. — Glück auf den Weg! — Gott befohlen! — Es sei mit uns Jesus, Maria und Joseph — drei Namen und Personen, deren mancher Aufgeklärte in Europa sich schämt, wir aber keineswegs, zumal hier in diesen stillen Bergen und Thälern nicht, die alle uns zurufen: „Auch mich haben sie gesehen, auch mich betraten die drei heiligsten Personen Jesus, Maria und Joseph!" — Nun denn, sie seien mit uns als stete Begleiter und Schirmer in jeglicher Gefahr nah und fern, zumal auf Ihrem eigenen, heimathlichen Boden, wo sie ehedem in den Tagen ihrer irdischen Wanderschaft ebenfalls pilgerten! —

2. Der Weg nach Bethlehem.

(Aus: Besuch bei Sem, Cham und Japhet von Dr. Alban Stolz.)

1. Der Weg von Jerusalem nach Bethlehem ist steinigt und zieht sich über Berghöhen fort. Nach einer Stunde etwa kamen wir zu einem griechischen Kloster, dem heiligen Elias geweiht. Es ist mit hohen, festen Mauern umgeben, um in dieser Bergeinsamkeit gesichert zu sein vor gewaltsamem Eindringen räuberischen Volkes. Wir machten keinen Versuch, Einlaß zu erhalten. Später führte uns der kümmerliche Weg an dem Grabmale der Rachel vorbei. Es ist ein gemauerter Würfel in der Größe eines einstöckigen Hauses, worüber statt des Daches eine Kuppel von Stein sich wölbt. Den Eingang verschließt eine eiserne Gitterthür, durch welche man in das leere Innere sehen kann. Da die Türken bekanntlich die Personen des Alten Testamentes auch in Ehren halten, so wird an diesen Ort von Juden, Türken und Christen gewallfahret. Ja, die Türken halten es für heilsam, auch im Tode in der Nähe dieses Grabmales zu liegen; obschon kein bewohnter Ort ganz nahe ist, sieht man Türkengräber umher; früher benützten die Türken das Innere des Monumentes als Moschee; jetzt haben die Juden den Schlüssel dazu. Zwar ist dieses Gebäude allerdings nicht uralt, aber aus den frühesten Zeiten schon hat man Nachrichten, daß hier das Grab Rachel's verehrt wurde, und nur das Denkmal, welches früher eine Pyramide war, ist zeitweise erneuert worden. Man kann also wohl annehmen, daß dieses die Stelle ist, von welcher Moses in der Genesis redet 35, 17: „Und es geschah, als Rachel schwer gebar, sprach die Hebamme zu ihr: Fürchte nichts, denn auch dieser ist dir ein Sohn. Und es geschah, als ihr die Seele ausging, denn sie starb, da nannte sie seinen Namen: Ben Oni (Sohn meines Schmerzes) und sein Vater nannte ihn Benjamin. Und Rachel starb und wurde begraben auf dem Wege nach Efrat, das ist: Bet-Lechem. Und Jakob stellte

eine Säule auf ihr Grab, das ist die Säule des Grabes Rachel's bis auf diesen Tag." Diese Stelle ist somit in gewisser Beziehung die eigenthümlichste in der Welt, es ist hier ein Weib auf der Reise am Wege gestorben und begraben, und ihr Grab wird schon vierthalbtausend Jahre bewahrt und verehrt, und zwar zugleich von den Bekennern dreier ganz verschiedenen Religionen, von den Christen, den Juden und den Türken; und man kann mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auch in der fernsten Zukunft, vielleicht bis an's Ende der Welt, diese Grabstelle nicht verloren gehen und vergessen werde. Es ist nicht wohl denkbar, daß solches ein Zufall ist, — es muß ein geheimnißvoller Grund sein, daß Gott dieses so gefügt hat, — vielleicht auch deßhalb, weil sie die Mutter des ägyptischen Joseph's war, dessen Schicksal Vieles von Christi Leben und Person vorbildete.

2. Der erste Anblick eines Ortes, wie Bethlehem, macht einen seltsamen Eindruck auf die Seele; es ist, wie wenn plötzlich das Bild, welches schon in der Kindheit der Seele vorgestellt und eingeprägt wurde, aus der innerlichen Vorstellung heraustrete und nun zu einer äußern Wirklichkeit sich verwandelte, — es kommt einem vor wie eine alte Heimath, ja wie ein materiell Stein gewordener Theil der eigenen Seele; und sie fliegt mit dem Blicke grüßend schon ferne dem Ort entgegen.

Bethlehem lag vor uns auf einer Anhöhe; die Gegend ist viel besser angebaut, besonders mit Oelbäumen, als wir es in Palästina bisher gesehen hatten. Es war schon Abend, als wir in die Stadt einritten. Eine große Zahl der Einwohner saßen und standen feiertäglich gekleidet umher, denn es sollen gegen zweitausend Katholiken in Bethlehem sein, wohl mehr als in irgend einer Stadt des Landes. Weil es gerade Ostern war, hatten sie ihre beste farbenfrische Kleidung an; ihre Tracht in den langen weiten Gewändern ist aber sehr malerisch. Noch viel schöner aber war die auffallende Freundlichkeit, mit welcher uns die Leute empfingen. Große und Kleine grüßten uns theils, theils zeigten sie in sanftem, heitern Lächeln ihre Freude, daß so viele Christen aus dem Abendlande hierher kommen. Besonders fiel mir die Schönheit der Leute auf; sie ist ausgezeichneter und allgemeiner, als ich sie in irgend einem Orte von Palästina sah. Juden dürfen keine in Bethlehem wohnen, gewiß nicht ohne Fügung Gottes, sowie auch in Nazareth nicht. Es muß aber für einen Christen aus Bethlehem das Bewußtsein ein eigenthümliches Gefühl erwecken, der leiblichen Abstammung nach denselben Geburtsort mit dem Heilande der Welt haben, ein Landsmann von ihm zu sein; auch in dieser Beziehung war mir der Anblick dieser schönen freundlichen Bewohner von Bethlehem interessant. Bethlehem muß selbst

dem Menschensohn in seiner Verherrlichung die fast einzig liebliche Erinnerung von der Erde sein. Dort kamen die Hirten und Weisen ihm als Kind zu huldigen; die Bewohner von Bethlehem haben nicht, wie die von Nazareth und Jerusalem, ihn verfolgt; ja, die Kinder von Bethlehem waren seinetwegen die ersten Martyrer. Darum mag über diesem Ort jetzt noch und immer ein freundlicher Segen des Herrn ruhen.

Bevor wir im Kloster einkehrten, wollten wir vorerst den Ort besuchen, wo die Engel den Hirten erschienen waren. Derselbe liegt eine kleine halbe Stunde von Bethlehem entfernt in einem anmuthigen grünen Thal. Wir ritten einen felsigen Weg hinab und kamen dann an die Kapelle, wozu die Höhle eingerichtet ist, in welcher die Hirten sich befanden, als der Engel ihnen die frohe Botschaft verkündigte. Man steigt etwa zwanzig Treppen hinab. Ich zweifle nicht, daß dieses der richtige Ort war; denn seit jener Zeit sind gewiß die Christusgläubigen bis auf den heutigen Tag in Bethlehem nicht mehr ausgegangen, weßhalb auch die Wissenschaft des Ortes nicht ausgehen konnte, den die Hirten ihren Nachkommen zeigten, daß dort die himmlische Erscheinung zu ihnen gekommen und geredet habe. Später war von der Kaiserin Helena eine Kirche über dieser Höhle gebaut; die Höhle ist geblieben, die Kirche aber längst zerstört; nur Steintrümmer und am Boden abgebrochenes Gemäuer zeigen noch ihren Ort. Ein alter Araber, den ich in seinem Turban für einen Mohamedaner hielt, zündete Lichter an, zeigte uns die christliche Ausschmückung und fing dann, zu unserer Ueberraschung, an der geheiligten Stelle an, uns in lateinischer Sprache vorzubeten das Vater unser, den englischen Gruß und den Glauben. —

Ein Haufe junger Leute, welche uns von Bethlehem aus begleitet hatten, hielten unsere Pferde, bis wir aus der Höhlenkapelle zurückkamen. Es war schon tiefe Dämmerung geworden, als wir uns auf die Rückkehr nach Bethlehem machten; schon leuchteten angezündete Lichter von der Höhe herab; die Stadt sieht kastellartig aus, wie wenn sie aus lauter alten Burgen bestünde. Eine milde, weiche Luft war über das Thal ausgegossen, der reine Himmel funkelte mit seinen stillen Sternen herab, als wollte er uns leise mahnen, auch still zu sein. Da sahen wir, wie wenn die Christnacht auf's Neue angebrochen wäre, neben unserem Wege Schafheerden lagern und Hirten, die dabei wachten. In Rührung und Freude fühlte es die Seele, Gott zeige uns hier nicht nur den Ort, wo die heilige Nacht, Weihnacht, sich ereignet hat, sondern wie ein Vater freundlich den Kindern ein schönes Bild zeigt, so ließ uns Gott auch dort Hirten und Heerden sehen, ein Bild, wie es in jener Nacht hier gewesen ist. —

3. Bethlehem.

(Aus: die Väter der Wüste von Ida Gräfin Hahn-Hahn.)

Unter der Kirche zu Bethlehem befindet sich die Felsengrotte, in welcher das wundervollste, lieblichste, demüthigste Geheimniß der überschwenglichen Liebe Gottes in die Zeit eintrat. Das geschah in der allergrößten Unscheinbarkeit. Eine nackte Felsenhöhle, die nach orientalischer Sitte, sei's gelegentlich, sei's beständig, als Stall diente; ein armes Kindlein in der Krippe liegend, welche sonst das Futter des Vihes aufnahm; eine unbekannte zarte Mutter; ein geringer Handwerksmann; einige Hirten vom benachbarten Felde: so trat Er in das Erdenleben ein, Er, den der Prophet Isaias als den „Friedenskönig Wunderbar" Jahrtausende vorher verkündete. Nur das Auge des Glaubens durchdringt den Schleier dieser Unscheinbarkeit; die Hirten hören und sehen die jubilirenden Engel, und die Könige im tiefen Orient folgen dem geheimnißvollen Stern. In dieser mystischen Stille begann in der Zeit die Erlösung der Welt. Aber auf diese mystische Stille schaute in späteren Tagen und Jahrtausenden das Auge des Glaubens mit unaussprechlicher Liebe, und heilige Seelen sehnten sich nach der Grotte von Bethlehem, wie nach dem Hafen des Friedens. Bethlehem bildet einen entschiedenen Gegensatz zu dem in Staub und Asche versteinerten Jerusalem. Es ist, als hätte die Ankunft des Herrn einen beständigen Frühlingszauber über Bethlehem, sein Tod eine beständige starre Trauer über Jerusalem ausgebreitet.

Bethlehem liegt zwischen zwei Hügeln auf einem Abhang, der sich in ein tiefes Thal hinabsenkt und mit Oel-, Feigen- und Mandelbäumen reich bedeckt ist. Der kräftige Boden trägt üppige Feldfrucht und hie und da kleine winzige Wiesenstellen, frisch und zart wie grüner Sammet. Die Vögel singen um Bethlehem; das ist selten in Paläſtina. Die ganze Landschaft ist anmuthig frühlingsmäßig, ohne Gluth und Glanz, unbeschreiblich passend für die Idylle der Ruth, für die Kinderspiele des Hirtenknaben David, für die Wiegenstätte des göttlichen Kindes. Die Kirche ist noch die, welche die Kaiserin Helena im Basilikenstyl über dem Stalle mit der Krippe hat erbauen lassen; die alten schönen Marmorsäulen mit ungeschickten Knäufen, welche den inneren Raum in drei Langschiffe zerschneiden, stehen noch alle aufrecht. Das Getäfel der flachen Decke aus Cedernholz besteht auch noch; nur die Mosaikbilder an den Wänden sind theils herausgerissen, theils übertüncht worden von den Muhamedanern. Der ganze Hügel von Kalkstein, auf dem die Kirche liegt, ist unterminirt von theils natürlichen, theils künstlichen Höhlen und Grotten. Die Christen der ersten Jahrhunderte schlugen darin ihre

Wohnungen für's Leben oder für den Tod auf. Sie reihen sich wie kleine Katakomben an die Grotte der Geburt Christi, die mit Marmor an den Wänden bekleidet, mit Seidenstoffen ausgehängt, mit Gemälden verziert, und Tag und Nacht von mehr als fünfzig vergoldeten ewigen Lampen erleuchtet ist, welche auf der geheimnißreichen Stätte das Licht der Welt andeuten, das in Christus uns erschienen ist. In einer dieser Grotten befindet sich der Altar, der über dem Grabe des heiligen Hieronymus errichtet ist. Hier suchte und fand er einen Ruheplatz nach seinem kampfbewegten Leben. „An der Geburtsstätte meines Heilandes," schreibt er, „will ich wohnen und ruhen, weil Er diesen Platz gewählt und geweiht hat." Das war der mystische Zug für Seelen, „welche dem Lamme folgen, wohin immer es geht!" Diese Höhle war des Hieronymus Lieblingsaufenthalt. Da lebte er, das Orakel seiner Zeit, ganz versenkt in Abtödtung und Wissenschaft. Da durchwachte er die Nächte bei seiner Uebersetzung des Alten Testamentes aus dem Hebräischen in's Lateinische. Da hatte er immer vor Augen die letzten Dinge des Menschen, immer im Ohre die Posaune des Gerichtes, und durch eine fast gewaltthätige Bußstrenge, die ihn antrieb, mit Steinen die Brust sich blutig zu schlagen, suchte er Alles zu unterjochen, was ihm bei seinem Sturmlaufen auf den Himmel im Wege war. In einer andern Grotte ist die Grabstätte seines Schülers, des heiligen Abtes Eusebius von Cremona. Eine dritte ist dem Andenken der unschuldigen Kindlein geweiht, die Herodes zu den Erstlingen der Martyrerblüthen machte, und die für ihren Heiland nicht sowohl zeugen, als sterben konnten. Außerhalb Bethlehem's liegt ein kleines Sanctuarium, das man als den Zufluchtsort der seligsten Jungfrau Maria während jener Schreckenstage bezeichnet, und das bei dem Volke in besonderer Verehrung ist, sogar bei den Muhamedanern, die darauf ihre Eide ablegen. In einer vierten Höhle erhebt sich ein Altar über den Reliquien der beiden edlen Römerinnen Paula und Eustochium, Mutter und Tochter, welche gläubige Andacht in ein Kloster zu Bethlehem führte. Sie waren unzertrennlich im Leben, und ungetrennt ruhen diese letzten Sprossen der hohen Scipionen und der feurigen Grachen im dunkeln, demüthigen Grabe, neben der dunkeln und demüthigen Krippe. —

---

4. Die Kirche der Geburt Christi zu Bethlehem.

(Aus: Wanderung nach Palästina von Visino.)

Ehrwürdig und den Pilger tief ergreifend ist die Kapellen-Grotte der Geburt Christi in Bethlehem, zu welcher man aus

der über derselben stehenden Kirche durch eine enge, in den Felsen gehauene Treppe von vier und zwanzig Stufen, und einen langen, schachtartigen, ganz in den Felsen gehauenen Gang gelangt, in dem verschiedene Altäre stehen.

An diesen Altären vorüber, durch Ewige-Lampen beleuchtet, die auch zugleich dem dunklen Felsengange ein spärliches Licht mittheilen, geleitete mich mein freundlicher Führer zu einer verschlossenen Thüre, die er mit einem Schlüssel öffnete. Ein Kind, das zum ersten Male und plötzlich aus der dunkeln Kammer vor einen schimmernden Christbaum gestellt wird, mag wohl von einem ebenso freudigen Staunen ergriffen werden, als ich, da ich an der Schwelle der rasch geöffneten Thüre mit Einem Male in das glanzerfüllte Heiligthum blickte, aus welchem das Licht der Welt hervorgegangen. Lange stand ich überrascht, ergriffen, gerührt, die bedeutungsvolle Grotte betrachtend, an deren marmorgedeckten Boden und Wänden der Glanz von zwei und dreißig reichen Silberlampen sich brach, welche die fromme Hand christlicher Fürsten in geordneten Reihen hier aufgehangen.

Nur zögernd folgte ich, als mein Führer schweigend meine Hand ergriff und mich leisen Trittes in die würdig geschmückte Halle führte, deren Anblick selbst den Ungläubigen nicht unbewegt lassen kann. Unserm Eingange gegenüber, am östlichen Ende der Grotte, stand mein Führer still, ließ sich auf die Kniee nieder und drückte die Stirne an den Boden. Mein tieferregtes Gefühl ließ mich freudig seinem Beispiele folgen. — Als ich mich wieder erhoben hatte, betrachtete ich genauer d i e s e ewig denkwürdige Stelle. Sie ist eine in den Felsen eingetiefte Nische mit glänzendem Marmor überkleidet und von fünf silbernen Lampen erhellt. Eilf andere Lampen desselben Metalls hängen noch darüber an der äußern Wand. Auf dem Grunde dieser Nische trägt eine Marmortafel, mit Jaspis eingelegt, als Mittelpunkt eine silberne Sonne, an deren Rand in getriebener Arbeit die Worte schimmern:

„Hic de virgine Maria
Jesus Christus natus est.
Hier ist von der Jungfrau Maria
Jesus Christus geboren worden."

Eine Marmortafel, über der Nische von zwei Säulen getragen, dient als Altar, worauf das Geheimniß der Menschwerdung sich täglich erneuert. Die Griechen sind im Besitze dieses Heiligthums.

Südlich von dieser Stelle, 15 Fuß entfernt, in einer gesonderten Grotte und 2 Fuß tiefer gelegen, als die Fläche der größeren Halle, welche 38 Fuß lang, 12 Fuß breit und 9 Fuß hoch ist, wird die K r i p p e gezeigt, in welche Maria ihren neugeborenen Sohn, in

Windeln eingewickelt, legte, weil kein Platz mehr für sie war in der Herberge. Der Boden und die Futtertröge sind von weißem Marmor; fünf Silberlampen schimmern darüber; doch die Wände sind Naturfels, von ungeregelter Form, gerade so, wie sie bei der Geburt des Heilandes waren. Ein Blick hinter die sie verhüllenden Purpurtücher überzeugt, daß die Kunst diese Wände nicht berührte. In derselben Grotte bezeichnet ein den Katholiken gehöriger Altar die Stelle, wo Maria saß, den erschienenen König Israel's auf dem unentweihten Schooße, als die drei Weisen anbetend jene Opfer darbrachten, wie sie einem Könige geziemen. Ein sehr schönes Gemälde, jenen Akt der Verehrung und Anbetung darstellend, dient als Altarbild. Eine gleichfalls sehr gute Kopie von Raphael, die Anbetung der Hirten, deckt im Hintergrunde der Krippe den Felsen. Zu verschiedenen Zeiten werden die Bekleidungen der Wände geändert, und die Purpurtücher durch Tapeten von blauem silbergesticktem Atlas, oder von weißem Seidenzeuge, mit Gold durchwirkt, ersetzt; diese ebenso schönen, als werthvollen Tapeten sind Weihegeschenke christlicher Fürsten. Am Weihnachtstage werden die Verkleidungen abgenommen, und die heilige Grotte erscheint in ihrer ursprünglichen Gestalt.

Was in diesem heiligen Raume, schon so höchst interessant durch die wichtigen geschichtlichen Thatsachen, deren Zeuge er war, noch überdies Herz und Auge des Pilgers recht freundlich anspricht, das sind die vielen guten Bilder aus italienischer und spanischer Schule, nach welchen in ganz Palästina außer dieser Grotte das Auge des Kunstfreundes vergebens sich umsieht. Namentlich verweilte ich lange bei den Bildern der Krippe, welche sich ebenso, wie sie der Künstler aufgefaßt, auch häufig im wirklichen Leben präsentiren. Wohl manche demüthige, zartfühlende Maria, wohl mancher gehorsame, frommgläubige Joseph, und auch nicht wenige jener weisen Männer, deren Geist nach langer Reise durch die labyrintisch-verschlungenen Pfade der Philosopheme und Zweifel endlich dem leitenden Sterne folgte, der zur Erkenntniß und Ruhe führt, — wohl alle diese blicken mit der heiligen Freude gestillter Sehnsucht auf ihren erschienenen Erlöser, der sich am Altare der Versöhnung ihretwegen dem Herrn opfert! —

Ueber die Aechtheit der genannten heiligen Stellen kann kein vernünftiger Zweifel obwalten; die kritische Geschichte hat darüber entschieden. Schon die ersten Christen hatten über der Krippe des Erlösers eine Kapelle erbaut, welche jedoch Hadrian niederreißen und ein abgöttisches Standbild des Adonis darüber errichten ließ. Die heilige Helena ließ das Götzenbild wegnehmen, und über die Krippe, deren Vorhalle sie erweitern und mit dem köstlichen Marmor schmücken ließ, der noch gegenwärtig Boden und Wände derselben deckt, —

die prächtige Kirche aufführen, von deren ehemaligen Schönheit noch ihre jetzige Gestalt hinreichende Kunde gibt. Mit der Summe, welche so häufig für ein schwelgerisches Gastmahl verwendet wird, könnte man dieses der Christenheit so wichtige Denkmal vor weiterem Verfalle schützen! Aber freilich, — die da schwelgen, denken kaum an Jesum, geschweige denn an die Restauration einer Kirche, die nur die Krippe deckt, wo er in Armuth geboren ward! —

5 und 6. Jerusalem.

1. Die Greuel der Verwüstung zu Jerusalem.

(Von August Graf von Chateaubriand.)

Erblickt man Jerusalem von den Höhen des Oelberges, jenseits des Thales Josaphat, so scheint es in einer Art Ebene zu liegen, die sich von der Abendseite gegen Sonnenaufgang hinabneigt. Die ausgezackte, durch Thürme und ein Schloß befestigte Ringmauer umfaßt die ganze Stadt, einen Theil des Berges Sion ausgenommen, der ehemals mit dazu gehörte. Gegen die Abendseite hin und im Mittelpunkte der Stadt, sowie auch in der Nähe des Hügels Golgatha, stehen die Häuser ziemlich nahe aneinander; aber gegen Aufgang, längs dem Thale Cedron hin, sind große Lücken, zu welchen unter anderen auch der weite Umfang um die Moschee, die auf der Stätte des ehemaligen Tempels errichtet ist, und die beinahe ganz öde und verlassene Gegend gehört, wo vor Zeiten das Schloß der Antonia und der zweite Palast des Tetrarchen stand.

Die Häuser zu Jerusalem sind viereckige, sehr niedrige und schwere Massen ohne Schornsteine und ohne Fenster, oben mit einem flachen Erdwall oder einem runden Dach, und haben große Aehnlichkeit mit Kerkern oder Begräbnißstätten. Die ganze Stadt erschien von einerlei Höhe, wofern nicht die Glockenthürme der Kirchen, die Thürme der Moscheen, dann die Wipfel einiger Zypressen, Feigenbäume und Aloestauden diese traurige Einförmigkeit hin und wieder unterbrächen. Bei dem Anblicke dieser steinernen Hütten in einer so steinigen Landschaft wird dem ängstlichen Fremdling zu Muthe, als wandelte er mitten in einer Wüste unter halb zerstörten Grabmälern eines ehemaligen Friedhofes umher.

Je näher man der Stadt kommt, je mehr wird das Herz von einer Traurigkeit beklommen, der Niemand sich erwehren kann. In der Stadt selbst vollends ist gar nichts geeignet, den mindesten Trost zu gewähren. Der Pilger irrt durch kleine, ungepflasterte Gassen, die auf einem ungleichen Erdreich bald sich erheben, bald abwärts

führen, und schreitet durch Wogen Staubes oder über rollende Kieselsteine. Schmutzige Leinwandlappen, die von einem Hause über das andere herabhängen, vermehren die Dunkelheit dieses Labyrinthes; und das noch wenige übrige Licht dieser verödeten Stadt wird durch gewölbte und verpestete Sclavengefängnisse in Nacht verwandelt! — Wenige Krambuden entfalten dem Auge nichts als kümmerliches Elend; oft sogar sind diese armseligen Buden aus Furcht vor dem etwa vorübergehenden Cadi versperrt. Keine Seele ist auf den Gassen zu sehen; kein Mensch bei den Stadtthoren! Nur zuweilen schleicht, einem Gespenst ähnlich, ein armer Bauer sich in den Schatten und verbirgt die Frucht seines Schweißes unter dem Gewand und zittert, daß nicht irgend ein türkischer Kriegsknecht sie ihm entreiße! — Hin und wieder in einem abgelegenen Winkel sieht man einen arabischen Metzger das Schlachtthier erwürgen, das er an einer zertrümmerten Mauer bei den Füßen aufhing; und wer das gräßliche und scheue Angesicht dieses rohen Menschen und seine von Blut triefenden Arme in's Auge faßt, der hält ihn eher für einen Mörder, als für den Schlächter eines armen Lammes. Das ganze Getöse, das in dieser gottesmörderischen Stadt zu den Ohren ertönt, ist je zuweilen der Galopp eines Rosses aus der Wildniß; und plötzlich sieht man dann den Janitschar, der mit dem Kopf eines Beduinen daherreitet, oder auf Raub auszieht! — — —

Mitten in diesem entsetzlichen Greuel der Verwüstung wird das Auge des Pilgers auf einmal durch die wundersamsten Erscheinungen gefesselt. Unter den Trümmern Jerusalem's sieht er zwei Arten unabhängiger Völkerschaften, die beide in ihrem Glauben die Kraft finden, so unsägliches Elend muthig zu überwinden. Hier leben christliche Mönche, die keine menschliche Macht dahin zu zwingen vermag, daß sie das Grabmal des göttlichen Erlösers verließen; und die trotz aller Plünderungen, Gelderpressungen, Mißhandlungen und Drohungen standhaft an dieser Stätte der Erlösung ausharren. Tag und Nacht ertönt ihr Gesang um das heilige Grab. Ob auch des Morgens von dem türkischen Statthalter und seinen Knechten ausgeraubt und mit dem Tode bedroht, findet der Abend sie ruhig am Fuße des Kalvarienberges, an jener Stätte betend, wo Jesus Christus für das Heil der Menschen litt. Immer sind sie heitern Angesichts und von fröhlichem Lächeln verklärt. Mit Freuden nehmen sie den Fremdling auf. Ohne Macht, wie ohne Waffen, schützen sie ganze Ortschaften vor der Gewalt der Missethat. Geängstigt und von Stockstreichen und dem Schwerte bedrängt, flüchten Weiber, Kinder, ja sogar Heerden der Fluren in die Klöster dieser Einsiedler. Was hält den Bösewicht ab, seine Beute zu verfolgen und eine so schwache

Schutzwehr niederzureißen? — Die mildthätige Christenliebe der Mönche! Ihr Letztes geben sie preis, das Leben ihrer Flüchtlinge zu erkaufen. Türken, Araber, Griechen, schismatische Christen nehmen ihre Zuflucht zu dem Schutze weniger katholischer Mönche, die zu ohnmächtig sind, sich selbst zu schützen. Wahrlich ausrufen kann man hier mit dem großen Bossuet: „Fromme, zum Himmel erhobene Hände haben mehr Kriegsheere niedergestürzt, als Hände, die mit Schwertern sich waffneten!“

Indeß nun das christliche Jerusalem so glorreich und herrlich aus der Wüste emporsteigt, wendet der Pilger den Blick in die Gegend zwischen dem Berge Sion und der Stätte des ehemaligen Tempels; und sieht daselbst eine andere kleine Völkerschaft, die, von allen übrigen Inwohnern gesondert, in beständiger Abgeschiedenheit lebt. Verachtet von Allen, senkt sie das Haupt erdwärts, ohne den Mund zur Klage zu öffnen. In beständigem Druck duldet sie Erpressungen und schreckliche Mißhandlungen, ohne je ihr Recht zu suchen; sie leidet Stockstreiche, ohne zu seufzen. Verlangt man ihren Kopf, so bietet sie ihn selbst dem Schwerte dar. Stirbt irgend ein Mitglied dieser mit Fluch belasteten Gemeinde, so wartet der nächste Nachbar die Nacht ab und begräbt ihn heimlich im Thale Josaphat, einst von Salomon's Tempel beschattet. Wer in die Wohnungen dieses Volkes eindringt, der sieht, wie sie, seufzend unter der Last des äußersten Elendes, ihren Kindern ein geheimnißvolles Buch vorlesen, das diese in der Zeit abermal ihren Kindern vorlesen; schon vor mehr denn tausend Jahren hat dieß Volk gethan, was es noch zu dieser Stunde thut. Sechs Mal schon wohnte es der Zerstörung seiner Mutterstadt Jerusalem bei, und dennoch ist nichts vermögend, seinen Blick von Sion abzuwenden! — Wer die Juden nach dem Ausspruche Gottes auf dem ganzen Erdboden zerstreut sieht, der kann sich der Verwunderung nicht erwehren; wer sie aber hier zu Jerusalem findet, der wird von übernatürlichem Erstaunen und von Schauer erschüttert. Hier muß man diese rechtmäßigen Herren von Palästina sehen, wie sie in ihrem eigenen Land als Sclaven und Fremdlinge schmachten, und mitten unter aller Schmach, mitten unter dem Drucke der entsetzlichsten Mißhandlungen fortwährend einen König erwarten, von dem sie ihre Erlösung hoffen. — Vom Kreuze zermalmt, das sie verdammt und über ihrem Haupte aufgepflanzt steht; in der Nähe des herrlichen Tempels, von dem längst kein Stein mehr auf dem andern blieb, dauert ihre trostlose Verblendung durch die Reihe so vieler Jahrhunderte fort. Perser, Griechen, Römer verschwanden von der Erde; ein armseliges Volk, dessen Ursprung jenen großen und berühmten Völkern voranging, besteht ohne Ver-

mischung in den Trümmern seines Vaterlandes! Wenn es irgend ein National=Wunder giebt, so findet dieses Wunder sich hier. Was ist auch selbst in den Augen des profanen Weisen erstaunlicher, als dieses alte und neue Jerusalem, das hier am Fuße des Kalvarienberges zusammentrifft! Trauernd blickt das Eine auf das Grabmal des erstandenen Jesus; indeß das zweite einen Quell unversieglichen Trostes bei diesem einzigen Grabe findet, das am Ende der Zeiten nichts herauszugeben hat! —

2. Rundgang um die Stadt.

(Aus: Pilgerreise in das heilige Land von Wilhelm Prisac.)

Die interessantesten Seiten von Jerusalem sind offenbar die Süd= und die Ostseite; hier liegen im Süden das Thal Benhinnon, Gehenna und im Osten das Thal Josaphat, im Süden der Berg Sion, der gegenwärtig bloß zu einem Theile mit in die Stadt gezogen, und ihm gegenüber der Berg des bösen Rathes; im Osten der Oelberg mit seinen verschiedenen Verzweigungen, nämlich der Berg des Aergernisses und der Berg der Himmelfahrt, die Stelle viri Galilaei. Geht man aus dem Jaffathore hinaus nach Süden, so hat man im Rücken den Berg Gihon mit dem Walkerfelde, im Thale den Teich der Bethsaba. Wendet man sich nach Norden über den Berg Gihon, so kommt man hier zu den sogenannten Gräbern der Könige, der Richter, der Grotte und dem Kerker des Jeremias und dem ehemaligen Grabmal der Königin Helena von Adiabene. Das Thal Benhinnon oder Gehenna im Süden, zwischen dem Berge Sion und dem Berge des Aergernisses, diente den Juden zum größten Abscheu, weßhalb sie es auch in späteren Zeiten, wo sie dem Götzendienste gänzlich entsagt hatten, mit der Hölle verglichen. Hier opferten sie in den Tagen ihres Götzendienstes und der furchtbarsten Verblendung ihre Kinder dem Moloch, indem sie dieselben in die glühenden Arme einer eisernen Statue legten. Um durch das Geschrei jener unglücklichen Geschöpfe nicht zum Mitleiden bewegt zu werden, schlugen sie mit Trommeln (Tof), welche noch gegenwärtig das gewöhnliche Instrument der Orientalen sind, und deren dämonische Natur man auch damals in Paris bei der Hinrichtung Ludwig's XVI. in Anwendung brachte.

An der andern Seite des Thales Benhinnon, gerade dem Sion gegenüber, liegt der Berg des bösen Rathes, wo sich einst das Landhaus des Kaiphas befunden, auf dem die angesehenen Juden und Schriftgelehrten an jenem Mittwoch versammelt waren, weil sie die Heilung des Blindgebornen und die Auferweckung des Lazarus in Angst versetzt hatte, und endlich nach dem Worte des Hohenpriesters,

daß es besser sei, es sterbe Ein Mensch, als daß das ganze Volk umkomme, den Beschluß gefaßt hatten, den göttlichen Heiland noch vor dem Osterfeste zu tödten. An derselben Seite des Berges befindet sich die Höhle, worin sich die Apostel verborgen hielten, als sie, mit Ausnahme der Apostel Petrus und Johannes, bei der Gefangennehmung Christi flohen, und wo sie, außer dem Apostel Jakobus, der sich in einer Höhle im Thale Josaphat aufhielt, bis zu seiner Auferstehung weilten. Auch der Töpferacker, Hakeldama, der für das Blutgeld des Judas gekauft ward, befindet sich an jener Seite der Stadt, sowie die Stelle, wohin Petrus hinausging und seine Sünden beweinte, die er durch eine dreimalige Verleugnung seines Herrn begangen hatte.

Wir gingen nun auf einem solchen Rundgange um einen Theil der Stadt, aus dem Davidsthore hinaus, an den Hütten der Aussätzigen vorbei, über den Berg Sion, an der Wasserleitung des Pilatus vorbei, zu den berühmten Felsengräbern in der Nähe von Jerusalem. Diese Felsengräber, in den harten Stein eingehauen, oft weitläufige Räume, die mitunter von den Anachoreten und sonstigen Menschen zur Wohnung benutzt worden, machen einen höchst merkwürdigen Eindruck. Es sind eigene Grabkammern, oft über und neben einander, die, wie den Aegyptiern die Pyramiden, hier den Juden, deren Begräbnißweise überhaupt viel Aehnlichkeit mit jenem Volke gehabt hat, zu Begräbnißstätten gedient. Die Leichen wurden wenigstens gesalbt und in Leinentücher eingewickelt, wie bei den Aegyptiern; und wenn man auch sonst nichts gethan hat, ihre Gebeine vor der Verwesung zu schützen, so hat man doch auf die Gräber selbst viel Aufwand verwendet. Sie wurden nicht bloß mit großen Kosten in die Felsen hineingehauen, sondern auch dann und wann aufgefrischt und mit Tünche überzogen. Weßhalb sie dem Heilande zum Vergleiche der äußern Haltung und der innern Beschaffenheit der damaligen Juden dienten. Aber auch noch einen andern Vorwurf macht der göttliche Heiland den Juden. Sie, welche die Propheten getödtet und verfolgt, hatten ihnen an dieser Seite der Stadt, auf dem Oelberge, auch noch besondere, mit großem Kostenaufwande errichtete Gräber gewidmet, welche sie von Zeit zu Zeit ausschmückten, und die unter dem Namen der Gräber der Propheten bekannt waren. „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und pharisäischen Heuchler, die ihr die Gräber der Propheten erbauet und die Denkmale der Gerechten schmücket!“ Matth. 23, 29. Die Heuchelei war aber um so größer, als jene Gräber, welche bei Jerusalem unter dem Namen der Gräber der Propheten bekannt sind, nicht einmal die Ueberreste irgend eines namhaften Propheten enthielten, die sämmtlich an anderen Stellen ruhten.

Wir wendeten uns an dem Orte vorbei, wo der Prophet Jesaias hingerichtet und auf Befehl des gottlosen Königs Manasses grausamer Weise durchgesägt wurde, nach der sogenannten Quelle des Nehemias, auch bekannt unter dem Namen des Feuer- oder Hiobsbrunnen, nach Einigen der Quelle Rogel. Als nämlich Jerusalem zerstört, der salomonische Tempel vernichtet und das Volk in die Gefangenschaft nach Babylon geführt ward, da nahm ein Priester das heilige Feuer vom Altare und verbarg es hier in einem trockenen Brunnen, wo es bis in die Zeiten des Nehemias bei dem Aufbau des zweiten Tempels bewahrt blieb und damals wieder hervorgeholt wurde. Auch die Türken halten den Ort heilig und haben ihn mit einer kleinen Moschee überbaut.

Der Nehemiasbrunnen liegt auf der Scheide zwischen dem Thale Benhinnon und dem Thale Josaphat, oder dem Gerichtsthale (Jehova schaphat, der Herr wird richten!). Die Tradition der morgenländischen Völker, gestützt auf eine Stelle des Propheten (Joel 11, 1 und 2.), bezeichnet dieses Thal als den Ort des allgemeinen Weltgerichts. Es heißt nämlich in der genannten Stelle: „Ich will alle Völker versammeln, und sie in das Thal Josaphat führen, und daselbst will ich richten mit ihnen." Die Stelle ließe sich freilich, ohne ihr Gewalt anzuthun, dem Wortlaute nach auch ganz anders erklären. Es kommen aber noch einige andere Stellen hinzu, welche sie mit ziemlicher Gewißheit nur von dem Thale Josaphat bei Jerusalem erklären lassen. Der Herr hat nicht nur an derselben Stelle, wo er seine Leiden begonnen, auch seine Verherrlichung bei der Himmelfahrt angefangen, sondern es ist nach dem ganzen Parallelismus der heiligen Schrift wohl anzunehmen, daß an demselben Orte, wo der Herr zuerst seinen Feinden überliefert ward, er auch später kommen wird am Tage der allgemeinen Vergeltung, über diese zu richten. Dazu verkündeten die Engel bei der glorreichen Himmelfahrt auf dem Oelberge, daß der Herr eben so wieder kommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten, und der Prophet Zacharias sagt ausdrücklich (14, 4 bis 5): „Seine Füße werden an jenem Tage auf dem Oelberge stehen, und es wird kommen der Herr, mein Gott, und alle Heiligen mit ihm."

Wir gingen darauf gegen das Dorf und die Quelle Siloe hin, wo der Heiland den Blindgeborenen heilte (Johannes IX. 1 bis 8) und kamen, indem wir den Berg des Aergernisses, wo Salamo aus Nachsicht gegen die fremden Weiber den fremden Göttern einen Tempel erbauen ließ und selbst opferte, zur Seite ließen, zu dem sogenannten Marienbrunnen in der Nähe der untern Cidronbrücke und der Grabdenkmäler des Absolon, Josaphat, Zacharias und der

Höhle des heiligen Jakobus. Die untere Cidronbrücke war diejenige, worüber die Juden den gefangenen Heiland zur Wohnung des hohen Priesters in die Stadt führten. Sie stießen ihn aber nach der Tradition hinunter in den Schlamm und der göttliche Heiland, der auf den Felsen fiel, der sich in seinem Bette befand, drückte in denselben die Spuren seiner Füße und Kniee, welche, obgleich sie durch Zeit und Luft viel gelitten haben, doch noch immer bei den Gläubigen in frommer Andacht verehrt werden, ja die Begrüßung derselben ist von der Kirche mit einem Ablasse bedacht.

Das Grabmal des Josaphat, des Zacharias und die schöne Felsenkammer des Apostels Jakobus, in welcher sich dieser von dem Tage der Gefangennehmung des Erlösers bis zu seiner glorreichen Auferstehung verborgen hielt, sind größtentheils in den Felsen eingehauen und nach ägyptischem Style construirt. Wer jener Zacharias gewesen, ist jedoch nicht ganz gewiß, nach Einigen wäre es jener hohe Priester gewesen, der von den Juden zwischen dem Tempel und Altare ermordet ward.

Wer das Grab des Absolon nicht gesehen hat, dem wird es auch nicht leicht sein, sich eine Vorstellung von seiner Form und seiner Stylart zu machen. Es ist etwas von einem ägyptischen Tempel, einer Pyramide und einer Säule, aber weder ganz im ägyptischen, noch ganz im griechischen Geschmacke. Es steht wie in eine Ecke gedrückt und mag ungefähr 30 bis 40 Fuß hoch sein. Der Untersatz besteht aus einem verschlossenen jonischen Tempel, aber mit einer ägyptischen Bedachung, dann folgt wiederum eine Art von Fries mit einigen Gliederungen, auf diesen ein kurz abgeschnittener Säulenschaft und endlich eine spitz zulaufende trichterförmige Bedachung, die oben mit einer Artischocke endet. Hat dies seltsame Bauwerk wirklich dem Absolon zum Grabmale gedient? Das hat noch kein Schriftsteller behauptet. Denn Absolon wurde in eine große Grube in einem Walde geworfen (2. Könige 18, 17) und bald unkenntlich gemacht. Aber er hatte sich bei seinen Lebzeiten ein Denkmal aufgerichtet, das im Königsthale steht; denn er sprach: „Ich habe keinen Sohn, so soll das eine Erinnerung meines Namens sein.“ (2. Könige 81, 18.) Es war also ein Kenotaph.

Geht man hier den Berg hinauf, aber südlich, so hat man nicht weit von einer andern Stelle, die ebenfalls von einem Sohne des Verderbens einen Namen hat, nämlich die Stelle, wo sich Judas erhenkte.

Wir gingen weiter nördlich auf Gethsemane zu, indem wir den Oelberg mit seinen verschiedenen Erinnerungen zur Rechten und die alte Tempelarea, die Moschee des Omar und das sogenannte

goldene Thor zur Linken hatten, und kamen dann zu der Stelle der Steinigung des heiligen Stephanus, welche die Kaiserin Eudoxia einstens mit einer Kirche verherrlicht hatte, von der jedoch gegenwärtig nichts mehr vorhanden ist. Diese Stelle befindet sich dicht vor dem sogenannten Stephansthore, dem frühern Schaf- oder Heerdenthore, das zuweilen auch mit dem Thore von Damaskus an der Nordseite der Stadt verwechselt wird. Nächst dem Sion ist kein Fleck außer den Mauern von Jerusalem durch so viele christliche Erinnerungen geweiht, als die nächste Umgebung des Stephansthores, wo sich selbst auf der einen Seite des Baches Cidron nur türkische Begräbnißstätten befinden. Da ist auf dem rechten Ufer des Cidronbettes die erwähnte Stelle der Steinigung des heiligen Stephanus, auf dem linken fast in gerader Linie von Westen nach Osten außer dem Grabe der seligsten Jungfrau, der Todesangstgrotte, dem Garten Gethsemane und dem Orte der Gefangennehmung des Erlösers, der Himmelfahrt, die Stelle, wo die Apostel der Tradition nach das Credo abfaßten, der Heiland selbst das sogenannte Gebet des Herrn lehrte, hier der Ort, wo er über die Zerstörung der Stadt weinte, dort wo die seligste Jungfrau betete, als die Juden den heiligen Stephanus steinigten.

Geht man nun von hier weiter nordwärts auf dem rechten Ufer des Cidronbettes der Mauer entlang nach der Nordseite der Stadt hin, so liegt hier zunächst in der Mauer das sogenannte aber jetzt verschlossene Herodesthor, nach auswärts aber in einiger Entfernung die Grotte des Jeremias, in der Mauer das schöne Thor von Damaskus mit seinen Zinnen, dann weiter nach der Straße von Galiläa hin, die Gräber der Könige, der Richter und dann endlich die Stelle, wo zur Zeit das Grabmal der Königin Helena von Adiabene gestanden.

Die Grotte des Jeremias wird von den Schriftstellern als solche bezeichnet, wo der gottbegeisterte Mann das Schicksal Jerusalems vorhersagte und später über die Zerstörung der heiligen Stadt und des salomonischen Tempels, sowie die Hinwegführung des Volkes in die Gefangenschaft Babylons seine Klagelieder verfaßte. Schon die heilige Helena hatte jener Grotte ihre besondere Aufmerksamkeit und Verehrung gewidmet und eine Kirche darüber her gebaut, von der natürlicher Weise gegenwärtig nichts mehr vorhanden ist. Dagegen haben sich auch die Türken hier wiederum niedergelassen und eine Moschee an dem Orte errichtet, wie sie dies an so vielen durch alttestamentalische Erinnerungen und namentlich durch Propheten geweihte Stellen gethan, ja selbst der seligsten Jungfrau haben sie oft ihre Aufmerksamkeit gewidmet.

In der Nähe jener Grotte wird aber noch eine andere gezeigt, welche von Einigen für die Wohnung des Propheten, von Anderen und gewiß mit mehr Grund für das Gefängniß des Propheten bezeichnet wird. Als nämlich Jeremias im zweiten Jahre der Regierung des Königs Sedecias eines Tages einige harte Dinge über das Schicksal der heiligen Stadt verkündet, hörte dies Phassur, der Sohn Emmers, ein Priester, und dieser ließ in seiner Verblendung den Propheten deßhalb in's Gefängniß werfen, das sich in der Nähe des Tempels befand. Am anderen Tage gab er ihn jedoch los und Jeremias weissagte von Neuem gegen Jerusalem und gegen ganz Judäa, namentlich auch, daß die Stadt genommen, geplündert und verbrannt, das Volk aber nach Babylon in die Gefangenschaft abgeführt und Phassur selbst in der Gefangenschaft sterben werde. Wenige Jahre später wurde die Stadt durch die Chaldäer belagert; da schickte Sedecia, der die Erfüllung jener Prophezeihung fürchtete, an Jeremias einen andern Phassur, Sohn des Melchias, und den Saphonias und ließ ihn wegen der Stadt befragen. Dieser aber antwortete, Jerusalem werde durch Pest, Hunger und Schwert zu Grunde gehen und Die, welche dem Elende entkämen, nach Babylon in die Gefangenschaft abgeführt werden. Es sei nun blos noch ein Weg der Rettung übrig, nämlich freiwillig zu den Chaldäern zu flüchten. Da ließ der König den Jeremias abermals festnehmen, ließ ihn aber wieder los, als er sich von der Wahrheit vieler seiner Prophezeihungen überzeugte. Als aber Jeremias aus der Stadt hinaus nach seinem Geburtsorte Anathot gehen wollte, ließ ihn der Thorhüter Johias ergreifen, weil er glaubte, er habe vor, zu den Chaldäern zu gehen, und zum dritten Male festnehmen. Er ward zwar anfangs in anständiger Haft gehalten; als er aber fortfuhr mit seinen Warnungen, beschuldigten ihn die Rathgeber des Königs, er entmuthige das Volk und entkräfte die Vertheidigung. Sie entfernten ihn daher aus der Stadt und warfen ihn in eine schmutzige Cysterne, wo er wahrscheinlich gestorben wäre, wenn sich nicht ein Aethiopier vom Hofe des Königs seiner erbarmt und in bessere Haft gebracht hätte, aus welcher er von den Chaldäern befreit wurde. Quaresmius hält den bezeichneten Ort für die Stelle der vierten Gefangenschaft des Propheten.

Die Gräber der Könige an der Nordseite von Jerusalem, wenn es anders mit diesem Namen seine Richtigkeit hat, was wir jedoch keineswegs bezweifeln wollen, können, nachdem wir theils aus den heiligen Schriften, theils anderweitig wissen, daß die Könige aus dem Geschlechte David's und selbst die späteren Maccabäer anderwärts ihre Begräbnißstätte gefunden, nur jene der Herodianer sein.

Sie sind aber gegenwärtig, wie fast alle Gräber um Jerusalem herum, ausgeleert und bieten nur geringe Ausbeute. Es befinden sich indessen in dem sogenannten ninnivitischen Museum in Paris zwei Sarkophage, die ihnen entnommen sind.

Fragen wir nun, welche Bewandtniß hat es mit den Gräbern der Richter, die hier noch gezeigt werden? Von den bekannten Richtern, welche einst das Volk leiteten, ist auch nicht ein einziger in Jerusalem gestorben. Es müssen also Gräber sonst angesehener und einflußreicher Personen gewesen sein, welche die Schrift ebenfalls mit dem Namen Richter bezeichnet, die hier beerdigt worden.

Werfen wir nun noch einen allgemeinen Blick auf die Höhe der Mauern von Jerusalem, so gibt es Stellen, wo die Mauer nicht höher als etwa 30 bis 40, es gibt aber auch solche, wo sie, abgesehen von der steilen Neigung des Felsen, an 70 Fuß hoch sind. Die schwächste Seite ist die Stelle in der Nähe des Damaskusthores. Hier griffen auch die Kreuzfahrer vorzugsweise an und erstiegen endlich mit nicht zu beschreibender Begeisterung unter Gottfried von Bouillon, wie durch ein wahres Wunder, die Mauern der Stadt, während das Kreuzheer an der Westseite, in der Gegend des sogenannten Thurm David's, eben so glücklich kämpfte. —

7. Der Oelgarten zu Jerusalem.

(Von August Graf von Chateaubriand.)

Das Thal Josaphat heißt in der Schrift auch das Thal Sava, das Thal des Königs, das Thal Melchisedech's. In dem Thale Melchisedech suchte der König von Sodom Abraham auf, um ihm zu dem Siege über fünf Könige Glück zu wünschen. Moloch und Beelphegor wurden in diesem nämlichen Thale verehrt. Es erhielt erst später den Namen Josaphat, weil der König dieses Namens sich hier sein Grab erbauen ließ. Das Thal Josaphat scheint immer der Gottesacker für Jerusalem gewesen zu sein; man findet daselbst Denkmäler aus den ältesten und neuesten Zeiten; die Juden kommen aus allen Welttheilen hierher, um zu sterben, und ein Fremder verkauft ihnen um Gold ein wenig Erde, um ihre Körper in den Fluren ihrer Ahnherren zu bedecken. Die Cedern, womit Salomo dieses Thal bepflanzte, der Schatten des Tempels, wovon es bedeckt ward, der Bach, der es durchfloß *), die Trauerlieder, welche David hier verfertigte, die Klaglieder, welche Jere-

*) Cedron ist ein hebräisches Wort, welches Traurigkeit, Schwärze u. s. w. bedeutet.

mias hier erschallen ließ, eigneten es ganz zur Traurigkeit und zum Frieden der Gräber. Jesus weihte dieses Thal von Neuem dem Schmerze, weil er hier sein Leiden anfing.

Der Anblick des Thales Josaphat ist höchst traurig; die westliche Seite ist eine hohe Kreidewand, auf der die gothischen Stadtmauern ruhen, hinter denen man Jerusalem erblickt; die östliche Seite wird von dem Oelberge und dem Berge des Aergernisses, mons offensionis, gebildet, also benannt von Salomo's Abgötterei. Diese beiden Berge, welche sich berühren, sind fast ganz kahl und von dunkelrother Farbe; auf ihren öden Seiten bemerkt man hier und da einige schwarze und verbrannte Weinanlagen, einige Gruppen wilder Oelbäume, einige Aecker mit Ysop bedeckt, Kapellen, Oratorien und Moscheen in Trümmern. In der Tiefe des Thales sieht man eine Brücke von einem Bogen über das Bette des Flusses Cedron. Die Steine des Gottesackers der Juden erscheinen wie ein Haufen von Ruinen, am Fuße des Berges des Aergernisses, unter dem arabischen Dorfe Siloan; man vermag kaum die Hütten dieses Dorfes von den Gräbern zu unterscheiden, welche dasselbe umgeben. Drei alte Denkmäler, die Gräber des Zacharias, Josaphat's und Absalon's, zeichnen sich aus in diesem Gefilde der Zerstörung.

Am Ufer und fast beim Ursprung des Baches Cedron traten wir in den Garten der Oelbäume. Er gehört den lateinischen Vätern, welche ihn mit ihrem eigenen Gelde erkauft haben; man erblickt hier acht dicke, sehr alte Oelbäume. Der Oelbaum ist so zu sagen unsterblich, weil er aus seinem Stocke wieder hervorwächst; man bewahrte in der Citadelle von Athen einen Oelbaum, dessen Ursprung bis zur Gründung der Stadt hinaufstieg. Die Oelbäume in dem Garten dieses Namens zu Jerusalem sind wenigstens aus den letzten Zeiten des Reichs. Hier folgt der Beweis dafür: In der Türkei bezahlt jeder von den Muselmännern zur Zeit, als sie Asien überschwemmten, aufrechtstehend gefundene Oelbaum dem Fiskus einen Medin, indeß der seit der Eroberung gepflanzte Oelbaum dem Großherrn die Hälfte seiner Früchte abgeben muß; nun sind aber den acht erwähnten Oelbäumen nicht mehr als acht Medinen auferlegt.

Wir stiegen am Eingange des Gartens ab, um die Stationen desselben zu Fuße zu besuchen. Das Dorf Gethsemane lag in einiger Entfernung von dem Garten der Oelbäume. Man verwechselt es immer heut zu Tage mit diesem Garten (wie mehrere Reisebeschreibungen bemerken).

Wir traten zuerst in das Grab der heiligen Jungfrau. Dies ist eine unterirdische Kirche, in welche man auf fünfzig ziemlich schönen Stufen hinabsteigt; sie ist unter alle christliche Sekten getheilt,

selbst die Türken haben ein Oratorium an diesem Orte, die Katholiken besitzen das Grab der Maria. Obgleich die Jungfrau nicht zu Jerusalem gestorben ist, so wurde sie doch, der Meinung mehrerer Kirchenväter zu Folge, zu Gethsemane von den Aposteln begraben. Euthemius erzählt die Geschichte dieser wunderbaren Beerdigung. Als der heilige Thomas den Sarg öffnen ließ, fand man nur ein einfaches jungfräuliches Gewand dieser Königin des Ruhmes, welche die Engel selbst in den Himmel getragen hatten.

Die Gräber des heiligen Joseph, des heiligen Joachim und der heiligen Anna befinden sich gleichfalls in dieser unterirdischen Kirche.

Nun besuchten wir im Garten der Oelbäume die Grotte, wo der Erlöser blutigen Schweiß vergossen, indem er die Worte aussprach: „Vater, ist's möglich, so laß diesen Kelch vorübergehen!" — Diese Grotte ist unregelmäßig; man hat Altäre in derselben angebracht. Einige Schritte außerhalb sieht man die Stelle, wo Judas seinen Meister durch einen Kuß verrieth.

Indeß wir, die Grotte des bittern Kelches verlassend, einen krummen, mit Kieseln bestreuten Pfad hinaufstiegen, hielt uns der Dragoman bei einem Felsen an, wo Jesus die schuldige Stadt betrachtet, und ihre nahe Zerstörung beweint haben soll. Baronius bemerkt, Titus habe seine Zelte an derselben Stelle aufgeschlagen.

Von dem Felsen der Prophezeihung stiegen wir in Grotten, welche sich rechts am Wege befinden. Man nennt sie die Gräber der Propheten; sie haben nichts Merkwürdiges, und man weiß nicht bestimmt, welche Propheten hier begraben sein sollen.

Ein wenig oberhalb dieser Grotten fanden wir eine Art Cisterne, die aus zwölf Bogen bestand. Hier verfaßten die Apostel das erste Symbolum unseres Glaubens. Man steigt noch höher und findet die Ruinen oder vielmehr die öde Stätte einer Kapelle. Eine ziemlich allgemeine Sage behauptet, Jesus Christus habe an diesem Orte das Vater Unser gebetet. So wurde fast an derselben Stelle das Glaubensbekenntniß und das Gebet aller Menschen verfertigt.

Dreißig Schritte von da, mehr gegen Norden, ist ein Oelbaum, an dessen Fuße der Sohn des Weltrichters das Weltgericht voraussagte. Fünfzig Schritte weiter auf dem Gebirge kommt man zu einer kleinen Moschee von achteckiger Gestalt, den Ueberresten einer Kirche, die man ehedem auf derselben Stelle erbaut hatte, wo Jesus Christus nach seiner Auferstehung gen Himmel fuhr. Man erkennt auf dem Felsen noch die Spur des linken Fußes eines Menschen; ehedem sah man auch die des rechten Fußes. Die meisten Pilger behaupten, die Türken hätten diese zweite Spur in die Moschee des

Tempels gebracht; allein der Pater Roger behauptet bestimmt das Gegentheil. Ich schweige aus Achtung, ohne jedoch überzeugt zu sein. Der heilige Augustin, der heilige Hieronymus, der heilige Paulinus, Sulpicius Severus, der ehrwürdige Beda, die Tradition, alle neuere und ältere Reisende versichern, daß jene Spur eine Fußtapfe Jesu Christi sei. Untersucht man diese Fußtapfe, so muß man daraus schließen, daß der Heiland im Momente der Auffahrt das Gesicht gegen Norden kehrte, gleichsam um den mit Irrthümern befleckten Süden nicht anzuerkennen, um die Barbaren zum rechten Glauben zu rufen, welche die Tempel der falschen Götter umstürzen, neue Nationen erzeugen und das Panier des Kreuzes auf Jerusalems Mauern aufpflanzen sollten.

Die heilige Helena hatte da, wo man jetzt die achteckige Moschee findet, eine Kirche bauen lassen. Der heilige Hieronymus erzählt, man habe das Gewölbe dieser Kirche nie an dem Orte schließen können, wo Jesus Christus seine Auffahrt durch die Luft hielt. Der ehrwürdige Beda versichert, daß man zu seiner Zeit den Abend vor Himmelfahrt den Oelberg immer mit Feuer bedeckt gesehen habe. —

---

8 und 9. Die Leidens-Wege des Herrn zu Jerusalem.

1. Der Weg der Gefangennehmung.

(Von P. Maria Joseph von Geramb.)

Jerusalem, am 9. Februar 1832.

Dieser Weg faßt den ganzen Raum in sich, welchen Jesus Christus von dem Orte an, wo er gefangen wurde, bis zu dem Augenblicke durchschritt, wo Pilatus, zu feige, um von seinem Ansehen zu Gunsten der Unschuld Gebrauch zu machen, in der Hoffnung, die Menge zu rühren und ihre Wuth zu entwaffnen, ihr Jenen, dessen Blut sie verlangt hatte, mit den Auszeichnungen eines lächerlichen Königthums bekleidet, verhöhnt, und mit Wunden bedeckt, vorführte, und zu ihr sagte: „Ecce homo! Seht ein Mensch!"

Begleitet von meinem Dolmetscher, welcher sehr gut türkisch und arabisch spricht, ging ich zum Thore des heiligen Stephan hinaus. — Wir stiegen den Berg hinab, wo der Heilige gesteinigt worden ist, und gelangten über die Brücke des Flusses Cedron zur **ersten Station** nach Gethsemani, in diesen geheiligten Garten, den Jesus mit seinem Schweiße und seinem Blute befeuchtete, wo er gefangen, gebunden und geknebelt worden ist, um von da nach Jerusalem geschleppt zu werden. Die schmerzlichsten Gedanken zerrissen meine Seele. Die Stelle, wo der Heiland durch den Kuß des schändlichen

Judas verrathen worden ist, jene, wo das erhabene Opfer sich den Soldaten zeigte, welche gekommen waren, ihn gefangen zu nehmen, erweckten großen Unwillen in mir; es kam mir vor, als sei ich bei dieser Schreckensscene, die der heilige Johannes beschreibt, gegenwärtig:

„Der Verräther Judas kannte diesen Ort, weil sich Jesus mit seinen Jüngern oft da eingefunden hatte. Nachdem Judas also eine Rotte Soldaten, und von den obersten Priestern und den Pharisäern Leute erhalten hatte, kam er mit Laternen, Fackeln und Waffen an diesen Ort. Jesus, der Alles wußte, was ihm begegnen würde, ging ihnen entgegen und fragte sie: „Wen suchet ihr?" Sie antworteten ihm: „„Jesum von Nazareth!"" Jesus sagte ihnen: „Ich bin es!" — Judas, welcher ihn verrieth, war auch bei ihnen. Als nun Jesus zu ihnen gesagt hatte: „Ich bin es!" wichen sie zurück, und stürzten zu Boden. Jesus fragte sie zum Zweitenmale: „Wen suchet ihr?" und sie antworteten: „„Jesum von Nazareth!"" Jesus sagte ihnen: „Ich habe es euch gesagt, daß ich es bin; suchet ihr also mich, dann laßt Diese gehen!" So wurde erfüllt, was er zu seinem Vater gesagt hatte: „Ich habe keinen von Denen, die du mir übergabst, verloren." Joh. 18, 2 bis 9.

Ich glaubte, diese Soldaten, diese Menge, diese Fackeln, diese Stangen, diese Schwerter zu sehen; ich sah sie wirklich, ich hörte die wiederholten Fragen des Heilandes, welcher Alles wußte, und die Antworten dieser wüthenden Menschen. Ich war Zeuge von der schrecklichen Wirkung der Worte: „Ich bin es!" — Worte, welche so einfach, so bescheiden, so sanft sind, und die gleichwohl für Jene, an die sie gerichtet wurden, ein Blitzstrahl waren, der sie zurückweichen und zu Boden stürzen machte. Ich bewunderte mit den Entzückungen einer lebhaften Dankbarkeit diese göttliche Güte, welche alle diese Beschimpfungen, alle diese Beleidigungen für sich selbst hinnahm, und nur bedacht war, ihre Jünger davor zu bewahren, um nicht einen Einzigen von Denen zu verlieren, die ihm sein Vater übergeben hat, Keinen von Denen, welche ihm angehören.

Es war bei der Grotte der Todesangst, wo Jesus sich freiwillig dem Tode durch die Worte überlieferte: „Ich bin Der, den ihr suchet!" und den Soldaten seine heiligen Hände darreichte, welche sie banden. Ich verfolgte genau den Weg, den sie ihn führten. Nachdem sie eine Zeit lang längs des Cedron hingegangen waren, überschritten sie die Brücke. Eine Ueberlieferung versichert, daß unser Heiland, auf rohe Weise von ihnen fortgestoßen, auf der Brücke niedergefallen sei. Man sieht noch auf einem Steine, welcher sehr verehrt wird, den Eindruck der beiden Kniee. Die Armenier haben den Platz um denselben an sich gekauft. —

Von da aus zwangen die Soldaten Jesus, den Berg Sion zu besteigen, und nahmen ihre Richtung nach dem Hause des Annas, ehemaligen Hohenpriesters und Schwiegervaters des Kaiphas, der in diesem Jahre Hoherpriester war, desselben, welcher den Juden erklärt hatte, es sei zuträglich, daß ein Mensch für das Wohl des Volkes sterbe. —

Dieses Haus des Hohenpriesters Annas oder, um genauer zu sprechen, die Kirche, welche sich über den Trümmern desselben erhebt, ist die **zweite** Station. Man sieht hier gegenwärtig ein armenisches Kloster; es steht an dem Thore David's, beinahe am Fuße des Berges Sion. In der Kirche zeigt man zur Linken den Ort, wo man Jesus verwahrte, ehe er zum Hohenpriester gebracht wurde.

Ganz nahe ist der Platz des Saales, in welchem Jesus vor den alten Hohenpriester geführt wurde, der mit Ungeduld darauf harrte, sich an dem Schauspiele seiner Erniedrigung zu ergötzen; wo Jesus von ihm über seine Lehre und über seine Schüler gefragt wurde, und wo er von Einem der Palastdiener einen Backenstreich empfing, weil er mit Wahrheit und Freimüthigkeit geantwortet hatte. „Ich habe öffentlich vor aller Welt geredet; ich habe immer in der Synagoge und in dem Tempel, wo alle Juden zusammenkamen, meine Lehre vorgetragen und nichts heimlich gelehrt. Warum fragst du mich also? Frage Diejenigen, welche mich gehört hatten, sie wissen, was ich gelehrt habe.“ Joh. 18, 20.

Von dem Hause des Annas wurde Jesus Christus zu dem Palaste des Kaiphas geführt, wo die **dritte** Station ist.

In diesem Palaste war es, wo Kaiphas während der Nacht die Priester, die Gesetzkundigen, die Rathsmitglieder, die Schriftgelehrten und die Pharisäer zusammenberief, vor welchen er Jesus erscheinen ließ. Hier war es, wo der göttliche Erlöser von dem Hohenpriester im Namen des lebendigen Gottes aufgefordert worden ist, zu sagen, ob er Christus der Sohn Gottes sei, und wo er auf die Antwort: „Ich bin es!“ als Gotteslästerer und des Todes schuldig erklärt wurde. —

Der Platz des Palastes des Kaiphas ist auf dem Berge Sion, außerhalb des wirklichen Umkreises von Jerusalem. Die Griechen haben hier ein Kloster erbaut.

Das Merkwürdigste, was ich gesehen habe, ist der Hof, den der gerechte und unschuldige Jesus, von seinen unversöhnlichen Feinden geführt, durchschritt, um sich vor das Blutgericht zu begeben, welches das Urtheil über ihn bereits ausgesprochen hatte. In dem nämlichen Hofe war Petrus so unglücklich, seinen Meister drei Mal zu verleugnen, weil er sich aus Neugierde, aus Verlangen, zu sehen, wie

dies Alles enden werde, ut videret finem, *) an einen Ort gewagt hatte, von dem die Wahrheit und die Gerechtigkeit verbannt waren, an einen Ort, wo Jesus gefangen und verkannt war, wo seine Verfolger und Henker herrschten: ein ebenso trauriges als schreckliches Bild des Falles jener vermessenen Menschen, welche eine eitle Neugierde bisweilen in der Gesellschaft des Bösen zurückhält, indem sie selbe veranlaßt, der Gefahr, ihren Glauben zu verrathen, Trotz zu bieten; oder jener Menschen, die sich der Gerechtigkeit, wenn sie siegt, am ersten ergeben zeigen, und, sowie sich die Verfolgung erhebt, noch mehr aber, wenn sie ihnen scheint anzudauern, aus feiger Vorsicht ihre Gesinnungen eiligst verhüllen, — die, indem sie es für weise halten, den Ausgang zu erwarten, um ihrem Gewissen offenbar gehorsam oder ungehorsam zu sein, unvermerkt den Vortheil des Augenblicks allein zum Führer nehmen, deshalb während des Kampfes ohne Unterschied Diejenigen schonen, welche ihnen nützlich sein können, und mit einem offenbaren und schmachvollen Abfall endigen, wenn ihnen die Sache der Gerechtigkeit verloren zu sein scheint.

Im Innern des Klosters befindet sich eine kleine, sehr schöne und sehr gut erhaltene Kirche, die mit herrlichen Teppichen geziert ist. Der Altar ist nach dem Steine gebildet, welcher den Eingang des heiligen Grabes schloß. An der Seite dieses Altares ist eine kleine Kammer, wo, wie man versichert, Jesus Christus warten mußte, bis er dem Hohenpriester vorgestellt werden sollte.

Von einem mörderischen Haufen umgeben, ist Jesus am Freitage, dem 3. April, beim Anbruche des Tages in den Palast des Pilatus geschleppt worden, welcher die **vierte** Station ist. Schweigend geht er in der Mitte der Horde, vor welchen der Hohepriester, die Gelehrten und die Aeltesten von Judäa hergehen. Sie kommen wieder beim Fuße des Berges Sion vorüber, gehen in Jerusalem durch das Mistthor ein, und nachdem sie an der Seite des Tempels hingegangen sind, kommen sie zur Wohnung des Prätors.

„Sie wollten nicht hineingehen aus Furcht,“ sagt das Evangelium, „verunreinigt zu werden, und das Osterlamm nicht verzehren zu dürfen.“

So hat man schon häufig gesehen, mein theuerer Freund! und wir selbst haben es nur zu oft gesehen, daß sündhafte Menschen, Menschen, welche nach Blut begierig waren, oder sich schon damit befleckt hatten, mit ihren Räubereien, oder ungerechten Handlungen unnütze Bedenklichkeiten, die weder ihrer Raubgierde, noch ihrem Hochmuthe Schranken setzen, verbunden, eine Art von Gewissenszartheit zur Schau gestellt, und durch einen Anschein von Frömmigkeit die Einfältigen getäuscht haben.

*) Matth. 16, 58.

Diese obersten Priester, diese Rathsmitglieder, befürchten, sich zu beflecken, wenn sie das Haus eines heidnischen Beamten betreten, besorgen aber nicht, daß sie sich dadurch verunreinigt haben, daß sie von Judas den Gefangenen kauften, den sie verurtheilt haben, und den sie bis in den Tod verfolgen; — sie, die noch in diesem Augenblicke kein Bedenken tragen werden, ihren Haß mit Lügen und Verleumdung zu sättigen, tragen Bedenken, die Thüre des Pilatus zu überschreiten, so daß dieser herauskommen muß, um sie anzuhören. — Sie geben ihm Jesus als einen Uebelthäter an, sie klagen ihn an, das Volk aufgewiegelt, die Zahlung des Tributes an den Kaiser widerrathen, sich Christus genannt, sich die Rechte und den Titel eines Königs angemaßt zu haben, und zweifeln nicht, daß Pilatus auf ihre Anzeige hin und ohne weitere Untersuchung ihnen beistimmen, und sogar das Verdammungsurtheil auf der Stelle aussprechen werde. Ihre Hoffnung wird getäuscht; ein Gefühl natürlicher Billigkeit, welches man in ähnlichen Fällen selten genug bei einem Beamten findet, der einzig durch menschliche Klugheit geleitet wird, bestimmt den Pilatus, anfangs seine Pflicht zu thun. Er will die Gründe kennen, auf welche sich so schwere Anklagen stützen; er geht in's Gerichtshaus zurück, läßt Jesus folgen, fragt ihn, und erfährt von ihm, daß er sich wirklich König nenne, aber König eines Reiches, das nicht von dieser Welt ist. Ob er gleich Heide ist, so begreift er doch besser, als es viele Christen nach ihm begriffen haben, daß ein solches Königthum nichts mit dem der Fürsten dieser Erde gemein habe, und daß es kein Gegenstand gegründeter Besorgnisse für die Kaiser und ihren Thron sei. Er kommt von Jesus begleitet wieder zurück, und erklärt seinen Anklägern auf eine feierliche Weise, daß er keine Schuld an ihm finde, wegen der er ihn verurtheilen könne.

Aber in diesem Augenblicke bricht die Unzufriedenheit, das Gemurmel, das Geschrei, die Wuth aus, und nun legt der römische Statthalter eine Schwäche an den Tag, welche so weit geht, daß er die höchste Ungerechtigkeit verübt, und das unschuldige Opfer dem Tode überliefert. Mitten in dem Tumulte schreien die obersten Priester, daß Jesus durch seine aufrührerischen Reden Judäa und Galiläa zum Aufstande aufgereizt habe. Bei dem Worte Galiläa, schon bestürzt durch die Verwirrung und die Folgen derselben fürchtend, erinnert sich Pilatus, daß dieses Land unter der Gerichtsbarkeit des Herodes stehe, und ist von da an darauf bedacht, sich des Angeklagten und der Ankläger zu entledigen. Er schickt sie an den Richterstuhl des Vierfürsten, und weiset so feigerweise diese Sachen von sich zurück, welche seiner Entscheidung vorgelegt worden ist, die er

willig in Untersuchung genommen, deren Wahrheit er erkannt, und über die er bereits entscheidend abgeurtheilt hatte.

Das Haus des Prätors bietet nur noch Ruinen dar. Die Gebäude, welche hier stehen, nimmt der türkische Statthalter ein. Man sieht noch die Halle von rothem Marmor, die zum Eingange diente, — sie ist gut erhalten. Man kann nicht mehr durch dieselbe gehen, weil sie vermauert worden ist, aber sie ist durch ihre Farbe vollkommen kennbar.

Die Treppe, auf welcher unser Heiland hinaufstieg, ist nach Rom versetzt worden, wo sie unter dem Namen scala santa, heilige Treppe, verehrt wird. *)

Man steigt heutzutage auf einem Wege hinauf, der in einem weiten Hofe endigt, zu dessen Rechten sich zwei lange Gewölbe befinden, welche zu der Gallerie führen, die damals Xistum oder Xistus hieß.

Von dieser Station bis zur vorhergehenden zählt man mindestens 1300 Schritte. —

Die **fünfte** Station ist beim Palaste des Herodes. — „Herodes," sagen die Evangelisten, „war sehr erfreut, Jesus zu sehen, weil er dies schon lange gewünscht hatte. Er richtete mehrere Fragen an ihn, aber Jesus gab ihm keine Antwort darauf."

Jesus sagte ihm nicht einmal, warum er ihm nicht antworte, und bestrafte auf diese Weise durch ein völliges Stillschweigen den Hochmuth Dessen, der die göttliche Weisheit den Launen seiner eitlen Neugierde unterwerfen wollte. Aber der Fürst, blind wie alle Diejenigen, welche das, was Gott betrifft, nicht fassen wollen, sieht nur Verrücktheit in einem Stillschweigen, das die Strafe der Heuchelei ist, mit der er versucht hatte, die Wissenschaft und die Macht des Gott-Menschen gleichsam auf die Probe zu stellen. Indem nun seine Neugierde in eine nicht minder gottlose Verachtung überging, ließ er ihm einen weißen Rock anziehen, gab ihn in diesem lächerlichen Anzuge den Verunglimpfungen und dem Gespötte des Pöbels preis, und schickte ihn an den Pilatus zurück.

Von dem Palaste, in welchem diese ruchlosen Scenen vorfielen, sind nur noch Ruinen übrig, aus welchen sich gegenwärtig einige Häuser erheben, die von Türken bewohnt sind.

Die **letzte** Station des Weges der Gefangennehmung ist,

---

*) Sie befindet sich zu Rom, in der Nähe der Kirche des heiligen Johannes von Lateran, der Hauptkirche der Christenheit, in einem eigenen Gebäude, besteht aus acht und zwanzig weißen Marmorstufen, ist sorgfältig mit Holz belegt, und wird von den Gläubigen nur auf den Knieen erstiegen. Sie führt zu der Kapelle Sancta Sanctorum.

wie die vierte, am Gerichtshause, wohin Jesus zurückgeführt wurde. Der römische Statthalter, der durch seine frühere Nachgiebigkeit die Verleumder dreist gemacht hatte, erschrickt über ihre Kühnheit, und begeht eine neue Ungerechtigkeit. Er weiß, daß der Gerechte, dessen Schicksal in seinen Händen liegt, ihm nur aus Mißgunst überliefert worden ist. Er wünscht beständig, ihn dem Tode zu entziehen; allein er hofft nicht mehr, daß es ihm gelingen werde, seiner Unschuld vollkommenen Sieg zu verschaffen, und erläßt eines der Urtheile, welches die Gewalt nur der Furcht entreißen kann, — eines der Urtheile, die zur unvermeidlichen Folge haben, daß sie den Beamten von der Zeit an, als er es erlassen, in die Gewalt der Bösen ergeben, und ihn endlich unvermeidlich zu einer Pflichtvergessenheit hinreißen, von welcher der Gedanke allein ihm anfangs ein Greuel war.

„Ich will ihn züchtigen lassen, und dann in Freiheit setzen!" sagt Pilatus, und er verdammt Jesus zur Geißelung. Luk. 23, 22.

Wilde Soldaten zerreißen mit Ruthen oder Riemen den Körper Dessen, von dem er selbst einen Augenblick vorher öffentlich erklärt hatte, daß er keine Schuld an ihm finde. Das Blut strömt unter den häufigen Streichen herab; sie bedecken seine blutigen Schultern mit einem purpurnen Fetzen, geben ihm ein Rohr in die heiligen Hände, setzen ihm eine Dornenkrone auf's Haupt, drücken sie mit Wuth hinein, überhäufen ihn mit Backenstreichen, speien ihm in's Gesicht, und diesen so grausamen Mißhandlungen fügen sie einen noch grausameren Spott bei, indem sie sich vor ihm niederwerfen, und mit gräßlichem Hohne ausrufen: „Sei gegrüßt, König der Juden!"

Dies ist der Augenblick, den Pilatus wählte, um ihn der Rathsversammlung der Juden und dem Volke zu zeigen. Er bestieg den Lithostrotos, Jesus mit sich dahin nehmend, welcher vor Ermüdung, Schmerz und Schmach erschöpft war, und hier, von einer Gallerie aus, die gegenwärtig den Namen: „Ecce homo-Bogen" führt, zeigt er ihn den Blicken der ungeduldigen Menge. „Ecce homo!" rief er ihnen zu, „seht den Menschen!" und der Unglückliche, welcher aus Mitleiden sich unmenschlich zeigen zu müssen geglaubt hat, überredet sich, daß beim Anblicke einer Krone, eines Purpurs und eines Scepters so kläglicher Art das Königthum Jesu, weit entfernt ein Gegenstand des Schreckens zu sein, nur Verachtung und vielleicht Erbarmen erregen würde; — er schmeichelt sich, daß die Grausamkeiten, welche er geschehen ließ, und denen er das blutbedeckte Haupt unter den Augen dieser Wüthenden preis giebt, andere Frevel verhüten werden, welchen diese sich gerne überlassen möchten.

„Seht den Menschen!" wiederholen diese blutgierigen Tieger. „Nun wohl! Kreuzige ihn! Kreuzige ihn! er soll gekreuzigt werden!"

und Mordgeschrei ertönt sogleich von allen Seiten. Die Unruhe des Pöbels, der wachsende Tumult, die Verwünschungen, die Verfluchungen, die Drohungen von dem Zorne des Kaisers, die Besorgniß eines allgemeinen Aufstandes beunruhigen, verwirren und bestürzen den Statthalter, sie machen ihn zur Beute aller Qualen, die ein Gewissen bestürmen können, das aus Schwäche und Schrecken zwischen der Pflicht, einen Unschuldigen zu retten, und dem Verbrechen, ihn an's Kreuz heften zu lassen, unschlüssig ist. Ein Gedanke der Gerechtigkeit lebt in ihm auf, und beherrscht einen Augenblick lang seine Seele; er verlangt Wasser, wäscht sich öffentlich die Hände und spricht: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten!" — und beinahe in demselben Augenblicke sieht er nur Schaden und Gefahr, wenn er der Wuth des Volkes widerstehen würde, und in Folge eines schmachvollen Widerspruchs läßt er ein Todesurtheil ergehen, und liefert den Gerechten aus, daß er gekreuzigt werde. Joh. 19, 16.

Der Ort, wo die schreckliche Geißelung geschah, ist nun eine unfläthige Stelle dem Gerichtshause gegenüber und in der nämlichen Straße. Kaum findet man hier einen Fleck, wo man sich auf's Knie niederlassen könnte. Ein Theil der Säule, an welcher Jesus angebunden war, befindet sich in der Kirche der Patres Franziskaner des heiligen Grabes unter einem eisernen Gitter verschlossen; man berührt ihn nur mit einem kupfernen Stabe. Dieses Säulenstück ist nur Einmal im Jahre der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt, und zwar am Abende des Charfreitages.

Im Erdgeschosse des Gerichtshauses befindet sich ein Saal, der noch ziemlich gut erhalten ist. Hier war es, wo die Soldaten Jesu einen Mantel über die Schultern warfen und ihn mit Dornen krönten. Während der göttliche Heiland eine Beute ihres Hohnes und ihrer Beleidigungen war, lehnte er sich auf ein Säulenstück, welches gegenwärtig in einer Kapelle der Kirche des heiliges Grabes aufbewahrt wird. Ich habe Ihnen schon davon gesagt, es gehört den Armeniern. Dieses Säulenstück ist unter dem Namen „Säule der Beschimpfung, der Schmach," bekannt.

Der Ecce homo-Bogen machte sonst einen Theil einer sehr weiten Halle aus. Man hat ober demselben eine Art von Gallerie erbaut, die von einer Seite durch eine Mauer verschlossen ist, in welcher man einige sehr kleine Oeffnungen angebracht hat. An der gegenüberstehenden Mauer ist ein Fenster, an welchem, wie Einige versichern, Jesus erscheinen mußte, als Pilatus ihn dem Volke vorstellte. Ich glaube mit Anderen, daß damals die Gallerie ganz offen gewesen ist. —

Nun, mein theurer Freund! betreten Sie mit mir auch den Kreuz-

weg! Wir wollen miteinander diesen heiligen Weg durchwandern, und welche Gedanken des Schmerzens, der Reue, der Dankbarkeit und der Liebe begleiten unsere Schritte; — Gedanken, mit denen das große Opfer des Gott-Menschen, der sich für uns hingegeben hat, und für uns gestorben ist, unserm Geiste, wie unserm Herzen immer gegenwärtig sein sollte! —

2. Der Weg zur Kreuzigung.

Ursprünglich theilte sich der Kreuzweg in zwölf Stationen; heutzutage zählt man deren vierzehn, weil man noch die der Abnehmung vom Kreuze und die des heiligen Grabes hinzugefügt hat.

Neun dieser Stationen, welche den schmerzhaften Weg ausmachen, befinden sich auf den Straßen, so daß der Pilger sich jedes äußern Zeichens der Frömmigkeit enthalten muß, wenn er den Beleidigungen und den Beschimpfungen entgehen will, mit welchen ihn der türkische Fanatismus nicht verschonen würde. Ich habe mich durch dieses unwürdige Benehmen nicht immer davon abhalten lassen; allein ich rathe Niemanden, meine Kühnheit nachzuahmen. Es ist besser, sich auf einem Wege, welcher beinahe nur von türkischen Wohnungen umgeben ist, und der sehr häufig begangen wird, auf ein inneres Gebet zu beschränken, als zu Unbilden und Gotteslästerungen zu reizen. Ich erlaubte mir eines Tages vor dem Hause der heiligen Veronika einige Ehrfurchtsbezeugungen; augenblicklich stürzte aus einem Fenster ein Topf mit Wasser auf mich herab. Am besten war es, gar nichts darüber zu sagen, und ich ging stillschweigend vorüber.

Um mindestens einigermaßen ihrer Frömmigkeit Genüge zu thun, suchen die meisten Pilger den Gegenstand, welcher die Station anzeigt, wenn er gleich oft mit Speichel bedeckt ist, heimlich zu berühren, und legen dann die Hand auf das Herz. —

Die **erste** Station des Kreuzweges beginnt an der Stelle selbst, wo die letzte Station des Weges der Gefangennehmung sich endigt, das ist am Lithostrotos, wo Jesus zum Kreuztode verurtheilt worden ist.

Der Lithostrotos, auf hebräisch Gabbatha, war eine Terrasse, oder selbst eine Gallerie, eine Art Balkon mit Marmor oder Stein belegt, wie sein Name anzeigt, von dem herab Pilatus das Todesurtheil verkündigte. Er stieß an das Gerichtshaus. Er ist heutzutage in den Umkreis der Wohnungen des türkischen Statthalters eingeschlossen. Da die Zugänge zu selber von Häschern und Janitscharen bewacht sind, so macht man diese erste Station an der Halle der Treppe, welche in dem am tiefsten gelegenen Theile von Jerusalem

liegt. Sonst konnten die Pilger bis zum Bogen emporsteigen. Nach einigen Reisenden zeigt man da den Platz, welchen Jesus einnahm, als er verurtheilt wurde, und den, von welchem aus der römische Statthalter zum Volke sprach, wenn er ihm seine Bescheide ertheilte. „Die Pilger," sagt ein Schriftsteller jener Zeit, „welche die Ehre genießen, da hinaufsteigen zu dürfen, werfen sich vor dem ersten Orte nieder, und küssen ihn mit Verehrung, während sie den zweiten mit Abscheu und Entsetzen, wie den Sitz der Pest, verfluchen." —

Die **zweite** Station ist an dem Orte, wohin Jesus, seinen unversöhnlichen Feinden überliefert, mitten durch einen wuthschnaubenden Pöbel, der ihn mit Verwünschungen überhäufte, gezogen wurde, um da mit dem Kreuze beladen zu werden, welches er bis auf den Kalvarienberg tragen sollte. Nichts bezeichnet genau den Punkt dieser Station. Nach dem Beispiele anderer Pilger suchte ich sie ungefähr zwanzig Schritte von der ersten. —

Um zur **dritten** Station zu gelangen, muß man unter dem Ecce homo-Bogen durchgehen. Am Ende der Straße, wenn man sich zur Linken wendet, findet man nahe bei einem türkischen Bade eine umgestürzte Säule von rothem Marmor, die nach der Ueberlieferung den Ort bezeichnet, wo der Erlöser der Welt unter der Last des Werkzeuges seiner Hinrichtung zum ersten Male niederstürzte.

Vierzig Schritte weiter entfernt betritt man eine Straße, welche am schmerzhaften Wege endigt, und wo sonst eine Kirche stand, zu Unserer Lieben Frau der sieben Schmerzen genannt; — hier macht man die **vierte** Station. Hier begegnete Maria, von den Soldaten zurückgestoßen, ihrem Sohne, der auf eine peinliche Weise das schmachvolle Holz, an dem er sterben sollte, hinter sich nachzog. Die Evangelisten setzen diese Begegnung in ihrer Erzählung voraus, ohne ausdrücklich von ihr zu sprechen, indem sie uns die heilige Mutter in dem Augenblicke, wo Jesus starb, an dem Kalvarienberge zeigen. Die Ueberlieferung, welche sich davon erhalten hat, und die von dem Zeugnisse mehrerer großer Heiligen unterstützt wird, geht bis zum höchsten Alterthume zurück. —

Sechzig Schritte von da, am Fuße des Hügels, der zur Schädelstätte führt, beginnt die **fünfte** Station. Hier strauchelt Jesus von seinen vielen Leiden erschöpft, und die Juden, nach seinem Blute lechzend, halten einen Cyrenäer auf, und zwingen ihn, sein Kreuz zu tragen. „Als sie ihn zum Tode führten, hielten sie einen Mann aus Cyrene, Namens Simon, an, welcher vom Felde kam, und legten ihm das Kreuz auf, um es Jesu nachzutragen." Luk. 23. —

Wenn man ungefähr achtzig Schritte weiter geht, befindet man sich an der **sechsten** Station. Es ist das Haus der Veronika,

oder, um genauer zu sprechen, der Platz, auf dem dieses Haus, von welchem selbst die Ruinen verschwunden sind, gestanden hat. Gegenwärtig sieht man hier die Wohnung einer griechischen Familie. Man zeigt die Stelle, wo diese heldenmüthige Frau sich mitten durch die Soldaten und die Menge drängte, die Jesus umgab, und zu seinen Füßen stürzend seine entstellten Züge abtrocknete, welche auf dem Tuche, womit sie das heilige Angesicht des Erlösers der Welt berührte, abgedrückt blieben.

Gegen hundert Schritte vom Hause der heiligen Veronika ist das Richtthor, durch welches die Verbrecher geführt wurden, die auf dem Kalvarienberge hingerichtet werden sollten. Dieses Thor ist bis zur Hälfte seiner Höhe zugemauert; hinter demselben sieht man die steinerne Säule, an welcher der Urtheilsspruch des Pilatus befestigt war. Sie ist hoch, und man sieht sie daher von weitem.

Von dem Richtthore bis zu dem Orte, wo Jesus zum zweiten Mal unter der Last des Kreuzes niederstürzte, zählt man ungefähr achtzig Schritte. Hier ist die **siebente** Station. Sie ist durch einen Einschnitt bezeichnet, den man in einem Steine der Mauer sieht.

Von dem Richtthore an beginnt der Weg bis zur Spitze des Kalvarienberges steiler zu werden. —

Die **achte** Station ist von der vorhergehenden gegen dreißig Klafter weit entfernt. Man erkennt sie an einer dicken Säule, welche vor einem unansehnlichen und zugemauerten Thore steht. Hier war es, wo Jesus Christus zu den Frauen von Jerusalem redete, die über sein Schicksal Thränen vergossen, und sie aufforderte, über sich selbst zu weinen. —

Der Weg, welcher sonst auf den Kalvarienberg führte, und den der Heiland nahm, besteht nicht mehr. Er ist mit Häusern bedeckt, in deren Mitte die **neunte** Station ist. Sie ist ebenfalls durch eine dicke Säule bezeichnet, zu welcher der Fanatismus der Türken den Zugang unangenehm gemacht hat, indem sie da Unrath aufgehäuft haben, um die Christen davon entfernt zu halten. Um auf den heiligen Berg zu kommen, muß der Pilger einen neuen Weg nehmen, der gegen fünfzig Schritte von da entfernt ist. —

Die **zehnte** Station und die vier letzten sind in der unermeßlichen Kirche des heiligen Grabes selbst, welche den Ort, wo Jesus seiner Kleider beraubt und mit Galle getränkt worden ist, die Stelle, wo er an's Kreuz genagelt wurde, den Kalvarienberg, wo er am Kreuze starb, und das Grab, in welches er gelegt worden ist, einschließt. —

Ich habe Ihnen, mein theurer Freund! ganz kurz zwar, aber

mit möglichster Genauigkeit, die Orte geschildert, die der Heiland auf seinem langen Leidenswege durchging. Die Begebenheiten, welche dieses Gemälde unseren Betrachtungen darbietet, waren von Isaias sieben Jahrhunderte vorher angekündigt worden, und Gott hat sie ihm damals so gezeigt, als wenn sie schon in Erfüllung gegangen wären. Der Prophet hatte den Mann des Schmerzens für uns leiden und sterben gesehen. Unter dem Einflusse des heiligen Geistes hatte er geschrieben:

„Er ist verwundet um unserer Missethaten willen, zerschlagen um unserer Sünde willen! Unseres Friedens wegen liegt die Züchtigung auf ihm, und durch seine Wunden werden wir geheilt! Der Herr will ihn zermalmen in der Schwachheit!“ Isai. 53, 5 und 10.

In der Absicht, die Frömmigkeit der Christen zu beleben, die das heilige Land, wo dieses unbegreifliche Wunder des Erbarmens, dieses Wunder, für welches die Herzen niemals genug Dankbarkeit und Liebe empfinden können, gewirkt worden ist, nicht besuchen können, bestimmte die Kirche, daß die Tempel, wo sie ihre Kinder versammelt, ihnen einigermaßen den Kreuzweg, dem von Jerusalem nachgebildet, darstellen sollen, und diese zärtliche Aufmerksamkeit ihrer Sorgfalt hat überall reichliche Früchte von Gnaden und Segen hervorgebracht.

Gleichwohl, mein theurer Freund! werden die Wunden, mit denen Jesus unserer Missethaten wegen bedeckt worden ist, die Strafe, welche uns den Frieden verschafft hat, und die auf ihn gefallen ist, diese Verwundungen, durch welche wir geheilt worden sind, diese Krankheit, dieses Zerschlagen, welches unsere Verbrechen verursacht haben, niemals und an keinem Orte einen tiefern, einen heilsamern und einen wirksamern Eindruck machen, als in Jerusalem und auf dem Wege selbst, welchen Jesus mit seinen Thränen, seinem Schweiße und seinem Blute befeuchtet hat.

Wenn ich die Jahrbücher der menschlichen Gerechtigkeitspflege durchblättere, und darin die Strafe lese, die einen Schuldigen traf, so bin ich, wenn in selber auch nur etwas von ungerechter und unnützer Strenge las, geneigt, das Verbrechen zu vergessen und Den zu beklagen, der es begangen hat. Eine Stimme der Menschlichkeit legt dem Gefühle strenger Billigkeit, welches meiner Vernunft sagt, daß der Verbrecher gestraft und die Gesellschaft gerächt werden müsse, Stillschweigen auf, und ich fühle nur Mitleiden.

Wenn ich weiter lese, und auf ein Urtheil stoße, wo die Gerechtigkeit sich getäuscht, und wo ich deutliche Beweise der Unschuld Desjenigen wahrnehme, den ihr Schwert getroffen hat, wie fremd er auch immer meiner Zuneigung, meinen Verhältnissen, meiner Reli-

gion und meinem Lande sein möge, so wird meine Seele gerührt, sie empört sich, sie beseufzt und beklagt den Irrthum, und verwünscht die Ungerechtigkeit; — und die Qual des Verurtheilten wird auch mir zur Qual.

Aber indem ich fortfahre, in der Geschichte der menschlichen Gerichte zu blättern, werde ich plötzlich durch Eines jener Todesurtheile aufgehalten, deren man nur zu viele findet in diesen Zeiten des Fluches, welche glücklicherweise in dem Laufe der Jahrhunderte selten sind, in denen die ruhmwürdigsten und ehrenvollsten Dinge und Handlungen den Ruf des Ruhmes und der Ehre verloren haben, wo selbst die süßesten, reinsten und heiligsten Neigungen und Bande von dem Gesetze und seinen Vollziehern für nicht mehr erachtet werden, als für eine Art Mitschuld an dem Verbrechen Derjenigen, mit welchen uns diese Neigungen und Bande vereinigen. Es ist das Urtheil, das einen Vater, an welchem die Gerechtigkeit der Zeit das Verbrechen eines Sohnes strafen wollte, den die väterliche Zärtlichkeit den Henkern nicht überliefern wollte, auf das Schaffot geschickt hat; — und dieser Vater ist ergeben, zufrieden und freudig darüber gestorben, daß er auf diese Weise seinem Sohne das Leben erhalten hat. O! ich bin nun nicht mehr Herr der Rührungen, die meine Seele erfüllen. Die herzzerreißendsten und zugleich die süßesten Gedanken entstehen in mir; sie sind im heftigsten Kampfe miteinander begriffen, und mitten in diesem Streite, welcher mir zur unaussprechlichen Qual wird, höre ich in meinem Innern eine Stimme, die mir zuruft: „O! wenn dieser Vater dein Vater wäre!"

„Wenn dieser Vater mein Vater wäre!" Bei diesem Gedanken habe ich keine Worte mehr; — ich schweige, und lasse stillschweigend meine Thränen fließen!

Was würde in mir vorgehen, wenn ich plötzlich an den Ort selbst versetzt, wo dieser Vater verurtheilt, auf das Schaffot geschleppt und geopfert worden ist, in den Saal kommen würde, wo das ungerechte Urtheil gesprochen wurde, wenn ich dort mit eigenen Augen sowohl den Platz sehen würde, wo die Richter saßen, als jenen, wo sich Der befand, welcher kein anderes Unrecht gethan hatte, als das, mir das Leben gegeben, und mich geliebt zu haben; wenn ich mich von da entfernend den Weg verfolgen würde, auf dem er zum Tode ging, wenn ich an den Ort selbst käme, wo das Schaffot errichtet war, und mit meinen Füßen den Ort betreten würde, der mit seinem Blute getränkt worden ist? — —

Was thue ich, mein lieber Freund! Alles dies wird Ihnen nicht sagen, was hier meine Seele empfunden hat. Der, welcher den Kreuzweg gegangen ist, dessen Pfade ich von Gethsemani bis zum

Kalvarienberge gewandelt bin, ist für mich und für alle Christen mehr, als ein Freund, mehr, als ein Vater: es ist der **Gott-Mensch Jesus Christus**, welcher sich unschuldig für Schuldige geopfert hat, es ist mein Erlöser, es ist mein Heiland, es ist mein Gott! — —

---

10. Der Dom von Golgatha.

(Aus: Pilgerreise nach Jerusalem von P. Friedrich Heinrich Goßler.)

Die Kirche des heiligen Grabes, auch „Kirche der Auferstehung" genannt, hat zwei Kuppeln, die Kuppel des heiligen Grabes, unter deren Mittelpunkte das heilige Grab steht, und die Kuppel, welche den Chor und Kalvarienberg deckt; und in diesem Verhältniß gleicht die Kirche Jerusalems der St. Peterskirche zu Rom und der Basilika des heiligen Antonius zu Padua. Der Brand von 1807, welcher die frühere Kuppel des heiligen Grabes zerstörte, hat in diesem Verhältniß nichts geändert.

Zur Vermeidung von Verwechslung bezeichnen wir die beiden Hauptabtheilungen der Grabkirche, nach ihren beiden Kuppeln, unterscheidend: den Dom des heiligen Grabes und den Dom von Golgatha.

Der Dom von Golgatha umfaßt, im Umkreise des Kalvarienberges, die zahlreichen Kapellen und Altäre, die in nachstehender Reihenfolge stehen:

1. Zunächst dem heiligen Grabe der Altar der Erscheinung, zur heiligen Maria Magdalena.

2. Die Kapelle der Erscheinung, zu Maria, der allerseligsten Jungfrau und Mutter des Herrn.

3. Die Kapelle des Kerkers, in welchem Christus, am Kalvarienberge, vor der Kreuzigung, zum Tode bereitet wurde.

4. Die Kapelle der Kleidertheilung.

5. Die Kapelle des heiligen Longinus.

6. Die Kapelle der heiligen Helena.

7. Die Kapelle der Kreuz-Entdeckung.

8. Die Kapelle mit der Säule der Dornenkrönung und Auskleidung (ad Columnam Coronationis et Improperiorum).

9. Die Kapelle der Kreuzigung, d. i. der Annagelung an das Kreuz auf Golgatha.

10. Die Kapelle des Kreuzestodes, mit drei Altären, a) dem Altare, wo das heilige Kreuz aufgerichtet worden, welches ist der Hochaltar von Golgatha.

11. b) Dem Altare der heiligen Jungfrau und Mutter Gottes, neben dem Kreuze.

12. c) Dem Altare des heiligen Johannes, des Evangelisten, neben dem Kreuze.

13. Die Kapelle der leidenden Mutter Jesu, wo die allerseligste Jungfrau und Mutter des Herrn, nach dem Tode ihres göttlichen Sohnes ohnmächtig niedergesunken. Diese Kapelle, durch ein Fenster mit der Kapelle der Kreuzigung verbunden, ist die einzige Stätte in der Grabkirche, die einen besonderen Eingang von Außen hat, unter Verschluß der Väter des heiligen Landes.

14. Die Kapelle unterhalb Golgatha, welche von Alters her die Kapelle Adam's genannt wird, wo im Hintergrunde, durch ein eisernes Gitter, die untere Spaltung des Kalvarienfelsens sichtbar ist, im Vordergrunde das Grab des Melchisedech gezeigt wird und im Eingange die Gräber der Befreier des heiligen Grabes, Gottfried von Bouillon und Balduin von Flandern, stehen.

Wenige Schritte davon befindet sich am Fuße des Kalvarienberges:

15. Der Stein der Salbung, bedeckt mit einer rothen Marmorplatte, erleuchtet durch zehn Lampen.

Neben diesem ist der Seiteneingang zu:

16 bis 18. Dem Chor der Griechen, mit einem Hochaltare und zweien Seitenaltären; dieser Chor hat seinen Haupteingang dem heiligen Grabe gegenüber, und den zweiten Seiteneingang vor der Kapelle der Kleidertheilung; sein Gewölbe grenzt an die Kapelle des Kreuzestodes. —

Der Dom des heiligen Grabes, mit achtzehn starken Säulen, auf welchen die Gallerie und die Kuppel ruhen, läßt sich übersehen von den Gallerien des Kalvarienberges und des Chores der Griechen; auch von der Orgel der Väter des lateinischen Klosters, welche dem Altare der heiligen Magdalena gegenüber ist.

Der Gottesdienst im heiligen Grabe und auf dem Kalvarienberge wird in dreien Sprachen, durch Opfer der Eucharistie, von lateinischen, griechischen und armenischen Priestern verwaltet, so daß, wie der Titel des Kreuzes: Jesus von Nazareth, geschrieben war: hebräisch, griechisch und lateinisch, die Allgemeinheit der erlösten Völker bezeichnend, so auch in den dreien Sprachen des gegenwärtigen Kultus, noch ein Sinnbild der Allgemeinheit der Anbetung aller Völker an diesem höchsten Gnadenorte der Welt zurückgeblieben ist.

Alle übrigen Völker und darunter, die das wahre Opfer der Eucharistie gänzlich verloren haben, sind von dem öffentlichen Kultus im heiligen Grabe und auf Golgatha ausgeschlossen, und nahen sich nur mit religiösen Privathandlungen, in der Reihe der verschiedenen Pilger. —

Der Opfer-Kultus im heiligen Grabe und auf Golgatha beginnt um Mitternacht, und dauert fort in ununterbrochener Reihe; wobei durch die Privilegien der legitimen Kirche zugelassen ist, die heiligen Opfer bis zur Sterbestunde des Erlösers, drei Uhr Nachmittags, zu feiern. Der Kultus im heiligen Grabe ist jedesmal die Messe von der Auferstehung, und also daselbst ein beständiges Osterfest, außer dem Charfreitag. Die Armenier fangen daselbst um Mitternacht an, während der Chor der lateinischen Kirche in der Lieben-Frauenkapelle der Erscheinung vor dem allerheiligsten Sakramente gehalten wird.

Bemerkenswerth ist, daß während dem Psalmen-Gesange der legitimen Kirche, die schismatischen Priester des griechischen und armenischen Kultus im Ornate und mit Incens an dem Hochaltare der Lieben-Frauenkapelle der Erscheinung das allerheiligste Sakrament anbeten, die Säule der Geißelung daselbst verehren, und den versammelten Chor der Väter des heiligen Landes durch Incens begrüßen, eingedenk der ursprünglichen Glaubens-Einheit der Kirche des Gottmenschen im Orient und Occident.

Nach dem armenischen Kultus gegen 4 Uhr Morgens beginnt der Opfer-Kultus der rechtsmäßigen Kirche im heiligen Grabe, bestehend aus einem feierlichen Leviten-Amte und zweien Still-Messen; darauf treten die Priester des griechischen Kultus ein, nach welchem die lateinische Kirche wieder die heiligen Opfer aufnimmt.

Im Uebrigen besteht der Kultus daselbst aus Benedictionen über Gegenstände, welche die Andacht der Gläubigen auf das heilige Grab niederleget und von Priestern hier geweihet, wieder empfängt.

Zur Vesperzeit schließt der Kultus der rechtmäßigen Kirche, nach der Procession zu den Kapellen des Domes von Golgatha, mit einem feierlichen dreimaligen Umgange um das heilige Grab; worauf sich die Väter des heiligen Landes zum Abendsegen vor dem Allerheiligsten Sakramente, in die Lieben-Frauenkapelle der Erscheinung zurückziehen.

Da also das heilige Grab nicht zu jeder Stunde dem Opfer des Kultus der rechtmäßigen Kirche offensteht und viele Still-Messen daselbst bereits von Alters her gestiftet sind, z. B. durch die Kaiserlichen und Königlichen Familien Europas, so leuchtet ein, daß eine beständige Messe am heiligen Grabe nicht ohne Schwierigkeiten zu veranstalten ist. —

---

11. Die Kirche des heiligen Grabes.

(Von G. H. von Schubert.)

Drei Kirchen auf der Abendseite von Jerusalem, die ehemals vereinzelt standen, sind seit 700 Jahren unter einem gemeinsamen

Dache zu Einem, freilich nicht ganz regelmäßigen, Ganzen vereinigt: die Kapelle des heiligen Grabes, die der Kreuzigungs-Stätte und die der Kreuzes-Auffindung.

Auf der Mittagsseite ist der Eingang in die Gesammtkirche, bei welchem außen links, neben dem Glockenthurme, türkische Thürhüter sitzen. Im Innern sieht man vorn rechts den Ort der Schädelstätte, zu welchem achtzehn Stufen hinaufführen. Es sind dort zwei gewölbte Kapellen: die eine an dem Platze, wo der Herr an's Kreuz genagelt wurde, die andere, wo sein Kreuz zwischen denen der beiden Schächer aufgerichtet war, und wo beständig dreizehn Lampen brennen. Unter der Kreuzes-Kapelle ist die Kapelle des Apostels Johannes, vor welcher ehemals die steinernen Särge der beiden ersten christlichen Könige von Jerusalem standen, Gottfried's von Bouillon und Balduin's I. Beide Särge wurden von den Griechen absichtlich zerstört. Der Sarg des Ersteren hatte die, jetzt in der Wand befestigte Inschrift: „Hier liegt der berühmte Gottfried von Bouillon, der dieses ganze Land dem christlichen Gottesdienste gewann; seine Seele ruhe im Frieden!" — Sein gewaltiges Schwert verwahrt man noch in der Sakristei.

Geht man von der Treppe des Kreuzigungs-Berges noch weiter rechts nach dem östlichen Anbaue der Kirche hin, so kommt man zu der hierher gebrachten Säule, an welcher Christus mit Dornen gekrönt wurde, dann zu einer Treppe, welche ein und zwanzig Stufen hinab zu der Kapelle der heiligen Helena führt, und noch elf Stufen tiefer zu dem Orte, wo das Kreuz Christi nebst denen der beiden Missethäter von jener frommen Kaiserin in einer Cisterne aufgefunden worden.

Auf der Morgenseite ist auch eine Kapelle an der Stätte, wo die Kriegsknechte die Kleider des Herrn getheilt, und weiterhin die Kapelle des Longinus, welcher, nach der Legende, die Seite Christi durchstochen und hier viele Jahre Buße gethan.

Auf der Abendseite der Gesammtkirche ist die Kirche des heiligen Grabes. Die Kuppel hat oben eine große, kreisförmige Oeffnung, durch welche die Kirche Licht erhält; senkrecht unter dieser Kuppel ist das heilige Grab. Dieses gleicht einer Grotte in einer Felsenmasse, welche sich über den Boden der Kirche erhebt. Die Felsmasse ist mit einem Thürmchen überbaut, so daß sie von Außen einer Kapelle ähnlich ist. Daran angebaut ist die mit rothem Damast ausgeschlagene Engelskapelle. Durch diese Vorkapelle geht man und kommt dann durch eine sehr niedrige Thüre zur eigentlichen Grabhöhle, deren Felswände mit weißem Marmor belegt sind. Die Decke ist durch den Dampf von fünfzig silbernen Lampen, welche hier

Tag und Nacht brennen, ganz geschwärzt, obwohl der Dampf durch oben angebrachte Löcher entweichen kann. Die Grabhöhle ist acht Fuß lang, sieben Fuß breit und sieben Fuß hoch. Drinnen steht ein Sarkophag von bläulich=weißem Marmor, neben welchem noch vier Menschen Platz haben. Am Sarkophag steht das Gemälde eines spanischen Meisters, die Auferstehung Christi vorstellend.

Die verschiedenen Heiligthümer und Kapellen gehören verschiedenen Nationen und Confessionen an. Um den Besitz des heiligen Grabes selbst stritten sich früher Griechen und Lateiner mit großem Grimme; seit 155 Jahren haben es die Lateiner (die römisch=katholischen Christen). Die Kreuzigungsstätte gehört den Griechen; die Helena=Kapelle den Armeniern; die Kopten (ägyptische Christen) besitzen ein kleines Oratorium. Dreißig griechische, fünfzehn armenische, zwölf lateinische und zwei koptische Geistliche leben für beständig in und neben der Kirche. Die Wohnung der Griechen ist an der Südseite, die der Lateiner an der Nordseite angebracht. Diese Geistlichen versehen alle Gottesdienste und erhalten ihr Essen durch ein Loch in der Thüre.

Als wir die Kirche des heiligen Grabes besuchten, drängten sich mit mir und meinen Reisegefährten die Pilgrime der verschiedensten orientalischen Völker, Kopten, Georgianer und Maroniten, Armenier und Griechen hinein. Bei vielen, selbst unter den stärksten Männern des Gebirges, waren die Aeußerungen der Andacht von Thränen begleitet.

Bald nach unserem Eintritt begann der tägliche Umgang der Minoriten durch die geheiligten Stätten des weiten Tempelgebäudes. Wir schlossen uns den Pilgrimen aus der Heimath des Abendlandes an, und traten hinein in die Kapelle der Lateiner, in und bei welcher der Zug sich versammelt. Das Lied der anbetenden Dankbarkeit und Beugung hebt bei der Säule an, an welcher Christus in dem Hause des Pilatus gegeißelt ward:

„Erwache, Mensch, und nimm es dir zu Herzen,
Du darfst jetzt mit Ihm gehn den Weg der Schmerzen,
Mit Ihm, der deiner Seele Schuld getragen,
Als hier der Heiden Hände Ihn geschlagen!“

Von der Stätte der Geißelung geht der Zug der singenden Priester und Pilgrime weiter, zuerst durch einen langen, am Umfang des eigentlichen Kirchengebäudes gelegenen Gang zu der Stätte, welche seit anderthalb Jahrtausenden von der Andacht der Christen als jene verehrt wird, an der Christus, der Herr, gebunden stand, während die Heiden, in deren Hände Er übergeben worden, die Vorbereitung zu seiner Kreuzigung trafen. Dann, mit Gesängen, in

welchen Töne der innigsten Klage mit jenen des triumphirenden Christenglaubens sich vereinen, wird die zerbrochene Säule begrüßt, die vormals im Richthause stand, und bei der man den Herrn mit Dornen krönte, — hierauf die Stätte, an welcher die Kriegsknechte seine Kleider theilten und über sein Gewand das Loos warfen. „Ja" (so singt das Lied), „Der, welcher die Sterne des Himmels mit seinem Gewande, welches Licht ist, bekleidet, Er, der die Vögel unter dem Himmel, wie die Blumen des Feldes mit dem Kleide des bunten Gefieders und der Farben ziert, läßt sich hier von Menschenhänden des von ihnen geliehenen Gewandes berauben, damit er den Menschen das Kleid eines ewigen Seins verleihen möge!"

Von hier begiebt sich die Schaar der Anbetenden hinab in die Tiefen der Felsen zur Kapelle der Kreuzes-Auffindung. Die herrlichen, alten, lateinischen Lieder, mit welchen die Wonne des Glaubens sodann hinansteigt auf Golgatha's Felsen, und dann wieder herabkommt zu der Steinplatte, auf der man den Leib des Herrn salbte, — sprachen noch niemals mit so rührender Gewalt zur Seele; noch nie ertönten die Gesänge des Auferstehungs-Morgens so erhebend als dort, am Felsen des Grabes und an der Stätte, da der Auferstandene der Maria Magdalena erschien. Bei dem Singen der Litanei antwortet ein Chor wohllautender, tiefer Männerstimmen, zugleich mit den Tönen der Orgel, dem Chore der Sänger und Pilgrime, welche in der Kapelle an der Stätte versammelt stehen, an welcher Christus, der unter den Frauen Erkorene, Seiner Mutter, als Sieger aus der Grabes Nacht sich zeigte. Wie ein Frühlingsregen, welcher das dürstende Land netzt und in Wald und Flur tausende der verschlossenen Knospen und der schweigenden Stimmen weckt, ergoß sich die Fülle dieser Töne über Geist und Herz und weckte hier Gedanken und Empfindungen, in denen ein Same des Werdens und Bleibens sein möge! — —

Als wir Abends in unsere Herberge, das Pilgerhaus bei dem lateinischen Kloster Sanct Salvator, zurückgekehrt waren, saßen wir lange schweigend da, und Einige von uns verwunderten sich im Stillen über die Erfahrung, daß das Herz — wie ein armer, lahmer Fußgänger, den ein reicher Reisender ein Stück Weges mit auf seinen Wagen nahm und ihn schnell über die Auen dahinführte, dann aber aussteigen ließ — sobald wieder, statt im Fluge zu eilen, an seinen alten Krücken dahinschlich. Führe, du Reichster unter den Reichen, den Lahmen nicht nur ein Stück Weges über deine Auen, sondern gieb ihm, du Israels Arzt, die Kraft des Laufens, wenn du ihn ziehest! Amen.

12. Das Sakraments-Wunder.

Im Jahre 1225 predigte eines Tages der heilige Antonius von Padua zu Bourgos, und ein Irrlehrer, der von Geburt ein Jude war und in der Stadt bereits sich einen großen Anhang erworben hatte, unternahm es, mit dem Heiligen über die katholische Lehre von der wahrhaften, wirklichen und wesentlichen Gegenwart des Gottmenschen Jesus Christus im allerheiligsten Sakramente des Altars zu streiten. Der ehrwürdige Gottesmann zeigte sich mit diesem Vorhaben eines Gegners der Kirche einverstanden und Zeit und Ort wurden zu der fraglichen Verhandlung bestimmt.

Guiald, so hieß der Gegner, erschien auch zur rechten Zeit und das Zwiegespräch begann. Es währte aber nicht lange, und Guiald war durch die bündigen und schlagenden Beweise des Antonius besiegt; er kehrte und drehte sich nach allen Seiten hin, um eine, wenn auch noch so unbedeutende Einwendung zu finden, doch vergebens; er wurde gänzlich geschlagen durch die siegreiche Beredsamkeit des eben so weisen als gläubigen und demüthigen Franziskaners.

Und dennoch fiel es diesem hochmüthigen Irrlehrer zu schwer, sich durch die so überzeugenden Beweise vor der zahlreich versammelten Volksmenge gefangen zu geben, deßhalb sann er auf einen Ausweg.

„Wir wollen das Streiten lassen," sprach er, „und zur Sache kommen! Vermagst du durch ein Wunder die wahrhafte Gegenwart Jesu Christi im Altarssakramente zu bezeugen, so bin ich bereit, mich dem katholischen Glauben zu unterwerfen!"

Darauf antwortete der Heilige: „„Ich vetraue auf meinen Erlöser Jesus Christus, der mir, zu eurer Aller Bekehrung, verleihen wird, was du begehrst!""

„So höre," fuhr der Irrlehrer fort, „ich will ein Lastthier durch Entziehung des Futters während dreier Tage aushungern lassen; es dann nach dreien Tagen vor das versammelte Volk führen und ihm reichliches Futtes vorsetzen; an demselben Tage mußt du, mit dem „**Leibe des Herrn**,'" wie du dieses nennst, dich auch hier einfinden; und wenn dann das ausgehungerte Lastthier das ihm vorgesetzte Futter stehen läßt, um das Sakrament anzubeten, so bekenne ich mich zur katholischen Religion!"

Antonius nahm die bedingte Probe ohne Zagen an; denn er kannte die Allmacht und die Gnade des Allerhöchsten und besaß das nöthige Vertrauen auf den Beistand seines Erlösers. —

An dem festgesetzten Tage lief eine unzählige Menge Volkes auf dem großen Platz der Stadt zusammen, um Zeuge des Wunders

zu sein. Antonius erschien mit einer bestimmten Anzahl eifriger Katholiken und Guiald mit einem ansehnlichen Gefolge Irrgeleiteter, welche den hungernden Maulesel zwischen sich führten.

Hierauf ging Antonius in eine nahebei gelegene Kirche, die heilige Messe zu lesen, und kam nach vollbrachtem Opfer zurück, begleitet von den eifrigen Katholiken, und hielt in seinen Händen den allerheiligsten Leib des Herrn. Man führte auch den Maulesel herbei, setzte ihm einige Scheffel Futter vor, dann näherte sich der Heilige, hob das Hochwürdigste Sakrament in die Höhe und sprach das Thier in folgender Weise an: „„Durch die Allmacht und im Namen unseres Schöpfers, den ich hier, wiewohl ich dazu unwürdig bin, wahrhaft in meiner Hand halte, befehle ich dir: sogleich zu kommen und Ihm, der dich geschaffen hat, die Ehre zu erweisen, welche ihm gebührt, damit diese irrenden Menschen klar einsehen, daß alles Erschaffene dem Schöpfer unterworfen ist, der auf das Geheiß der Priester auf den Altar herniedersteigt!““ —

So sprach der Heilige.

Das Lastthier ließ das ihm angebotene reichliche Futter wirklich stehen und beugte das Haupt und die Kniee vor dem Allerheiligsten Sakrament, welches Antonius noch immer hoch erhoben hielt.

Die Katholiken, die inbrünstig während der Rede des Heiligen zu Gott um das Wahrzeichen gebetet, jauchzten nun laut auf und priesen die Allmacht Gottes in diesem Ereignisse; die Irrgeleiteten aber senkten beschämt das Haupt und eilten von dannen. Guiald aber hielt sein Wort, er ließ sich taufen und führte sein ganzes Haus in den Schoos der katholischen Kirche zurück. —

Einige Zeit darauf ließ er zu Ehren des heiligen Apostelfürsten Petrus eine Kirche bauen, und seine Enkel bauten nachher noch eine andere, wo an dem Eingange das soeben erzählte Wunder, in Stein ausgehauen, abgebildet wurde. —

13. Bestrafter Hochmuth am Tische des Herrn.

(Aus: Geschichte Tirols von Thaler.)

Oswald Mülser, ein mächtiger Ritter von Schloßberg bei Seefeld in Tirol, hat im Jahr 1367 das Kloster Wilten erstürmt, dessen Abt Konrad gefangen fortgeschleppt und eine Zeit lang im Schlosse Klamm verwahrt, und war dadurch in den Kirchenbann verfallen. Doch bekannte er später sein Unrecht, suchte fünf Jahre hernach durch den päpstlichen Nuntius um die Lossprechung vom Banne nach, und erhielt sie. Allein sein heimlicher Stolz war noch nicht gebrochen. Im Jahre 1384 fiel ihm der Gedanke bei, ihm,

dem hochangesehenen Ritter, gebühre beim Empfange der heiligen Osterkommunion eine Auszeichnung vor dem gemeinen Volke. Er forderte daher von dem Priester eine größere Hostie, dergleichen sich die Priester bei der heiligen Messe bedienen. Der Priester willfahrt ihm. Allein, da Oswald schon zu ihrem Empfange den Mund öffnet, sinkt unter seinen Füßen der Boden, als wollte ihn die Erde verschlingen. Mit beiden Händen will er sich an dem Altarstein halten; aber auch dieser wird zu weichem Wachse und läßt sich die Finger eindrücken, von welchen man die Male noch heut zu Tage sieht. Am Rande des Verderbens erkannte der Stolze sein Verbrechen. Durch die Gnade von Oben zur Reue bewogen, läßt er sich die heilige Hostie durch den Priester aus dem Munde nehmen, und entschließt sich nach des Bischofs von Brixen Anweisung, seinen Frevel im Kloster Stams zu büßen. — Dies Ereigniß trug sich zu an einem grünen Donnerstag den 7. April 1384. —

Oswald's Ehegemahlin, welche indessen zu Hause war, erfuhr bald, was sich mit ihrem Manne ereignet, wollte es aber nicht glauben; „eher," sprach sie, „wird dieser dürre Stock Rosen tragen, als solches sich als wahr zeigen." Und siehe! da entsprossen augenblicklich dem Stocke die Rosen; die Frau sah es, wurde vor Entsetzen rasend, und lief in den nahen Wald, wo sie jämmerlich umkam. Um so getreuer kam Oswald seinem Vorsatze und seines Bischofs Auftrage nach, wirkte im Kloster strenge Buße; starb aber daselbst schon zwei Jahre darauf, und erhielt, seiner letztwilligen Anordnung gemäß zur Demüthigung seines Stolzes, die Begräbnißstätte unter der Thürschwelle der sogenannten Mülser'schen Kapelle, welche sein Großvater Rupert gerade vor hundert Jahren an der Klosterkirche zu Stams erbaut hatte.

Die heilige Hostie, mit welcher das Wunder sich zugetragen, wurde zu Seefeld sorgfältigst aufbewahrt und von nahe und ferne besucht. Das Andenken an die wundervolle Begebenheit fortwährend zu erhalten, wurde dieselbe durch ein Gemälde vor Augen gestellt, und durch eine kurze Beschreibung in zwölf Sprachen erklärt. —

14. Der fromme Besucher des Allerheiligsten.

Aloysius La Nuza, der einer der berühmtesten Missionäre in Sicilien gewesen, nährte von seinem Jünglingsalter an bis zum letzten Augenblick seines Lebens die innigste Liebe zu seinem in dem allerheiligsten Sakramente des Altars gegenwärtigen Heiland; und es schien oft, er könne sich gar nicht von dem Hochwürdigsten Gute

trennen, ob des süßesten Trostes, den er jedes Mal bei'm Besuchen und Betrachten desselben in seinem Herzen empfand. — Nachdem ihm sein Beichtvater befohlen, nicht länger als eine Stunde vor dem allerheiligsten Sakramente zu verweilen, da konnte man bemerken, wie sehr er sich zwingen mußte, um, wenn die Stunde vergangen, zu gehorchen und sich von dem Herzen seines Erlösers loszureißen. Ehe er aus der Kirche schied, blieb er noch stehen, schaute sich mehrmals um, als solle er sich für immer trennen, blickte den Altar an, beugte wiederholt seine Kniee und gab zu erkennen, welches große Opfer er zu bringen habe, indem er der trostreichen Gegenwart seines Heilandes entsagen müsse. — Er schied dann mit Wehmuth und voll der heißesten Sehnsucht nach der baldigen Wiederkehr an die so kostbare Gnadenstätte. —

15. Das schöne Strafgeld.

Zu den Zeiten des von der katholischen Kirche abtrünnigen Königs von England Heinreich VIII. wurden die schärfsten und grausamsten Straf-Gesetze gegen die katholischen Religions-Uebungen in Anwendung gebracht.

Da geschah es einst, daß ein ebenso eifriger als reicher Katholik zur Zahlung von 500 Goldstücken verurtheilt wurde, weil er es gewagt, einer heiligen Messe beizuwohnen. — Der Katholik suchte nun die schönsten portugiesischen Goldstücke, auf denen ein Kreuz geprägt war, zusammen, und brachte die volle Strafsumme vor das Gericht. Als er sie dem protestantischen Beamten vorzählte, da lächelte dieser verwundert und drückte sein Befremden darüber aus, daß er zur Zahlung eines Strafgeldes so schöne Münzen verwende. Ruhig erwiederte auf diese spöttische Bemerkung der Katholik: „Ich würde es für Sünde halten, eine schlechtere und gemeinere Geldsorte für die große Gnade zu geben, daß ich gewürdigt wurde, der heiligen Messe beiwohnen und meinen Herrn und Heiland im heiligsten Altars-Geheimnisse anbeten zu dürfen. Bedenken Sie auch, mein Herr! daß zwischen dem Kreuze, dessen Bild Sie den Goldstücken aufgeprägt sehen, und zwischen dem heiligen Meßopfer eine geheime und sehr nahe Verwandtschaft vorhanden ist; denn Derjenige, der sich am Kreuze Ein Mal blutig für uns opferte, der opfert sich noch alle Tage in unblutiger Weise in der heiligen Messe für uns! Das Kreuz wie das heilige Meßopfer sind sonach Denkmale der unendlichen Liebe unseres Heilandes!" —

16. Die Martinswand.

(Aus: Legenden von Albert Werfer.)

Kaiser Maximilian ging einst hinaus, Gemsen zu jagen, und viele Jäger gingen mit ihm. Und er sah eine Gemse und folgte ihr nach auf die Berge, und stieg höher und höher, und von Fels zu Fels; und da er wieder zurückkehren wollte, vermochte er es nicht. Und seine Jäger sahen ihn stehen zuhöchst auf der Felsenwand, und Keiner konnte ihm helfen. Da ward der Kaiser traurig in seinem Herzen, und zog heraus seine Schreibtafel und schrieb darauf die Worte: „Es ist kein Mensch, der mir helfen kann! Ich vermag nicht hinabzusteigen zu euch, und ihr vermögt nicht heraufzusteigen zu mir. Ich muß hier verschmachten. Auch vermag kein Priester heraufzukommen, mir das heilige Sakrament, ehe ich sterbe, zu reichen. Da ich aber großes Verlangen nach dem heiligen Sakramente trage, so holet einen Priester herbei, der es mir zeige von Ferne und mich segne damit. Bringet meiner Frau Gemahlin, der Kaiserin, meinen letzten Gruß, und betet für meine arme Seele." Und darauf nahm der Kaiser vom Halse seine goldene Kette, und ergriff einen Stein und band die Schreibtafel an den Stein und warf ihn in die Tiefe. Und der Stein fiel hinab mit großem Gekrach an den Ort, wo die Jäger waren. Die lasen und eilten, des Kaisers letzten Willen zu thun. Und alsbald kam ein Priester mit viel Volk herbei, der hielt in seinen Händen das heilige Sakrament, und zeigte es dem Kaiser und segnete ihn. Und der Kaiser kniete nieder auf dem Felsen oben, und betete an, und flehte, Gott möge seine Seele zu sich nehmen in den Himmel, und abkürzen die Qual seines Todes. Und die unten waren, beteten gleicherweise mit dem Kaiser, und er hörte der Betenden Schall aus der Tiefe, die Worte aber, die sie sprachen, verstand er nicht. Also thaten sie drei Tage. Und am Abende des dritten Tages, da ward der Kaiser schwach und konnte nicht mehr knieen, und legte sich nieder auf den Felsen, zu sterben. Und da betete er: „Du allein, o Gott und Herr, bist allmächtig und groß, und Alles, was ist, ist dir unterthan. Könige und Fürsten sind Staub vor dir und ohne dich vermögen sie nichts! Verzeihe mir, um deines Sohnes, unseres Herrn Jesu Christi willen, dessen heiligen Leib ich nimmer empfangen kann, meine Sünden, und nimm auf meinen Geist aus dem irdischen Reiche in dein himmlisches Reich! Erbarme dich meines Volkes, und tröste meine Gemahlin!" Wie der Kaiser also betete, stand auf einmal ein Knabe vor ihm auf dem Felsen. Der war schön, und hatte goldene Haarlocken und rothe Wangen, schöner denn Rosen

Und der neigte sich zu ihm und lächelte, und sprach: „„Herr Kaiser, folget mir."" Und er reichte dem Kaiser die Hand. Der aber stand auf und folgte dem Knaben, und er führte ihn hinab von der Felsenwand in die Tiefe, leicht und ohne Mühe. Und da sie unten waren, verschwand der Knabe. Der Kaiser aber sah dastehen den Priester, das heilige Sakrament in den Händen, und hörte beten das Volk mit lauter Stimme. Und er trat zu ihnen, und sie schwiegen Alle, er aber rief: „Gepriesen sei Gott, der Herr, seine Barmherzigkeit währt ewig! Sehet, ich bin es; ein Engel hat mich herabgeführt von der Felsenwand!" Deß wunderten sich Alle, und sie knieten nieder, der Kaiser und das Volk, und dankten Gott dem Herrn, der nimmer verläßt Die, so auf ihn bauen.

Und der Kaiser ließ einen Weg machen auf die Felsenwand, und ein Kreuz an die Stelle pflanzen, wo er große Noth litt, damit Alle, die vorübergehen, den Herrn preisen möchten. Das Kreuz steht bis auf den heutigen Tag, die Felsenwand aber, darauf der Kaiser stand, heißt im Lande Tirol die „Martinswand." —

17. Kommunion-Bilder.

Die gottinnige Johanna vom Kreuze fühlte sich stets — in den langanhaltenden geistigen Wonnen nach dem Empfange der heiligen Kommunion — zum Betrachten der Haupt-Ereignisse im Leben ihres süßen Heilandes hingezogen, die dann jedes Mal in blühender Bilder-Reihe vor ihre entzückte Seele traten.

Johanna kniete zuerst an der Krippe des göttlichen Kindleins, seine heiligen Füße küssend in tiefer Andacht. Und das Kindlein öffnete den holdseligen Mund und sprach: „Suche alle Tage mehr Kind zu werden, und mich nachzuahmen. Bist du ein demüthiges Kind, so bin ich es auch, ich setze mich zu dir, um mit dir freundlich zu spielen, ich rede so gern mit einer arglosen Seele! Bist du ein Lämmlein der Geduld, ein Täublein ohne Galle, so bin ich für dich ebenfalls ein sanftmüthiges Lämmlein, und lasse dich begleiten von der Taube des heiligen Geistes mit den grünen Palmen des Sieges. Bist du meine treue Braut, so bin ich dein treuester Bräutigam voll Gnade, voll Erbarmen!" Mit diesen Worten reichte es ihr ein kleines hölzernes Kreuz zu küssen, das ihm Joseph als Spielzeug in die Hände gegeben, und die Gluth dieses Kusses drang ihr wie Nagel und Stechdorn in's innerste Leben.

Sie hatte sich aus dieser süßen Liebespein kaum erholt, als

Jesus als zwölfjähriger Knabe vor ihr stand. „„Ich hab' ihn gefunden! Ich hab' ihn gefunden!““ rief sie aus: „„ihn, den meine Seele liebt! Ich will ihn festhalten, ich will ihn nicht entlassen in Ewigkeit. O meine süßeste Liebe! O mein schönster Bräutigam! du bist so schön, so ganz holdselig! O sähen dich die Menschen in dieser Schönheit, sie würden dich nicht mehr beleidigen, sie würden ganz deine Beute werden! O laß die Strahlen dieser Schönheit in allen Menschenherzen leuchten, daß sie ganz entzündet werden aus Liebe zu dir!““ Der göttliche Jüngling sagte lächelnd: „Deine Liebe thut meinem Herzen wohl! Verlange eine Gnade dafür!“ Sie antwortete zögernd und beschämt: „„Liebenswürdigster Herr! Ich verlange nichts Anderes, als dich selbst, und die Gnade, allezeit deinen heiligsten Willen zu erfüllen, o du mein einziger Reichthum, meine liebste Zierde!““ — „Ich segne dich, geliebte Braut!“ fiel Jesus ein, „deinen Leib, deine Seele, alle deine Handlungen und Krankheiten, ich vereinige deine Leiden mit den meinigen, und sie werden im Himmel heller leuchten als tausend funkelnde Sterne!“ —

Schnell war das fröhliche Bild in's bittere Leid verwandelt. Jesus zog des Weges einher mit dem Kreuz auf den Schultern, blutbespritzt, wie eine Blume des Feldes mit der leuchtenden Rosenknospe seines liebenden Herzens, voll Thau und Honigsüße des ewigen Frühlings. Alle ihre Seelenfäden zitterten, der durstige Geist regte seine Schwingen, sie umkreiste bienenfleißig die heiligste Sonnenblüthe, schwelgte durch Honig und Thau, sich eindrängend in's göttliche Herz, diesen Honigkelch unermeßlicher Liebeslust. „Dein Herz ist mein!“ redete der Erlöser, „kein anderer Liebhaber kann es besitzen! Ich stelle in dasselbe Feuerleuchten hinein, meine heiligen Wunden! Auf diesen glühenden Rosen können deine Gedanken weiden, können deine Gefühle sich berauschen mit der Süße des Himmels. Ihr träufelnder Thau feuchtet die Tugend, und weckt die Pflanze der Auferstehung!“ — Rohe Peiniger verwischten den Rosenduft dieses himmlischen Bildes, und rissen dem Erlöser auf dem Kalvarienberge das ungenähte Kleid herunter. Von stechendem Schmerze zerrissen, schlang sie sich mit der Kraft aufbrausender Liebe wie ein Kleid um ihren Heiland, untrennbar von dem Herzen ihres Lieblings. Die Stürme der irdischen Trübsale konnten sie nicht losreißen, immer tiefer setzte sich ihr Sein an den Erlöser an, und bildete sich allmählich aus nach ihm zum Umrisse seiner heiligen Leidensgestalt, aderkräftig durchzogen von seiner göttlichen Gnade, grünend in der innigsten Verschmelzung. Und Jesus lispelte in die Stille ihres Herzens: „Sieh'! nun wird dir ein Bad aus meinem Blute bereitet! In dir verborgen leidet und blutet meine Seele, du bist mein Kreuz, an dieses geheftet verathme ich sterbend

meinen Geist!" — Als der Menschenerlöser angenagelt hing zwischen Himmel und Erde, brach sie als Rebzweig aus ihm hervor, umschlängelte ihn ganz wie Epheu, und faßte das Kreuz von unten bis oben grün ein mit der Farbe der Hoffnung und des Verzeihens. Und der Schimmer des Rebzweiges leuchtete saftig in den zuckenden Schmerzen des Todes, und trieb in der äußersten letzten Angst des Sterbens große Purpurtrauben aus den Kammern des verglühenden Herzens, deren vollgedrängte Beeren platzten, und mit dem himmlischen Rebblute die versammelten Frommen am Kreuze benetzten, das unnennbare Herzweh zu kühlen. Der letzte Abschied war ein Wort ernster Liebe an ihr Herz: „Bist du nun zufrieden?" sprach er. „Meine Hände und Füße sind nun durchbohrt, um dich, hartes, verwildertes Erdreich aufzureißen zum himmlischen Anbau; mit den Dornen, welche meinen Samen in dir ersticken wollten, hab' ich mein Haupt bekränzt; mit dem Herzblute habe ich die zögernden Keime deiner Gottesliebe in Saft und Wachsthum getrieben: Sieh'! ich bin entkleidet im Liebesdrange wie ein Landmann, der im Sommerbrande des Mittags seine Kleider von sich wirft; geöffnet ist die Seite, um dir mit dem Uebermaaße der Liebe den Fels deines Herzens zu sprengen und dir den Brunnquell der Thränen zu enteisen; öffentlich ausgestellt bin ich als Ziel deiner Gedankenflüge, um die Vögel niedriger Leidenschaft zu verscheuchen, die geierhaft an deinem ewigen Blüthenreichthum hacken wollten! Lebe wohl, o Feld, angebaut durch mein Leben und Sterben!" — Ein zermalmendes Gefühl schnitt und quoll durch ihr Gebein; es war wie das gewaltsame Zerrissenwerden einer Rebe unter den Händen des Beschneiders, der alle Auszweige erbarmungslos zusammenquetscht und abreißt. Es war die Feier der Abnahme Christi vom Kreuze in ihrem Fleisch und Gebein, sie diente als weißes Alabastergefäß mit rothen Blüthen, um den Leichnam ihres Erlösers zu waschen; sie, als die seligste Jungfrau, ihren liebenswürdigsten Bräutigam auf dem Schooße, alle seine Wunden zählend, die Düfte der Erlösung aus seinen blassen Zügen trinkend; sie als das Grab mit der seligen Beute zu kurzer Rast in heimlicher Liebesseligkeit.

Sie liebte ja so innig! Der Heiland war todt, aber nicht gestorben, sie koste noch liebend mit ihm, schwelgte in den Keimen und Knospen seiner Auferstehung. Der Ostersonntag dämmerte in ihrer Seele mit dem blüthenweckenden Alleluja, ihre Adern legten sich vollgedrängt um ihre Stirn, durchscheinend durch die weiße Haut, als wollten sie springen und dem frischen Gottesleben entgegenjubeln, ihr Athem ging schnell, die eine Blutwoge drängte die andere, es war die Freude über den Erstling aus den Todten! — Aber in diese

Freude mischte sich der Schmerz der Sehnsucht, sie empfand in der tiefsten Seele das Entschwinden des Gott=Menschen aus ihren Armen, aus der Grabesruhe ihrer stillgelegten Seelenthätigkeit, und weinte ihrem Lieblinge nach: „„O süßester Bräutigam! wann wird die Stunde anbrechen, wo mich die Last des Leibes nicht mehr von dir trennt? Wo ich nicht mehr einsam und verkümmert im Grabe meines irdischen Lebens sitze? O süßer Gott der Liebe! Du schwebst so leicht mit der Fahne des Sieges durch Luft und Wolken, über Berg und Thal! Und ich bin so bleischwer, so ganz herabgezogen in den Schmutz der gemeinen Alltäglichkeit, so ganz durchwässert vom feuchten Lufthauche dieser Erde! O laß mich fliegen aus der Noth des Hierseins, auf zu dir, in deine strahlenden Wunden, in die Früchte deiner Auferstehung!““ —

Sie wurde wieder verzückt, sie wandelte nicht mehr auf den Hügeln der Erde, sondern war eingeführt worden in die Freude des ewigen Lebens. Jesus saß verklärt unter seinen Heiligen beim himmlischen Abendmahle. Aus seiner Seitenwunde gingen leuchtende Strahlen aus, wie gewoben aus feinen, schimmernden Hostien, und drangen in die Seelen der Himmelsbewohner, die, gesättigt im Anschauen Gottes, im Meere göttlicher Süßigkeit schwammen, trunken vom Kelche himmlischen Weines. Sie lag im Staube an der Tafel, und wagte nicht ihr Auge aufzuheben, nur bisweilen warf sie einen furchtsamen Blick auf die Schaar der Auserwählten. Da rief sie Jesus in die Nähe, sie ging nicht, er zog sie mit Kraft heiliger Liebe an's Herz, sie konnte ihm nicht zu Füßen fallen, die anziehende Kraft überwältigte sie ganz, er nahm sie in seine Arme und speiste sie mit den namenlosesten Wonnen der innigsten Liebe. „Sei ein Adler!“ rief er ihr in's Ohr, „und fliege, alle Seelen lockend zum Liebesflug!“ Und adlerkühn stieg sie empor, unter ihr lag ausgebreitet der unermeßliche Ozean der Gnade, umglüht vom Abendrothe des Blutes Christi, das in hellen Purpurwogen auf den dunklen Flächen kreiste. Die Winde der Gottesbegeisterung spielten mit ihrem Fluge, süße Düfte vom Kreuze des Erlösers. Sie wurde ganz überwältiget vom mächtigen Eindruck, eine endlose Schaar segelte mit ihr über den hochgehenden Fluthen des Gnadenmeers, singend wie Trunkene. Und immer höher rauschten die Fluthen, immer ungestümer brausten die Winde, bis eine heranschwellende Wogenmasse sie in den tiefsten Abgrund der göttlichen Liebe hinabschlang! —

In dieser Versunkenheit hielt sie mit Gott jene zarten Liebesgespräche, die an Anmuth und Innigkeit Alles übertreffen, was eine andächtige Seele im innigsten Verkehre mit ihrem Geliebten in Worte kleidet. „„O mein Gott! O mein Gott! Gieb mir weit lieber die

Hölle, als daß du mich in eine Sünde fallen lassest. Mein liebendes Herz findet alles Andere erträglicher, als die Sünde! O dulde keine Scheidewand zwischen mir und dir! Laß mich dich ewig lieben, mit ganzer Seele, mit allen meinen Kräften! Die Erde soll verschwinden! Der Himmel beginne, und mit ihm ewige, unaussprechliche Liebe!"" Und Jesus gab ihr freundlich zur Antwort: „Ich bin's! fürchte nichts! Alle Leidenschaften fallen, alle Feinde fliehen, deine liebende Seele ist gefangen, gebunden von mir mit den Banden süßester Liebe! Alle Zweifel, alle Angst, alle Unentschlossenheit ist vorüber, du genießest die süßen Früchte meines Leidens, den Granatäpfelmost meiner heiligen Menschheit! Ich trage dich in meiner Hand, ich nähre dich mit köstlichen Kräutern aus dem Blumengarten meines offenen Herzens! Du bist ja meine Seele, mein Reichthum, meine Geliebte, meine Braut, in keuschen Gedanken und Begierden!" Sie erröthete und sprach: „„O mein Gott! Allerdings will ich dich lieben mit heißester Inbrunst, aber leider fehlen mir die Werke, die Beweise meiner Liebe! Ich bin nutzlos auf Erden, und wünsche zu sterben, um meiner eigenen Nichtigkeit los zu werden. O wie schäme ich mich vor dir, du heiligster Liebling meiner Seele! so arm und nackt und nichts nütze!"" „Bin nicht ich's," fiel Jesus lebhaft ein, „der dich reinigt und adelt, der deine Werke erzieht und heiligt? Ich bin ja die Lilie deiner Seele und vertreibe mit himmlischem Dufte allen Unflath der Erde, allen Gestank der Eitelkeit, allen Dunst des Reichthums. Du blühest und äugelst mir nach aus den unzähligen Dornen der Sünde, strahlend im Thau der Gnade, rein durch den Morgenwind meiner Heimsuchung. Hast du nicht das Sakrament des Altars, diese Kraftfülle der Erbarmnisse Gottes, um alle deine Schwächen zu heilen, um dir Leib und Seele gesund zu machen!" Sie wurde bei diesen Worten ganz krank vor heißer Liebe, sie konnte nur leise flüstern: „„O liebevolle Erfindung des allerheiligsten Abendmahls! O Engelsbrod! wie bist du Brod der Menschen geworden!"" — „Du hast den Arzt und die Arznei zugleich," fuhr Jesus weiter, „den nämlichen, welchen die Heiligen im Himmel genießen! Ich bin bei dir in aller Trübsal und Verfolgung, und entweich' ich auf kurze Zeit, so kehre ich doch stets wieder mit größerer Gnade zurück. Kämpfe mannhaft! Der Kranz wird nur den muthigen Siegern zu Theil; überlasse dich ganz mir!" Sie seufzte leise: „„Ja! ich bin ganz dein: ewig dein! unendlich dein!"" Jesus erwiederte mit unaussprechlicher Freundlichkeit: „Ja! du bist ganz mein, und ich bin gänzlich dein! Die Dornenstiche der Welt verletzen dich nicht, das Gewicht des Kreuzes erschreckt dich nicht, meine Wunden verleiden dir nicht, meine Verachtung verscheucht dich nicht,

meine Verfolgung verjagt dich nicht, du hast dich mit mir gekreuzigt, du bist eins mit mir, ja ganz mein, und ich ganz dein!" Es ergoß sich ein überseliges Wonnegefühl in der tröstlichen Nähe ihres Heilandes, in den süßklingenden Worten seiner Liebe, sie schien ganz in sich verloren, und lispelte, häufig sich selbst unterbrechend, wie im Traume: „„O, ich trage Jesus in mir als Siegel aller meiner Handlungen! Auf ihn ist mein reinstes, tiefinnerstes Wesen gerichtet, ich bewege mich nach seinem Beispiele, ich ersterbe der eigenen Willkür. O, er schaut mich mit göttlichen Augen an, und erhebt mich zum Honigkorbe der ewigen Wahrheit! Süßer Heiland! du hast mich bekleidet mit dem Purpurglanze seines heiligen Blutes, die Westhauche herzinniger Liebe umathmen mich, mein Aus- und Einathmen geschieht in Jesus, er bläst mir den Lebensodem ein, der Funke des ewigen Lebens hat in mir Feuer gefangen! O selig, wer liebt! dreimal selig die Liebe des göttlichen Heilandes!"" —

Und als sie erwachte aus ihren seligen Träumen, schütterte ein kalter Schauder durch ihr Gebein. Der Geliebte stand vor ihr im furchtbaren Zornglanz, zu richten die ganze Welt, daß Himmel und Erde erschrocken zusammenfuhr. Er, nicht mehr das sanftmüthige Lämmlein, sondern der gewaltigste Löwe, den ganzen Erdkreis umbrüllend! Sie zitterte wie ein Laub am Baume im Gewittersturm, all' ihr Bitten ist umsonst, schon gerüstet das Verderben für alle Sünder. Aber Einer Stimme will er nicht widerstehen, es ist die süße Musik des Gebets aus dem jungfräulichen Herzen der allerseligsten Gottesmutter Maria, diese macht ihn zum sanften Lämmlein, diese erwirbt Gnade und Verzeihung den reumüthigen Sündern. —

18. Der Denkstein.

Einst begegnete der Kaiser Joseph II. während seines Aufenthaltes in Gent, in der sogenannten „Schleifergasse," dem allerheiligsten Sakrament, das zu einem Kranken getragen wurde. Sogleich ließ er den Wagen halten, stieg aus, kniete auf die Erde nieder, ohne einen Lehnsessel, den man ihm schnell darbot, anzunehmen, und in dieser demüthigen Stellung erhielt er von dem Priester, der das Allerheiligste trug, den Segen.

Diese rührende Bezeugung seiner Andacht ergriff die Einwohner so sehr, daß sie die Steine, auf welchen der Kaiser gekniet hatte, wegrissen und an die Stelle des aufgehobenen Pflasters einen Stein mit folgender Inschrift setzten: „Am 15. Juni 1781 empfing Kaiser Joseph II. auf diesem Platze den Segen von dem Pfarrer dieses Kirchsprengels." —

19. Die Schildwache.

Vor einigen Jahren kam ein wackerer französischer Soldat mit seinem Regimente nach Orleans. Seit Ankunft dieses Regimentes bemerkte der Priester an der dortigen Kathedrale jeden Tag mit Verwunderung einen Soldaten, der eine, zwei oft drei Stunden lang unbeweglich wie eine Säule mitten in der Kirche vor dem Chorgitter sich aufhielt. —

Eines Tages besuchte ein Hauptmann mit seiner Frau die Kathedrale. Der Pfarrer ließ ihn in die Sakristei treten, erzählte ihm die Sache und fügte bei: „Warten Sie einen Augenblick, er muß gleich kommen."

Es schlägt 1 Uhr und der Soldat begiebt sich auf seinen Posten; der Hauptmann sieht ihn und ruft aus: „„Aber, das ist ja mein Vertrauens-Soldat, ein trefflicher Kriegsmann und braver Bursche!"" — Man läßt ihn kommen, und: „„Was machst du denn hier?"" fragt ihn sein Vorgesetzter. „„Herr Hauptmann, ich stehe zwei Stunden Schildwache für den lieben Gott im allerheiligsten Sakrament; sehen Sie, Herr Hauptmann, das ist stärker als ich, das macht mir das Blut warm; es giebt überall Schildwachen, in Paris giebt es vier für den Herrn Präsidenten, der Herr General hier hat zwei, der Oberst hat eine Schildwache. Als ich hierher kam, sprach ich zu mir: Der liebe Gott im allerheiligsten Sakrament ist doch viel mehr, als alle diese Leute und hat keine Schildwache; nun denn, so will ich ihm Schildwache stehen, wenn ich freie Zeit habe, und ich versichere Sie, die Zeit wird mir nicht lang, weil ich ihn liebe, wie Sie ihn lieben, Herr Hauptmann!""

In der That, der Hauptmann hatte das Glück, seinem Leben nach ein Christ zu sein. Der Hauptmann aber sprach kein Wort und lobte im Innern die Frömmigkeit des Soldaten. —

---

20. Maria's Huld gegen ihre Verehrer.

Schon als Kind nährte Maria Margarethe von Allacoque in ihrem Herzen die wärmste Verehrung und Andacht gegen die heilige Mutter Gottes. Gern beschäftigte sie sich damit, über die wichtigsten Geheimnisse in dem Leben der heiligen Jungfrau Maria, über ihre Tugenden und die Gnaden nachzudenken, durch welche sie „die Gebenedeite unter den Weibern" geworden. In allen ihren kleinen Anliegen nahm sie ihre Zuflucht zu ihr, wie zu einer geliebten Mutter, und erzählte ihr mit kindlicher Einfalt all' ihren Kummer und ihre Wünsche. Schon damals that sie das Gelübde — alle

Tage ihres Lebens sieben Kniebeugungen zu thun und eben so oft den englischen Gruß zu beten; zu Ehre ihrer Schmerzen an jedem Samstage zu fasten; und, wenn sie einst lesen könnte, täglich die kleinen Tagzeiten von ihrer unbefleckten Empfängniß zu verrichten. Sobald sie das Gebet des Rosenkranzes kannte, machte sie es sich selbst zur Pflicht, ihn täglich zu beten; um ihn aber mit mehr Andacht und Ehrfurcht zu beten, fiel sie dabei auf's Angesicht nieder, wenn sie glaubte, daß Niemand sie bemerke, oder küßte die Erde nach jedem englischen Gruße.

Es gab ihr aber auch die allerseligste Jungfrau schon in diesem zarten Alter große Beweise ihrer Huld und Güte gegen sie.

Einst, als sie so recht innig in Andacht versunken betete, erschien ihr Maria selbst mit dem göttlichen Jesuskind auf den Armen, und sie überreichte ihr, wie ehedessen dem heiligen Antonius von Padua, das Kind aller Gnaden und alles Heils, und gestattete ihr, es auf den Armen zu tragen und zu liebkosen. Es läßt sich nicht ausdrücken, wie übergroß in diesem Augenblicke die Ergießung ihres von Zärtlichkeit, Freude und Dankbarkeit entzückten Herzens war; sie fühlte sich auf Erden wie im Himmel schon, und den Ruf des Herrn an ihr verwirklicht: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!“" —

---

21. Ein frommer Diener Maria's.

(Aus: Katholische Trösteinsamkeit von Johannes Laicus.)

Eine Mähr' will ich erzählen von der Königin der Jungfrauen. Möge sie meine Zunge weihen und meine Lippen mit Süßigkeit erfüllen, da ich ihr Lob erheben will!

Sie hatte sich vor Zeiten einen frommen Diener erwählt, der seinen Leib und seine Seele ihrer Gnade übergab und darum auch an Ehre wuchs vor Gott und den Menschen. Er war ein Bischof und all' sein Streben ging dahin, wie er die Seelen, die ihm anvertraut waren, auf des ewigen Heiles Weg und in Maria's Ehren fördern könne. Bonus war sein Name, das heißt der „Gute," und er ließ es sich zur Mahnung dienen, des Namens sich würdig zu machen und nicht nur — gut zu heißen, sondern auch — Gutes zu thun. Er hielt alle Waisen als seine Kinder und jede Wittwe als seine Mutter, er war aller Dürftigen Hort und was er immer gewann und nicht nothdürftig gebrauchte, das sparte er für den folgenden Tag, seines Endes immer eingedenk. Wachen war seine Lust und Fasten seine Gewohnheit, jeden Tag ging er zu der heiligen Beicht und sang Gottes Lob. Besonders aber verehrte er die allerseligste

Gottesmagd und hatte die fromme Sitte, daß er die Nacht vor dem Feste ihrer Himmelfahrt stets im Gebet durchwachte.

In solch einer heiligen Nacht begab sich mit ihm dieses Wunder, das Allen kund werden müsse.

Er vernahm den schönsten Gesang, wie ihn nur Gottes Kinder singen können und nie ein Menschenohr hört, der fing leise an und wurde immer stärker und schöner, so daß der Bischof seiner Psalmen bald darüber vergaß. Dann sah er eine Straße, wie die des himmlischen Jerusalems, von gegossenem Gold, von außen und innen mit Perlen und Edelsteinen geziert, daß es gleichsam glühte, aber von Sonne, Mond oder Sternen war da keine Spur. Mit höchster Wonne aber wurde er erfüllt, als er ein hohes Münster schaute und die Heiligen sah, die zu dem Münster wallten und ihn freundlich anblickten, als ob sie ihm Muth machen wollten, ihnen zu folgen. Sie theilten sich in verschiedene Chöre von Jünglingen und Jungfrauen, die priesen in Wechselgesängen die Himmelskönigin, welche von den zwölf Aposteln umgeben und mit einer goldenen Krone auf dem Haupt vor dem Hochaltar saß.

Da stand der Bischof auf, schlich in das Münster und kniete in einer Ecke nieder, wo er meinte, daß Niemand ihn sehen werde. Nun erhoben die Apostel ihre Stimmen und fragten Unsere Liebe Frau, wer heute das heilige Meßopfer darbringen solle? Da sprach die heilige Magd: „Ladet B o n u s dazu ein, denn ich erkenne ihn meiner Genossenschaft würdig.“ Darüber erschrack der Bischof heftig, drückte sich noch mehr hinter den Pfeiler, welcher ihn barg und empfahl sich Gott in seinem Gebet, denn dies Amt däuchte ihm gar zu schwer. Aber in demselben Augenblicke wich die Säule wohl zwölf Klafter von der Stelle, wo sie stand und die Heiligen kamen, faßten ihn bei der Hand und führten ihn dahin, wo die heilige Magd saß. Dort ward er bald seiner Zaghaftigkeit frei, denn sie erhob ihre heilige Hand und segnete ihn; zugleich kamen die Engel und legten ihm das Meßgewand an. Da floß ihm manche Zähre aus den Augen und rann auf seine Brust und netzte das himmlische Gewand, denn er erkannte, wie gar unwürdig er so großer Ehre der seligsten Magd sei. Aber auch jetzt kam ihm wieder Trost, denn als er den Eingang der heiligen Messe betete und mit großer Zerknirschung das Confiteor gesprochen hatte, antworteten die heiligen Zwölfboten im Chor: „Indulgentiam, absolutionem et remissionem peccatorum tuorum tribuat tibi omnipotens et misericors Dominus!“

Und nun sangen die himmlischen Schaaren schön und herrlich das Amt des Tages von ihr, die da gegenwärtig war. Die heiligen Erzengel dienten ihm selbst bei dem hochheiligen Opfer von Anfang

bis zum Ende. Da neigte sich der Bischof demüthig vor den heiligen Zwölfboten, aber sie gaben ihm Urlaub zum Segen und fielen selber auf ihre Kniee.

Nachdem das Evangelium Johannis gelesen war, sprach die heilige Magd: „Mein lieber Diener Bonus, nun nimm das Meßgewand zum Lohn für deinen Dienst!“ dann wurde sie in den Himmel entrückt, so schnell, wie das oberste Augenlid das untere berührt, und der Bischof fand sich allein.

In frommem Gebet verharrte er bis zur Metten; da kamen seine Kapläne in die Kirche und fanden sie mit himmlischen Balsamgerüchen durchdüftet und in herzlicher Freude sprachen sie: „Gott ist hier bei uns, woher käme sonst dieser Duft?“ Da fanden sie den frommen Bischof, der ihnen sagte, daß das heilige Gewand ihn ausströme, welches auf dem Altare lag. Als nun der helle Tag durch die Fenster schaute, zeigte er es ihnen und erzählte, wie er es von Unserer Lieben Frauen empfangen habe, und sie sahen, wie es weißer war, denn frischgefallener Schnee und von einer Naht keine Spur. Auch erzählte er ihnen von der Säule, welche vor ihm wich und das erhob ihre Herzen zu so heiliger Freude, daß sie unter heißrinnenden Thränen begannen, Unserer Lieben Frauen jubelnd zu lobpreisen. —

Als der fromme Bischof der Sterblichkeit Zoll bezahlt hatte und zum lieben Gott gegangen war, da schritten die Herren zur Wahl eines anderen Hirten für die Heerde, die er verwaist hinterließ. Der war aber seinem Vorgänger ungleich und mochte keine Nachtwachen im Gebet verbringen; doch dachte er immer, wenn Unserer Lieben Frauen Himmelfahrt käme, dann wolle er im Gebet zu Gott wachen, um auch solche hehren Geheimnisse zu schauen, wie Bischof Bonus.

Nun hört, wie ihm geschah, der der Demuth entbehrte, wie manch' anderer Mann, während sie doch vor Allem noth thut.

Als er Abends den lieben Heiland anrief, da entschlief er auf des Altars Stufen und wurde wunderbarer Weise — in sein Bett getragen. Dort hatte er noch nicht lange der Ruhe gepflegt, als ihn die Glocken zur Mette weckten. Da ward seine Angst und Besorgniß sehr groß, wer ihn wohl aus dem Münster in seine Schlafkammer getragen haben möge, und er erkannte bald, daß es vermessen war, sich Dem vergleichen zu wollen, der Unserer Lieben Frauen so kindlich und fleißig diente. Seitdem änderte er seinen Sinn und ward ein frommer Mann.

O Königskind aus David's Stamm,
Ohn' Sünde geboren wundersam;
Laß unser keinen gehn verloren,
Die dich zur Herrin auserkoren! —

22. Man soll die Gelübde heilig halten.

Rupertus Germanus, ein alter Schriftsteller, erzählt in seinem Werke „Schatzkasten der Geschichten und Sagen vom alten Mainz“ das Folgende:

Der Bischof Landfried ritt (550) zu Mainz durch das Dietherthor den Rhein hinauf; da fiel ihm auf der St. Michels-Höhe hinter Weissenau ein steinern Muttergottesbild auf, das, in einem Heiligenhäuschen geborgen, das Gesicht dem Rhein zukehrte und „die Nahrung Christi“ darstellte. Er fand gar schön und anziehend dieses Bild, aber auf dieser einsamen Stelle nicht am rechten Ort; darum ließ er dasselbe von seiner Urstätte wegbringen in die Stadt Mainz und in seiner Burgkapelle aufstellen.

Da streckte sich aber die Hand Gottes aus, damit keine Ungebühr geschehen möge.

Vor den Bischof trat plötzlich ein Greis im Pilgergewand, sein Antlitz war geisterhaft, sein Wort drang bis in den Kern des Herzens. Und der Mann sprach: „Herr! Ihr habt das Bild der allerseligsten Gottesmutter aus ihrem Häuslein am Rheine weggenommen, aus dem Wohngezelt ihrer Weihe von dem Stifter aus. Solches darf nicht sein — fromme Gelübde reichen über das Grab! Vor hundert Jahren schon hat der Stifter Peter Marks im September zwischen Mariä Geburt und dem Feste des heiligen Erzengels Michael dieses Denkmal, diesen Gelöbniß-Stein in der Nähe jener Stelle errichtet, wo im Rhein ihm ein Schiff zu Grund gegangen. Der Unglückliche war eine Zeit lang in Noth, ohne Brod; da ward ihm plötzlich eine Erbschaft. Er baute ein neues Schiff und setzte das Steinbild Maria's, als der Schützerin der Schiffahrt und des Handels, auf die Höhe. Die Nahrung Christi ließ der Schiffer vom Bildner fertigen, alldieweil die heilige Mutter ihm mit ihrem Segen gleichsam eine himmlische Lebensnahrung dargereicht hat. — Jetzt thut nach meinem Worte!“ —

Aber der Bischof, aus falscher Scham, that nicht nach dem Worte des Pilgrims. — Da hörte er Nachts in seiner Kapelle, von wunderbarem Glanz erleuchtet, Engelstimmen im Chorgesang; und als der Tag kam, stand das Bild wieder auf der St. Michaels-Höhe vor Weissenau. —

Damit hat die jungfräuliche Mutter der Liebe, die Königin des Himmels und der Erde, deutlich darthun wollen, wie sie Schützerin und Wächterin des Rheins sein will, ihres Lieblings von allen Flüssen der Erde. — Gepriesen seist du uns, o Rhein, du Mainz, und du segensreiche Mutter des Heilandes! —

23. Das Gelöbniß.

(Aus: Schweizersagen aus dem Aargau von E. L. Rochol z.)

Im Hitzkircher-Thale, zwischen dem Argauischen Gallwiler-See und dem Luzernischen Baldegger-See gelegen, erblickte man früher eine ganze Reihe von Burgen, die Schlösser Ober-Rheinach, Baldegg, Reichensee, Lieli und Heidegg. Aber diese hübschen Rittersitze wurden zusammen in den Kriegsunruhen verwüstet und gebrochen, welche zwischen den Luzernern und dem Hermann von Grüneberg im Jahre 1386 über verschiedene Zoll- und Grenzstreitigkeiten ausgebrochen.

Als Reichensee und Baldegg von den Flammen schon verzehrt waren, wollte der Feind der noch übrigen letzten Burg, der Heidegg, das gleiche Loos bereiten.

Auf ihr wohnte damals eine besonders fromme und mildthätige Edelfrau, Namens Bertha. Sie war Wittwe und hatte aus ihrer Ehe nur ein einziges Kind. Zitternd für dessen Leben, gelobte sie bei'm Herannahen des Feindes, der heiligen Muttergottes eine Kapelle zu stiften.

Als nun die Krieger die Burg Lieli zerstört hatten, kamen sie durch den dichten Wald unter dem Klotisberg herangezogen und stürmten gegen den Hügel, auf welchem Heidegg steht. Alsobald aber verhüllte sich die ganze Gegend in einen so undurchdringlichen Nebel, und der Dünkelbach, welcher am Schlosse herabfließt, begann dergestalt anzuschwellen und zu rauschen, daß der Feind in Finsterniß und Wasserlärm vom Pfade abkam, in den reißenden Bach stürzte und in dessen Fluthen dem Baldegger-See zugeschwemmt wurde. Diejenigen aber, welche entrannen, haben erst auf dem Rücken des Lindenberges, auf der oberen Illnau, sich wieder zurecht finden können.

So ist das Schloß verschont geblieben. —

Aus schuldiger Dankbarkeit wurde alsdann von der Burgfrau die Kapelle erbaut, welche jetzt noch neben dem Schlosse steht und die Aufschrift trägt:

„Procul estote profani!" —

---

24. Das vergessene Brettspiel.

Ritter Heinrich von Riesengrün, Besitzer der dem Berge „Maria-Culm" in Böhmen nahegelegenen Veste Katzengrün, ein strenger, barscher Mann, war bei einem benachbarten Ritter zum Besuch gewesen und hatte sich mit demselben mit dem Brettspiel, welches er leidenschaftlich liebte, unterhalten. Als er nach Hause ritt und an der Kapelle, in welcher das Culmer Gnadenbild stand, anlangte,

stieg er vom Rosse, band dasselbe an einen Baum, betete in dem Kirchlein einige Augenblicke und ritt dann, weil die Nacht anbrach, eiligst von dannen.

Als Ritter Riesengrün zu Hause angekommen, wurde er erst inne, daß er sein Brettspiel, welches von hohem Werthe und mit Diamanten ausgelegt war, in der Kapelle habe stehen lassen; er befahl daher seinem Sohne Ottomar, sich unverzüglich auf den Weg zu machen und dasselbe zu holen.

Es war eine unheimliche Winternacht. Der Sturm heulte in den Wipfeln der Bäume und schlug die blätterlosen Aeste krachend zusammen, wild flogen, vom Winde gepeitscht, dichte Schneeflocken umher und eine undurchdringliche Finsterniß lagerte wie ein rabenschwarzer Schleier über Thälern und Höhen. Der Jüngling schauderte daher, als er den Befehl des Vaters vernahm, bat denselben dringend, ihm den Gang zu erlassen, lieber einige Knappen zur Kapelle zu senden, oder, da ohnedem zur Nachtzeit Niemand mehr das Kirchlein betreten werde, ihm zu erlauben, erst bei Anbruch des Tages den Weg antreten zu dürfen; — allein der Vater war unerbittlich, schalt seinen Sohn einen Feigling und drohte, wenn er nicht augenblicklich ginge, ihn nicht mehr als seinen Sohn betrachten zu wollen.

Nun blieb Ottomar freilich nichts weiter übrig, als zu gehorchen, und er schickte sich auch unverweilt zu dem Gange nach der Kapelle an; da trat Bibiana, die Tochter des Burgvogts, zu ihm herbei, bat ihn flehentlich, zu Hause zu bleiben und versprach ihm, das Brettspiel durch einen Knappen, welcher ihr ergeben sei, holen lassen zu wollen. Gern nahm Ottomar diesen Vorschlag unter der Bedingung, daß sein Vater kein Wort davon erfahren dürfe, an und Bibiana, nachdem sie den Jüngling verborgen hatte, machte sich, damit ihr Thun nicht etwa verrathen werden möge, zwar mit klopfendem Herzen aber mit kühner Entschlossenheit, selbst auf den Weg.

Umschwirrt von Schneeflocken, vom Sturme umsaust, eilte das beherzte Mädchen unter den rauschenden und knarrenden Bäumen der Kapelle zu, erreichte sie glücklich, fand an der bezeichneten Stelle richtig das Schachbrett, kniete dankend vor der gebenedeiten Gottesmutter nieder und war eben im Begriff, den Heimweg wieder anzutreten, als sie die Tritte vieler Menschen und wildes Stimmengewirr vernahm. Unentschlossen stand sie einen Augenblick still, dann schlüpfte sie in den finstersten Winkel des Kirchleins und verbarg sich daselbst so gut es gehen wollte.

Einige Minuten später füllte sich das Innere der Kapelle mit wilden Gestalten, Räubern nämlich, die in dieser Gegend ihr blutiges Handwerk trieben und welche jetzt hier mit noch von Blut besudelten

Händen die eben gemachte Beute theilten. Sie stießen so schreckliche Flüche aus, sie sprachen so ruchlos und erzählten ganz gleichmüthig so abscheuliche von ihnen verübte Thaten, daß Bibiana vor Entsetzen bald verging und wie an allen Gliedern gelähmt sich nicht zu regen vermochte.

Endlich nach langem, sehnsüchtigem Harren und als schon der erste Schein des trüben Wintermorgens durch die kleinen Fenster des Kirchleins zu schimmern begann, entfernten sich die Räuber; und nachdem ihre Fußtritte in der Ferne verhallt waren, kam Bibiana aus ihrem Versteck hervor, legte lauschend das Ohr an die Pforte, und als sie keinen Laut mehr vernahm, empfahl sie sich noch einmal in einem inbrünstigen Gebet der Mutter des Herrn, dieser Trösterin und Hilfe der Christen, und eilte hierauf mit dem Bretspiele von dannen.

Sie mochte kaum zwanzig Schritte von der Kapelle entfernt sein, als ein wildes: „Halt!" aus dem Munde eines Räubers, der sich noch verweilt hatte, ertönte; aber Bibiana leistete dem Zurufe nicht Folge, sondern floh mit der Behendigkeit eines gescheuchten Rehes und immer den Schutz der heiligen Muttergottes anrufend, auf ihrem Wege dahin. Der Räuber folgte ihr eilfertig nach, erreichte sie und rang mit ihr; aber er stolperte über einen Stein, fiel zu Boden und das Mädchen gewann dadurch einen kleinen Vorsprung. Doch der Räuber stürzte ihr auf's Neue nach; aber in dem Augenblicke, als er bereits die Hand nach ihr ausstreckte, ließ der Thurmwächter der Burg Katzengrün sein Horn so gewaltig erschallen, daß der Räuber sich verrathen wähnte und mit hastigen Schritten in den Wald zurückkehrte.

Sobald Bibiana auf der Veste anlangte, sank sie ohnmächtig zusammen. Man eilte ihr zu Hilfe, brachte sie ins Leben zurück und erfuhr nun von ihr, was sich begeben hatte und von Herzen dankte sie der durch die Fürsprache Maria's ihr gewordenen Rettung. —

Ohne einen Augenblick zu säumen, versammelte Ritter Heinrich von Riesengrün alle Freunde, Bekannte und Nachbarn mit ihren Knappen und Dienern, umringte mit ihnen den Wald, spürte den Schlupfwinkel der Mordgesellen aus, fing sie sämmtlich und überlieferte sie den Gerichten zu Eger.

Nach den nöthigen Verhören und Untersuchungen wurde das Urtheil über die Verbrecher gesprochen und dasselbe fiel, dem Charakter der damaligen Zeit angemessen, sehr hart aus. Diejenigen Räuber, welche ihre meisten Mordthaten in der Nähe der Kapelle verübt, wurden auch bei derselben hingerichtet. Sie wurden von

Pferden auf einer Kuhhaut nach dem Berge geschleift, auf dem Wege mit glühenden Zangen gebrannt, gerissen, mit glühendem Oele begossen, auf der Höhe unter den gräulichsten Martern gerädert und auf das Rad geflochten. Den übrigen Räubern erging es nicht besser, nur endeten sie ihr elendes Leben nicht hier, sondern an denjenigen Stellen, wo sie ihre meisten oder größten Missethaten begangen hatten.

Der Maria-Culm besuchende Wanderer kann noch heute in der Nähe der Kirche die Mördergrube beschauen. Sie ist mit einem großen Steine, auf welchem drei Kreuze eingehauen sind, bedeckt, und in ihre Tiefe führen fünfzehn Stufen hinab. Unten ist ein mit Quadern belegter, geräumiger Platz, und an den Wänden der Höhle gewahrt man Freskogemälde von Elias Dollhopf, welche die von den Räubern verübten Unthaten darstellen. — —

Nachdem Ritter Heinrich zu seinen Vätern versammelt worden war, fielen seine Güter seinem einzigen Sohne Ottomar zu; und da dieser keine Erben hatte, so übergab er bei seinem im Jahr 1383 erfolgten Tode seine um den Culmer Berg gelegenen ansehnlichen Besitzungen den Kreuzherren mit dem rothen Sterne, welche auf der Höhe zuerst eine Pfarrei und alsdann ein Kloster errichteten. —

Der Berg, auf welchem Maria-Culm mit seiner schönen, mit zierlichen Thürmen geschmückten Kirche und seiner prachtvollen Kapelle liegt, ist überaus hoch. Die Aussicht von einem dieser Thürme, in dessen Innerem eine bequeme Wendeltreppe emporführt, ist ganz besonders reizend; denn man sieht östlich nach Böhmen, südlich nach Oesterreich, westlich nach der Pfalz und dem früheren Markgrafenthum Baireuth und nördlich nach dem Vogtlande und nach Sachsen.

Das Geläute zu Maria-Culm ist weit und breit berühmt; und wenn alle hier befindlichen fünf Glocken gleichzeitig geläutet werden, so wird Jeder, der die harmonischen Töne hört, von Rührung ergriffen und zur höchsten Andacht gestimmt. Als Kaiser Ferdinand III., welcher davon Kunde erhalten, im Jahr 1647 in diese Gegend kam, befahl er, daß geläutet werden solle. Der herrliche Ton der Glocken gefiel ihm so außerordentlich, daß er eine ganze Stunde lang damit fortfahren ließ und bei seiner Abreise erklärte: noch nirgends, ja nicht einmal in den größten Reichsstädten, ein solch' vortreffliches Geläute vernommen zu haben.

Gegenwärtig ist Maria-Culm eine Propstei, an welcher ein Propst und vier Kapelläne die geistlichen Verrichtungen ausüben. Das Patronatrecht hat der jedesmalige Großmeister des Ordens der Kreuzherren mit dem rothen Sterne. —

---

25. Das Schlüssel-Fest zu Barcelona.

Dieses Fest ist zum Andenken der wunderbaren Rettung eingesetzt, welche dieser alten spanischen Stadt aus einer furchtbaren Pest zu Theil wurde. Vom Januar bis Juli 1651 wüthete die Pest in Barcelona und raffte über 36,000 Menschen hin; alle Behörden waren genöthigt, die Stadt zu verlassen. In einer so großen Noth nahm man zu Der seine Zuflucht, welche die Bedrängten nicht vergebens anrufen. Ein sehr altes Bild der Empfängniß Mariä, das früher im Palast der Grafen und Könige von Arragonien verehrt worden war, und jetzt in der Kirche sich befindet, wurde der Gegenstand der allgemeinen Andacht; man opferte vor diesem Bilde der heiligen Jungfrau die Schlüssel der Stadt zum Zeichen der Ehrerbietung und des kindlichen Vertrauens. Von da an verschwand die Geißel. Die dankbare Stadt machte das Gelübde, alljährlich zu Ehren ihrer Beschützerin ein Fest zu feiern, und dieses Fest heißt das Schlüsselfest. Bald darauf wurde Barcellona von den Truppen des Königs von Spanien erobert. Der siegreich einziehende Feldherr aber respektirte die Oberhoheit der heiligen Jungfrau und verlangte die Schlüssel nicht, weil er wußte, daß sie ihr übergeben worden seien. —

---

26. Das Pilger-Glöcklein.

Unfern Reischach, im Gericht Oetting in Niederbayern, steht eine einsame Kapelle, der heiligen Mutter Gottes geweiht. Von deren Thurm ertönt gar oft das Glöcklein, und man möchte meinen, als würde es von Geisterhand gezogen: denn es ist keine Stunde bei Tag und bei Nacht, wo man es nicht von Zeit zu Zeit läuten hört.

Die Geschichte von dieser Kapelle und dem Glöcklein wird aber so erzählt:

Vor vielen, vielen Jahren, als die Gegend umher noch weit und breit Wald und Wildniß war, wurde ein Pilger, der des Weges nach Oetting zum Gnadenbild wanderte, von Räubern überfallen, die ihn des Seinen beraubten und bis zum Tode mißhandelten. In der Angst seines Herzens gelobte er, an der Stelle ein Kirchlein zu erbauen, wenn er, durch Gottes und seiner gebenedeiten Mutter Gnade, mit dem Leben davonkäme. Die Räuber ließen ihn für todt liegen; er aber genas auf eine wunderbare Weise wieder. Demnach erfüllte er sein Gelübde; er erbaute die Kapelle und versah sie mit einem Glöcklein. Auf die Votivtafel aber, die er in der

Kapelle aufhängen ließ, stellte er die Bitte: „Es möge ein jeder Pilger, der des Weges ziehe, zu Ehren Mariä das Glöcklein läuten und für seine arme Seele beten.“ —

Das geschieht denn noch bis auf den heutigen Tag. —

27. Das strafende Madonnabild.

(Aus: Die malerischen Stellen des Odenwaldes von A. L. Grimm.)

Als im October 1631 der Schwedenkönig Gustav Adolph mit seinem Heere nach Franken kam, überfiel einer seiner wilden Haufen auch das Kloster Amorbach. Die Mönche desselben entflohen zum Theile; die Zurückbleibenden aber wurden von den Soldaten fortgejagt, das Kloster geplündert und, was man nicht raubte, zerstört. Der Himmel sah diese Greuel und Entweihungen des Klosters ruhig mit an und verhängte keine Strafe über die Frevler. Als man sich aber erfrechte, die gottlose Hand sogar an die Himmelskönigin und Schutzheilige der Kirche zu legen, erfolgte auch alsbald die Bestrafung. Damals stand nämlich in dem Schiff der Kirche das Bild der Jungfrau Maria, auf dem linken Arme den Jesusknaben, in der rechten Hand den Scepter tragend und mit einem kostbaren blauen Damastkleide angethan. Dieses Kleid stach einem schwedischen Fähndrich so sehr in die Augen, daß er es der Himmelskönigin abzog und seiner Braut als Kriegsbeute mit nach Hause brachte. Kaum hatte sie es aus seiner Hand empfangen, als Beide plötzlich erblindeten und auch blind blieben, bis der Fähndrich auf Befehl seines Hauptmanns das heilige Gewand wieder nach Amorbach seiner Eigenthümerin zurückbrachte. Auf dieses hin erhielt das Brautpaar auch sein Gesicht wieder. —

28. Der alte Regenschirm.

(Aus: Die Gartenlaube, illustrirtes Familienblatt.)

Während der Insurrection in Spanien zu Gunsten des Don Carlos wurde auch ein Angriff gegen den Sommerpalast des Marquis de la S— gemacht, welcher zu der Zeit in einem andern Theile des Landes für die Sache der Königin thätig war.

Seine Tochter, die verwittwete Gräfin F—, war mit der Dienerschaft allein im Schlosse. Als man ihr die Nähe des Feindes meldete, versammelte sie alle Männer, die etwa fähig waren, ihres Vaters Eigenthum zu vertheidigen. Sie ließ Thüren und Fenster verbarrikadiren und sonstige Maßregeln treffen, um der Gefahr mit

Kraft zu begegnen. Dennoch wurde sie, bevor sie sich recht in Vertheidigungszustand zu setzen vermocht hatte, überrascht und aus Mangel an Munition gezwungen, sich mit ihren Vertheidigern zu ergeben.

Kaum war der Feind in das Schloß eingerückt, als er auch schon Excesse beging, welche die Gräfin zu dem Enschlusse brachten, lieber zu sterben, als in die Hände der Feinde zu gerathen. Getrieben von Zimmer zu Zimmer und nach einem Orte suchend, an welchem sie vor ihnen sicher sein dürfte, flüchtete sich die arme Gräfin zuletzt in ein kleines Closet, das seit vielen Jahren als Rumpelkammer diente, und hoffte, da unentdeckt zu bleiben. Doch gar bald spürten die Feinde der reichen Erbin, auf die sie es besonders abgesehen hatten, nach und fanden ihren Versteck. Das Freudengeschrei, welches die Verfolger bei ihrem Anblick ausgestoßen, zeigte es der Entsetzten an, die in ihrer Todesangst die Augen geschlossen hatte, wie wenn sie dadurch der Gefahr zu entgehen vermöchte.

Die Unglückliche hatte sich hinter einen Pfeiler von Koffern und Brettern versteckt; diese allein schieden sie von der brutalen Soldateska. — Aber wie lange konnte diese Barrière sie von ihr trennen? — In ihrer Verzweiflung blickte sie um sich her nach einem Vertheidigungsmittel, durch das sie im Stande wäre, die Feinde abzuhalten, bis sie das Fenster erreicht hätte, entschlossen — lieber zu sterben, als sich den Brutalitäten dieser zügellosen Bande auszusetzen. Ihr Auge fiel auf einen alten, längst nicht mehr benutzten Regenschirm, der ihrem Vater gehörte und eben so staubig, als von Motten zerfressen war. Diesen ergriff sie und eilte nach dem Fenster in dem Augenblicke, als es dem Wüthendsten ihrer Verfolger gelang, sich durch die Barrière, die ihn von ihr trennte, durchzuarbeiten. Als sie bei seiner Annäherung den alten Regenschirm gegen ihn erhob, lachte er hell auf; dennoch aber bewirkte sein dadurch erregtes Erstaunen, daß er einen Schritt zurücktrat. Dieser Augenblick war es, in welchem die Gräfin, indem sie inbrünstig die allerseligste Jungfrau Maria um ihren mütterlichen Schutz anrief, auf die Fensterbrüstung sprang und dem Griffe des Soldaten nach ihren Kleidern entging; der nächste sah sie hinabstürzen.

Mit einem Schrei des Entsetzens sprangen die Verfolger nach dem Fenster, überzeugt, den zarten Leib der Gräfin auf dem Pflaster des Hofes zerschmettert zu sehen. Aber der alte Regenschirm, den sie noch fest in ihrer Hand gehalten, rettete sie vor Tod und Entehrung. Im Fallen war er aufgegangen, hatte die Luft erfaßt und sie so unbeschädigt auf den Boden gebracht, von wo sie sogleich

dem Thore zueilte, während die Soldaten voll Erstaunen über dieses, ihnen fast wie ein Wunder erscheinendes Ereigniß ihr nachblickten, ohne auch nur einen Fuß zu ihrer Verfolgung zu erheben. Indessen fand die Gräfin eine Zuflucht in der Hütte eines zum Gute gehörigen Bauern. — —

Später verehelichte sich die Gräfin wieder und lebt jetzt (1857) am Hofe der Königin Isabella, wo sie eine der ersten Stellen einnimmt; der alte Regenschirm aber befindet sich zu Madrid in der Kirche des heiligen Isidor, wo er, reichlichst verziert mit Gold und Perlen, hinter dem Altare der Muttergottes als „Votiv-Opfer" hängt. —

Alljährlich begiebt sich die Gräfin mit ihren Kindern an dem Tage, da sie dem Tod und der Entehrung entging, in diese Kapelle und der alte Regenschirm wird über der knieenden Gruppe ausgespannt gehalten, während der Priester seinen Segen spricht und die Glocke fröhlich zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria und des Regenschirms tönt; denn jene war, so fühlte die dankbare Gräfin, die Retterin, dieser das wunderbare Mittel der Rettung. —

---

29 und 30. Das Marianische Gnadenbild auf dem Berge Montserrat in Spanien.

(Aus: Reiseskizzen aus Spanien von Franz Lorinser. *)

Folgende Sage lebt im Munde des Volkes über den Ursprung dieses marianischen Gnadenortes.

1. Es war im Jahre des Herrn 880, an einem herrlichen Sommerabende, als die Schatten der Dämmerung schon anfingen, die phantastischen Felsen des Montserrat in ihren dunklen Schleier zu hüllen; da waren einige Hirten aus Olesa, die durch irgend einen Zufall sich verspätet hatten, an den Ufern des Llobregat damit beschäftigt, ihre Heerden zu sammeln, um zum heimathlichen Stalle sie zurückzutreiben. Ein wunderbares, purpurnes Licht erglänzte plötzlich am Himmel, und als sie ihre Augen dem Berge zuwandten, erblickten sie an einem Punkte desselben, wo eine düstere Felsenspalte sich öffnete, Tausende von Lichtern, wie eine Gruppe angezündeter Lampen, während vom Himmelszelte liebliche Sternlein, eines nach dem andern sich ablösten und dem Orte zuschwebten, wo die wunderbare Illumination sich zeigte, um auch durch ihr Leuchten den Glanz derselben zu vermehren. Doch hierauf allein beschränkte

*) Regensburg, 1855. Manz.

das Wunder sich nicht; sie vernahmen zu gleicher Zeit eine wunderbar süße Musik, die wie Engelsgesang an ihr Ohr tönte, und die Luft erfüllte sich mit den kostbarsten Wohlgerüchen, wie sie nur immer die reichste Phantasie sich vorzustellen vermag. Vergeblich erzählten die Hirten in Olesa, was sie gesehen und gehört. Niemand glaubte ihnen. Eine Woche war vergangen und fast fingen die Augenzeugen selbst an der Wirklichkeit der Erscheinung zu zweifeln an; da wiederholte sich am Abend des achten Tages dasselbe Wunder, und wiederholte sich wieder und regelmäßig jeden Samstag Abend. Der Pfarrer von Olesa und der Bischof von Ausona (der damals in Manresa seinen Sitz hatte) waren vier Samstage nach einander Zeugen des seltsamen Schauspiels. Da blieb Gundemar, dem Bischof, kein Zweifel mehr übrig, daß ein himmlisches Zeichen ihnen gegeben sei; und am folgenden Sonntag zog der Bischof in feierlicher Prozession, von den Gläubigen begleitet, an den Ufern des Llobregat dahin, um den Ort des Wunders in Augenschein zu nehmen. Von dem himmlischen Wohlgeruch und der englischen Musik, die aus der Ferne wie leiser Orgelklang der Felsen herübertönte, geleitet, gelang es ihnen, den Eingang einer Höhle in dem wildesten Theil des Gebirges zu entdecken. In dieser Höhle fand man das Bild der heiligen Jungfrau Maria, dasselbe, wie einige Chronisten erzählen, das, vom heiligen Lukas geschnitzt, vom Apostel Jakobus nach Spanien gebracht und von dem Gothenfürsten Erigonius und Petrus, dem Bischof von Barcelona, in den Felsenspalten des Montserrat verborgen worden war, als der Verrath des Grafen Julian Spanien mit den Horden der Saracenen überschwemmt hatte. (Andere dagegen meinen, der Ursprung des Bildes sei gänzlich unbekannt gewesen). Gundemar nahm das heilige Bild in seine Arme und beschloß, in feierlicher Prozession es nach Manresa zu tragen. Doch an dem Orte angekommen, wo das heutige Kloster sich erhebt, fand er seine Füße durch unsichtbare Gewalt an die Erde geheftet, und war nicht im Stande, nur einen Schritt weiter zu gehen. Der Wille der Jungfrau war offenbar. Sie wollte den Berg nicht verlassen und hier war der Ort, den sie sich ausersehen. Die Menge der Gläubigen, die den Bischof begleitete, fiel auf die Kniee und die Felsen des Montserrat hallten zum ersten Mal wieder von dem „Salve Regina!" das von dieser Zeit an täglich vor dem Bilde der Jungfrau gesungen wurde, und von dem das Volk in dem berühmten Birolay de Maria eine freie poetische Uebersetzung sich gebildet, die als der eigentlich nationale Hymnus des Montserrat zu betrachten ist, der in ganz Catalonien heute noch vom Volke gesungen wird, den der Fischer auf seiner Barke anstimmt,

wie der einsame Wanderer, der die Schluchten der Gebirge durchzieht, der im Chor von den catalonischen Kriegsheeren intonirt wurde, ehe sie in die Schlacht zogen, und der die Veranlassung gewesen, daß Juan von Austria, der berühmte Feldherr, der Sieger von Lepanto, seine Belagerung und Eroberung von Barcelona mit einer Wallfahrt auf den Montserrat beschlossen. Eine kleine, einfache Kapelle ward auf der Stelle erbaut, wo das Wunder Statt gefunden. Die Jungfrau des Berges verdankte ihren ersten Tempel nur der Sorgfalt des Bischofs von Manresa und der Andacht der Gläubigen. Doch bald wurde das einfache Heiligthum in eine größere, der Gottesmutter würdigere Andachtsstätte umgewandelt. —

Winfried, Graf von Barcelona, gründete in den Felsen des Montserrat ein Kloster und bestimmte die gottgeweihten Jungfrauen desselben zu Hüterinnen des heiligen Bildes. — Achtzig Jahre blieb das Kloster mit seinem heiligen Bilde der Hut dieser frommen Jungfrauen anvertraut, bis, wahrscheinlich um der Masse der Pilger willen, die bereits aus allen Gegenden dort zusammenströmten, der Graf Borrell, derselbe, unter dem Barcelona von den Saracenen erobert wurde, und der die Vertheidigung seiner Stadt mit dem Leben büßte, an die Stelle der Jungfrauen, die in ihr altes Kloster San Pedro de las Puellas in Barcelona zurückkehrten, die Mönche des heiligen Benedikt setzte, die bis auf den heutigen Tag die Hüter des Heiligthums geblieben sind. —

2. Es giebt vielleicht kein Kloster in der Welt, dessen Geschichte so anziehend, so eng verknüpft mit den wichtigsten welthistorischen Ereignissen wäre, wie die des Montserrat, keines, das so viele Prinzen, Cardinäle, Päpste selbst, zu seinen Aebten, Heilige und Martyrer zu seinen Mönchen, Fürsten, Helden und Künstler zu seinen Schülern zählen könnte. Hier war die Geburtsstätte zweier religiöser Orden. — Hier erschien, als der Heldenkönig Don Jaime el conquistador über einen großen Theil von Spanien herrschte, ein edler Ritter, um, von einer schweren Krankheit genesen, sein Gelübde zu erfüllen. Auf seinen Knieen lag er neun Nächte hindurch im Heiligthum der Jungfrau. In einer derselben erschien ihm die gnadenreiche Himmelsmutter und forderte ihn auf, einen Orden zur Befreiung der von den Saracenen gefangenen Christen zu stiften. Und der Ritter gehorchte, und von dem frommen Könige unterstützt, dem gleichfalls eine übernatürliche Erscheinung geworden, gründet er zu Barcelona den Orden de Nuestra Senora de la Merced. Es war der heilige Petrus Nolaskus. — Fast drei Jahrhunderte später erscheint wiederum ein Ritter im Bußgewande auf dem Montserrat und hängt seinen Degen auf unter den Votivgeschenken vor dem

Bilde der Jungfrau und hält die Ehrenwache vor ihm in dem Heiligthum und legt seine Generalbeichte ab auf einer jener unzugänglichen Felsenspitzen, bei dem Einsiedler von S. Dismas, und empfängt himmlische Offenbarungen in der Höhle von Manresa, die die Grundidee eines der größten und merkwürdigsten Orden werden, den die Welt gesehen. Unter dem gnadenreichen Einfluß der Jungfrau vom Montserrat wird der Plan jener geistlichen Exercitien erdacht, die der Kirche Schaaren von Heiligen geboren und unzählige Sünder dem Verderben entrissen. Ist es noch nöthig, hinzuzusetzen, daß der Ritter der heilige Ignatius von Loyola gewesen, der hochberühmte Stifter der Gesellschaft Jesu? — Hier, vor dem Bilde der Jungfrau, kniete Ferdinand der Katholische, um den Schutz der Gottesmutter für seinen heroischen Kampf mit den Saracenen zu erflehen; und hier knieten die katholischen Monarchen Ferdinand und Isabella wiederum, um der Jungfrau den Tribut des Dankes abzutragen, nachdem sie in Granada auf den Thürmen des Alhambra das christliche Siegeszeichen aufgepflanzt. — Und kaum haben die Monarchen ihre Andacht vollendet, da erscheint in dem Hafen von Barcelona ein Schiff, das berühmteste vielleicht, das je die Wogen des Oceans durchfurcht hat. Es ist das Schiff des Christoph Columbus, der die neue Welt entdeckt hat und der kommt, den katholischen Monarchen anzukündigen, daß sie Gebieter eines neuen Reiches jenseits des Meeres geworden, und die ersten Produkte der neuen Welt, die nach Europa gekommen, ihnen zu Füßen zu legen. — Und ein Mönch des Montserrat ist es, Fray Bernardo Boil, der sofort zum ersten Erzbischof und Patriarchen von Indien ernannt wird, der den kühnen Genueser auf seiner zweiten Reise begleitet und zum ersten Mal das Kreuz in der neuen Welt aufrichtet. Der Montserrat hat den Ruhm, den Samen des Evangeliums zuerst nach Amerika getragen zu haben. Das Christenthum in der neuen Welt ist eine Colonie des Montserrat. — Hier war es, wo Carl V., als er einsam in der Kirche vor der Himmelskönigin seine Gebete ausschüttete, durch den eintretenden Boten unterbrochen wurde, der ihm die Nachricht seiner Erwählung zum römischen Kaiser brachte. Hier war der Lieblingsaufenthalt des großen Kaisers und fast kein Jahr seiner Regierung verging, in dem er nicht hier gebetet und hier gekniet hat. Hier ist der Gedanke in ihm erwacht, die Regierungssorgen niederzulegen und die letzten Jahre seines Lebens ausschließlich (im Kloster S. Yuste) dem Dienste des höchsten Königs zu weihen. So groß war damals der Ruhm der Jungfrau vom Montserrat, daß Franz I., der königliche Gefangene Carl's V., bei seinem Aufenthalt in Barcelona einen kostbaren Ring

vom Finger zog, „das einzige Geschenk, das ein gefangener König machen könne," und die Gräfin von Modica beauftragte, ihn in seinem Namen persönlich der Jungfrau Maria zu opfern. — Philipp II., der zu sagen gewohnt war, daß die Sonne in seinem Reiche nicht untergehe, hatte die Andacht und die Vorliebe seines Vaters für den Montserrat geerbt. Viermal unternahm er die Wallfahrt zum Bilde der Jungfrau und er ist es, der den Bau der neuen prächtigen Kirche beginnen ließ unter der Leitung eines Architekten, der selbst ein Schüler des Klosters gewesen. — Hier, vor dem Bilde der Jungfrau, erwachte in der Enkelin Carl's V., der Infantin Doña Margarita, die Sehnsucht, für immer der Welt zu entsagen, und mit dem Dolche eines ihrer Diener ritzt sie ihre zarte Haut und schreibt mit dem Blute ihrer Adern folgende Worte nieder: „Mit dem Blute meines Herzens opfere und weihe ich mich zur Braut Jesu und flehe, daß die Jungfrau Maria meine Fürsprecherin sei. Zur Bekräftigung dessen unterzeichne ich mich.... Margarita." In Madrid hat sie später als Carmeliternonne ihr frommes Leben beschlossen. — Seit Carl V. bis auf Ferdinand VII. hat kein Monarch auf dem Throne Spaniens gesessen, der nicht entweder persönlich die rauhen Felsen des Montserrat als frommer Pilger hinaufgestiegen wäre, oder wenigstens durch reiche Geschenke seine Andacht zur Jungfrau des Berges bezeugt hätte. Der letzte König, der in dem Heiligthum von Catalonien gebetet, war Ferdinand VII. Napoleon, der gewaltige Thronen-Zertreter, hatte auch Spanien mit seinen Legionen überschwemmt. Aber das spanische Volk erhob sich wie Ein Mann, und nach hartem, langwierigen Kampfe konnte es den Ruhm genießen, allein Demjenigen mit Erfolg widerstanden zu haben, vor dem damals die ganze Welt zitterte. In jenem Befreiungskriege hat der Montserrat viel gelitten. Fast alle seine Einsiedeleien wurden zerstört und einer jener kaiserlichen Marschälle, — ein berühmter Mann! — befahl seinen Soldaten, die Brandfackel an das Heiligthum der Jungfrau zu legen, nur deßhalb, weil es in diesem Kriege einmal spanischen Soldaten zum Zufluchtsort gedient. Ein Theil der Kirche und des Klosters wurde in Asche gelegt, und die Felsen stürzten nicht herab auf die eingedrungenen Fremdlinge, die es wagten, ihre sacrilegischen Hände zur Zerstörung jenes ehrwürdigen Klosters zu brauchen, das bisher noch alle Jahrhunderte verschont hatten. Ferdinand VII. ließ sich den Ruhm nicht rauben, der Wiederhersteller des nationalen Heligthums zu werden. Er besuchte persönlich den Montserrat und ließ Kirche und Kloster auf seine Kosten wieder aufbauen. Was die Franzosen begonnen, die Plünderung des Schatzes der Jungfrau, die Schändung des

Heiligthums, das vollendete die Revolution! Ihre wilden Horden drangen gleich einer Schaar raubgieriger Geier eines Tages in die stillen Klostermauern; der Tempel wurde geplündert, die Mönche vertrieben, die Ruhe der Gräber selbst gestört, die Asche der Helden und der Heiligen zerstreut. Seit der Zeit blieb der Montserrat verlassen, eine traurige Ruine seiner ehemaligen Größe, und nur sieben Mönche, die, als der Sturm vorübergezogen, ihre stillen Klostermauern wieder aufsuchten, sind gegenwärtig seine Hüter und lassen heute wieder (wenn die seitdem ausgebrochene Revolution sie noch nicht vertrieben hat) das unterbrochene „Salve regina!" zum Throne der Himmelskönigin emporsteigen, und hören die Beichten der Pilger, die nie aufgehört haben, zur Jungfrau des Montserrat aus allen Theilen Spaniens ihre Zuflucht zu nehmen.

Traurig in der That ist der Anblick, den der gegenwärtige Zustand des Klosters auf dem Montserrat darbietet. Wo sind jene königlichen Wallfahrer, jene erlauchten Frauen, die nicht selten mit bloßen Füßen den rauhen Felsenberg hinankletterten und mit ihrem Blut die Spuren ihres Weges bezeichneten? Wo sind die Caravanen von fremden Pilgern, die aus allen Ländern Europa's hier zusammenströmten und alle, ohne Ausnahme, in den gastlichen Mauern des großen Klosters Aufnahme fanden, obgleich dieses, zur Zeit seiner höchsten Blüthe, selbst mehrere hundert Bewohner hatte? Wo sind die Kostbarkeiten des Heiligthums, die Diamanten und Edelsteine, die goldenen und silbernen Weihegeschenke, mit denen die Freigebigkeit der Monarchen und der Großen die Kirche der Jungfrau ausgestattet und geziert? Nichts, nichts von all' dem ist geblieben, Alles ist verschwunden und vorübergegangen; hier findet man nichts mehr als Erinnerungen, große, überwältigende Erinnerungen! Selbst die Gastfreundschaft zu üben, ist den wenigen Mönchen, zu ihrem eigenen, lebhaften Bedauern, auf das Strengste von der Regierung untersagt, die nur ein kümmerliches Jahrgehalt ihnen ausgesetzt hat, das kaum hinreicht, um ihre einfachen Bedürfnisse zu befriedigen. Nach den Stürmen der Revolution hat kein frommer König sich mehr gefunden, der die Wiederherstellung der neuen Zerstörungen übernommen hätte. Noch liegt ein Theil des großen Klosterhofes in Trümmern. Das Klostergebäude selbst ist kaum nothdürftig wieder in Stand gesetzt. Nur die Kirche ist soweit hergestellt, daß sie mit Würde dem Gottesdienste dienen kann. Wenn auch arm und all' ihres früheren, so reichen Schmuckes entkleidet, ist ihr kostbarster Schatz, das wunderbare Bild der Jungfrau, das man eine Zeitlang nach Esparaguera gebracht hatte, ihr geblieben, und noch immer erhebt sich hoffnungsvoll das gläubige Auge einzelner Wallfahrer zu ihm

und hat der unwandelbar treue Glaube des Volkes, inmitten aller Stürme und Veränderungen der Zeit, eben so wenig Veränderung erlitten, als die gigantischen Felsensäulen, die nach wie vor unwandelbar und unverändert auf das Heiligthum in ihrem Schooße herabblicken. — Armer Montserrat! so schläfst du auf deinem Bette von Felsen, eingehüllt in die zerrissenen Fetzen deines früheren Prachtgewandes, im Schatten deiner unsterblichen Erinnerungen, und die Ruinen deiner eigenen Herrlichkeit geben dir einen neuen, schwermüthigen Reiz!

Ein schöner, halb in Trümmern liegender Säulengang fiel uns zunächst bei unserem Eintritt in den Klosterhof in die Augen. Trümmer und Schutthaufen bedeckten zum Theil den Boden dieses Hofes, der den Eingang zur Kirche und zum Klostergebäude bildet. In einem Winkel desselben waren Rosenkränze und kleine Bildchen zum Verkauf ausgelegt. Am Portal der Kirche sind zwei eingemauerte Marmorplatten befindlich, welche in schönen lateinischen Inschriften von der Anwesenheit des heiligen Ignatius und des heiligen Petrus Nolaskus, der beiden Patriarchen des Montserrat (so nennt man in Spanien und Italien alle heiligen Ordensstifter), Zeugniß geben. Die Kirche ist ziemlich geräumig, aber sehr einfach und nicht gerade im besten Styl von Ferdinand VII. restaurirt. Ueber dem Hochaltar thront das wunderthätige Muttergottesbild, (eine äußerst merkwürdige, schwarzbraune, hölzerne Statue, die etwa die Größe eines zwölfjährigen Kindes hat), mit einem seidnen Mantel und einer Krone bekleidet, aus der die kostbaren Edelsteine längst verschwunden sind. Einige Kerzen oder Lampen brennen beständig vor demselben. —

31. Notre-Dame de la Garde bei Toulon.

Der katholische Glaube schafft nicht Traurigkeit und finsteren Lebenshaß; er gestattet vielmehr unschuldige Freude und Heiterkeit, wovon man sich besonders in südlichen Ländern überzeugen kann, indem hier manche Kirchenfestlichkeiten mit Volksfesten verbunden sind. Auch das noch folgende Bild aus Südfrankreich liefert einen Beweis hiefür.

Vier oder fünf Lieues von Toulon entfernt, erhebt sich auf einem hohen Berge, dessen Fuß das Meer umwogt, eine ganz kleine Kapelle, welche der heiligen Jungfrau geweiht ist, die hier unter dem Namen „Notre-Dame de la Garde," der Beschützerin der Seefahrer, angerufen wird. Neben derselben wohnt ein Einsiedler, welcher das Heiligthum behütet. Am ersten Sonntage des Mai strömt eine zahllose Menge von Gläubigen aus der Stadt und

den umliegenden Dörfern nach diesem Berge. Wenn kaum der Tag im Osten dämmert, ist das Meer schon mit kleinen Nachen und mit den Dampfschiffen, welche den Dienst zwischen La Seyne und Toulon versehen, bedeckt; alle Fahrzeuge sind so mit Wallfahrern überladen, daß man jeden Augenblick einen Unglücksfall erwarten sollte. Die verschiedenen geistlichen Brüderschaften des Arrondissements ziehen in Prozession zur Einsiedelei. Von den Privatpersonen, welche sich in Masse dorthin begeben, wollen diese ein Gelübde erfüllen, jene der Jungfrau eine freiwillige Gabe bringen. Niemand vergißt die ein oder zwei Pfund schwere Wachskerze, welche, um einen Unfall zu verhüten, in ein gespaltenes Schilfrohr gesteckt wird. Oft sieht man arme Mütter nackten Fußes die rauhe Küste erklettern, welche Kinder im Arme tragen, die eine der heiligen Jungfrau verheißene Opfergabe vom unglücklichen Tode errettet hat. Dort erscheint ein frommer Jäger und hängt vor dem Bilde der „Hilfe der Christen“ die alte Flinte auf, welche ihm unter den Händen zersprungen ist, ohne ihn zu verletzen; er vermag seinen Glauben an die Lehren der Kirche nicht besser zu beweisen. Vor dem Altar und an allen Mauern des Gebäudes sieht man Krücken, die durch die Fürbitte der Jungfrau überflüssig geworden sind; sechs bis achtzehn Zoll lange Schiffe mit vollen Segeln, die Zeugniß von der rettenden Kraft der Schützerin der Seefahrer ablegen und dergleichen. Die letztgenannten Gegenstände erblickt man besonders in großer Menge in der Kapelle, und es ist ein ergreifendes Schauspiel, wenn eine ganze Schiffsmannschaft, ihren Kapitän an der Spitze, erscheint, und die Gaben auf den Altar der Jungfrau niederlegt, welche sie dieser während eines heftigen Sturmes oder bei einem Schiffbruch verheißen hat.

Der Einsiedler, welcher den Gottesdienst in der kleinen Kirche versieht, besitzt einen reichen Vorrath von geweihten, gläsernen Rosenkränzen von allen Farben, und Jeder, der zur schützenden Jungfrau wallfahrtet, nimmt einige derselben zum Andenken mit.

Nach der heiligen Messe zerstreuen sich alle Pilgrime gruppenweise in der Ebene und nehmen ein Mittagsmahl im Schatten der Fichten ein. Der prächtige Hochwald bietet dann ein ungemein belebtes, anmuthiges Bild dar, welches nach geendigter Mahlzeit noch bewegter und farbenreicher wird, da man inmitten eines improvisirten Jahrmarktes von Kinderspielzeug, Mandeltorten und Pfefferkuchen zu tanzen beginnt und diese Lustbarkeit bis zum späten Abend fortsetzt.

Bei dieser Festlichkeit tragen die jungen Leute das vorgeschriebene Kostüm der Gesellschaften, denen sie angehören. Diese Uniform besteht gewöhnlich aus einem weißen Beinkleide, einer Blouse oder

einem Kamisol von Nankin und aus einem Strohhut, der nach Schäferweise mit einem rosenrothen Band geschmückt ist. Wenn sie wieder in die Stadt einziehen, singen sie lustige Lieder und schwingen kleine bunte Fähnchen, auf denen die Einsiedelei von Notre-Dame de la Garde abgebildet ist. Ein solches Andenken kostet einen Sous, und deßhalb geht man sehr verschwenderisch damit um. Statt eines Federbusches trägt das Pferd, welches das Wägelchen oder die Halbchaise der Familie zieht, ein derartiges Fähnchen auf dem Kopf. Auf gleiche Weise sind das mit einem Zeltdach versehene Wägelchen und die von der Achse bis zur Imperiale mit Laub- und Blumengewinden gezierte Kutsche mit ganzen Pflanzungen jener Fähnchen geschmückt, die aus den grünen Zweigen, womit man die letzteren umflochten hat, gar anmuthig hervorschauen. —

Ernstere aber frömmere Personen, welche sich in ihrer Andacht durch jenen Festlärm gestört fühlen, wählen einen der Wochentage zu ihrer Pilgerfahrt nach der Einsiedelei und lassen sich von einem Priester begleiten, den sie eingeladen haben, in der Kapelle die heilige Messe für sie zu lesen. —

---

32. Gottselige Uebungen vor dem Crucifixe.

Ein frommer Diener Jesu hatte in seinem Zimmer ein schön gearbeitetes Crucifixbild. Dieses Bild war, wenn man so sagen darf, voll Geist und Ausdruck; und wenn man mit einem Gewissen, das nicht ganz in Ordnung war, hinzutreten, und dasselbe genauer betrachten wollte, da wurde es einem gar unheimlich im Herzen, und es regte sich eine heilsame Furcht im Gefühle seiner Sündhaftigkeit.

Täglich betete dieser gottselige Diener am Morgen und am Abende mit ausgespannten Armen knieend zu den Füßen des Gekreuzigten; und alle Freitage bekannte er vor Ihm seine Sünden im Geiste der Buße, und küßte dann Seine heiligen Wunden, die Zeichen Seiner Liebe und unserer Erlösung. Bei einer Versuchung außer dem Hause eilte er im Geiste zu den Füßen Jesu, und verbarg sich in Seine heiligen Wunden. Zu Hause aber eilte er, wie ein erschrecktes Kind zu seiner Mutter, zu Jesus dem Gekreuzigten, umarmte und küßte Ihn, betend: „Herr, wenn Deine Hand mich nicht hält, so sinke ich hinunter in's Verderben der Sünde und des ewigen Todes!“

Nach einer Sünde der Uebereilung oder Schwachheit flüchtete er mit schnellen Schritten zu seinem Jesus, klagte sich selbst vor dem Richterstuhle seiner Gerechtigkeit an; und als hörte er aus dem

Munde des Herrn das Urtheil der Verdammung, warf er sich zur Erde, und verrichtete die Buße, die ihm einfiel.

Vor dem Beginnen seiner Tagesgeschäfte begab er sich vor sein Crucifix, und betete mit aufgehobenen Händen· „Gieb mir heute in den Mund, was ich reden soll, und leite Du meine Gesinnungen und Handlungen, meine Worte und Werke nach Deinem heiligen Willen!“ — Hatte er etwas Schriftliches gearbeitet, so brachte er es zu den Füßen des Gekreuzigten, und sagte: „Herr, dieses ist Deine Lehre; denn Du hast sie mir in die Feder gegeben. Lege Deinen Segen darauf, daß es nur Deinen Namen verherrliche!“ — In allen Zweifeln begehrte er von seinem Jesus, dem Gekreuzigten, Rath und Beistand im Gebete: „Herr, rede; denn Dein Diener höret!“ In der Zeit der Trostlosigkeit betete er: „Mein Gott, warum hast Du mich verlassen!“ In der Stunde der Trockenheit: „Meine Seele ist wie ein Erdreich ohne Wasser. Herr, erhöre mich, und komm' mir zu Hilfe!“ — Oft setzte er die Dornenkrone auf sein eigenes Haupt. In diesem Augenblicke fühlte er tief in seiner Seele die Stacheln seiner Sünden, und er weinte dann bittere Thränen der Buße und der Liebe vor Jesu, seinem Erlöser. Lag er krank, so war beständig Jesus der Gekreuzigte in seinem Angesichte, und er schätzte sich glücklich, leiden zu können, um ihm gleichförmig zu werden.

Im Umgange und in Geschäften mit Menschen schwebte beständig der Gekreuzigte vor seinen Augen, vor seinen Ohren, vor seinem Munde, indem er betete: „Herr, stelle Dich wie einen Riegel vor meinen Mund, wie einen Dornenzaun vor mein Ohr und meine Sinne, damit nichts in mein Herz einschleiche, was Deinem Herzen mißfallen könnte!“

Und als es zum Sterben kam, da ließ sich dieser gottselige Diener zu den Füßen des gekreuzigten Heilandes hinlegen, dem er in seinem Leben so treu gedient, ohne dessen Rath, den er immer im stillen Herzensgebete von Ihm zuvor eingeholt, er nichts unternommen, und ohne dessen Geist er nie gehandelt hatte, damit er ihn auch im Tode nicht verlassen möchte. Er entschlief selig im Herrn, und der Herr setzte ihm, weil er im Leben die Dornenkrone getragen hatte, gewiß auch die Siegeskrone der ewigen Herrlichkeit auf sein Haupt. —

Wer kann die gottseligen Uebungen dieses frommen Dieners Gottes vor seinem Crucifixbilde verdammen, ohne Jesum den Gekreuzigten selbst zu beleidigen? —

---

33. Kreuzes-Segen.

Der König von Ulate auf den molukkischen Inseln wurde belagert. Der Feind schnitt ihm die Wasserleitungen ab, wodurch

ein brennender Durst entstand, der zahllose Menschen und Pferde aufrieb.

Schon wollte sich dieser Fürst aus Verzweiflung ergeben, als es dem heiligen Franziskus Xaverius gelang, in die Stadt zu dringen. Er stellte sich vor den König, versprach ihm — über Ulate die Quellen des Himmels zu öffnen, wenn er auf den Gott der Christen Vertrauen fassen wollte. Mit Einwilligung des Fürsten pflanzte er das Kreuz am erhabensten Orte der Stadt auf, und begann im Angesichte des ganzen Volkes sein Gebet. Augenblicklich stürzten aus den Wolken ganze Ströme herab, welches Regnen so lange dauerte, bis man genugsam an Vorrath des Wassers gesammelt hatte.

Die Belagerer aber sahen nun ihre Kriegslist vereitelt, zogen ab und der König begehrte mit seinem ganzen Volke die heilige Taufe. —

34. Friedliches Gotteslob.

Die heilige Rosa von Lima bereitete sich im Garten eine ganz kleine Hütte mit einem Altärchen drin und brachte hier oft ganze Tage im Gebete zu. Sie hatte von Gott auch die Gnade, daß von dieser Hütte aus ihr Geist auf übernatürliche Weise allen heiligen Messen anwohnte, welche in den nächsten Kirchen gelesen wurden. Einen großen Theil der Nacht brachte sie oft damit zu, daß sie den gestirnten Himmel betrachtete, und ermahnte auch Andere zu diesem Thun, das so sehr zur Bewunderung der Allmacht Gottes den Geist erhebt. —

In dem heißen Lande Peru füllte sich, wenn die Sonne gegen Mittag stieg und Nachts, wo es kühl wurde, ihre kleine Hütte ganz mit Schnaken; diese berührten aber niemals die heilige Rosa, während sie schnell das Gesicht und die Hände Anderer, die auf Besuch kamen, stachen und Blut saugten. — Einmal zerdrückte eine Dominikaner-Schwester eine solche Schnake, die gerade an ihrer Hand saugte. Rosa sprach: „Warum tödtest du mir meine Gäste?“ Die Dominikanerin antwortete: „„Sag' lieber, deine Plagegeister; siehst du denn nicht, wie sich die Schnake von meinem Blute vollgesogen hat?““ Da antwortete die gottselige Rosa: „Was ist das Großes, wenn ein so kleines Thierchen sich von unserm Blute nährt, da sein Schöpfer so viel Mal uns mit seinem eigenen Blute nährt!“ —

Im letzten Lebensjahre der heiligen Rosa kam während der heiligen Fastenzeit jeden Abend ein kleiner Vogel hergeflogen, setzte sich neben ihrer Hütte auf einen Baumstamm und wartete gleichsam auf die Einladung der Rosa, Gott zu loben. Da forderte nun Rosa

in einem kleinen Lied, das sie selbst gemacht hatte, das Vögelein auf, seinen Schöpfer, ihren Erlöser, den beiderseitigen Gott, zu preisen. Alsbald fing das Vögelchen im zartesten Ton einen lieblichen Sang an, und stieg immer lauter und lauter mit der Stimme bis zum schmetternden Lied. Wenn es fertig war und schwieg, sang wieder Rosa an ihrem Loblied; hörte sie auf, so sang wieder das Vögelein, und seine zarte Stimme stieg in alle Töne auf und ab in immer schönern wunderbaren Weisen. — So lösten sich im Lob Gottes einander ab Rosa und das Vögelein; und dieser Wechselgesang dauerte jedes Mal eine Stunde; dann flog das Vögelein hinweg und kam jeden Tag wieder zu derselben Zeit. —

35. Freude am Gebet.

Bartholomäus Holzhauser, der „ehrwürdige Diener Gottes" und Stifter der „in Gemeinschaft lebenden Weltpriester," nach ihm auch „Bartholomiter" oder „Bartholomäer" genannt, war der Sohn eines an irdischen Gütern armen, aber an den geistigen Gütern des Glaubens um so reicheren Schuhmachers in dem nun zum Königreiche Würtemberg gehörigen Dorfe Langenau.

Bartholomäus sah aber auch bei seinen Eltern ein Leben nach dem Glauben; er sah, wie sie Alles auf Gott bezogen, wie sie Freud und Leid ergeben und dankbar, als von Gott geschickt, annahmen; und das gab ihm jene Festigkeit des Glaubens, die ihn in keiner Lage des Lebens verließ. — O welch' eine Gnade war das für ihn! Mochte später Noth und Krankheit noch so drückend werden — in der Kraft seines Glaubens konnte er dieses Alles ertragen und freudig überwinden.

Neben der Gnade des Glaubens verdankte er seinen guten Eltern auch die des Gebets. Sie lehrten ihn, wie seine übrigen zehn Geschwister, nicht nur die Gebete, sondern erweckten in ihm zugleich auch, weil sie selbst mit ihrem erhebenden Beispiele vorangingen, und an die Kraft des Gebets glaubten, und in allen Anliegen es übten, und täglich mit ihren Kindern beteten — Freude am Gebete. Nicht wie eine lästige Pflicht, die man so lange übt, als der Vater oder die Mutter es beaufsichtigt, sondern als ein Mittel der Gnade, als eine heilige Erquickung betrachtete und übte Bartholomäus das Gebet. Es blieb für ihn die Quelle des Trostes und der Freude.

Da er als ein kleiner Knabe von seinem Geburtsort Langenau nach dem benachbarten Wardingen in die Schule ging, legte er den Weg nie anders, als betend, zurück. —

Da er als armer Student in Augsburg an der Pest erkrankte, und, ganz verlassen, schon den Tod erwartete — siehe! da rafft er sich auf und geht wankenden Schrittes zur heiligen Kreuzkirche, um in derselben vor der „Wunderbaren heiligen Hostie" zu beten. — Und da die Thüre gerade geschlossen ist, kniet er draußen nieder, und betet unter Thränen und Seufzern, und betet, bis ihn die Kräfte verlassen und er ohnmächtig niedersinkt. Aber Gott hat sein inbrünstiges Gebet erhört — und da er wieder zu sich kam, fühlte er sich völlig gesund und von der Krankheit befreit.

Als Student in Ingolstadt war sein Liebstes das Gebet; jeden Morgen hörte er zwei heilige Messen und verwendete außerdem an sechs Stunden täglich zum Beten. —

Im Jahre 1655 übertrug der große Erzbischof von Mainz Johann Philipp, der da wußte, was ein eifriger und frommer Priester werth war, dem Bartholomäus die Pfarrei zu Bingen am Rheine. Nur drei Jahre war es ihm von Gott beschieden, hier zu wirken. Er starb, allgemein verehrt und betrauert und beweint.

Es blieb eine schöne Sitte der Binger Jungfrauen, das Grab ihres hochverdienten Pfarrers alljährlich am St. Bartholomäustage mit Blumen zu bekränzen, und Niemand wagte es, den Grabstein, der mit dem Namen des Bartholomäus Holzhauser geschmückt war, zu betreten. —

36. „Vergieb uns unsere Schulden!"

Leontius, Bischof von Cypern, erzählt von dem heiligen Johannes dem Almosengeber, wie dieser berühmte Patriarch von Alexandrien sich eines vortrefflichen Mittels bediente, um einen der vornehmsten Herren dieser Stadt zur Versöhnung mit seinen Feinden zu bewegen.

Er hatte ihn mehrmals, aber vergeblich, gemahnt, sich mit seinen Feinden zu versöhnen. Als er seine Unbeugsamkeit sah, bat er ihn, er möchte ihn besuchen, um von Staats-Angelegenheiten mit ihm zu reden. — Er führte ihn dann in seine Kapelle, wo er das heilige Meßopfer feierte, und gestattete nur Einem seiner Diener den Zutritt. Als er nach der heiligen Wandlung das Vaterunser zu beten begann, welches, nach dem Gebrauche damals, alle Drei miteinander sprachen, gab der heilige Patriarch dem Diener ein Zeichen, daß er bei den Worten schweigen solle: „Vergieb uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!" und auch er schwieg, so daß dieser Herr sie allein sprach. — Nun wandte sich der Heilige zu ihm und redete ihn also gar mild und freundlich

an: „„Bedenk', ich bitte Dich, was du **Gott** eben gebeten hast, was du ihm in diesem erhabenen Augenblick der Feier der heiligsten Geheimnisse erklärt hast, daß auch Du Denen verzeihen wollest, welche dich beleidigt haben!““ — Getroffen von diesen Worten wie von einem Blitzstrahl, warf sich dieser vornehme Mann dem Heiligen sogleich zu Füßen und sprach: „„Dein Diener ist bereit, Alles zu thun, was Du ihm gebietest!““ — Und er ging hin, und versöhnte sich aufrichtig und von ganzem Herzen mit seinen Feinden. —

37. Das Fräulein von Randenburg.

Im Münster zu Schaffhausen findet sich neben den Grüften der Aebte ein Grabstein, auf dem das Bild einer knieenden Jungfrau, welche betet, dargestellt ist, mit der Umschrift: „Dominus mirabilis in Sanctis suis! Der Herr ist wunderbar in seinen Heiligen!“ Dieser Stein deckt den Leichnam des Fräuleins von Randenburg, deren gottseliges Andenken noch immer vom Munde des Volkes gesegnet wird. —

Obwohl umgeben von dem Glanze des Ritterlebens und den Reizen der Weltlust auf ihrem Stammsitze, der der Stadt Schaffhausen benachbarten Randenburg, diente sie doch stets in heiliger, unentweihter Jungfrauschaft einzig und allein ihrem lieben Heiland Jesus Christus. — Jeden Morgen, schon vor Tagesanbruch, eilte sie, begleitet von einer treuen Magd, von ihrer Burg nach Schaffhausen, um dort noch zu rechter Zeit zum Frühgottesdienste zu kommen. Voran leuchtete allemal ein zahmer Hirsch mit Laternchen an seinen Geweihen, sorgfältig von Zeit zu Zeit sich nach seiner Gebieterin umblickend. So ging alle Morgen der fromme Zug über den Randen durch das Hemmenthal hinab nach Schaffhausen und zum Engelbrechts-Thor hinein. Vor dem Thore wartete der Hirsch gehorsam, bis das Fräulein ihre Andacht im Münster verrichtet hatte.

Nach ihrem Tode wurde sie neben dem Abte Jakob Hün († 1353) begraben, an dieselbe Gottesstätte, wo sie so oft gebetet und reiche Gaben mit Herz und Hand geopfert hatte. — —

Jetzt noch, nach beinahe 500 Jahren, zeigen Einem die Hemmenthaler den Weg, den die Schritte jener frommen Jungfrau geweiht haben. —

38. Eine Verehrerin des heiligen Vincenz von Paul.

Von dem Augenblicke an, als Maria Josepha, Herzogin von Saint Elias, das Leben des heiligen Vincenz von Paul, des

Stifters des Ordens der „barmherzigen Schwestern," kennen gelernt hatte, bemühte sie sich, auf jegliche Weise zu seiner Verherrlichung beizutragen, die Anerkennung und Nachahmung seiner Tugenden allgemein, und alle ihre Kräfte der weiteren Ausführung seiner heiligen Absichten sofort dienstbar zu machen. Sie vergegenwärtigte sich ihn in ihrem Cabinete durch Bilder, Statuen und Reliquien. Sie ließ auf ihren Gütern in größeren Kirchen Kapellen bauen und Statuen desselben aufrichten; sie schickte silberne Behältnisse in viele Kirchen, darin die Reliquien desselben zur Vermehrung der Andacht der Gläubigen ausgesetzt werden sollten. — Ihr Eifer war jedoch mit dem Allen nicht zufrieden, sie ließ in vielen andern Kirchen auf ihre Kosten marmorne Altäre, mit Bildnissen dieses ihres so vielgeliebten getreuen Fürbitters bei Gott errichten; sie opferte zu seiner Ehre ihre kostbarsten Kleider, daraus Meß- und andere Ornate gemacht, und an dem Festtage des Heiligen zuerst gebraucht werden sollten; ferner sechs Leuchter von Silber, und ein Kreuz, auf welchem die Tugenden des Heiligen in goldenen hieroglyphischen Emblemen zu sehen waren. Außerdem ließ sie unzählbare Bilder von ihm, und neuntägige Andachten zu seiner Ehre stechen und drucken, um nur im ganzen Königreiche Neapel die Verehrung dieses ihres himmlischen Freundes auszubreiten; ja auch in Deutschland suchte sie die Andacht zu diesem Heiligen dadurch zu vermehren, daß sie ihrer Schwester Maria Judith, Gräfin von Brandis, welche damals zwei Erzherzoginnen *) am Wienerhofe zur Erziehung übernommen hatte, das Leben dieses Heiligen mit mehr denn hundert Kupfern geziert zusandte. Sie machte an vielen Orten Stiftungen, damit nur gewiß jährlich eine neuntägige Andacht zu seiner Ehre abgehalten würde. — Auf ihrem Gute Sanct Elias aber, wo sie zuerst von ihm hörte, hinterließ sie alles Erforderliche, um jährlich die neuntägige Andacht unter Aussetzung des Hochwürdigsten Gutes zu halten. Auch bestimmte sie eine große Summe zur Aussteuer für fromme Bauernmädchen, um dadurch die Dankbarkeit, die sie dem Heiligen, von dem sie so viele Gnaden, besonders aber solche, die unmittelbar das Heil der Seele fördern, erlangt hatte, schuldig zu sein versicherte, an den Tag zu legen. — In Neapel selbst, wo sie siebenzehn Jahre lebte, sollte vor seinem Feste nach ihrer Anordnung eine neuntägige Andacht, unter Aussetzung des allerheiligsten Sakramentes, mit Musik und aller kirchlichen Feierlichkeit auf ihre Kosten gehalten werden,

---

*) Diese zwei Erzherzoginnen waren: Maria Antoinette, nachmalige Königin von Frankreich, und Maria Carolina, nachmalige Königin von Neapel.

und an jedem Abend der Andacht sollte ein Priester über irgend eine Tugend des Heiligen zur Erbauung und zum Seelennutzen der Zuhörer eine Rede halten; eine Andacht, der sie unter der großen Menge Volkes, welche sich dabei versammelte, ihrer Kränklichkeit ungeachtet, jedesmal persönlich beiwohnte, und zu der sie viele hochadelige Herren und Frauen selbst einlud. Gewiß muß ihrem Eifer die besonders unter der niederen Volksklasse so allgemein verbreitete Andacht zu dem heiligen Vincenz von Paulus zugeschrieben werden. Sie wollte den Namen eben dieses Schutzheiligen den Kindern in der heiligen Taufe gegeben wissen, und man kann sagen, daß es genügte, diesen Namen zu tragen, und zu diesem Heiligen Andacht zu äußern, um ihrer besonderen Theilnahme versichert zu sein. — Ihr höchstes Vergnügen war aber, von dem Heiligen sprechen zu hören. Sie mischte in kindlich gläubiger Einfalt unter die Arzneien, die sie für die Verwundeten bereitete, mit der Reliquie des Heiligen berührtes Oel, damit nur Er als Urheber der vielen und großen Heilungen, die man bewunderte, verehrt würde. Eben deßhalb liebte sie es, die Kranken vor seinem Bilde zu verbinden, wobei sie ihnen einschärfte, seine Fürbitte anzurufen, und die neuntägige Andacht zu ihm zu verrichten. — Wenn sie in ihren letzten Lebensjahren auf Antrieb einer Bekannten, sich für den Bau einer kleinen Kirche, wo geistliche Uebungen für's Volk gehalten werden sollten, unermüdet verwendete, und nicht nur selbst eine beträchtliche Summe aus ihrem Vermögen dazu hergab, sondern auch bei ihren Freundinnen zu diesem Zwecke sammelte, so geschah dieß zuvörderst nur, um den Trost zu erleben, eine Kirche zu Ehren des heiligen Vincenz im Lande zu sehen. Aus einem Briefe an ihren Beichtvater aber, den wir hier mittheilen, läßt sich vorzüglich ihr brennendes Verlangen, diesen Heiligen selbst zu ehren, und von der ganzen Christenheit geehrt zu wissen, am deutlichsten erkennen. „Hochwürdigster Vater," schreibt sie, „eben erhalte ich von einem Maler zwei Portraite vom heiligen Vincenz, die sehr gut ausgefallen sind; weßwegen ich gleich vier andere bestellt habe, die zu Präsenten für Personen bestimmt sind, die ich gar zu gern zu einer besonderen Andacht zu diesem Heiligen bringen möchte. Könnte ich doch mit meinem Blute diesen wahrhaft großen Heiligen verherrlichen, wie gern würd' ich es bis auf den letzten Tropfen für ihn vergießen!" — Merkwürdig ist, daß auch der Heilige ihr Vertrauen und ihre Liebe auf besondere Weise zu erwiedern schien; er wollte nicht allein ihr Fürbitter, sondern auch ihr Vater sein, und sie erhielt durch seine Fürsprache das Verlangen, seine geistliche Tochter werden zu wollen. — Als im Jahre 1749 Pater Ludwig de Bras, General der Congregation, von der Verehrung hörte, welche

die Herzogin dem Stifter seines Ordens erwies, und zugleich von den Wohlthaten Kunde erhielt, die sie seiner Congregation zu spenden nicht müde ward, sandte er, von aufrichtiger Dankbarkeit angetrieben, einige Individuen derselben an die Herzogin mit dem Auftrage, ihr in allen Dingen behilflich zu sein, die auf die Förderung ihrer Vollkommenheit, und auf ihre Arbeiten für das Seelenheil Anderer Bezug hätten. Wirklich suchte Josepha im Jahre 1752 bei dem General „um ihre Aufnahme in die Zahl der barmherzigen Schwestern, und um die Erlaubniß an, das Kleid derselben tragen zu dürfen,“ die ihr alsbald ertheilt wurde. Der erhaltenen Gnade zu entsprechen, las sie wiederholt mit erneuertem Eifer das Leben des heiligen Vincenz, ihres Ordensvaters in der Absicht, seine Tugenden nachzuahmen und ihr Leben nach seinen Grundsätzen, die sie in ein kleines Büchlein auf jeden Tag des Monates vertheilt zusammen drucken ließ, einzurichten. Die Werke der Barmherzigkeit aber, die sie übte, sah sie nun für Uebungen ihrer Pflicht an, als einer barmherzigen Schwester und Tochter des Heiligen. —

---

39. In der Kapelle im Oelwalde.

In seinen „Erinnerungen aus Italien, England und Amerika“ schreibt der Graf A. von Chateaubriand:

Ich verließ die Villa Este gegen drei Uhr Nachmittags, ging über die Lupus-Brücke über den Teverone, um durch das sabinische Thor nach Tivoli zurückzukehren. — Als ich durch den Oelwald ging, erblickte ich eine weiße Kapelle, die der „Madonna Quintilanea“ geweiht ist, und auf den Trümmern von dem Landhause des Varus steht. — Es war Sonntag. — Die Thür der Kapelle stand offen. Ich ging hinein. Ich sah drei in's Kreuz gestellte Altäre, und auf dem mittelsten erhob sich ein silbernes Crucifix, vor welchem eine vom Gewölbe herabhängende Lampe brannte. — Niemand als ein Mann, der vom Unglücke tief gebeugt zu sein schien, kniete neben einer Bank, und betete so inbrünstig, daß er selbst bei dem Geräusche meiner Fußtritte die Augen nicht zu mir aufschlug. Ich fühlte, was ich so oft bei dem Eintritt in eine Kirche empfunden, eine gewisse Beschwichtigung des unruhigen Herzens, einen gewissen Ekel an dem Irdischen. Ich kniete in einiger Entfernung von dem Manne nieder, und begeistert von der Heiligkeit des Orts — konnte ich mich nicht enthalten, im Stillen also zu beten:

„Gott des Wanderers, du wolltest, daß der Pilger dich anbete in diesem demüthigen Zufluchtsorte, der auf den Trümmern des

Palastes eines Großen der Erde erbaut ist! Mutter der Schmerzen, die du von den bedrängten Sterblichen dich anrufen lässest in dem Erbtheile jenes unglücklichen Römers, der, fern von seiner Heimath, unter fremden Völkern den Tod gefunden! — wir knieen hier, zwei Gläubige, vor dem einsamen Altare! Gewähret diesem Unbekannten, der sich so tief zu beugen scheint vor eurer Größe, Alles, was er von Euch erfleht; und verleihet, daß dieses Mannes Gebet auch meine Schwächen heile: damit zwei Christen, die sich beide nicht kennen, die sich nur auf Einen Augenblick im Leben begegnen, und sich, wenn sie nun bald sich trennen, hienieden nie wiedersehen sollen, einst, wenn sie am Fuße Eures Thrones sich wiederfinden, mit Erstaunen erfahren mögen — daß sie sich gegenseitig durch die Wunder Euerer Barmherzigkeit den Besitz ihres Glückes zu verdanken haben! Amen.“ — —

40. Die Heimkehrende von der Wallfahrt.

(Mitgetheilt in den Palmblättern von Simon Buchfelner.)

In dem Salzburgischen Gebirge liegt der vielbesuchte Wallfahrtsort „Maria Kirchenthal.“ — Eine fromme Pilgerin, die am 7. August 1824 gleichfalls diese Stätte des Heils besucht hatte, hielt auf ihrem Heimweg auf den verschiedenen lieblichen Bergkuppen noch manche Station der Betrachtung, und schrieb ihre Empfindungen in schlichten Worten nieder.

Sie sprach unter Anderm auf dem Hohlwege zwischen den beiden Bergen zu Frohnwies am Wasserfalle: „Dich, Ewiger! preiset das Gestein. Deinem Namen, Jehovah! rauscht das schäumende Gewässer, Felsenmassen schleudert der Berg, der furchtbar himmelan sich brüstet, um sich; aber Du Herrscher! gebeutst ihm, daß er die niedere, ärmliche Hütte des redlichen Landmannes schone, und heißest ihn durch die von sich geworfenen Felsentrümmer für den müden Wanderer einen Sitz bereiten, auch meine Bank, mein Schreibtisch hier.

Dein allmächtiger Finger, o Herr! bildete hier das Wilde, und gab selbst dem Furchtbaren sein Angenehmes: dem Gesträuche seine Blüthen, dem Dornenbusche seine Rosen. Zwischen grauenvollen Bergen grünt ein stilles Thal. Ruhig und unbeneidet lebt die fromme Familie der armen Hütte, selbst mit Haberbrode zufrieden.“ —

Auf dem Felde zu Frohnwies. — „Doch, was sehe ich jetzt! Es erweitert sich das Thal, freundlicher sind selbst die Berge, besonders der zur Linken. Oben grünt ein Weideplatz. Wir hören der Rinder-Heerde Schellen klingen, den Hirten rufen, den doch das Auge nicht sieht. Im Echo hallt seine Stimme wieder; wir hören

sie dreimal, wie er den Rindern ruft. Die Sonne, die sich hinter den westlichen Bergen verliert, vergoldet und röthet noch Bergeschroffen und Wald, und wirft noch freundlich die letzten Strahlen in mein Thal. Golden glänzt das Waizenfeld. Hier ist Gottes Segen, und des Pflügers treuen Fleißes, seines Schweißes Lohn. Es ist das Brod der Kinder des alliebenden, sorgenden Vaters! Gieb, Vater! Vater! ihnen auch des Geistes Brod. Laß ihre Seele Licht und Nahrung finden in Deinem Worte, und in der Gnade der heiligen Sakramente! Erhebe Du ihr Herz, wenn es die Last des Tages drückt, wenn es die Erde umschlingt. — — O ja, dort sehe ich schon des Kirchleins Giebelspitzen, das schöne Gotteshaus, des Seelenhirten Wohnung, hingebaut auf grüner Matte, hinter dem blühenden, reichbeblümten Gärtchen, umrankt von zarten, schön beschnittenen jungen Bäumen. Rauschend stürzt sich dort der Bach die kahle, steile Felsenwand herab; schäumend stößt er seine Wellen fort, und verliert sich sanft, durchwässernd Feld und Gärtchen." — —

Auf dem Hirschbüchl. — „Welch' ein aussichtreicher Blick! Nur hohe Berge an einander hingereiht, in einer großen Runde, an deren grünem Nacken das schwingenfrohe Wild sich hebt. Hinter steilen Felsenwänden dort grünt manche schöne Alpenmatte. Dort spielt der Hirt seine Flöte. Der Rinder frohe Melkerin jubelt aus voller Kehle, sie jauchzt, daß ihr Echo vielfach die Berge durchhallt, und singt Alpen-Melodien. Am nahen Gebüsche nagt die muntere Ziegenheerde. Man hört der schweren Rinder Gebrülle von der nahen Liz-Alpe. Majestätisch groß, wild, doch freundlich schön zeigt sich hier die Natur. So verschieden sich hier dem Auge die Gegenstände darbieten, wo Höhe und Tiefe, Wald und nackte Felsenschroffen mit fruchtbaren Thälern wechseln, so ist doch Harmonie das Ganze! — Ihr Hügel und Berge, Ihr Thäler und Haine! lobet und preiset des großen Herrschers Namen. Preiset Ihn, den allmächtigen, allgütigen und allbarmherzigen dreieinigen Gott! Lobet Ihn, ihr kühlen, frischen Abendlüfte! Preise, Erde, reich gesegnet auf deinen Hügeln und in deinen Thälern, preise Ihn! Stammle ehrfurchtsvoll Deines Schöpfers, des großen Herrschers Namen! Vor Allem aber, Ihr stillen, kleinen Alpenhütten! Du Hirtenvölklein auf den Bergen! preise Ihn; verherrlicht Eures Gottes Namen durch einen frommen Wandel! Heiliget Ihn, ihr Alpenmädchen! durch stille Tugenden, in der Nachfolge Maria's, der Gebenedeiten des Herrn, und freuet seiner Euch in Unschuld. — Rühme auch du meine Seele! den Herrn; breche aus in Lobgesänge, mein Geist! Schlaget höher, ihr Pulse! Jauchzet, ihr Gefühle! Werde ganz Dank und Anbetung, mein Herz! Schaudere vor heiliger Freude!" — —

Letzter Blick nach Maria Kirchenthal. — „Noch einen Blick zum Gottes-Hause, zur schönen Kirche dort, in der es Gott in seinen unendlichen, dem Menschen unerforschlichen Erbarmungen, gefällt, durch die Fürbitte der jungfräulichen Mutter seines Sohnes oft größere Gnaden dem flehenden, büßenden Waller zu verleihen, als in andern seiner Tempel. Wie liebreich, huldvolle Himmelskönigin! hältst Du dem Waller das Jesus-Kindlein entgegen, damit ja Alle zuerst um das Himmels-Kind selbst bitten sollen. Möchte Jesus fortan in mir wohnen, der überall ist, nur nicht in den Herzen der Bösen! Erhalte durch Deine allesvermögende Fürbitte mein Herz rein, und bleibe auch Du überall meine Beschützerin! Meine Gesinnung verbessere sich, mein Wandel werde täglich ähnlicher dem Deinen: dann werde ich Deine wahre Verehrerin sein! Amen." —

41. Die Gründerin der Kirche zu Bornhofen.

1. Im Zwielichte eines kalten Decemberabends saß Irmtrude sinnend im einsamen Closett der Burg Löwenstein. Der letzte Ton der Abendglocke von dem benachbarten Boppard her war verhallt und immer sinnend, das Haupt auf die kleine Hand gestützt, welche, aus dem Aermel des dunkeln Gewandes hervorschauend, auf dem vorstehenden Tischchen ruhte, schien Irmtrude nicht die einbrechende Dunkelheit zu gewahren. Einzelne große Thränen, die schnell und schneller dem gesenkten Auge entperlten, deuteten auf Schmerz und Verlust und dem entsprach das einfache Trauergewand, welches in malerischem Faltenwurfe bis über die Knöchel eines niedlichen Fußes herabfiel. Die reichen Verzierungen und Geräthschaften des Gemachs, geordnet mit weiblicher Sorgfalt und weiblichem Schönheitssinne, zeugten vom hohen Range und Reichthum ihrer Besitzerin. Der schwarz behangene Betpult an der Seite des Ruhebettes, mit weißem Ueberwurf und halbgeöffneten lichtblauen Vorhängen, auf dem ein künstlich gearbeitetes Kreuzbild in Alabaster mit reicher Vergoldung thronte, und der Rosenkranz mit funkelndem Demantkreuz sprachen deutlich von ihrem frommen Sinne. Heiligenbilder zierten die Wände nach damaliger Sitte; aber vor Allem schön war Eines, die schmerzhafte Mutter Maria, auf Goldgrund in dunkelviolettenem Gewande, wie sie in unnennbarem Schmerz und stiller Gottesergebung auf die in ihrem Schooße ruhende Leiche des Sohnes herabblickt. Außer einer begarnten Spindel und dem dazu gehörigen Rocken, dessen Flachs an Farbe und Feinheit Irmtruden's Lockenhaar glich, enthielt das Closett weder Stickrahmen, noch sonst einen Gegenstand, der auf Unterhaltung seiner weiblichen Bewohnerin hingewiesen

hätte. Nur die mit Silber eingelegte Laute hing an dem Eckpfeiler und der Wind, der durch das hohe Kamin von Zeit brausend die lodernde Flamme seitwärts trieb, glitt über die leisschwirrenden Saiten hin, als wolle er die Sinnende, mahnend an frühere Lieblingsbeschäftigung, auffordern, ihren Schmerz in Tönen auszusprechen, um der beklemmten Brust Erleichterung zu verschaffen. — Die Thurmuhr schlug sechs. Da erhob sich langsam die Trauernde und mit dem feinen Taschentuche die Thränen abtrocknend, ging sie vorsichtig zum nahen Fenster, es öffnend, als wolle sie umherschauen in der beschneiten Gegend. Ach, wohl starrten die hellblauen Augen in die schwindelerregende Tiefe, in der am Fuße des Berges der Rhein hinwogte, Massen von Eisblöcken mit sich fortwälzend; die Arme hörte wohl das Rauschen und Tosen des Flusses, sie fühlte das schneidend Kalte der Nachtluft, aber sie sah nicht, die weiße Landschaft, eingehüllt im Leichentuche des Winters; sie sah nicht das Heer der flimmernden Sterne, die friedlich wandelten ihre Bahn am azurnen Himmelsgewölbe, nicht den flammenden Sirius, wie er, begleitet von dem strahlbegürteten Orion, über das schlummernde Rheinthal hin, zur Höhe des gegenüberliegenden Fleckerts zog, denn das Licht ihrer Augen war erloschen. Nacht umgab sie von Außen, Nacht deckte ihre Seele. Aber konnte auch Nichts für dieses Leben die Dunkelheit lichten, die auf dem äußeren Auge lag, so strahlte doch mitten durch die Dunkelheit, welche ihr Inneres umgab, der Hoffnungsstern eines sonnenklaren Jenseits. Der Gedanke, im Dienste der Pflicht und Liebe, in der Pflege des erkrankten Vaters sich aufgeopfert zu haben, durch erschöpfende Nachtwachen selbst erkrankt und erblindet zu sein, gab ihr Trost in den unverschuldeten Leiden; dennoch nur erbangend konnte sie der Zukunft gedenken. „Ach!“ seufzte sie und drückte die glühende Stirn an die beeisten Glasscheiben, „wie ruhig wollte ich auf des Schöpfers herrlichstes Geschenk, das Gesicht, verzichten, hätte meine Sorgfalt mir den besten der Väter erhalten können! Aber er schläft den sanften Schlaf des Gerechten und sein Kind ließ er verwaiset zurück. Bin ich aber so ganz verwaist?“ — fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort, — „stehen mir nicht zwei Brüder zur Seite, kühne, rüstige Jünglinge, geschaffen zum Schutze der Schwachen? Ach! Sie könnten, sie sollten mich schützen, mich leiten! Werden sie es aber? Wird Wolfgang's wildes, ungestümes Wesen ferner ruhig meinen Schmerz ertragen; wird Curt, der geldgierige Curt, nicht darauf bestehen, daß ich, fern von dem heimathlichen Heerd, unter theilnahmlosen Fremden den Schleier nehme? Vielleicht thue ich Beiden Unrecht; aber fühlten sie Liebe, ja nur Mitleiden mit mir, würden sie dann

wohl heute, am Jahrestage des Todes unseres Vaters, ihrem wilden Vergnügen, der Wolfsjagd, nachgehen bis in die späte Nacht, statt mit der weinenden Schwester zu beten und sie tröstend zu umfangen? „Doch," und sie erhob das erloschene Auge zum Himmel, „ich bin nicht verlassen. Der Segen des sterbenden Vaters ruht auf mir, möge auch seine Ergebung mir werden. Meine Geburt war der Mutter Tod; wegen meiner besiegte der trostlose Vater seinen Schmerz; für mich lebte er. Der Himmel nahm ihn mir, er nahm mir das Licht der Augen, aber dennoch hat er mich nicht verlassen! Und selbst meine Blindheit kann zu meinem Heile führen. Fortan sei mein Leben nur den Nothleidenden der Umgegend gewidmet. Auch erblindet kann ich sie unterstützen, sie pflegen, ihre Kinder belehren. Ja, die gelehrige Hand wird selbst ohne prüfenden Blick die Spindel zu werfen wissen und meine größte Sorge soll sein, das Unrecht, das die Härte und Habsucht meiner Brüder verschuldet, zu vergüten." — Durch das erhebende Gefühl, im Schutze einer allliebenden Gottheit und dieses Schutzes nicht unwerth zu sein, glättete sich allmählig Irmtruden's Stirn und die in das jetzt ganz dunkel gewordene Gemach eintretende Zofe fand, da sie die Wachskerzen auf den Wandtischen angezündet hatte, ihre Herrin ruhig und heiter. —

2. Die rüstigen Jäger waren unterdessen heimgekehrt und sprachen in der untern Halle wacker dem Imbiß und dem Humpen zu. Aber der Burggeistliche, Pater Cölestin, ließ bei der Einsamen anfragen, ob ihm der Eintritt gestattet werde. Der Vertraute, der Freund ihres Vaters, der es auch mit ihr gut meinte, war Irmtruden immer willkommen, heute besonders. Durch seinen belehrenden Umgang hatte sie sich manche Kenntnisse in der Arznei- und Kräuterkunde zugeeignet, ihm verdankte sie ihre richtigen Begriffe von Gott und seinen Werken, und heute sollte seine hinreißende Schilderung von der Schönheit des sternhellen Winterabends ihr wieder den Mangel des Augenlichtes ersetzen. Cölestin kam. Die hohe, schlanke Gestalt, das Gutmüthige des männlich-schönen Gesichts flößte Achtung ein, aber das Sanfte seines großen dunkeln Auges erweckte Wohlwollen und Zutrauen. Er hatte die Liebe der Burgbewohner, nur nicht die von Irmtruden's Brüdern, erworben, und die Kinder der Dorfschulen rings nannten ihn den „freundlichen Vater." Dem sterbenden Ritter von Löwenstein hatte Cölestin gelobt Freund und Führer seiner Tochter zu bleiben, bis sie die Hausfrau eines wackern Ritters werden würde. Die Habsucht des einen, das rauhe Wesen des andern Sohnes gleich sehr fürchtend, hatte der Vater verordnet, daß seine unermeßlichen Reichthümer in Cölestin's

Gegenwart in drei gleiche Theile vertheilt werden sollten. Bis jetzt war die Theilung aufgehoben worden. Die seitdem erblindete Irmtrude wollte, ehelos, als Wohlthäterin des Rheinthales, auf der Vaterburg bleiben. Cölestin hielt es für heiligste Pflicht, über das Wohl seiner Pflegebefohlenen zu wachen. So hatte er auch heute, am Vorabende einer beschwerlichen Reise im Dienste der Kirche, Alles auf's Zweckmäßigste zu Irmtruden's Besten angeordnet. Jetzt kam er, um Abschied von ihr zu nehmen. Die Seelenruhe, mit der sie den Eintretenden empfing, beruhigte auch ihn, und arglos, nicht ahnend, welche Wendung ihr Schicksal während seiner Abwesenheit nehmen sollte, verließ er nach einer Stunde ihr Gemach und trat früh Morgens seine dringende Reise an.

Darauf hatten die entarteten Brüder gewartet. Kaum einen Tag war Cölestin fort, als die längst aufgehobene Theilung, trotz der Weigerung der Schwester, ungeachtet ihrer Bitte, den Willen des sterbenden Vaters zu ehren, vor sich ging. Die alleinstehende Blinde mußte wohl nachgeben. Ach! sie gewahrte nicht, wie man schon nach und nach die kostbaren Geräthschaften ihres Closetts entwendet und durch ähnliche, aber werthlose, ersetzt hatte. Sie merkte nicht, daß die schamlosen Heuchler den Scheffel, womit sie die Schätze theilten, jedesmal umkehrten und nur den flachen Boden mit Goldstücken belegten, so oft sie Irmtruden's Antheil maßen. Sie fuhr mit der flachen Hand darüber hin und freute sich ihres, wie sie wähnte, reichen Besitzes, um damit des Guten viel thun zu können.

Cölestin kam endlich zurück. Er erfuhr die Theilung, sah den Betrug. Blutige Thränen hätte er weinen mögen, als ihn die getäuschte Jungfrau bat, jetzt mit ihrem Golde den Bau einer Kirche im Thal zu beginnen. Sollte er den Betrug entdecken, ihre Ruhe stören? Das vermochte er nicht. Zwar reichte das Geld nicht einmal zum Baue eines Kapellchens hin; aber hier, meinte er, würde dem Himmel schon der Wille genügen, denn er war ja doch edel und rein. Tief im Thale, neben der Mündung des Waldbaches, ward der Bau der Kapelle begonnen. Irmtrude legte den ersten Stein. Sie hatte die dürftigen Bewohner des Dörfchens Burgenhoven vorzugsweise zu Arbeitern erwählt. Jeden Abend, beim Gottesfrieden, kam sie, umgeben von den Kindern des Thales, die ihre Wohlthäterin selten verließen, den verdienten Arbeitslohn auszutheilen, und manche Thräne des Dankes fiel auf die gütige Hand der milden Geberin. Cölestin aber staunte ob dem Segen des Himmels. Irmtruden's kleine Habe nahm nicht ab. Sie baute und gab; und immer erweitert wurde die Kapelle, bis sie zur geräu-

migen Kirche ward, und immer reichlicher konnte die Jungfrau geben; ihr Schatz blieb ungemindert.

Zum zweiten Male seit dem Beginne des Baues standen die Kirschbäume in voller Blüthe. Die Rebe trieb neue Schoßen und vergoß wieder Thränen freudiger Hoffnung. Die dunkeln Veilchen lugten aus dem Blattgrün hervor und die hellen Maiglöckchen tranken lüstern den kühlen Morgenthau, der in Demanttropfen von den Halmen in ihre Kelche träufelte. Im Laubdunkel des Berges flötete die Nachtigall und der Waldbach rieselte über die weißen Kieselsteine aus der Thalschlucht fröhlich herab. Da ertönte zum ersten Male das melodische Geläute des neuen Gotteshauses, an dessen Mittagsseite ein geräumiges Spital sich hinzog. Und als nun des Blüthenschnees Frucht, die glührothe Kirsche, an den belasteten Bäumen gereift war, als die Traubenblüthe ihre würzigen Düfte ringsum spendete, da, am Feste Mariä Heimsuchung, weihete Cölestin die bescheidene Kirche zur Ehre Gottes des Gnadenborns, auf den wir hoffen. Die kleine Rotunde, der Anfang des Neubaues, ward der Jungfrau Maria gewidmet, und Irmtrude ließ das prachtvolle Gemälde, die schmerzhafte Mutter, aufstellen, was die raubsüchtigen Brüder ihr gelassen hatten.

Schwärme frommer Pilger waren herbeigeeilt und nannten die Kirche zum Bornhofen. Irmtrude aber lag an den Stufen des Hochaltars, Gott preisend, der ihrem Willen das Vollbringen gegeben hatte. —

4. Die Brüder sahen indessen mit Verwunderung, Neid und Staunen dem Treiben der Schwester zu. Sie hatten auf der angränzenden Felsspitze eine Burg erbaut und ihr den Namen Sternfels gegeben. Aber der Stern ihres Hauses war untergegangen. In tödtlichem Hasse gegeneinander entbrannt, mußte eine starke Zwischenmauer den Wohnsitz der feindlichen Brüder trennen. In wilder Lust vergeudeten sie die eigenen und Irmtruden's Schätze. Das Gold war zur Neige; der verübte Betrug ließ sie nimmer ruhen und eines Morgens trafen Beide unvermuthet in der Kirche des Thales zusammen. Zu den Füßen der erstaunten Schwester bekannten sie reuig die Frevelthat, erhielten Vergebung und beschlossen im nahen Spital ihr Leben, gebessert durch den Umgang Cölestin's und der frommen Irmtrude. —

Noch stehen die von Zeit und Wetter geschwärzten Ueberreste der Brüderburgen Löwen, später Liebenstein und Sternfels; in der Mitte der zerfallenen, mit Brombeerstauden und Hollunderbüschen bewachsenen Ringmauer hebt sich gigantisch der epheuumzogene Wartthurm empor und unten im Thale ruht die gothische

Kirche mit mahnendem Kreuze. Manche fromme Stiftung ging unter im Zeitensturm. Aber was der Mensch aus reiner Absicht zum Wohle des Nebenmenschen gründet, geht nimmer verloren; im Verborgenen oft, doch um so kräftiger nur, wirkt es noch nach Jahrhunderten fort. Und so mag denn auch noch jetzt der unterdrückte Edle, die einsame Waise Trost in der stillen Kirche zu Bornhofen finden. Wenn dann am Abende von den Scheidestrahlen der Sonne die Ruinen von Liebenstein und Sternfels im Purpurkleid erglühen, das Felsgestein violettblau zwischen den smaragdgrünen und gelbrothen Gesträuchen schimmert und die weiße Kirche durch dichtbelaubte Bäume winkt; dann mag sie, sinnend über den schwellenden Rasen durch den Wallnußgang hinwandelnd, das feuchte Auge zum Himmel heben. Dort wohnt ihr Hort, der Gnadenborn, auf den hoffe sie; denn er, der das Saatkorn segnet, daß es tausendfache Frucht bringt, er verläßt Keinen, der ihm vertraut und, wie Irmtrude, reines Herzens ist.

---

42. Die Thur-Brücke bei Bischofzell.

Die Burg und das Städtchen Bischofzell in der Schweiz liegen sehr freundlich über der Vereinigung der Thur und der Sitter, südlich bedeckt durch den waldigen Bischofberg. — Von der Burg sieht man auf die Thur-Brücke herunter, deren Erbauung eine sehr tragische Veranlassung hatte.

Eine adelige Wittwe, deren Wohnsitz vielleicht die Burg Bischofzell selbst war, hatte zwei Söhne, in denen sie die Hoffnung ihres Alters und die Ehre ihres Hauses erblickte. — Einst gingen Beide über die Thur auf die Jagd. Während ihrer Abwesenheit schwollen die Gewässer der Thur, wie es oft geschieht, plötzlich hoch an, und die Zurückkehrenden fanden sich von der Heimath abgeschnitten. Ungeduldig, auf das Sinken des Stromes zu harren, und im Gefühle jugendlicher Kraft, entschließen sich die jungen Männer zum Kampfe gegen die brausenden Wogen. Sie stiegen in einen Nachen, und zu schwach, dem übergewaltigen Andrange des Stromes zu widerstehen, finden Beide in den Wellen den Tod. — Wer beschreibt den Jammer der unglücklichen Mutter? Nun stand sie allein im Leben, die Freude ihres Herzens war zerstört, der Gegenstand ihrer Hoffnungen zernichtet! — Daß indessen keine Mutter jemals mehr an dieser Stelle ähnlichen Schmerz erfahren müsse, stiftete sie die Erbauung einer Brücke über die Thur, und verordnete: „Daß jeder Hinübergehende ein Vaterunser zum Seelenheil der so schnell und unvorbereitet in die Ewigkeit hinübergegangenen Söhne

und ihrer armen Mutter beten solle." — Ein Stein, der auf der Thur-Brücke stand, forderte die Reisenden dazu auf. — An der Thur-Brücke steht die Jahrzahl 1487. —

---

43. Das Kirchlein auf der hohen Salve in Tirol.

(Aus: Tirol von Staffler.)

Im Unter-Innthale Tirols auf der hohen Salve, einem wunderschönen Berge, erhebt sich ein Wallfahrts-Kirchlein, von dessen Entstehung die Volkssage folgende Trauergeschichte erzählt:

In der grauen Vorzeit lebte eine fromme, gutherzige Wittwe, Namens Ehrentraud. Sie hatte einen einzigen Sohn, Johannes genannt, und auch ein beträchtliches Vermögen. Der Knabe, voll Talent und Lebhaftigkeit, aber sehr zum Bösen geneigt, beging frühe schon allerlei Ausschweifungen. Die Mutter gab ihm zwar Ermahnungen und Lehren; allein darauf achtete er nicht, und strafen wollte und konnte sie ihn nicht, denn sie liebte ihn allzusehr. — Mit dem Alter wuchs auch die Bosheit des Sohnes. — Dem Spiel und dem Trunk leidenschaftlich ergeben — verfiel ihr Johannes nach und nach in jene groben Laster, welche die bösen Gewohnheiten so gerne begleiten. Der Mutter Lehren, Bitten und Warnungen, früher nicht geachtet, wurden jetzt sogar verhöhnt und verlacht. — Bald war alles baare Geld verschwendet, und der entartete Sohn fing nun an zu stehlen. — Von der Obrigkeit verfolgt, zog er hinaus in's Dunkel des Waldes, und warb sich noch zwei Gesellen. Nächtlicher Weile überfielen sie die Reisenden an den Straßen und raubten und mordeten. Johannes war ihr Anführer oder, wie man zu sagen pflegt, der Räuber-Hauptmann. — Nun gingen der Mutter zwar die Augen auf; allein es war zu spät. Sie beweinte und bereute bitterlich ihre blinde Liebe, und betete Tag und Nacht. — Endlich faßte sie den Entschluß, ihren unglücklichen Sohn aufzusuchen, wo er immer sein möchte. Fruchtlos durchstreifte sie schon drei Tage und drei Nächte Berge und Wälder; endlich auf der Höhe des Salven-Berges angelangt, überfiel sie — die so sehr Ermattete — der Schlaf. Da hatte sie nun einen seltsamen Traum: sie sah nämlich das Haupt des heiligen Johannes des Täufers hell glänzen, und unten die blutenden Häupter ihres Sohnes und seiner zwei Gesellen liegen. — Als sie erwachte, betete sie mit unbeschreiblicher Innigkeit zu Gott und dem heiligen Täufer Johannes — dem Namenspatrone ihres Sohnes — daß ihm doch die Gnade der Bekehrung zu Theil

werden möchte. — Und siehe da! als sie noch betete, kam in der Morgendämmerung ihr Sohn langsamen und wankenden Schrittes daher. Leichenblaß und abgezehrt war sein Gesicht, und sein trüber Blick zur Erde gesenkt. Die Mutter grüßte ihn und sprach: „Ach, mein Sohn! erkenne deine Missethaten, thue Buße und rette deine Seele!“ — Da erzählte der Sohn, wie ihn in der letzten Nacht ein Traum so sehr erschütterte; er habe sein Haupt und die Häupter seiner beiden Raubgenossen blutend liegen gesehen, und über ihnen glänzte das Haupt des heiligen Johannes des Täufers, seines Namenspatrons. — Die Mutter erkannte, daß er mit ihr denselben Traum gehabt, und sie deutete ihm diesen Traum: wie nämlich der heilige Namenspatron ihm und seinen zwei Gesellen die Gnade der Verzeihung bei Gott erflehen werde, wenn sie sich freiwillig und im Geiste aufrichtiger Bußfertigkeit der verdienten Strafe der Enthauptung unterziehen würden. Bittend und schluchzend umfing sie seine Kniee, und jammerte um seine Bekehrung und die freiwillige Erduldung der verdienten Strafe. Johannes, erschüttert von den Thränen-Seufzern seiner Mutter, folgte ihr alsbald und zwar — zum Gerichte; gerührt begleiteten ihn auch die zwei anderen Räuber. — Von herzlichster Reue durchdrungen und christlich vorbereitet starben sie alle Drei auf der Richtstätte. —

Die fromme Ehrentraud verkaufte hierauf ihren Hof und baute auf **der** heiligen Stätte, wo sie den Traum gehabt und die Bekehrung ihres Sohnes erflehte, eine Kapelle zu Ehren der Enthauptung des heiligen Johannes des Täufers. —

Bald entstand dort eine vielbesuchte Wallfahrt. —

---

44. Das Lichtkreuz im Belsener Kirchlein.

(Aus: Deutsche Sagen aus Schwaben von Ernst Meier.)

Am Fuße des Farrenbergs, mehrere Schuß weit außerhalb des Dorfes Belsen, liegt auf einem schönen, freien und erhobenen Platze das uralte Belsener Kirchlein. Hier sollen schon in alten Zeiten die Heiden ein Heiligthum gehabt und ihren Göttern daselbst geopfert haben. Auf dem freistehenden, oben ganz ebenen Farrenberge, dessen Hochfläche noch jetzt, indem sie rings umzäunt wird, den ganzen Sommer als Viehweide dient, sollen die Opfer-Stiere geweidet haben. — Am östlichen Ende der Kirche, das jetzt mit einem neueren Chor umgeben ist, zeigt man auch noch einen hervorstehenden, durchlöcherten Stein, woselbst man die Stiere bei'm Opfern festgebunden haben soll. — Mehrere heidnische Götzenbilder befinden

sich in der Kirchenmauer, ja sogar gerade über dem Thürbogen und unter dem Giebel-Kreuze.

Sehr merkwürdig ist eine runde Oeffnung an der Ostseite des alten Baues. Sie öffnet sich trichterförmig nach Außen wie nach dem Innern der Kirche zu; in der Mitte der Mauer, wo diese zwei zusammenstehenden Trichter den engsten Raum bilden, ist die Rundung des Steins schraubenartig geringelt. — Wenn nun die Sonne zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche (am 22. März und am 22. September) ihre ersten Strahlen grad durch diese Oeffnung in die Kirche wirft, so bildet sie in dem inneren Halbkreise der Westthür ein schönes, großes Lichtkreuz, ganz entsprechend dem steinernen Kreuze an der äußeren Seite. Es müssen aber die Fenster, die man erst in neuerer Zeit eingesetzt hat, verhängt werden; denn ursprünglich hatte die Kirche nur die noch vorhandenen ganz kleinen Fensterchen, so daß es nie hell darin ward. —

Jenes Lichtkreuz hielt man sonst nur für eine Sage; neuere Versuche haben aber gezeigt, daß es seine volle Richtigkeit damit hat. Leider! wird das Kreuz durch neugebaute Kirchstühle gestört und unterbrochen; aber sichtbar ist es an den beiden Jahrestagen immer noch, dauert aber ganz schön nur etwa Eine Minute lang. Weit schwächer sieht man es auch schon die Tage vorher und nachher. —

45 und 46. Stiftungen zum Erlangen des Seelenheiles.

(Aus: Die frommen und milden Stiftungen der Wittelsbacher von J. M. Söltl.)

1. Ausgezeichnet durch seine vielen und reichen Stiftungen ist der Herzog Ludwig im Bart von Bayern-Ingolstadt, dessen Schwester mit dem König Carl VI. von Frankreich vermählt war und von welcher er während seiner längeren Anwesenheit in Paris große Schätze erhalten hatte. Nach seiner Rückkehr in seine deutschen Länder verwendete er einen ansehnlichen Theil zu milden Zwecken und kirchlichen Stiftungen, erbaute im Städtchen Rain die Pfarrkirche und das Bürgerspital, und machte verschiedene Stiftungen an Gotteshäuser in seinem Fürstenthume.

Aber vor Allem wollte er seine Residenzstadt Ingolstadt durch herrliche Stiftungen bereichern und ihr eine Kirche errichten, deren Ruhm weithin strahlen sollte. — Im Jahre 1425 legte er den Grundstein zu derselben, in welcher er später das Bildniß der heiligen Jungfrau Maria aufstellte, in deren Ehre die Kirche eingeweiht war. Er begabte diesen Tempel mit vielen Gütern und Heilig-

thümern, so daß sie nur „die Reiche" genannt wurde. — Unter den in Gold gefaßten und mit den kostbarsten Edelsteinen gezierten Heiligthümern gab er unter andern: einen Span vom heiligen Kreuze, den er von seinem Vater, dem Herzoge Stephan, geerbt hatte, in einem goldenen Kreuz, welches auf einem von Silber gleich einem Felsen gebildeten Berg zum Gedächtnisse des Calvarienberges stand. Unten am Kreuz die Figuren der Mutter Jesu und des heiligen Johannes von Silber und vergoldet, und das Silber war bei eilf Mark. — Einen Dorn aus der Dornenkrone des Herrn, die zu Paris aufbewahrt wurde, und welcher dem Herzog Ludwig vom Könige Carl aus jener Krone gegeben ward. Der Dorn war gefaßt in zehn Mark Silbers und Eine Mark Goldes und in einem schönen eckigen Parill als eine Monstranze. — Auch ließ er für die Kirche eine Monstranze verfertigen von zehn Mark Silbers mit einem schönen und großen Parill — mit dem ausdrücklichen Befehle, daß diese drei Stücke ewig bei dem Stift bleiben sollten. — In die Kapelle und zum Altare der heiligen Dreifaltigkeit widmete er kostbare mit Perlen übersäete Meßgewänder, Meßbücher und viele Heiligthümer, die ihm von seiner Gemahlin Anna von Bourbon waren gegeben worden. —

In dieser von ihm erbauten Kirche erwählte er sein Begräbniß und befahl, daß man ihn nach seinem Abscheiden, wo er auch immer sterben möge, dahin bringen solle. — Zu seinem Grabe stiftete er ewig brennende Lampen, sechs Altäre mit sechs ewigen Messen und eben so viel Kaplänen, deren jeder einen Schüler haben soll, der im Chor singe und bei dem Altar diene und die Schule besuche. Dazu gab der Herzog reichliches Gut. Auch bestellte er sechzehn Psalteristen, welche Tag und Nacht abwechselnd je vier und vier den Psalter singen sollten, und einen Organisten, daß er bei etlichen Aemtern die Orgel spiele. — Jeder der Kapläne sollte alltäglich während der heiligen Messe nach dem Evangelium sich gegen das Volk wenden und bitten für den Kaiser Ludwig, für den König Carl von Frankreich und dessen Gemahlin Elisabeth (des Herzogs Schwester), für den Herzog Stephan und dessen Gemahlin und für des Stifters Gemahlinnen und Freunde und für alle gläubige Seelen, daß sich ihrer der allmächtige Gott erbarme und sie einführe in die ewige Freude; daß sie, die Stifter — Vater und Sohn — nicht ohne das heilige Abendmahl aus dieser Welt scheiden; daß ihnen Gott der heilige Geist göttliche Liebe und Weisheit geben wolle, um ihre Unterthanen gut zu regieren und dadurch das ewige Leben zu verdienen. —

Eine andere Stiftung verordnete, daß bei gewissen Aemtern der Schulmeister mit acht Schülern das Hochwürdigste Gut in Prozession in der Kirche begleite. —

2. Im Jahre 1434 erbaute der Herzog ein Pfründner-Haus in Ingolstadt und machte darein eine Stiftung für 15 arme Personen, 13 Männer und 2 Frauen, zum Heil und Trost seiner Seele — insbesondere wegen seiner Missethaten und Sünden, die er vormals verübt hätte, damit er durch diese Stiftung Vergebung seiner Sünden erlangen möchte. — Jede dieser 15 Personen war einem besonderen Heiligen gewidmet; die Männer mußten sich den Bart wachsen lassen, nur um den Mund durften sie ihn abschneiden, zu Ehren und Gedächtniß des heiligen Johannes des Täufers. Jeder mußte bei der Aufnahme zeigen, daß er das Paternoster sammt Ave Maria und dem Glauben zu sagen wisse, oder er mußte es binnen drei Monaten lernen; jeder Aufgenommene sollte tagtäglich zweihundert und sechs Paternoster sammt dem Ave Maria sprechen und den sechs heiligen Messen beiwohnen, sieben Mal des Jahres beichten und eben so oft zum Tische des Herrn gehen.

Am Jahrestage des Stifters und an hochzeitlichen Tagen sollen die Pfründner bei dem Grabe desselben stehen in einem schwarzen Rock mit einer das Gesicht bedeckenden schwarzen Kappe, eine brennende Kerze in der Hand, mit dem gemalten Bilde des Heiligen, dem der Pfründner geeignet ist, und dem Wappenschild von Bayern. — Alle Sonntage solle man den Pfründnern das Evangelium auslegen, die heiligen Tage (die in der Woche vorkommen), verkünden, die offene Beicht vorsprechen und sie ermahnen zu bitten für die Lebendigen und die Todten, insbesondere für das Heil des Stifters, daß ihm Gott vergebe alle Sünden, ein christliches Leben und einst die Freude in der Ewigkeit verleihe. — Die Pfründner sollten sich gegen einander brüderlich halten, einig leben und Alles vermeiden, was Ungunst, Zwietracht und Haß erregen könnte. —

Im Jahre 1438 verbesserte und vermehrte er die Stiftung in das neue Pfründner-Haus mit zwei ewigen Messen und zwei Kaplänen, und sagt im Eingange des darüber gegebenen offenen Briefes: „Wir vermachen diese Summe ewigen Geldes in das Haus in vollem Vertrauen zu Gottes Barmherzigkeit, damit eine Buße und Wieder-Erstattung des unrechten Guts zu thun, das wir etwa eingenommen und nicht wieder gegeben haben, ehe wir aus dieser Welt scheiden. Und wir bitten die heilige Dreifaltigkeit, daß diese jährliche Gült von Jahr zu Jahr abgewogen und damit das ungerecht eingenommene Gut vergütet werde. Darum haben wir diese Stiftung gemacht und befohlen Gott dem Vater und dem Sohn und dem heiligen Geist — unserem Schöpfer — unseren Leib und unsere Seele und bitten ihn demüthig von ganzem Herzen, daß er sich unserer Seele erbarmen wolle, wenn sie vom Leibe scheidet, und daß er sie

durch das Verdienst, das er uns mit seinem bitteren Sterben erworben hat, aufnehmen wolle in seine ewige Freude vor seinem Anblick zu seinen Heiligen und Auserwählten und uns bewahren vor aller Pein." —

In die Kapelle des Pfründner-Hauses gab er ein Bild der heiligen Katharina von zehn Mark Silbers, das hielt in der einen Hand ein Schwert, in der andern ein Rad; dazu gab er noch andere reiche Kirchenzier. —

47. Fromme Opferungen.

Der Kurfürst von Bayern Max Emmanuel gab im Jahre 1691 verschiedene Weihe-Geschenke an die Wallfahrt-Kapelle zu Altötting. Unter ihnen zeichneten sich aus das knieende Bildniß des in Harnisch bekleideten Kurfürsten von Silber, dann Krone und Scepter von Gold mit vielen Diamanten geziert. — Zum Denkmale der in seinen ungarischen Feldzügen erfochtenen Siege opferte er vier goldene je Eine Elle hohe Armleuchter, deren jeder in drei emaillirten Feldern einige von ihm gewonnene Schlachten und eroberte Festungen, dann seine und der kurfürstlichen Familie Bildnisse darstellt. — Ihr Werth ist auf 18,000 fl. angegeben. —

Des Kurfürsten erste Gemahlin Maria Antonia opferte im Jahre 1686 in derselben Kapelle ein goldenes Armband mit 58 Diamanten in der Größe einer Linse und eben so viele Rubinen von der nämlichen Größe. — Im Jahre 1687 übersendete sie dahin ein goldenes Kleinod mit 14 großen und 63 kleinen Diamanten, im Werthe von 12,000 Gulden.

Der Sohn der Genannten, der noch nicht fünfzehn Jahr alte Prinz Max Emmanuel, opferte im Jahre 1697 in die Kapelle zu Altötting „ein goldenes Augenpaar." —

Theresia Kunigunde, die zweite Gemahlin des Kurfürsten, opferte daselbst „ein goldenes Kind" im Gewichte von 209 Kronen. —

48. Der Beitrag zum neuen Altare.

In der gediegenen katholischen Zeitschrift: „Der Seelsorger," herausgegeben von Johann B. Zarbl, erzählt im Jahrgange 1845 ein Geistlicher:

„Wie geht es mit Ihrem neuen Hochaltar für ihre Kirche zu F..?" fragte ich jüngst einen Amtsbruder und Pfarrer, der in wenigen Jahren alle seine Kirchen im Innern fast gänzlich und schön erneuert

hat und eben im Begriffe ist, das edle Werk mit dem letzten Altare zu vollenden. „Wie geht es mit ihrem Hochaltar?" „„Gut; **angebaut** i s t e r s c h o n!"" antwortete derselbe.

„A n g e b a u t i s t e r s c h o n!" . Ueberrascht von dieser Antwort, fragte ich weiter, was er damit sagen wolle? Da erklärte mir denn der vortreffliche Hirte, wie er und die Bauern der dortigen Kirchengemeinde bei der letzten Aussaat sich verabredet haben: „„Daß ein Jeder, j e nach der Größe seines Hofes und seines guten Willens, einen kleinen Theil des ihm angehörigen Fruchtfeldes, für den neuen Altar anbauen wolle."" —

Und s o geschah es auch. — — —

Saget, ist das nicht ein schöner, trefflicher Gedanke und werth, nachgeahmt zu werden? Der Landmann giebt Alles leichter als baares Geld; am leichtesten aber einige Fruchtgarben, die ihm unter dem Segen Gottes und o h n e sein Zuthun und Mühen herangewachsen und gereift sind.

Recht angeregt, möchte sich kaum eine gute Kirchengemeinde weigern, besonders in fruchtbaren Jahrläufen — ein oder das andere Mal, zu einem gottgefälligen kirchlichen Werke einen Dreißigsten oder Fünfzigsten zu geben. Sie dürfte ja, um einer solchen frommen Gabe willen, eines größern Erntesegens gewiß sein. Vielleicht gebe es keine bessere Versicherung gegen Mißwachs und Hagelschlag als eine s o l c h e Verschreibung der Gabe Gottes zur Ehre Gottes! Damit aber könnte viel Gutes und Schönes gethan werden. —

49. Eine maronitische Adresse.

Der Patriarch, die Bischöfe und die Häupter der M a r o n i t e n im Orient haben mittelst der unten folgenden, durch den Sheik von Eden übersandten Adresse Sr. k. H. dem durchl. Herrn Erzherzog F e r d i n a n d M a x v o n O e s t e r r e i c h eine Quantität C e d e r n h o l z zur Herstellung eines Altars in der V o t i v k i r c h e angeboten und Se. k. Hoheit diese Schenkung auch gnädigst angenommen.

„Euer k. k. Hoheit!

Durchlauchtigster Herr!

Wir wenden uns an Höchstdero Gnade.

Die ganze Welt kennt das feierliche Gelöbniß nach jener schaudervollen That, bei welcher ein verruchter Bösewicht seine fluchwürdige Hand gegen die geheiligte Person Sr. Maj. des K a i s e r s F r a n z J o s e p h, welchen Gott in seiner Gnade ewig beschützen möge, — zu erheben wagte.

Ein prachtvoller Dom, dem göttlichen Erlöser geweiht, soll sich für die glückliche Rettung in der Stadt Wien erheben — die sämmtlichen Völker Oesterreichs sollen hierzu ihre Gaben spenden, und Ew. k. Hoheit, der erlauchte Bruder Sr. Majestät, selbst des frommen Werkes Leitung übernehmen, zu welchem Höchstdero Weisheit die erste Anregung gegeben hat.

Es soll dieser Dom ein ewiges Denkmal der Dankbarkeit für die Allgüte Gottes sein, daß er der katholischen Welt die so überaus große Gnade erwies, ihr einen Monarchen zu erhalten, der — wie jugendlich auch — doch schon zahllose Beweise seiner Weisheit und Frömmigkeit gegeben hat.

Die Nation der Maroniten — voll der tiefsten Ehrfurcht für die kaiserliche Familie Oesterreichs, die ihr schon so vielfach Schutz verliehen — wünscht nach ihren Kräften bei der Errichtung dieses glorreichen Denkmals sich zu betheiligen, indem sie sich nach Möglichkeit den edlen Bewohnern Oesterreichs beigesellt und ihre Opfergaben mit denen der übrigen katholischen Welt darbringt.

Außer Stande, Gold und Edelgestein zu bieten, erübrigt der Maronitischen Nation Nichts, als Ew. k. Hoheit demüthigst zu bitten, einige Cedern des Libanon, welche bei ihr so hohe Verehrung genießen, bei ihr mit so viel Sorgfalt gepflegt werden und einst auch zur Ausschmückung des Tempels Salomon's dienten, gnädigst anzunehmen und dieselben zur Errichtung eines Altars in dem neuen herrlichen Dome zu verwenden.

Dies sind unsere Wünsche, dies ist die Bitte, welche an Ew. k. Hoheit zu stellen sich erlauben Se. Excellenz der Patriarch der Maroniten, unsere Herren Bischöfe und die Großen der Nation.

So gegeben zu Eden, am 29. Oct. 1857.

Gezeichnet:

der Diener aller Diener Sr. k. Hoheit

Joseph Karam,

Sheik von Eden, am Berge Libanon."

---

50. Der Weihrauch.

Mein ehrenwerther Gevatter L. erzählte mir neulich von seiner nun schon lange in Gott ruhenden Mutter. Die liebe Frau konnte kein Schnittlein Papier auf der Straße liegen sehen, und wäre es mitten im Kothe gewesen, ohne es aufzuheben und zu beschauen: ob nicht irgend etwas Geistliches daraufstehe. In diesem Falle nahm sie die Papierchen mit, damit das Heilige nicht länger von

Menschen und Thieren mit Füßen getreten werde, erbaute sich wohl noch an diesem und jenem frommen Satze, den sie herausbringen konnte, und verbrannte dann die Papierchen und sprach: „Das ist noch ein süßer Weihrauch für den lieben Gott!“ —

Jedenfalls war der fromme Kindessinn dieser Frau dabei ein noch süßerer Weihrauch für den lieben Gott! —

---

51 — 53. Der Naifer Dekan.

(Aus: Neues Hausbuch für christliche Unterhaltung von Dr. Ludwig Lang.)

W. von R. giebt in seinen Bildern und Erinnerungen aus Tirol die folgende tiefgemüthliche Schilderung:

1. Vor einigen Wochen — es war ein herrlicher, glasheiterer Augustmorgen — besuchte ich wieder das einsame, stille Naifer-Thal. Ein angenehmer Weg führt den Wanderer aus Meran durch das blühende, burgen- und villenreiche Obermais in östlicher Richtung nach der Naif. Die Schlösser Goien und Labers bewachen den Zugang in das Thal. Dem Schnuppenbach entlang, der sein Rinnsal tief in die Erde gefressen hat, führt der Pfad unter schattigen Kastanienbäumen hin, bis endlich das spitze Thürmchen der Einsiedelei aus dem Holze ragt und zur Rast mahnt. Hier ist eines der traulichsten, friedenreichsten Plätzchen der Welt. Nur ferne sieht man die reichbebaute Gegend von Meran; hier breiten sich nur Wiesen und Waldung aus, und dahinter steigen bebuschte Felsen nach Art eines Krippenberges empor. An steiler Bergwand hängt der Vernauner Hof, aus dessen Feldern manchmal ein Menschenruf in's Thal hallt. Sonst tiefe Stille — nur das Brünnlein, das edles Wasser bietet, plätschert leise, und Vöglein zwitschern und singen im Waldesdunkel. Im Hochsommer zirpen auch die Cicaden ihr langgedehntes Lied auf sonnigen Bäumen. Dicht an einen Felsen schmiegt sich die Eremitage mit der schlichten Kapelle. —

2. In früheren Tagen lebte hier ein Waldbruder, der da betete, das Kirchlein zierte und das kleine Gärtchen bestellte. Morgens, Mittags und Abends zog er das klangreiche Glöcklein, daß es das Ave hinaussang in die schweigenden Gründe. So führte er ein frommes, friedenstilles Leben, das sich täglich in gleicher Weise abspann; die Vöglein des Waldes und die im Gehäge klingelnden Ziegen waren seine Gesellschaft. Das kleine Gärtchen, die Barmherzigkeit umwohnender Bauern und die Milde frommer Wallfahrer gaben ihm den kargen Unterhalt. An Sonnabenden verließ er die stille Siedelei und wanderte nach Meran in das Kapuzinerkloster,

um dort die heiligen Sakramente zu empfangen und am folgenden Tage dem Gottesdienste anzuwohnen. Am Sonntage Abends war er schon wieder im einsamen Thalgrunde und betete oder arbeitete in seiner ehrwürdigen Klause. Einen Wechsel und bewegteres Leben brachte in die Einsiedelei, wenn irgend eine fromme Meraner Familie die Naif besuchte, um in der weltabgeschiedenen Kapelle Gott ihre Andacht darzubringen. Nach vollendetem Gebete begab man sich dann zu dem Bruder und besichtigte seine Wohnung. Die Knaben und Mädchen erhielten von ihm Bildchen und Rosenkränze, die Erwachsenen allerlei fromme Sprüche als Erinnerung auf den Heimweg. Auch wußte er gar schöne Legenden aus dem Leben der Altväter zu erzählen, und war vieler Hausräthe kundig. Bekannte Familien bewirthete er mit Salat, der in dem mit wilden Rosen eingehegten Gärtchen gewachsen war, und mit Eiern, die ihm von benachbarten Bäuerinnen geschenkt worden. Daß dem armen Waldbruder solche Gastfreundschaft mit Gegengaben vergolten wurde, versteht sich wohl von selbst. — Die Reihe der Naifer Einsiedler beschloß der ehrwürdige Frater Dominikus, ein gar frommer Mann, mit langem greisem Barte. Obwohl er in größter Armuth seine Tage vollbrachte und nur von fremder Milde lebte, wäre er zweimal beinahe das Opfer niederträchtigster Habsucht geworden; denn Räuber brachen in die abgelegene Klause, knebelten und schlugen den wehrlosen Bruder und nahmen, was sie an Habseligkeiten und Vorräthen von Lebensmitteln fanden. Morgens schwieg aber das Glöcklein und rief nicht sein Ave. Das fiel den Umwohnern auf, sie kamen und lösten dem Waldbruder die Bande. — Frater Dominikus erlebte es noch, daß das aufgeklärte Geschlecht aus Furcht, ein schlichter Eremit könnte das Wohl des Staates und die Bildung der Zeit untergraben, ihn aus seiner Zufluchtsstätte vertrieb und die Einsiedelei aufhob. — In Mais beschloß er sein Leben. — Alsdann stand das Kirchlein lange verwaist; Staub lagerte sich an den Altären, geschäftige Spinnen schlugen an allen Wänden ihre leichten Webstühle auf, und nicht mehr sangen Morgens und Abends die hellen Glöcklein durch's stille Bergthal. —

3. Da erbarmte sich endlich eine fromme Jungfrau, die auf einem eine halbe Stunde entfernten Häuschen wohnte und im Volksmunde die „Metzner Gedl“ hieß, der verwahrlosten Kapelle und trat ihr Küsteramt an. Siedelei und Kirchlein wurden gescheuert und geweißt und fremde Hilfe um Beischaffung neuer Kirchengeräthe angesucht. Nun flimmerte wieder eine Lampe vor dem Altare, der mit einem Bilde der Mariä-Heimsuchung geschmückt ist, und ein blendend weißes Altartuch hing über dem Antependium nieder. Wie

verjüngt sah nun das trauliche Siedlerkirchlein aus und schien gleichsam der braven Küsterin zu danken. Das Glöcklein klang zu den drei Tageszeiten sein Ave, denn die Gedl eilte schon in aller Frühe, wenn die Vöglein ihr erstes Morgenlied anstimmten, über die thauigen Wiesen zur Kapelle, um das Ave zu läuten. Mittags und Abends kam sie wieder zur Siedelei und verrichtete den Glöcknerdienst. Wenn Familien aus Meran in die Naif kamen und dort heilige Messe lesen ließen, so that die Gedl dem Priester die Meßkleidung ebenso geschickt und gewandt an, wie der geübte Sakristan im Kapuzinerkloster. Auch war all' das Geräthe reinlicher bestellt als anderswo. — Doch damit war Gedl noch nicht zufrieden. Wenn sie im Waldschatten oder auf der baumumfriedeten Wiese die drei Kühe hütete, stiegen kühnere Pläne und Wünsche in ihrem Herzen auf. Sie wollte der stillen Kapelle einen Gottesdienst und fromme Besucher verschaffen. Da fiel ihr ein, das Naifer Kirchlein solle die Kathedrale für den Bezirk Labers werden, und in Ermangelung eines Priesters wollte *sie* darin Rosenkranz und Christenlehre halten. Gedacht, gethan. Sie wußte es dahin zu bringen, daß alle Schulmädchen aus Labers an Sonn- und Festtagen Nachmittags in den friedlichen Naifergrund gingen, und dann klangen die Glöcklein, Gedl trat zum festlich geschmückten Altare und betete den Rosenkranz vor. Darauf hielt sie die während der Woche einstudirte Christenlehre und fragte die Mädchen ab, und fast so geschickt, wie der Herr Katechet an der Meraner Schule. Die Mädchen lernten Tüchtiges und waren der Gedl zugethan, wie Kinder ihrer Mutter. Sie verstand es aber auch, Liebe und Achtung in gleichem Maaße zu erwerben und ihre Schäflein in Zucht und Ordnung zu erhalten. Wenn sie Abends von der Einsiedelei gegen Labers niederzog, erschien sie wie eine sorgliche Gluckhenne, umgeben von folgsamen Küchlein. — Mit dieser Wirksamkeit war aber die um das Seelenwohl der Kinder so besorgte Gedl noch nicht zufrieden. Die Naifer Mädchen besuchen nämlich die Schule bei den englischen Fräulein in Meran. Da stellte sich nun die Gedl sehr oft bei den Lehrerinnen und hielt Anfrage nach dem Betragen und Fortgange der Schülerinnen, auch unterließ sie es nicht, Lob und Tadel nach Verdienst den Mädchen zukommen zu lassen. Wenn an einem Samstage die Schülerinnen zur heiligen Beicht gehen sollten, kam auch die wohlbekannte Küsterin, holte ihr Contingent ab und führte es betend in die alte Pfarre zu Untermais, wo die Mädchen unter ihrer Aufsicht das heilige Bußsakrament empfingen. Wehe dem leichtsinnigen Kinde, das in der Kirche schwätzte oder keine Andacht zeigte! Ernste Verweise blieben nicht aus. Wegen derartiger Sorge für's Seelenheil der Kin-

der und wegen der Christenlehre im Waldkirchlein erhielt Gedl bald den Namen „**Naifer Dekan.**“ In ganz Mais und dessen Umgegend war sie unter dieser Bezeichnung bekannt und geachtet. — So trieb sie lange ihr Leben, bald weidete sie die Kühe auf der einsamen Wiese, bald schenkte sie ihre Sorgfalt zarten Kinderseelen und der stillen Siedelei. — Erst vor wenigen Jahren schied sie hinüber, um dort ihren Lohn zu empfangen. —

Ihr Gedächtniß aber strahlt in Ehren und manche Bäuerin weiht dem Grabe des „Naifer Dekans“ Thränen der Dankbarkeit, wenn sie den schön gelegenen „Freithof“ in Untermais besucht. —

Auch die Siedelei merkt, daß ihre Pflegerin nicht mehr lebe. Verlassener, als je, blinkt sie aus dem Waldthale und scheint um ihre Gönnerin zu trauern. —

54. Erziehungs-Grundsatz.

Albert III., Herzog von Bayern, war ein guter Vater seiner Kinder. Seine Sorgfalt für ihre gute Erziehung zeigte sich ebenso groß, als seine Grundsätze über die Erziehung die besten gewesen. „Erziehet die Jugend“ — sagte er — „zuerst für Gott und wegen Gott, und dann erst für die Welt. Mein Sohn sei zuerst Christ, dann Mensch, und endlich Fürst!“ —

55. Erziehungs-Regeln eines Heiligen.

Der heilige Hieronymus schrieb einst an die fromme Läta, die mit ihrem Töchterlein zu Rom lebte, über dessen Erziehung unter Anderem:

„Du mußt deine Tochter im Tempel erziehen, wie Samuel, und in der Wüste, wie Johannes der Täufer erzogen wurde. (Das heißt: Lehre sie früh beten und Gott fürchten, und lasse sie eingezogen, abseits von der Gesellschaft der Weltkinder aufwachsen). — Man muß von ihr entfernen alle Personen, die leichtfertig, geschwätzig, naschhaftig oder wollüstig sind. — Ist dein Töchterlein etwas langsamer bei der Arbeit, so muß man sie nicht roh anfahren, sondern durch das Lob des Fleißes sie dazu aufmuntern. — Sie solle weder an dem Vater, noch an der Mutter etwas Böses sehen, das sie zur Sünde verleiten könnte. — Man hüte sich wohl, in ihr durch Ueberladung oder zu lange Dauer der Lernzeit eine Abneigung gegen das Lernen zu erregen, weil ihr sonst später diese Abneigung bleiben dürfte. — Sei besorgt, daß die Wärterinnen das Kind nicht gewöh-

nen, die Worte nur halb auszusprechen, oder das Gold und den Purpur zu lieben; das Eine wäre ihrer Sprache, das Andere ihrer Tugend nachtheilig. — Richte ihre geistige und körperliche Beschäftigung der Art ein, daß ein lieblicher Wechsel jegliche Langeweile von ihr verbanne. — Sie soll auch stricken, nähen und spinnen lernen. — Ihre Nahrung soll einfach sein; im Essen gewöhne sie an Mäßigkeit, und sie soll vom Tische aufstehen, wenn sie auch noch etwas Lust zum Genießen hätte. — Fluchen, schelten, unnütz schwören und lügen soll sie nie lernen. — Sie soll wie ein Engel leben!" —

56. Zu große Strenge ist weit gefehlt.

Ein Abt, der sonst im Rufe großer Tugend stand, beklagte sich eines Tages in der Gegenwart des heiligen Anselmus, Priors des Klosters Bec in England, nachmaligen Erzbischofes von Canterbury, über die Kinder, die man in seinem Kloster erzog. „Wir bestrafen sie," sagte er, „alle Tage und ohne Unterlaß, und sie werden nur noch boshafter!"

„„Und wenn sie zu einem gewissen Alter gelangen,"" fragte der heilige Anselmus, „„was sind sie dann?""

„Lauter Dummköpfe, eine Art unvernünftiger Thiere!" antwortete verdrießlich der Abt.

„„Das ist mir eine schöne Erziehung,"" fuhr nun Anselmus fort, „„welche den Menschen in ein Vieh verwandelt! — Aber sage mir, mein Vater! wenn du einen Baum gepflanzt hast, und ihn nun von allen Seiten mit Brettern und Binden so einschließen würdest, daß er weder seine Aeste ausbreiten, noch ungehindert emporwachsen könnte, was würde etwa daraus werden? Gewiß nichts Anderes, als ein krummes Holz, das ebenso unfruchtbar, als widerwärtig anzusehen sein würde. Wenn du nun in der Weise mit den Kindern verfährst, ihnen gar keine freie Bewegung, nicht die mindeste Aeußerung ihrer frischen Lebenslust gestattest; so werden sie in ihrem Herzen schwermüthige Gedanken bekommen und schiefe Neigungen nähren, welche sich unter den unausgesetzten Streichen nur verhärten, und durch die immerwährenden Strafen nicht verbessert werden. Darum geschieht es, daß sich ihr beklemmtes Herz weder dem Vertrauen, noch den heiligen Empfindungen der Freundschaft und des Wohlwollens öffnen kann. — Eine bereits starke Seele wird zwar in den Widerwärtigkeiten und Erniedrigungen vollkommener; aber eine noch schwache Seele, wie ja die der Kinder ist, muß durch Sanftmuth, kluge Leutseligkeit und Liebe auf den Weg der Tugend gleichsam gelockt werden!""

Der Abt, durch diese Rede tief gerührt, warf sich dem weisen Anselmus zu Füßen, bekannte, daß er den Weg der christlichen Klugheit verfehlt habe, und versprach: in der Erziehung und Behandlung der seinem Kloster anvertrauten Kinder sich zu bessern. —

Liebe ist bei der Bildung der Kinder so nothwendig, wie den Pflanzen die Sonne; aber die Liebe muß eine vernünftige sein, die sich auch bisweilen — wie die Sonne — hinter den Wolken des Ernstes verbirgt! —

57. Große Geduld.

Der heilige Philippus Nerius hatte eine unbeschreibliche Geduld mit den Jünglingen, um sie nur von der Sünde abzuhalten, und wenn sie sogar vor seiner Zelle sich in Schaaren versammelten und jauchzten und schrieen, sah er es gerne und freute sich mit ihnen. Einstmals war der Lärm so groß, daß selbst einige der Hausgenossen sich beklagten; der Heilige aber erwiederte: „Laßt sie reden, was sie wollen, scherzet nur und seid fröhlich; ich verlange nichts Anderes von euch, als daß ihr nicht sündiget!" — Er selbst spielte oft mit ihnen vor seiner Zelle mit einem Balle, um ihnen nur die Gelegenheit zu benehmen, anders wohin zu gehen, wo sie vielleicht sündigen könnten. — Ebenso gab er einst einem vornehmen Manne, der sich verwunderte, wie er das Schreien und Jauchzen der Jünglinge ertragen könne, zur Antwort: „Wenn sie nur keine Sünden begehen, übrigens würde ich Alles ertragen, und wenn sie selbst Holz auf meinem Rücken schnitten!" —

58. Das lernende Kind.

(Aus: Aus Friedorf Brod für alle Kinder, von Dr. Franz Xaver Schmid.)

Am Walde an einem Wassergraben steht ein Haus. Es wird gewöhnlich die Moosburg genannt. Der Wald ist sehr düster, er besteht meist aus dicken dunklen Tannen. In dem Graben stürzt ein wildes Bächlein zwischen bemoosten Felsentrümmern bald schäumend, bald ruhiger abwärts in einen größern Bach, der unten aus dem Walde hervorkommt. —

Jenes Haus, das ich meine, sieht wunderlich aus. Es paßt ganz zu der Schlucht, zu dem ernsten Wald und der Einsamkeit. Es kann fast kein Sonnenstrahl auf das Haus fallen, er breche denn durch die dichten Tannenäste. Das Haus ist unten von Steinen gemauert, oben von Holz. Mauer und Holz sind grau und finster.

Das breite flache Gibeldach ist fast ganz mit dunkelgrünem Moose bedeckt; die Fenster sind klein und wenige. Eine einsame Henne geht futtersuchend langsam um das Haus, und die Katze liegt auf der Dachrinne, wo eben die Sonne matt hinscheint. Das Vorhaus ist klein und fast ganz schwarz vom Rauch. Die kleine dunkle Stube ist so ärmlich, aber sehr reinlich und geordnet. Sie ist getäfelt, aber schon schwarz. In dem fernen Winkel ist der Ofen, auf welchem glänzend reines Geschirr steht. Den Ofen umgiebt eine weiß geriebene Bank, und nebenan ist an der Wand eine alte Uhr in einem langen gemalten Kasten. Auf einem Hirschgeweih neben der Uhr hängen einige Hüte, und auf dem Fenstergesimse liegen Bücher, alte, mit Messing beschlagene. Daneben steht ein rundes Körbchen aus Stroh mit Nähzeug.

Vorne am reinen Eichentische, über den ein kleiner Altar in der Ecke errichtet ist, steht ein altes braunes Spinnrad, und dabei sitzt das lieblichste Mädchen, das du je gesehen hast, die holde Charitas. Alles vergissest du, wenn du das Kind betrachtest. Es ist also, als ob sie Licht und Schönheit ausstrahle über die dunklen Wände und die armen Sachen herum. Sie ist eilf Jahre alt. Auf diesem reinen, durchsichtigen Gesichte ist wahrhaftig ein höheres Licht zu sehen, das Licht, das ein reiner, stiller, zufriedener Menschengeist über das Aeußere ausgießen kann.

Unter dem dunklen Kopftuche wallt das schöne goldene Haar hervor; diese gewölbte weiße Stirne, auf welcher der Friede und stiller Ernst thront; die klugen großen blauen Augen, die zu dir aufschauen voll Zuversicht und Unschuld; der lächelnde Mund, der nie durch eine Unwahrheit entheiligt wurde; die zarten rothen Wangen, kurz, ein unaussprechlich schöner Kopf auf einer zarten, schmächtigen Gestalt, das ist Charitas. O Kind! wenn du es ahnen könntest, welch' eine Hoheit in dir wohnt; — aber das ist eben das Schönste, daß du es nicht ahnest!

Eben lernt sie neben dem Spinnrade. Auf dem Tische liegen verschiedene Blätter, auf denen Verse geschrieben stehen. „Was machst du da, liebes Kind?"

„„Ich lerne die schönen Verse, Herr Pfarrer, damit ich sie dem Großvater aufsagen kann, wenn er Abends aus der Stadt kommt."" Ich setzte mich an den Tisch und ließ mir die Verse sagen, um sie im Lernen zu unterstützen. Charitas fing also das Lied von den sieben heiligen Sakramenten an:

In Jerusalem sind sieben Wunderquellen,
Machen neu und heil und stark die Menschenseelen.

In der ersten wardst du geistig neu geboren,
Wurdest früh' schon für den Himmel auserkoren.
Dieses ist der Taufe wunderbare Kraft,
Daß sie einen neuen, reinen Menschen schafft.

In der zweiten wird dir Himmelsmuth gegeben,
Glaubenstreu zu bleiben in dem Erdenleben.
Dieses ist der Firmung wunderbare Kraft,
Daß sie gottesfrohe Glaubens-Streiter schafft.

In der dritten wirst du ganz mit Dem verbunden,
Der sich lebend schlagen ließ die Todeswunden.
Dieß ist des Frohnleichnams wunderbare Kraft,
Daß er Christi Leben selbst dem Leibe schafft.

In der vierten kannst du wieder Heilung finden,
Wenn du reuig offenbarest deine Sünden.
Dieses ist der Buße wunderbare Kraft,
Daß sie kranken Herzen die Genesung schafft.

In der fünften wird dir Kraft und Muth gegeben,
Vor dem Tode und Gerichte nicht zu beben.
Dieses ist der Oelung wunderbare Kraft,
Daß sie selbst im Sterben Lebens-Trost verschafft.

In der sechsten wird geweiht und auch gesendet,
Der statt Christi Gnade, Heil und Segen spendet.
Dieses ist der Priesterweihe hohe Kraft,
Daß sie Stellvertreter Jesu Christi schafft.

In der siebenten wird Mann und Weib verbunden
Und in Gott gestärkt für trübe Lebensstunden.
Dieses ist der Ehe wunderbare Kraft,
Daß sie ew'ge Himmelslieb' den Aeltern schafft.

„Weißt du auch, liebe Charitas," fragte ich, „was das Wort Jerusalem bedeutet?"

„„O ja,"" antwortete das Kind; „„es bedeutet das himmlische Haus, die heilige Kirche, meine Mutter.""

„Hast du also mehr als Eine Mutter, Charitas?"

„Ja, zwei. Eine hat mich dem Fleische nach geboren, das ist die irdische Mutter; die andere hat mich dem Geiste nach geboren, aus dem Wasser und dem heil. Geiste, das ist die himmliche Mutter, die Kirche.""

„Dann gehörst du wohl auch mehreren Häusern an?"

„„Ja, zweien. Diesem Hause, in welchem ich wohne, und dem himmlichen Hause, der Kirche.""

„Sieh', darum hast du auch zwei Namen. Einen irdischen, den Schreib-Namen, von dem irdischen Hause, und einen himmlischen, den Tauf-Namen, von dem Himmel. Weil ich gerade vom

himmlischen Namen spreche, muß ich dich doch fragen: hattest du keine Schwestern?"

„„Ja, zwei; sie sind aber sehr klein gestorben. Eine hieß Fides, die andere Spes. Meine Mutter sagte mir, Fides heiße „„Glaube,"" Spes „„Hoffnung"" und Charitas „„Liebe.""

„Es hat einmal," sagte ich darauf, „wirklich drei Schwestern mit diesen Namen gegeben; sie waren die Töchter einer sehr frommen Frau, welche Sophia hieß. Wegen ihres Glaubens an Jesum Christum wurden die drei Mädchen zum Tode verurtheilt, und die Mutter sollte die noch größere Marter empfinden, der Hinrichtung ihrer drei geliebten Kinder zuzusehen. Als der Scharfrichter alle Drei, eine nach der andern, enthauptet hatte, und die zarten Leichen blutend zu den Füßen der Mutter lagen, was that sie da? Sie dachte daran, wie der himmlische Vater für uns sündige Menschen seinen einzigen Sohn zum Tode hingegeben hat, und rief aus: „„O ich selige Mutter! daß ich gewürdigt worden bin, diese meine Drei unschuldigen Kinder zur Ehre der heil. Dreifaltigkeit aufzuopfern!"" Täglich saß sie nun bei dem Grabe ihrer seligen Töchter und sehnte sich weg von der Erde zu ihnen hinauf und sprach öfter: „„O meine Kinder! nehmet mich auch zu euch!"" Ihr Wunsch wurde erfüllt. Am achten Tage schlief sie auf dem Grabe ein zur ewigen Ruhe. Ihre Namen stehen im Buche des Lebens."

Charitas horchte still und vergnügt auf diese Erzählung. Ich sah auf dem lieblichen Gesichte die innere Freude durchschimmern, die sie darüber empfand, daß sie nun die Geschichte ihrer Namensheiligen kannte. Sie ging darauf hinaus und kam nach einer kleinen Weile wieder und brachte mir Frühlingsblumen, Schneeglöckchen, Himmelssternchen und Anemonen, mit einem blauen Seidenbande zusammengebunden, das ihr einziger Schmuck gewesen war. — —

Die Blumen sind längst verwelkt, aber sie liegen noch in meinem Gebetbuche gepreßt. Das Seidenband habe ich in die heil. Schrift gelegt, zwischen die Blätter, welche erzählen, wie der Herr Jesus die Kinder segnete. So oft ich es sehe, verspreche ich Ihm neuerdings wie ein Kind zu werden, damit Er auch mich segne, und Ihm so viele Kinder zuzuführen, als ich kann. —

---

59. Der Pfarrer und das muthwillige Kind.

Der Bischof von Sardica, Alexander Fürst von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, erzählt in seinem Büchlein: „Lichtblicke und Erlebnisse aus der Welt und dem Priesterleben," das Folgende:

An einem herrlichen Frühlingstage wandelte ich am Gestade des lieben Mainflusses, als die zwei Thürme eines schlichten Landstädtchens mir entgegenschimmerten und der Glockenschall mir freundlich in die Ohren klang. Da überschaute ich frohsinnig die Fülle der lachenden Landschaft rings umher; und mein Entschluß war gefaßt, den, seinem edlen Rufe mir bereits bekannten, Seelsorger zu besuchen.

Vor dem Thore des Städtchens traf ich, an seinem langen Priestergewande sogleich den Pfarrer vermuthend, denselben in einem sanft belehrenden Gespräche mit einem Kinde an, das muthwillige Scherze getrieben hatte, und das er mit den Worten anredete, die einen höchst würdigen Seelenhirten verriethen. „Mein Kind," sagte er, „Gott sieht dich überall; und wenn du unartig bist, dann betrübst du deinen lieben Schutzengel, der dir immer zur Seite ist, und dich ganz besonders beschützt, wenn deine Mutter nicht da ist! Gleich bitte deinem lieben Schutzengel ab!" — Getroffen von diesen Worten, kniete der Kleine alsbald sich nieder, und sprach, die Händchen faltend: „„Lieber Schutzengel, nimmer thun! recht brav sein!"" — Da beschenkte der vortreffliche Geistliche das Kind noch mit einer kleinen Gabe, und freudig ging es von dannen. — —

Ich machte die Bekanntschaft dieses frommen Seelenhirten; und oft, wenn ich ihn mild lehrend in der Mitte der Kinder erblickte, bedünkte es mich, als stelle er an sich selbst die Frage: „Was werden diese meine Christenlehr-Schüler einst auf ihrem Sterbebette und vor Gottes Gerichte von mir denken? Ja, was werde ich selbst auf meinem Todbette von meinem ertheilten Unterricht in der Religion denken? Und wird der Gedanke mir Trost einflößen und Beruhigung geben?" —

---

60. Eltern-Segen.

Es herrscht ein alter Gebrauch in christlichen Familien, daß die Kinder vor dem Schlafengehen ihre Eltern um den heiligen Segen bitten. Gewiß ein schöner Gebrauch, dem keine christliche Familie sich entfremden sollte! Denn der Segen der Eltern über ihre Kinder, besonders am Abende, wirkt ein unauflösbares Band, das auch im späteren Alter, in den Stunden der Versuchung, in den Tagen des Leidens die Herzen der Kinder dem Vater- und Mutterherzen verbindet und nahe hält, das für sie stets so liebevoll geschlagen hat. Aber auch auf die Herzen der Kinder selbst übt ein solcher Segen schon früh seine Wirksamkeit aus.

Davon will ich ein Beispiel anführen.

Vor einigen Tagen hatte in einer recht christlichen Familie in N. Eines von den Kindern vergessen, vor dem Schlafengehen den Segen der Eltern zu empfangen. Sie erinnerten es nun daran, was seine Pflicht sei. Allein die Gemächlichkeit hielt es im Bett, und so sollte der Segen unterlassen bleiben. Da fing das jüngste der Kinder an, laut und bitterlich zu weinen. Die Mutter eilte herzu und glaubte, dasselbe weine, geplagt von dem Schmerze seiner Fingerwunde. Doch sie täuschte sich; denn das Kind gab als Ursache seines Weinens an: „Weil der F... nicht den heiligen Segen bekommen hat." Erst nach Erfüllung seines Wunsches ließ es sich beruhigen. — —

Ich erinnere mich eben eines andern nicht minder interessanten Falles in Betreff des elterlichen Segens. Ein frommer und geachteter Mann in N. hatte vor nicht langer Zeit einige seiner Enkel um sich versammelt. Als er sie entließ, gab er ihnen den heiligen Segen, indem er zu dem Einen sagte: „Wenn du nach Hause kommst, so gieb auch deinem Brüderchen den heiligen Segen in meimem Namen!" Wie gesagt, so gethan. Die unschuldige Seele bewahrte das Wort, kam nach Hause und forderte das Brüderchen vor sich mit den Worten: „„G..... komm' her und stell' dich mit gefaltenen Händen andächtig hin."" Das Brüderchen willfahrte und empfing von dem Schwesterchen durch das heilige Kreuzzeichen den heiligen Segen des Großvaters. — —

Bewundern wir die heilige Einfalt unschuldiger Kinder, und wenn wir nicht das Glück haben, in ihre Herzen den Samen der Tugend und Frömmigkeit zu pflanzen, dann wollen wir doch wenigstens darauf bedacht sein, durch kein verderbliches Wort, durch keine ärgernißgebende That das Herzensglück der Kleinen zu zerstören. Den Kleinen gehört eine hohe Achtung, denn „ihrer ist das Himmelreich!" —

61. Der Zeisig.

Die kleine Elisabeth hatte einen Zeisig, welchen sie liebte über die Maßen; denn er war schön und sang lieblich von Morgens bis Abends. Sorgfältig gab sie ihm täglich zum Futter Hanfkörner, süße Milch und weißes Brod, und das Vöglein liebte sie wieder und that überaus schön und freundlich mit ihr. Es hüpfte ihr auf die Schultern, und pickte sie mit dem Schnäbelchen sehr liebreich, und wenn sie die Hand nach ihm ausstreckte, ließ es sich gerne von ihr haschen und liebkosen.

Da kam einmal Hannchen, ihre Gespielin, in's Haus, und wollte das liebe Thierchen, welches mit Elisabeth so zutraulich that, auch fangen und ihm liebkosen. Aber da flatterte das erschreckte Vögelein scheu in dem Zimmer umher, und stieß sich erbärmlich am Fenster also, daß sein Schnäbelchen blutete. Als aber Elisabeth sich dem Vögelchen nahete, so ließ es sich gerne wieder fangen, und war wieder so zuthätig wie sonst. —

Da trat eben Elisabeth's Vater in's Zimmer, und sie erzählte ihm hastig, was sich mit dem Vögelchen zutrug, und fragte ihn, woher es doch komme, daß der Zeisig gegen Hannchen so feindselig, mit ihr aber so zutraulich thue?

„Sieh', mein Lieschen," versetzte der Vater, „weil du das Vögelein liebest, und es täglich mit Speise und Trank emsig versorgest, so ist es dir dankbar, und liebt dich aus Dankbarkeit wieder, und thut deßwegen so schön und freundlich mit dir. Und damit, liebes Kind, giebt dir das Thierchen eine beschämende Lehre! Deine Eltern thun dir wohl unendlich mehr Gutes, als du dem Vögelein thun kannst. Denn es kostet uns viel sauere Mühe und Schweiß, dir Nahrung und Kleider zu schaffen, und deine Mutter hat aus Liebe zu dir gar viele Nächte durchwacht, und manche Thräne geweint und allerlei Plagen ausgestanden, bis sie dich auferzog: und dennoch kannst du es so oft über dein Herz bringen, die liebe Mutter durch Ungehorsam zu betrüben!! Bist du also nicht undankbarer, als das unvernünftige Vögelein?"

Jetzt fing Elisabeth laut an zu weinen, lief eilig zur Mutter, fiel ihr um den Hals, bat sie um Verzeihung, und versprach es ihr unter häufigen Thränen, sie nimmermehr zu betrüben, sondern auch durch willigen Gehorsam ihr Freude zu machen. —

---

62. Die weißen Blümchen.

Lina kam aus dem Garten und trug ein nettes Sträußchen von weißen Blumen in der Hand, welche sie der Mutter bringen wollte, die im Hause beschäftigt war.

„Mütterchen," rief das Mädchen, als sie diese erblickte und freundlich zu ihr hüpfte, „ich bringe dir allerliebste Blumen aus dem Garten, die ich seither nicht gesehen habe und gar nicht kenne; sieh' nur die schönen weißen Blüthen mit den gelben Knöpfchen in der Mitte!"

Die Mutter nahm das Sträußchen, betrachtete es und sagte: „„Ich danke dir, daß du mir eine Freude damit hast bereiten wollen, während es mich denn doch betrübt, daß du es gepflückt hast!""

„Warum denn, liebe Mutter?“

„„Kinder sollten nie Etwas abbrechen, ohne vorher verständige Leute zu fragen,““ fuhr die Mutter fort; „„das hab' ich dir schon oft gesagt. — Weißt du, was das für Blüthen sind und was du durch dein Abbrechen zerstört hast?““

„Ach, Mütterchen!“ sagte Lina betrübt, „ich habe an Nichts gedacht, als dir eine Freude zu machen; ich weiß es nicht, was das für Blüthen sind.“

„„Kennst du die großen schönen Erdbeeren, die in unserem Garten wachsen?““

„O ja, die so schön roth sind und so süß schmecken!“

„„Das ist ihre Blüthe, die du abgepflückt hast,““ versetzte die Mutter; „„aus den gelben Knöpfchen entstehen die Erdbeeren und es ist ein Glück, daß du nicht mehr genommen hast, sonst wäre der Schaden größer. — Merke doch das für die Zukunft, und brich Nichts ab, was du nicht kennst!““

„O Mütterchen!“ erwiederte Lina, der Mutter Hand streichelnd, „ich will es gewiß nicht mehr thun!“ —

63. Der Funke.

Eine Mutter stand eines Tages mit ihren zwei Mädchen am Herde. Veronika, die ältere Tochter, legte eben einige Scheitlein auf die glühenden Kohlen, um Feuer anzumachen, und blies aus vollen Backen hinein, so, daß ein großer Funke heraussprühete, und auf Veronika's Kleid fiel.

„Ach, mein Kleid! mein Kleid!“ schrie das erschrockene Mädchen, warf die Feuerzange, welche sie gerade in der Hand hielt, hastig von sich, und streifte eilig mit beiden Händen den Funken hinweg, daß das schöne Kleid unbeschädigt blieb.

Da sagte mit Unwillen Lieschen, ihre jüngere Schwester, die über das unvermuthete Geschrei erschrocken war: „„Wie du aber auch, einer Kleinigkeit wegen, einen solchen Lärm machen kannst, als wenn schon das ganze Haus im Feuer stände!““

Darauf nahm die Mutter das Wort, und sprach zu Lieschen! „Thörichtes Kind! deine Schwester verdient keinen Vorwurf; denn sie hat recht, und nicht unverständig gehandelt. Das Geschrei, welches sie erhob, war nur der Ausdruck ihrer emsigen Sorgfalt für die Erhaltung des Kleides. Hätte sie das glühende Köhlchen nicht alsogleich und auf der Stelle abgestreift, so wäre jetzt das schöne Kleid beschädigt und verdorben. — In diesem Vorfalle, ihr lieben Kinder! liegt für euch eine wichtige und heilsame Lehre; nämlich:

Jeder böse Gedanke, welcher in eurem Gemüthe sich regt, ist gleich einem glühenden Funken. Werdet ihr jedesmal gleich Anfangs und ohne Verzug dagegen kämpfen, und ihn mit Abscheu tapfer zertreten, so werdet ihr eure Seele stets rein und schuldlos bewahren. Wer aber das unrechte Verlangen nicht ungesäumt und schnell unterdrückt, bei dem wird der Funke zur Flamme, und die unreine Gluth nimmt überhand. Sein Herz wird mit Sünde und Schande befleckt, und er stehet dann in Gefahr, in namenloses Unglück zu stürzen!''' —

---

64. Der Diamant.

Einst lebte ein reicher Fürst, der war zugleich reich in Gott, denn er hatte wahrhaft christliche Gesinnungen. Seine Unterthanen nannten ihn „Vater" und er war es auch; er nannte sie „Kinder" und bewies ihnen, daß sie seine Kinder waren. Wie sollte er nun seine eignen Kinder nennen?

„Liebste Kinder," sprach er einst des Abends, „wir sind jetzt reich, fröhlich und angesehen vor der Welt. Das kann sich aber leicht ändern über ein Kleines; denn Reichthum ist Staub, Fröhlichkeit ein kurzer Tag, Ansehen vor der Welt die Vergänglichkeit selber. Darum ist es nöthig, daß wir uns bei Zeiten nach etwas Anderm umsehen, was seinen Glanz und seinen Werth auf immer behält, und was uns auch nach dem Untergange des Glückes in der Nacht noch zu erfreuen vermag. Das ist ein unschätzbarer Diamant, Tugend heißt er, und wird gefunden in der Tiefe eines gläubigen, frommen Gemüths. Haben wir diese Tugend, oder hat sie uns, dann haben wir auch in der Nacht noch Licht, weil sie aus den Tagen des Glücks in die Tage der Trübsal hinüberleuchtet. Kindlein, wahret euch diesen Diamanten!"

„„Warum aber,"" fragte der älteste Sohn des Fürsten, „„nennst du die Tugend einen Diamanten? eine Perle nannte sie neulich der Geistliche."" „Auch gut," erwiederte der Vater, „Beide sind kostbar, werden auch Beide selten und nur mit Mühe gefunden. Warum ich aber gerade jetzt die Tugend einem Diamanten vergleiche, das sollt ihr gleich sehen."

Der Fürst löschte die Lichter aus, entfernte sich auf einen Augenblick, und brachte dann einen großen Diamanten mit in den dunklen Saal. Der strahlte wie Sonnenblitze und leuchtete wie eine Glorie im Dunklen, denn er hatte des Tages über am Lichte der Sonne gelegen.

Die Kinder verwunderten sich alle höchlich. Der Fürst aber

sprach: „Diese Eigenschaft haben manche Diamanten, daß sie auch in der Nacht fortleuchten, wenn sie des Tages freundliches Licht gekostet haben. So die Tugend, der köstlichste Diamant. Bewahret sie im Glücke; im Unglücke tröstet sie euch und giebt euch Licht und Frieden in Gott!" —

---

65. Die Fliege.

Ein Vater saß eines Abends mit seinen zwei Söhnen in dem Schatten der Gartenlaube. Da erblickte Florian, der ältere Knabe, in der Ecke der Wand ein großes Spinnengewebe, und die Spinne war eben daran, eine Fliege, die sich in ihrem Netze gefangen hatte, zu haschen.

„Wart', du böses, heimtückisches Thier!" sprach Florian zur Spinne, „du sollst mir die Beute nicht haben!" und befreite die arme Gefangene.

„„Dein Mitleid, lieber Bruder," sprach Kaspar, der jüngere Knabe, „„ist wohl am unrechten Orte. Wie möchte ich mich doch der verachteten Fliege erbarmen, deren Unverschämtheit uns oft so lästig und zuwider ist?""

„Du irrest, mein Brüderchen," antwortete darauf Florian; „ich denke vielmehr, es wäre schön und edel gehandelt, einem jeden Geschöpfe, möge es gleich verachtet und lästig sein, Mitleiden zu erzeigen, und es aus Noth und Gefahren zu erretten. Nicht wahr, lieber Vater?"

„,Ja wohl ist dieses schön und edel,"' sagte darauf der Vater. „,Möchtet ihr, lieben Kinder, nur immer an jeglichem Menschen, auch an euerem Feinde, gleiche Milde und Sanftmuth üben, und ihm das Böse mit Gutem vergelten!"'

„„Aber, sag' mir doch, lieber Vater,"" so fragte jetzt Kaspar, „„wie kann denn die Fliege, welche, wie du uns einmal sagtest, unzählbar viele Augen hat, dennoch so blind und dumm sein, in das Netz der Spinne zu gehen?""

Und darauf antwortete der Vater: „,Die lüsterne Fliege, mein Kind, eilt leichtsinnig nur immer von einer Lockspeise zur anderen, und sieht, von der leidenschaftlichen Begierde geblendet, nichts, als die Lockspeise, darnach sie gelüstet; und so stürzt sie, mit ihren vielen tausend Augen, wie blind in das Fangnetz. Und eben so, lieben Kinder! ergeht es auch dem Leichtsinne der Jugend, welcher gedanken- und sinnlos von Genuß zu Genuß herumschwärmt und in der leidenschaftlichen Hitze die Gefahren und Abgründe, an denen er schwebt, nicht sieht, bis er hineingestürzt ist. Denn Leichtsinn und

Leidenschaft sind blind, weil sie nicht sehen wollen; und wer nicht sehen will, dem können hunderttausend Augen nichts nützen!''' —

66. Das Fischangeln.

Gottfried saß oft an dem Bache, welcher hinter dem Hause seiner Eltern vorbeifloß, und angelte Fische. Ein junger Erlenbaum stand neben dem Bache, und der kleine Fischer hatte sich immer im Schatten des Baumes gelagert: denn es schützte ihn das dichte Laub vor dem brennenden Sonnenstich, und die Fische suchten den Schatten, und er konnte sie hier am leichtesten fangen. Hatte er nun etliche Fische bekommen, so trug er sie freudig nach Hause; und wenn sie die Mutter ihm kochte, so aß er ein Fischlein, welches er selbst gefangen hatte, viel lieber, als die kostbarste Speise: denn — am süßesten schmecken die Früchte des eigenen Fleißes.

Gottfried hatte eines Tages lange vergeblich geangelt; da riß auf einmal ein schwerer Fisch an der Angel, und Gottfried zog eilig, und er zog, was er konnte, mit beiden Händen, und sieh! ein großer, großer Hecht war an der Angel, und der Knabe freute sich schon in seinem Herzen des glücklichen Fanges.

Aber da streifte der unvorsichtige Junge im Taumel der Freude den zappelnden Fisch durch die Aeste des Baumes, und der schöne Hecht war schnell wieder los, und in das Bächlein gefallen.

„Ach! wehe!" schrie Gottfried, und warf zornig die Angelruthe von sich, weinte vor Aerger, und lief in der Hitze des Unwillens hinein in das Haus, holte eine Axt, und hieb die Erle mühsam zu Boden. „Fort mit dir, feindseliger Baum!" sprach er, „damit du mir nicht ferner meine Freuden verderbest."

Aber der thörichte Junge wußte nicht, was er that; denn er hatte sich jetzt sein unschuldiges Spiel selbst auf immer verdorben. Da die Fische den geliebten Schatten nicht mehr fanden, so biß auch Keiner mehr an den Köder, und so stand und saß der arme Knabe oft halbe Tage am Bächlein, schwitzte, ohne Schirm vor der brennenden Hitze, erbärmlich, und vermochte nichts mehr zu fangen. — Da fragte ihn einmal der Vater: „„Aber sag' mir doch, Gottfried! immer noch gehst du so emsig an's Bächlein, und kommst allzeit so erhitzt, und mit leeren Krüglein wieder zurück?""

Da war der Knabe traurig, und schlug seine Augen nieder zur Erde. „Ach, mein Vater! ich habe übel gethan, und die voreilige That schon vielmal bereuet — !" so sprach er, und erzählte dem Vater, was ihm begegnete.

Und darauf erwiederte der Vater: „„Mein lieber Sohn! allzeit ergeht es so, wenn man mit Leidenschaft thut, was die Hitze der Ungeduld eingiebt. Es entsteht gewöhnlich aus dem Schädlein ein zwei- und dreifacher Schaden. Das kleinere Uebel gelassen ertragen, und es für die Zukunft durch kluge Vorsicht verhüten — dieses, mein Sohn! ist weise gehandelt. — Möge Dieses das erste und letzte Mal sein, daß du, durch eigenen Schaden belehrt, eine voreilige That zu spät bereuest!!““ —

67. Der gute Ruf.

Ein würdiger Lehrer, der an seinen Schülern nicht allein das Innere, ihr Seelenleben, zu heiligen suchte, sondern auch das Aeußere, ihren Wandel, gab ihnen einmal, um sie zur Bewahrung ihrer Ehre zu bestimmen, das folgende Gleichniß:

Es geschah, daß das Feuer, das Wasser und der gute Ruf eine Reise zusammen machen wollten. Zuvor beredeten sie sich, wie sie leicht sich wieder finden könnten, wenn etwa widrige Ereignisse ihre Trennung veranlaßten. Das Feuer sprach: „Wo Rauch aufsteigt, da könnt Ihr mich wieder finden!“ — Das Wasser sprach: „„Wo Ihr Sumpf sehet, da bin ich nicht weit!“ — Und der gute Ruf sprach: „„Hütet Euch, mich zu verlieren; wer mich Einmal verloren hat, findet mich niemals wieder!““ —

68. Ein frommer Knabe.

(Aus: Leben der Heiligen von Alban Butler.)

Der heilige Casimir wurde am 5. Oktober 1458 zu Krakau geboren. Sein Vater hieß Casimir III. und war König von Polen, ein gottesfürchtiger Fürst, der die Gerechtigkeit und den Frieden liebte, und dem Reiche durch Stiftung vieler Kirchen und Spitäler große Wohlthaten erwies. Seine Mutter, welche Elisabetha hieß und eine Tochter des Kaisers Albert II. war, erzog ihn sorgfältig in der Lehre des Herrn und in der Furcht Gottes. Der königliche Prinz zeigte schon in zarter Kindheit großen Eifer zur Tugend. Sein Erzieher war Johann Dlugloß, ein Domherr von Krakau, welcher mit seltener Frömmigkeit ausgebreitete Kenntnisse verband und aus Demuth die ihm angebotene Bischofswürde ausschlug. Casimir liebte diesen seinen Erzieher mit solcher Zärtlichkeit, daß er keinen Augenblick von ihm getrennt sein wollte. Der junge Prinz hatte eine wahrhaft königliche Seele, würdig seiner Vorfahren, fähig

und kräftig zu großen Thaten. In der Blüthe seines Alters gab er sich mit glühendem Eifer allen Uebungen der Frömmigkeit und Abtödtung hin; und seine Jahre verflossen in Unschuld, in Eingezogenheit und wohlgefälliger Armuth. Nichts verabscheute er mehr, als die Pracht und Weichlichkeit, die an den Höfen der Könige herrscht; und er rühmte sich durchaus nicht seiner hohen Abkunft, sondern freute sich, Gott im Himmel, der aller Menschen Schöpfer und Beglücker ist, zum Vater zu haben und dereinst zu Ihm in Sein ewiges Reich kommen zu können. Unter seinen Kleidern, die allzeit sehr einfach waren, trug er ein härenes Bußgewand. Oft schlief er auf bloßer Erde und brachte einen großen Theil der Nacht mit Gebet und Betrachtung zu. Häufig besuchte er während der Nacht die Kirchen und betete an der Kirche, bis man sie des Morgens frühe zum Gottesdienst öffnete, welchem er dann beiwohnte. Sein Geist und Herz waren stets mit Gott vereinigt, und der innere Friede seiner Seele leuchtete aus seinem heitern Antlitze. Bei'm Gottesdienste war er immer von der tiefsten Ehrfurcht durchdrungen, und seine Frömmigkeit fand Nahrung in den geringsten kirchlichen Ceremonien. Alles war ihm theuer, sobald die Ehre Gottes dadurch befördert wurde. Dem heiligen Meßopfer wohnte er mit solcher Andacht und Gemüthssammlung bei, daß sein Geist der sterblichen Hülle entschwunden und schon den Heiligsten von Angesicht zu Angesicht zu schauen schien.

Am liebsten war Casimir im Umgange mit dem lieben Heilande Jesus Christus. Entweder betrachtete er Ihn als den Erlöser des Menschengeschlechtes, wie Er für die Sünder in Todesangst war am Oelberge, und wie Er büßte für die Sünden in den entsetzlichsten Leiden, wie Er betete und aus Liebe den Kreuzestod starb; oder er betrachtete Jesum als den Heiland und Hirten der Erlösten im heiligen Sakramente des Altars, wo Er sich hingiebt als Speise der Seelen, als die himmlische Gnadenfülle und als Unterpfand des ewigen Lebens. Er konnte niemals ein Crucifix oder ein Gemälde des Erlösers ansehen oder bei sich betrachten, oder vom Leiden und Sterben Jesu Christi, von Seiner Liebe und Gnade reden hören ohne einige Rührung des Herzens; oft zerfloß er dabei in Thränen, oft schien er in Ohnmacht versunken zu sein. Das Andenken an diese große Gnade und Liebe Gottes schwebte seiner Seele so sehr vor, daß er gleichsam in einem beständigen Gebete war, aller körperlichen Erholung vergaß und dieselbe für nichts achtete. Als sein Erzieher ihm einst sagte: es wäre nun Zeit, dem Leibe einige Erholung zu gestatten, antwortete er mit lachendem Munde: „Meine Freude ist im Herrn; vor Seinem

Altare finde ich Ihn, und da erfahre ich mehr Trost und Erholung, als mit jeder anderen Kurzweile!"

Casimir war, wie alle fromme Seelen, der kindlichen Verehrung Mariä ergeben. Er nannte sie nicht anders, als „seine liebste Mutter," redete gerne von ihrer Würde und Heiligkeit und von ihrer mächtigen Fürbitte für die Gläubigen; im Gebete und Gespräche von ihr war er ganz von Liebe ergriffen. Sein Vertrauen auf den Schutz der seligsten Jungfrau bewies er durch einen Lobgesang auf Maria, der seinen Namen trägt, und den er zu ihrer Ehre öfter betete. Diesen Lobgesang wollte er auch noch im Grabe bei sich haben als ein Denkzeichen, mit welchen Gesinnungen er aus diesem Leben in die Ewigkeit hinübergegangen sei.

Seinem Glauben und der katholischen Kirche war der junge Prinz so ergeben, daß er seinem Vater stets anlag, den Katholiken jeglichen Schutz zukommen zu lassen und ihnen jene Kirchen wiederzugeben, welche die abtrünnigen Griechen ihnen vorhin entrissen hatten. Er wurde der Vater der Armen, und liebte sie wie Kinder und that ihnen viel Gutes; er diente ihnen in eigener Person und übte sich in allen Werken der Barmherzigkeit. Als ihm die Hofleute sagten: es sei wider die königliche Würde, auf solche Weise den Armen zu dienen, antwortete er: „Ich bin noch lange nicht ein König, wie Jesus Christus, der Eingeborene Sohn Gottes, und dieser kam vom Himmelsthrone zu uns armen Menschen herab, heilte unsere Gebrechen und wurde selbst arm, um uns zu bereichern; Er gab das Beispiel und die Lehre: den Armen dienen, sei Ihm dienen. Es sei also ferne von mir, eine andere Ehre zu suchen, als diesem Herrn nachzufolgen!"

Casimir hatte die Keuschheit überaus lieb gewonnen; daher legte er schon in frühester Jugend das Gelübde der beständigen Keuschheit ab, und ließ sich weder durch die Ehre der Familie, noch durch den Vorwand des Staatswohls, noch durch das Vorgeben eines längeren Lebens zu einer Heirath bereden. Er hielt die jungfräuliche Reinigkeit für seinen größten Schatz und bewahrte ihn auch bis in den Tod.

In solcher Unschuld und Gottesfurcht brachte der junge Prinz seine dreizehn ersten Lebensjahre zu. Der Herr hatte ihn von zartester Kindheit an auf den Leuchter gestellt, um Allen vorzuleuchten, um Allen ein Beispiel der Nachfolge zu sein. Die eilf letzten Jahre seines Lebens benutzte er, das herrliche Werk seiner Heiligung zu vollenden; und so reifte er dem Himmel entgegen, der ihn in einem Alter von 24 Jahren als eine köstliche Frucht aufnahm.

„Frühe vollendet hat er viele Jahre erreicht; denn seine Seele war Gott wohlgefällig!" —

69. Ein frommes Mädchen.

(Aus: Christliche Mystik von Joseph von Görres.)

Lieblich vor vielen Anderen ist die Kindheit der Dominica, geboren im Jahre 1473 in einem kleinen Orte, „Paradies" genannt, nahe bei Florenz. Ihre Eltern waren arme Landleute, die einen kleinen Fleck Erde bebauten, und was ihnen dort erwuchs oder sie sonst erhandelt hatten, zu Markte trugen. Bei sparsamer Nahrung war die Kleine dennoch stets munter und fröhlich, wuchs heran und wurde schön von Ansehen; ihr Haar war gelockt und goldfarb, das Auge fröhlich, die Wange weiß mit Röthe gemischt, der Ausdruck des Gesichtes offen, und ihr ganzes Aussehen gesund, frisch und so zierlich, daß man sie nimmer als das Kind eines Landmannes hätte halten sollen. Diese Schönheit ihrer Gestalt erhielt sich bei ihr trotz der Lebensart, der sie sich unterzogen, bis zum drei und zwanzigsten Lebensjahre, wo die vielen Krankheiten, die sie sich erbeten, dieselbe zerstörten; so jedoch, daß auf ihrem blassen, magern Gesichte stets eine unbeschreibliche Anmuth und anständige Fröhlichkeit zurückblieb, mit Würde und Schönheit verbunden, die sie den Bessern liebenswürdig, den Schlechten zu einem Gegenstande heiliger Scheu machten.

Sie erwuchs im Vaterhause und nahm sich rüstig der häuslichen Geschäfte an, so daß sie, als der Vater starb, obgleich erst sechs Jahre alt, den Haushalt zu führen wußte, als sei sie bei vollkommener Reife. Die Eltern, selbst unwissend, waren nicht im Stande, ihr auch nur in den ersten Gründen des christlichen Lebens Unterricht zu geben. Sie hörte sich das Vaterunser und Glaubensbekenntniß vom Priester in der Messe ab, das Ave Maria theils vom Vater, theils von einem anderen Kinde in der Nachbarschaft; und da sie das Gelernte nun immer im Munde führte, wurde sie bald so innerlich, daß sie Erscheinungen bekam, die den äußerlich fehlenden Unterricht durch den inneren ersetzten. Schon in ihrem vierten Jahre, als sie betend und in sich vertieft an ihrem armen Bettchen stand, erschien ihr, umklungen von süßen Tönen und umgeben von Engeln, in großem Lichtglanze die Jungfrau Maria mit dem Kinde. Sie hörte und sah hin, und konnte sich nicht ersättigen an dem Anblicke; und wie die Erscheinung vorüber war, überlegte sie in ihrer Einfalt, wie sie es anfangen müsse, so schöne Sachen wieder zu sehen. Da sie nun weinend Gott öfter bat, Er möge ihr den Ort zeigen, wo die guten Dinge all' seien, wurde ihr gesagt: „Nicht auf Erden, sondern im Paradiese!" und wie sie erwiederte: „„So ziehe mich in's Paradies!"" erhielt sie zur

Antwort: „Es ist noch nicht Zeit!“ und ward darauf unterrichtet, wie sie es anzufangen habe, um dahin zu gelangen. — Diese Erscheinungen kehrten zum Oeftern wieder, und Dominica nahm mehr und mehr an Einsicht zu. —

Während ihre ältere Schwester sie eines Tages wusch und ankleidete, wurde ihr in's Herz gegeben, ihre Seele habe wohl auch nöthig, gleich einem kleinen Kinde gewaschen zu werden, sei es auch mit ihren Thränen. Als daher die Schwester mit ihr fertig war, zog sie sich in ihr Kämmerlein zurück, warf sich vor einem Bilde Jesu und Seiner Mutter auf die Kniee und bat Gott um die Gabe, ihre Seele mit ihren Thränen waschen zu können. Die Güte des Herrn entsprach ihrem Glauben, und während ihre Thränen fließen, siehe! da zeigt ihr Gott, in der Luft schwebend vor ihren Augen, ihre Seele in der Gestalt eines schönen, anmuthigen und lachenden Mägdleins, mit welchem Dominica also sprach: „„Meine Seele, fliehe aus dieser Welt und kehre zu deinem Schöpfer zurück, und ich will dir folgen!““ Die Seele antwortete: „„Ich kann nicht fort; obwohl du mich fern in der Luft siehst, wohne ich doch belebend in deinem Körper; ich bin Eins mit dem göttlichen Willen, und jetzt gebührt es sich, daß ich bei dir bleibe und die vorgeschriebene Zeit meines Scheidens erwarte. Sobald mein Schöpfer es fordert, verlasse ich dich, um in Gott zu ruhen, und am Ende der Welt wird dein Leib mit mir kommen, um im glücklichen Paradiese zu leben.“' Damit verschwand das sichtbare Bild und das Mädchen dachte, daß ihre Seele in ihr Herz zurückgekehrt sei.

So oft sie nun mit ihrem Bruder den Salat aus dem Brunnen begoß, oder die Leinwand am Flusse wusch, fing sie diese Uebung allzeit mit Weinen an, ihre Seele zu reinigen mit ihren Thränen.

Einst stand Dominica mit ihrer Schwester am Herde, als diese Mohn mit Brod kochte, um ihr mit der Suppe einen sanften Schlaf zu bereiten. Da dachte sie sogleich nach, wie sie es anzufangen, um auch ihrer Seele eine Speise zuzurichten, die ihr recht nahrhaft sei und ihr zugleich einen süßen Schlaf verschaffe. Da sie oft angewiesen worden, in Allem, was sie thun wolle, sich an Gott zu wenden, begab sie sich in's Gebet und da hörte sie sofort ihre Seele also zu sich reden: „Suche für mich die Speise göttlicher Liebe auf; in ihren Flammen schwebe ich vergnügt und schlafe ruhig.“ Das Kind, sich von Oben entzündet fühlend, sagte: „„Und warum, meine Seele, schreist du denn nicht zum Himmel auf, daß mir das Herz bricht und so die göttliche Liebe sich gezwungen sieht, zu kommen, um es wieder ganz zu machen?““ Die Seele: „„Ich bin in dir, um dich zu beleben; an dir ist ist es, zu schreien, daß dir das Herz

zerspringt!‘“ Das Kind: „„Gott liebt die Seele und zu ihrer Loskaufung ist Er gekommen und gestorben; darum fühlst du mehr als ich, und wirst die göttliche Liebe dich trösten sehen.““ Die Seele: „„Es ist wahr, daß mich Gott am Kreuze erlöst hat; aber Er hat auch deinen Leib erlöst. Darum, wer sündigt, verdirbt die Seele und den Leib; wer aber heilig lebt, rettet sie beide. Darum ist es nicht meine Sache allein, zum Himmel zu rufen, sondern es geht uns Beide an. Laß uns daher zusammen rufen, und Gott wird uns barmherzig antworten und vom Himmel süße Speise senden!‘“ Unter dieser Rede hörte das Mädchen den Herrn zu sich sprechen: „Meine Tochter, die Speise der Seele ist meine Liebe!“

Alles, was die kleine Dominica sah, war ihr ein Mittel und Werkzeug, diese Liebe in sich zu erwecken und ihre Seele zu vervollkommnen. Flog ein Vogel aus ihrem Gärtchen gen Himmel, dann gedachte sie, wie sie gleichfalls in ihn sich erheben müsse. Bereitete die Mutter Wolle zum Weben, dann that sie das Gleiche in ihrem Herzen, um ihrer Seele eine geistige Webe zu bereiten. Die Bäume mit ihren Früchten, der Himmel mit seinen Sternen, weidende Lämmer: Alles faßte sie geistig auf und suchte ihre Seele dadurch zu reinigen; und nachdem sie zehn Jahre also gearbeitet, wurde diese Seele endlich ihren Augen gezeigt, ganz gereinigt, schön und schneeweiß.

Dominica blieb dabei immer kindlich und einfältig. Alle Sonntage zierte sie die Heiligenbilder, die sie in ihrer Stube hatte, mit neuen Blumen, und glaubte sicherlich im Volksglauben der Zeit, die Blumen würden da alle aufbewahrt, um ihr nach ihrem Tode in’s Grab zu folgen. Und wahrlich, das fromme Kind irrte nicht; denn wie es äußerlich die Bilder mit mancherlei Blumen schmückte, so schmückte es innerlich die Seele mit mancherlei Tugenden, welche durch die Liebe Gottes zu einer unverwelklichen Blumenkrone verbunden waren. Vor diesen Heiligenbildern legte Dominica auch in ihrer Einfalt ihre erste Beichte ab, weil sie Frauen in den Kirchen vor solchen knieend beten gesehen und nun geglaubt, sie beichteten denselben. Sie war noch nicht zehn Jahre alt, als sie das Gelübde der Keuschheit ablegte und dem göttlichen Bräutigam sich vermählte. Sie baute nun fort auf dem Grunde, den sie in den frühesten Jahren der Kindheit, durch Gott besonders begnadigt, gelegt hat, und brachte es zu hoher Vollkommenheit. —

---

70. Aus dem Tagebuch eines frommen Jünglings.

Petrus von Berulle (später berühmt als Cardinal und Stifter des französischen Oratoriums) ward am 4. Februar 1575

auf Schloß Serilly aus einer altadeligen Familie geboren. Von Geburt aus durch einen zarten frommen Sinn ausgezeichnet, legte er schon im frühesten Jugendalter ein geheimes Gelübde der Jungfräulichkeit ab, indessen noch ohne die Absicht, sich dem geistlichen Stande zu widmen; vielmehr war er von den Seinen bestimmt worden, in die damals so hochangesehene französische Magistratur einzutreten, welcher auch sein Vater — Parlaments-Rath zu Paris — angehörte. Durch Charakter-Festigkeit erwarb er sich die allgemeine Achtung seiner Lehrer. Die Jesuiten im Colleg von Clermont, bei denen er die Philosophie studirte, erklärten: daß sie niemals einen penetranteren Geist, ein sichereres Urtheil und ein glücklicheres Gedächtniß gefunden, als bei diesem ihrem Schüler. Mit solchen Anlagen verband Berulle auch einen bewunderswürdigen Anstand im äußeren Benehmen; bei all' seinem früh-reifen Ernste zeigte er doch etwas überaus Gewinnendes und Einnehmendes in seinen Beziehungen zu den Mitmenschen.

Ueber das Alles aber zeichnete er sich durch seine Frömmigkeit aus. Viele seiner Erholungsstunden entzog er sich, um die Gefängnisse und Hospitäler zu besuchen und die Armen darin zu trösten. Kam die Ferienzeit, so begab er sich mit seiner tugendhaften Mutter nach Serilly; und um den vielen Besuchen im Schlosse zu entgehen und gesammelter beten und lesen zu können, zog er sich öfters ganz allein in's nahe Gehölz zurück, daher man ihn nur „den kleinen Heiligen" nannte.

In dem Maße, als Berulle an Alter zunahm, fühlte er auch in sich den Geist der Entsagung und Losmachung von allen irdischen Dingen wachsen. Achtzehn Jahre alt verfaßte er, in Tagebuchs-Form, eine kleine Schrift, betitelt: „Kurze Uebung, um zur Tugend zu gelangen." — Man fand sie nach seinem Tode unter seinen Schriften. Den Geist, der darin weht, kann man aus folgenden kurzen Auszügen entnehmen:

„Ich werde jeden Morgen und Abend und öfters auch unter Tages ein großes Verlangen in mir erwecken, zur höchsten Vollkommenheit zu gelangen, die mir möglich ist, und alle Hemmnisse zu übersteigen, die sich mir in den Weg legen werden: Angesichts der großen Verpflichtungen, denen ich nachkommen muß, der besonderen Bewegungen der Gnade, die ich fühle, und der großen Dinge, welche Gott gethan, um mich an sich zu ziehen. — Da eines der größten Hindernisse auf dem Wege der Vollkommenheit darin besteht, daß man gerne darüber nachdenkt, wie weit man schon gekommen; so werde ich in mir die Ueberzeugung befestigen: daß ich noch unendlich weit von meinem Ziele entfernt sei, und ich will niemals mich

zufrieden geben mit einer meiner Handlungen, wie vollkommen sie auch in sich erscheinen möge. Dieser Grundsatz wird in mir den festen Entschluß erzeugen, meine Werke immer besser und besser zu verrichten, und er wird mich von der eitlen Selbst-Befriedigung bewahren, die mich versuchen könnte. — Quelle und Regel meiner Handlungen wird immer der Wille Gottes sein. Ich werde mich bestreben, zu thun nicht nur, was Gott will, sondern auch, weil er es will, und in der Weise, wie er es will. Ich werde nie von einem Werke zum andern fortschreiten, außer ich habe Grund zu glauben, daß der Geist Gottes mich dabei leite." — —

Ein Jüngling von so ganz innerlicher Richtung, wie Berulle, wie hätte er sich lange in weltlichen Kreisen befriedigt fühlen können? Freimüthig erklärte er deßhalb seinen Anverwandten, daß ihn Gott anderswohin berufe und daß er unmöglich diesem Rufe widerstehen dürfe. Die Familie ließ sich umstimmen, und mit heiliger Begeisterung widmete sich demgemäß der junge Rechtsgelehrte dem Studium der Theologie.

Nach siebenjähriger Vorbereitung endlich erhielt er, was als das höchste Ziel seines Strebens erschien, die heilige Priesterweihe. Da in jener Zeit noch kein geistliches Institut zu Paris bestand, welches den Exercitien der Ordinanden gewidmet war; so zog sich Berulle vierzig Tage lang in's Kloster der Kapuziner zurück, wo er mit dem Eifer und der Demuth eines Novizen die Tage seiner näheren Vorbereitung zubrachte. — Endlich am 5. Juni 1599 feierte er, nachdem Tags zuvor ihm die heilige Priesterweihe ertheilt worden, seine erste heilige Messe in der Kapelle des bischöflichen Palastes zu Paris, ferne von all' seinen Verwandten. Er hatte absichtlich sie nicht benachrichtigt, um ganz ungestört von irdischen Gedanken dem Altare sich zu nahen. Das heiligste Opfer brachte er mit so großer Geistessammlung dar, daß er nach demselben es nicht mehr gewahrte, wie man sich ihm nahete, um nach der frommen Gewohnheit jener Zeiten ihm die Hand zu küssen. —

71—74. Liebe Erinnerungen an die fromme Mutter.

(Nach: Chronika eines fahrenden Schülers von Clemens Brentano.)

Der fahrende Schüler erzählt:

1. Ich bin geboren am 20. Mai 1318 zu Polsnich an der Lahn, das ist ein Hof, der gehört zum Kloster Arnstein, darin ich getauft wurde Johannes. Meine Mutter selig wohnte in einem kleinen Häuslein vor dem Hof, und nannte man sie die „fromme

Laurenburger Els;" mein Vater aber, den ich nie gesehen, war der Ritter Hans von der Laurenburg, die dem Kloster Arnstein gegenüber an der Lahn liegt. —

Das Erste, dessen ich mich aus frühester Jugend von meiner Mutter recht deutlich erinnere, ist, daß sie mich lehrte, mich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu bezeichnen, und die Hände zu falten, und das Vaterunser und den englischen Gruß zu beten. Sie sagte mir die Gebete vor, ich schaute nach ihren Lippen, und sprach ihr nach; und ich erinnere mich noch recht sehr deutlich meiner großen Freude, als ich zum ersten Mal Abends neben ihr an ihrem Betschemel kniete, und diese heiligen Gebete mit ihr fertig und ohne Fehl sprach. — Jetzt noch, wenn ich bete, ist es mir oft, als schaute ich nach ihren Lippen und spräche ihr nach.

Sie war arm, fromm, arbeitsam, und wenn ich sie gleich später in mancherlei Geschäft gesehen, schwebt mir ihr Bild doch meistens betend, singend oder spinnend vor Augen. Wenn sie mich manchmal Abends schon im Bett entschlafen glaubte, wachte ich noch und horchte auf das Schnurren ihrer Spindel und ihren rührenden Gesang, denn sie saß spät auf, ihr Brod in Ehren zu verdienen.

Der Anblick meiner Mutter, wenn sie so bei Lampenschein vor sich hin sang und spann, rührte mich oft bis zu Thränen; warum, das weiß der liebe Gott gewiß, zu dem ich wohl zuhörend mit kindischem Herzen gebetet habe.

Einmal weiß ich, daß ich sogar weinen mußte, als ich sie Nachts bei ihrem Rocken so vor sich hin singen hörte, da fing eine Nachtigall vor unserem Fenster auch an zu singen; es war schon sehr spät und der volle Mond schien klar und hell. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu singen, und sang das Vögelein und sie zugleich. Da habe ich zum Erstenmale Traurigkeit empfunden und kindische Sorgen um den Ernst des Lebens gehabt, die ich wohl noch fühle, aber nicht auszusprechen vermag; da habe ich mich auch leise im Bett aufgerichtet und meiner Mutter zugehört.

Besonders traurig aber kam es mir vor, daß der Vogel und meine Mutter zugleich sangen und doch nicht recht miteinander; und hätte ich damals wohl wissen mögen, ob der Vogel auch in seinem Gesange meiner Mutter gedachte, und ob er auch lieber geweint als gesungen hätte.

Ich fragte darum meine Mutter mit den Worten: „Was singt denn die Nachtigall dazu?"

Da sagte sie: „„Die Nachtigall sehnt sich und lobt Gott, also thue ich auch. Aber Johannes, warum wachst du? Schlafe, du mußt morgen früh heraus und mit mir nach Kloster Arnstein gehen; wenn du nicht schläfst, so nehme ich dich nicht mit.""

Da löschte sie die Lampe aus und trat vor mein Bettlein, und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne, Mund und Herz, und küßte mich; und da ich fühlte, daß sie weinte, schlang ich meine Arme um ihren Hals und drückte ihr Antlitz fest an das meinige, und da weinten wir Beide.

Ich fragte sie aber: „O liebe Herzmutter, was weinest du, und warum machst du mir nochmals das Kreuz? ich habe ja schon gebetet!"

„„Lieber Johannes,"" sprach sie hierauf, „„ich mache dir immer das Kreuz und küsse dich, wenn ich schlafen gehe, daß dir Gottes und deiner Mutter Segen in der Nacht zu Gute komme; aber du hast bisher immer schon geschlafen, wenn ich es that, und wußtest es darum nicht.""

Jedoch warum sie weine, sagte sie mir damals nicht. Darauf legte sie sich zu Bette und betete laut, worauf wir ruhig einschliefen. —

2. Am folgenden Morgen wachte ich früher auf, als die Mutter. Die Schwalbe begann zu singen. Ich kleidete mich leise an und trat an das Bett meiner Mutter; die hatte die Hände ruhig gefaltet und der junge Tag schien auf ihr Angesicht. Ihr Anblick erfüllte mich mit Liebe und Trauer; denn ich hatte Barbara, die Tochter des Hofmeiers, neulich also mit gefaltenen Händen stille im Sarge liegen sehen, und ergriff mich eine so tiefe Angst, daß ich meine Mutter mit ungestümen Küssen weckte. Sie erwachte in meinen Armen; und als ich ihr die Ursache meiner Thränen sagte, nahm sie meine Hände von ihrem Hals und faltete sie, und schloß sie in ihre lieben Hände, und so beteten wir zusammen zu Gott, und dankten ihm, daß er uns diese Nacht erhalten und uns verliehen habe, diesen Tag zu unserer Besserung anzutreten.

Am Schlusse des Gebetes sagte die Mutter: „„Du hast gefürchtet, ich sei todt, Johannes! sterben müssen wir Alle; halte dich an unseren Herrn Jesum Christum und die himmlische Mutter Maria, die werden dir Vater und Mutter sein, besser als dein irdischer Vater und ich, wenn auch ich dich verlassen muß. Und wenn ich einst die Hände so schließe, um zu beten, da ich zur ewigen Ruhe entschlafe, so schließe auch deine Hände so in die meinigen und bete mit mir, auf daß uns der Heiland zusammen in die ewige Herrlichkeit seines Angesichtes schauen lasse!""

Da wurd' ich still und trat an das Fensterlein unserer Kammer und sah nach dem kommenden Tag. — Als sich aber meine Mutter angekleidet hatte, trat sie hinter mich, und hielt mir freundlich die Augen zu mit den Worten: „„Warte ein wenig, liebes Kind! gleich wirst du Etwas sehen, das du nie gesehen.""

Während sie mir so die Augen zuhielt, fragte ich sie: „Liebe Mutter! ist das Gebet dann kräftiger und gefällt es dem lieben Gott dann besser, wenn man die Hände so zusammenfaltet, wie du mit mir gethan?"

„„Gewiß!"" sagte die Mutter; „„wenn Diejenigen, die es thun, sich so lieben, wie wir, aber den lieben Gott doch noch vielmehr als einander; und wenn in der Kirche alle Leute zusammen beten, und der Priester am Altare betet, da ist das Gebet des Priesters **die Hand**, in welche sie Alle ihre Hände gefalten haben. — Sag', was hab' ich dich von der christlichen Liebe gelehrt?""

Da sprach ich: „Du sollst Vater und Mutter lieben, auf daß du lange lebest auf Erden; du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst und **Gott** über Alles!"

„„Recht,"" sagte die Mutter; „„o, wie selig wäre die Welt, wenn alle Menschen **so** vereint beteten, wie wir es heute thun konnten, und wie es eine fromme Gemeinde in der Kirche thut!""

Da sagte ich kindisch: „Aber alle Menschen können doch nicht ihre Hände zu zwei Händen zusammen legen?"

„„O gewiß, das können sie!"" erwiederte die Mutter; „„und das in unseres lieben Erlösers Jesu Christi Hände, der überall und an allen Orten ist und seine heiligen Hände für uns am Kreuze ausgespannt hat, uns zu erlösen von der Sünde. Denn **Er** hat uns ja das Gebet gelehrt, und **Er** ist die Hand, in welche wir unsere Hände legen müssen, so unser Gebet zu Gott dringen soll, denn Er selbst hat hienieden gesagt: „‚Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater, und Niemand erkennt den Sohn, als nur der Vater, und Niemand kennt den Vater, als nur der Sohn, und Wem es der Sohn offenbaren will! Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!'" Und der heilige Johannes sagt: „‚Der Vater hat den Sohn lieb, **und hat ihm Alles in seine Hand gegeben.** — Wir haben einen Fürsprecher bei'm Vater, Jesum Christum, den Gerechten, der ist die Versöhnung für unsere Sünden, doch nicht allein für die unsrigen, sondern für die Sünden der ganzen Welt. Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, der sich selbst für uns Alle zur Erlösung hingegeben hat!'" — Ach, möchten nur Alle ihre Hände in des Heilandes **Hand**, in die Gott Alles gegeben hat, glaubend, hoffend und liebend legen, dann würden wir Alle zusammen schauen in das Angesicht Gottes!""

Nach diesen Worten that die liebe Mutter ihre Hände von meinen Augen und sprach: „„Gelobt sei Jesus Christus!"" und

ich erwiederte: „In Ewigkeit! Amen!" und sah mit großer Seligkeit in den Glanz der Morgensonne, die über dem Lahnthale hervorstieg.

„Ach, Mutter!" rief ich aus, „ist dieses Gottes Angesicht?"

„„Nein, mein Kind!"" erwiederte sie, „„das ist nur seine erschaffene Sonne, die er über uns arme sündige Menschen aufgehen läßt; aber Denen, die ihn lieben, hat Gott bereitet, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Auge gekommen ist!""

Ich habe aber damals die Sonne zum ersten Male aufgehen sehen, weil ich so früh vorher nie aufgestanden. — Dieses Morgens, und aller meiner Mutter Rede und Thun an demselben habe ich bis jetzt gar oft mit großem Nutzen gedacht. —

3. Nun aber nahm meine Mutter Linnen, das sie gewebt, und Garn, das sie gesponnen und gezwirnt, um es in dem Kloster zu verkaufen. Sie trug es in dem Korb auf dem Kopf, und da ich sie darum gebeten, gab sie mir einige Stränge des Garns zu tragen, welche ich mit einer großen Liebe zu meiner Mutter sehr sorgfältig bis nach Arnstein getragen habe.

Wir kamen daselbst in des Abtes Stube, die war mit schönen Bildern ausgemalt, auch handelte der Abt selbst um das Tuch mit der Mutter, und war ein heiliger, aber sonst gar freundlicher Mann, fragte mich auch, da ich die schönen Bilder an den Wänden so fleißig betrachtete: „„Johannes, dir gefällt wohl meine Zelle, hast du auch Lust, ein geistlicher Ordensherr zu werden? Wenn du fromm und fleißig bist, kannst du mit der Zeit diese meine Bilder besitzen und Abt sein, wenn ich in dem stillen Convent in der Kirche schlafe.""

Da erwiederte ich: „Ich hätte wohl Lust dazu, Abt in der schönen Zelle zu sein, Hochwürdiger Herr, wenn meine liebe Mutter mit drinnen wohnen wollte."

Da lächelte der Abt und sprach: „„Lieber Johannes, das geht nicht! Denn der Herr spricht: Wir sollen das Kreuz auf uns nehmen, Alles verlassen und ihm nachfolgen; — und doch wohnt eine Mutter mit uns in unseren Zellen, die ist noch viel lieblicher und milder als die deine!""

Da sah ich bald den Abt, bald meine Mutter an, und konnte seine Rede nicht recht glauben, sagte auch zuletzt: „Ach, Hochwürdiger Herr, zeiget mir sie!"

Da lächelte der Abt wieder und sprach: „„Mein Johannes, zeigen kann man sie nicht, aber wir leben Alle in ihrem Schooß, und auch du; es ist die heilige Mutter, die **Kirche**, welche unser lieber Herr Jesus sich zu einer Braut erkoren; aber Das verstehst du noch nicht.""

Da sagte ich: „Nein!"

Und er gab mir drei Bildlein aus seinem Gebetbuche, das war St. Jörgen Bild, meines Vaters, Ritter Jörgen von der Laurenburg, Patron, St. Elsbethen Bild, meiner Mutter Patronin, und St. Johannsen mit dem güldnen Mund, mein Patron, — worüber ich große Freude empfand. Und als ich ihm den Aermel küssen wollte, reichte er mir die Hand und sprach: „„Johannes, bitte Frau Elsen, deine Mutter, daß sie dich bald herauf zur Schule thut; da sollst du zur heiligen Messe dienen lernen, und für jede heilige Messe ein Bildchen von mir erhalten.""

Da bat die Mutter den Abt um seinen Segen, und knieeten wir Beide vor ihm, und er legte seine Hände auf uns und betete.

Meine Mutter ließ aber von dem Gelde, das er ihr für die Linnen gegeben, zurück, eine heilige Messe für ihr Anliegen in St. Jörgen-Kapelle zu lesen; und da der Abt fragte: „„Laurenburgerin, was ist Euer Anliegen?"" traten meiner Mutter die Thränen in die Augen, und sie sprach mit Schämen: „„„Das stell' ich Gott anheim, Hochwürdiger Herr!"""

Der Abt erwiederte hierauf mit ernster und freundlicher Stimme: „„Laurenburgerin, nehmt Euer Geld zurück, und wendet es Eurem Kinde zu; ich weiß, Ihr lebet bedrängt; ich will selbst das heilige Meßopfer für Euch halten und von ganzem Herzen für Euch beten; aber ergebet Euch auch in den Willen des Herrn, und hanget nicht weltlichem Kummer allzusehr nach!""

Meine Mutter aber wollte das Geld nicht wieder nehmen und sprach: „„„Gott segne Euch, Hochwürdiger Herr, für Eure Milde; aber ich bedarf des Geldes nicht, welches ich zu heiligem Opfer erarbeitet; thuet des edlen Laurenburgers Weib den Schimpf nicht an, als könne sie nicht ein kleines Opfer erarbeiten!"""

Da sprach der Abt: „„So Ihr Euch das zu Herzen nehmet, will ich dafür ein Kerzlein vor St. Jörgen Bild aufstecken lassen. Linnen und Garn gebet unten im Kloster dem Bruder Sulpizius, daß er Chorhemden daraus mache, denn Eure Linnen sind gar fein!""

Da nahm die Mutter die Linnen, und gaben wir sie unten dem Bruder Schneider; der hielt aber der Mutter den Korb zurück, bis wir aus der Kirche kamen. —

4. In der Kirche gingen wir zur Linken in eine Kapelle, da stand auf dem Altare St. Jörgen Bild, wie er den Drachen durchbohrt; den Altar haben die Ritter von der Laurenburg gestiftet, und viele Gaben zu dem Kloster gethan, haben auch ihr Begräbniß in dieser Kapelle, wie ich nachmals erfahren.

Zur Rechten des Altares kniete ich mit meiner Mutter nieder bei einem steinernen Bilde, das in die Wand gemauert war. Dieses stellte aber einen alten Ritter vor, der hatte ein langes geistliches Gewand an, und legte einem jungen Ritter, der vor ihm kniete, die Hände auf das Haupt. Meine Mutter sah oft und mit recht innerlicher Bewegung nach dem knieenden Ritter. — Ich betrachtete ihn auch, und empfand eine große Freude an ihm; hätte ihm gerne auch etwas Liebes gethan, und setzte ihm drum einen grünen Kranz auf sein steinern Haupt, den ich mir im Walde geflochten und noch spielend in der Hand trug. Da meine Mutter dies sah, fuhr es wie ein Blitz durch ihre Augen, und umarmte sie mich heftig in der Kirche; aber ihre Wangen wurden schamroth und ihre Augen voll Thränen — da ließ sie mich los, und senkte das Haupt auf den Betstuhl. Ich empfand große Bangigkeit um ihre rührende Geberde.

Da trat ein Ordensbruder aus der Sakristei mit einer schönen bunten Wachskerze, die zündete er an der ewigen Lampe an, nahte dann unserem Betstuhl und reichte sie meiner Mutter und mir zu küssen; und als wir dies gethan, steckte er sie auf St. Jörgen Leuchter, der neben St. Jörgen Altar stand, und gestaltet war wie eine Lampe, die durch einen Lindwurm gestochen ist. Das war die Opferkerze, die uns der Herr Abt versprochen.

Nun klang das Glöcklein, und der fromme liebreiche Herr trat mit dem Ministranten zum Altar und las uns die heilige Messe selbst mit großer Andacht. Da sagte mir meine Mutter in's Ohr: „„Bete hübsch fromm, Johannes! Der stehende alte Ritter ist der alte Laurenburger, dein Großvater, bete hübsch für ihn!““ — Nun hatte ich den Muth nicht mehr, nach dem Bilde zu schauen, und ward mir mein Großvater von damals an ein gar ernster und sorglicher Gedanke; aber ich habe zum Erstenmale gebetet mit einer recht innerlichen Herzensangst, wie früher nie; warum ich aber so gebetet, kann ich mich nicht mehr deutlich entsinnen.

Da die heilige Messe zu Ende war, fragte ich meine Mutter wieder nach dem steinernen Bilde mit den Worten: „Mutter! was macht denn der alte Laurenburger da?“ Aber sie antwortete nicht, und sah mit nassen Augen den knieenden Ritter an, dem ich das Kränzlein aufgesetzt. Als ich sie nochmals fragte, sagte sie: „„Der alte Laurenburger thut, was ich dir gestern Abend that, da ich dich im Bette mit dem heiligen Kreuze bezeichnete.““ Da fragte ich sie weiter: „Will denn der alte Laurenburger auch schlafen gehen?“ Und sie sprach: „„Ja, er will schlafen gehen in die ewige Ruhe!““ Ich aber fragte weiter: „Will denn der knieende Ritter auch

schlafen gehen?" Da sprach sie: „„Ach, Gott gebe ihm ein seliges Erwachen, so er schon schläft!""*) und ward wieder sehr traurig und hob mich hinauf an dem Bilde mit den Worten: „„Küsse den Knieenden, habe ihn recht lieb, es ist dein guter Vater!"" Da küßte ich ihn herzlich und setzte ihm das Kränzlein zurecht auf seinem Haupte, wollte ihn auch nicht lassen. Meine Mutter aber behielt mich auf dem Arm und trug mich aus der Kirche hinaus, und hätte sie schier auch ihren Korb vergessen, der noch bei dem Bruder Sulpizius stand.

Der aber kam uns nachgelaufen und brachte den Korb; da war ein schönes weißes Klosterbrod drinnen und ein Krüglein voll Weines, das schenkte uns der Herr Abt. —

5. Meine Mutter dankte und ging ruhig mit mir links dem Walde zu, einen andern Weg, als wir hergekommen. Sie hatte den Korb am rechten Arm und trug mich auf dem linken; ich sagte ihr, daß ich nicht müde sei und es ihr sauer werde, sie solle mich gehen lassen. Aber sie wollte mich nicht loslassen, und ich merkte in ihr eine geheime Lust, mich zu tragen, und sie schloß mich manchmal fester mit dem Arm an ihre Brust, so daß ich den Schlag ihres Herzens fühlte.

Da ward ich mir so recht lebendig ihrer Liebe bewußt, und genoß ihrer Güte mit kindlicher Freude, denn sie pflegte mich sonst nicht zu tragen, weil sie, wenn gleich groß und schlank, doch durch manche Sorge und Nachtwache entkräftet gewesen. Sie war zart und weiß mit langen blonden Haaren, und wie goldene Strahlen waren die Wimpern über ihren reinen blauen Augen, die mich noch immer mit Frieden, Liebe und Warnung anblicken. Ja, ihr liebes Angesicht war wie ein durchsichtiges Fensterlein ihres Herzens, aus dem ihre Seele mit jeder inneren Bewegung erröthend und erbleichend zum Himmel schaute. Ihr Mund aber war ruhig und zart geschlossen und erregte eine züchtige Ehrfurcht. — Ich sage dies hier, denn ich werde nimmermehr vergessen, mit welcher Liebe ich damals ihr edles Angesicht betrachtete, und wie gut und holdselig sie aussah, da sie mich so zärtlich durch die freie Luft über die grüne Wiese hintrug,

---

*) Der junge Laurenburger, der Gemahl der frommen Els, war vor langer Zeit als Kreuzes-Ritter in's heilige Land gezogen, und seit Jahren traf keine Nachricht von ihm in der Heimath ein. — Dessen habsüchtiger Bruder aber hatte indessen widerrechtlich die fromme Els mit ihrem Sohne Johannes aus der Stammburg verstoßen und die Hilflosen jeglichem Elende preisgegeben. — Els ernährte sich mit ihrer Hände Arbeit und verschwieg ihrem Kinde die Ursache dieses Elendes, zuwartend auf die Rückkehr ihres Gemahls. —

und meine Härlein und ihre langen blonden Haare in dem Winde durcheinander flogen, und die Lerche über uns, gegen die Sonne schwebend, lobsang. Da war mir unendlich wohl, und meine Sehnsucht, sie nicht zu ermüden, ward so inbrünstig, daß ich glaubend fühlte, ich ermüde sie nicht, und, mit ihren Haaren spielend, zu ihr sagte: „Liebe Mutter! bin ich nicht recht leicht? mir ist, als träume ich, ich flöge." Sie aber antwortete nicht, als mit einem zärtlichen Druck ihres Armes, und ich begann ihr ihre Haare in Zöpfe zu flechten, daß ihr der spielende Wind nicht beschwerlich fallen möge, und sie ließ es mit freundlichem Hinneigen ihres Kopfes gerne geschehen.

Da ich aber fertig war und sie mich durch den Wald unter den Bäumen hintrug, brach ich einen grünen Eichenzweig ab, wand ihn in einen Kranz und setzte ihn ihr auf das Haupt und sagte: „Liebe Mutter, nun bist du geschmückt wie der knieende Ritter in der St. Jörgen-Kapelle; nun hast du auch ein Kränzlein auf; und wenn er uns nun durch den Wald entgegen geschritten käme, würdet ihr euch Beide wohl sehr an einander erfreuen über die schönen Kränze?" — Meine Mutter aber antwortete nicht und ging traurig fort, worüber ich auch betrübt wurde. —

So zogen wir still und einsam wohl eine Stunde lang durch den dichten Wald, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt, und hätten nicht viel Freude.

Nun ward es lichter in den Zweigen, und der Wald endete sich gegen den Rand des Berges, der sich in das einsame Lahnthal senkte; hier küßte mich die Mutter und ließ mich an die Erde. Wir standen aber auf einer grünen Waldwiese, die ein frischer Quell erquickte, der mit Ummwegen an dem mannichfaltig unterbrochenen Abhange zu der Lahn hinabeilte. Wo wir standen, war die Gegend sanft und mild, ein großer alter Birnbaum hing schwer voll gelber Birnen, und um ihn her standen mehrere Vogelbeerbäume, die mit ihren feuerfarbenen Früchten lustig gegen den dunkeln Wald abstachen. Außerdem bekränzten und durchschnitten den Platz mancherlei Fruchtsträucher, Haselbüsche, Johannis- und Klosterbeersträucher, und ich hatte die Fülle zu brechen und zu genießen. Gegen uns über erschien die Gegend ernster. Das Lahnthal schließt, von diesem Punkte gesehen, den Spiegel des Flusses mit einer Krümme wie einen tiefliegenden See ein, und die Berge lagen mit dunklem Laube bedeckt, streng und finster um diesen her, als hätten sie tiefsinnige Gedanken über ein Leid, das hier geschehen. — Die Mutter stand stille und schaute ruhig in die Gegend hinein; ich aber hatte den Deckel des Korbes genommen, ihn mit breiten Haselnußblättern

bedeckt, und sammelte mit ängstlichem Fleiße die schönsten Brombeeren und Himbeeren und was sonst an wohlschmeckenden TräubIein zu reichlicher Lese sich darbot. Zwischen der Arbeit schaute ich oft nach ihr, sah auch mit Freude, wie der Anblick der Gegend ihr Antlitz zu erheitern schien; und als ich meine Ernte ihr darbot, lächelte sie freundlich, strich mir mit der Hand über die Stirne und sagte: „„Schönen Dank, Johannes, du bist ein gutes Kind!““

Dann führte sie mich rechts dem Dickicht zu, wo wir nach noch einiger Wanderung an unserem kleinen Häuslein mit einem herzlichen: „„Gott sei Dank!““ ankamen. —

---

75 — 78. Das Gebetbuch der Großmutter. *)

(Von Auguste Tenhaeff.)

1. Die Bewohner des Dörfchens Grünwald sahen an jedem Sonntag-Morgen ein altes, noch kräftiges Mütterchen bei ihren Fenstern vorbei zur Kirche gehen. Fünfzig Jahre lang hatte sie diesen Weg gemacht und die ältesten Bewohner des Dörfchens wußten sich nur seltener Fälle zu erinnern, wo ihr Kirchenstuhl leer gestanden.

Gewöhnlich führte sie einen kleinen Knaben an der Hand; erst ihren Sohn, jetzt ihren Enkel, der seine Eltern verloren hatte und dessen einzige Stütze sie war. Ihre Erscheinung gab den Bewohnern das Zeichen, ihnen in die Kirche zu folgen, da sie sich nie verspätete. „Die alte Anna Marie ist schon vorüber!“ hieß es dann. — — In der Ferne erkannte man sie schon an einem ungewöhnlich großen Gebetbuche, das sie in den Händen hielt. Siebzig mühevolle Jahre lagen hinter ihr, und wenn sie auch noch rüstig einherschritt, so verursachte das Tragen des großen Buches ihr doch einige Beschwerde.

Aus Anerkennung mitleidiger Dienste, die Anna Marie den Kranken und Sterbenden in der Gemeinde geleistet, schenkte ihr der Ortsvorstand eines Tags ein kleines, in der neueren Zeit verfaßtes Gebetbuch; wunderlicher Weise gebrauchte sie es aber nicht.

„Das alte Buch hat mich in meiner Jugend vor schlechten Wegen bewahrt und in meinem Alter getröstet,“ sagte sie; „werden meine Hände auch lässig zum Tragen, so ist mein Herz dabei doch fröhlich auf dem Wege. Schlage ich es in der Kirche auf, so muß ich an all' die Freuden und glücklich überstandenen Leiden denken, in welchen es mir ein treuer Begleiter gewesen ist, und an all' die

---

*) Aus: Düsseldorfer Jugend-Album, Jahrg. 1858. Arnz u. Comp.

Jahre, die vorübergegangen sind, seit ich es an meinem Brauttage zum ersten Mal zur Kirche trug. — Das Neue kann für Peter liegen bleiben, der soll seine Hochzeit damit halten!"

Niemand im ganzen Dorfe hatte so viel Gottvertrauen als Anna Marie. Mancher ihrer Nachbarn, der in Sorgen lebte, suchte ihre Wohnung, um sich zu erbauen und von ihr zu hören: „Wie wenn die Noth am größten, Gottes Hilfe am nächsten."

Peter, das war der kleine Enkel, mußte jeden Abend aus dem großen Buche vorlesen; dann legten sich Großmutter und Peter ruhig schlafen. —

2. Nun geschah es, daß eines Tages ein fremder Mann in's Dorf kam und die Bewohner aufforderte, ihre Häuser bei einer Feuer-Gesellschaft versichern zu lassen. — Wie er bei Anna Marie eintrat, zeigte diese ihm ein Gebet in ihrem Buche, dessen Ueberschrift: „Anrufung Gottes um gnädige Abwehrung der Feuersgefahr," autete. „Fünfzig Jahre habe ich das gebetet, und kein Feuer hat meine Hütte verzehrt; Gott der Herr wird sie mir auch ferner behüten."

Der Agent lachte laut auf. „„O du einfältige Frau,"" sagte er, „„Gott der Herr hätte viel zu thun, wenn er sich um jede alte Hütte bekümmern sollte."" Unwillig die Thüre zuwerfend, ging er weiter. —

Peter hatte unvermerkt in einer Ecke gestanden. In seinem noch unverdorbenen Gemüthe richteten die Worte des Agenten viel Unheil an, denn immer klang es in seinem Ohre nach, „„Gott der Herr hätte viel zu thun, wenn er sich um jede alte Hütte bekümmern sollte!""

Es ist wahr, wie viel alte Scheunen und Ställe giebt es nicht noch, dachte er, es ist doch nicht möglich, daß Gott sie alle sehen und bewahren kann.

Voll Unruhe lief Peter im Garten, wo die Blumen so herrlich blühten, umher; da stieg ein neuer Gedanke in ihm auf. — Wer, fragte er sich, tränkt jede Nacht mit frischem Thau die Blumen? Das kann doch nur der liebe Gott thun. Der Blumen aber sind tausendmal tausend auf der Welt; denkt er an jedes Blümchen, so kann er auch wohl die Menschen und ihre Wohnungen beschützen. Freilich, sagte dann wieder eine andere Stimme in seinem Innern, der Agent war ein vornehmer Mann und sah so klug aus, er muß das doch wohl besser wissen, als meine Großmutter, die nicht einmal schreiben kann.

Bei dergleichen Gedanken wurde dem armen Peter ganz wirr im Kopfe; er hatte nie ähnliche gehabt und er fühlte, daß ihm nicht heiter zu Muthe war.

Als er in's Haus zurückging und die Großmutter mit Ruhe ihre gewohnte Arbeit verrichten sah, wunderte er sich, daß die Rede des Agenten sie nicht ebenso beunruhigte; doch er sagte nichts. —

3. Des Abends, als die Großmutter und Peter sich schlafen legten und dieser ein Gebet, das er allabendlich herzusagen pflegte, anfing, war er so zerstreut, daß er zwei Mal stecken blieb. Die Großmutter sagte: „Was fehlt dir, Peterchen! und warum kannst du nicht ordentlich beten?"

Da klagte ihr Peter, wie er sich fürchte, daß die Nacht Feuer ausbrechen und die Hütte verzehrt werden möchte.

Die Großmutter merkte bald, was sein Gemüth in Unruhe versetzt hatte. — „Liebes Kind," sagte sie, „Gott ist allwissend und allgegenwärtig; aber wir armen Menschen können das nicht begreifen und fassen. Du mußt dich mit kindlichem Glauben seiner Leitung empfehlen und nicht darüber grübeln — ob und wie er das thut. Noch viele Menschen werden dich von dem Glauben, daß Gott Alles sieht und hört, abzubringen versuchen; doch hüte dich, ihrem Rathe zu folgen! — Wenn du glücklich sein willst, Peter, so handle nach dem Worte des weisen Tobias: Habe Gott vor Augen und im Herzen! — Thust du also, dann wirst du unter seinem Schutze sicher wohnen und einst mit Bewunderung den Segen des Allerhöchsten auf seinem Wege empfinden!" —

Diese Worte der Großmutter trösteten den kleinen Peter; er legte sich dicht in ihren Arm — wie wenn er sich noch vor den Worten des Agenten fürchtete, und schlief dann ein. —

Sein heiliger Schutzengel nahm im Traum den dunklen Schatten von der Seele des Knaben hinweg und ließ ihn liebliche Bilder schauen.

Es träumte ihm, daß er einen schönen großen Garten, voll herrlicher Blumen und seltener Fruchtbäume betrete. Wie er betrachtend umherging, sah er seine Großmutter auf sich zukommen; aber die war keine alte Frau mehr; sie sah jung und schön aus, trug ein schneeweißes Linnenkleid und eine goldene Krone auf ihrem Haupt. „„Großmutter! wie kam es doch, daß du so schön wurdest?"" fragte Peter, indem er ihr seine Hand entgegenstreckte. — „Draußen vor dem Garten ist ein Brunnen," antwortete ihm die Großmutter; „wer sich darin wäscht, wird ganz schön." — Peter wollte nun auch nach dem Brunnen laufen, aber es lag ein Stein im Wege, worüber er fiel und erwachte.

Am andern Morgen erzählte er seinen Traum. „Merke wohl," sagte die Großmutter, „wir sind noch draußen vor dem Himmelsgarten, von welchem du im Traum eine Ahnung erhalten hast. Der

Brunnen, der davor steht, ist Gottes Barmherzigkeit; die muß uns von Sünden rein waschen, wenn wir dereinst rein und schön erscheinen wollen; denn nur die reines Herzens sind, dürfen nach dem Tode im Himmelsgarten wandeln und Gott schauen, wie er ist. — Der Stein, über den du straucheltest und nicht zum Brunnen der Barmherzigkeit gelangen konntest, ist der Unglaube, der sich uns oft in den Weg legt, den wir aber durch Gebet und frommen Wandel in der Nachfolge unseres Herrn und Heilandes, des Gottmenschen Jesu Christi, der da hochgelobt sei, hinwegräumen können."

Diese Auslegung seines Traumes gefiel dem Peter sehr gut; fröhlich begann er sein Tagewerk, trieb die Kühe auf die Weide und spielte harmlos mit den Blumen wie zuvor. —

4. Unter der frommen Obhut seiner Großmutter wuchs er bald zum Jüngling heran; da wurde seine friedliche Heimath von den Stürmen des Krieges bedroht und er mußte als Soldat dienen. Schwer wurde der Großmutter und dem Enkel der Abschied. „Gehe mit Gott!" sagte sie; aber — als er zur Thür hinausgehen wollte, verklärte sich das thränenfeuchte Antlitz der Großmutter plötzlich zu einem freudigen Lächeln. Sie rief Peter zurück, ging in ihre Kammer, holte das große Buch und steckte es in sein Ränzel. Er ließ es geschehen; obgleich ihm das Buch schwer hing, wollte er doch die Großmutter durch Verweigerung der Annahme des Geschenkes nicht betrüben. — Das brachte ihm in der Folge vielen Segen. —

Ein ganz anderes Leben begann jetzt für Peter. Die treue Führerin seiner Jugend blieb zurück und den rauhen Weg des Lebens mußte er allein wandeln. Die Macht des Bösen, welche die Großmutter abgewehrt hatte, drang von allen Seiten ungehindert auf ihn ein, aber das Samenkorn des Guten, das sie in sein Herz gepflanzt, konnte niemals erstickt werden; es überdauerte das Unkraut, das es zuweilen zu überwuchern drohte. —

Mehrere Jahre mußte Peter in der Fremde, von einem Ort zum andern herumziehen; er lernte die Mühseligkeiten des Krieges kennen. Nicht immer befand er sich in guter Gesellschaft; rohe Kameraden suchten sein Gemüth zu verderben und spotteten über seine Gottesfurcht. Leider! gelang es ihnen zuweilen, ihn vom rechten Wege abzubringen; doch mit Thränen der Reue kehrte er zurück und suchte den zerstörten Frieden seines Innern unter dem Kreuze des Erlösers wieder herzustellen.

Anfangs hatte er jeden Abend in der Großmutter Buch gelesen; wie aber das Spotten der Kameraden immer ärger wurde,

verbarg er es unter seinem Kopfkissen und vergaß auch sehr oft sein Abendgebet. —

Nun geschah es, daß Peter eines Tages krank und verwundet in ein Lazareth gebracht werden mußte. Er fühlte sich sehr unglücklich und von Gott und Menschen verlassen; in diesem trostlosen Zustand gedachte er der vorigen Zeiten, faßte ernstliche Vorsätze der Besserung und langte sein großes Buch wieder hervor. Manche seiner Mitleidenden, die ihn so ernstlich in seinem Buche vertieft sahen, forderten ihn zum Vorlesen auf. Da wurden die erbaulichen Betrachtungen und Gebete, die darin enthalten waren, Kranken und Sterbenden zum Trost. Peter erkannte, welch' einen kostbaren Schatz ihm seine Großmutter mit auf den Weg gegeben hatte. —

5. Endlich kam der Friede zu Stande. Diejenigen, welche von der feindlichen Kugel verschont geblieben, konnten in ihre Heimath zurückkehren. Auch Peter, der wieder gesund und vergnügt war, eilte freudigen Herzens dahin.

Aber die Thüre der Großmutter in Grünwald war verschlossen. — Ein Nachbar, der das laute Klopfen Peter's hörte, steckte den Kopf zum Fenster hinaus und sagte: „Die Anna Marie wohnt nicht mehr da; sie hat eine bessere Wohnung bezogen!“ — Als er Peter erkannte, lief er hinaus und erzählte, was sich seit seiner Abwesenheit begeben; wie die Großmutter, mit den heiligen Sakramenten versehen, gestorben, wie alle Bewohner des Dörfchens ihren Verlust beklagt und Thränen der Dankbarkeit auf ihrem Grabe geweint worden. „Grüßt meinen Peter,“ waren ihre letzten Worte, „in einer bessern Welt sehen wir uns wieder!“ Sanft, wie ihr Leben, setzte der Nachbar hinzu, war auch ihr seliges Ende.

Peter war tief betrübt, die fromme Großmutter nicht mehr zu finden. Er nahm Besitz von ihrer Nachlassenschaft, brachte die verlassene Hütte in gute Ordnung und nahm später seines Nachbars fromme Tochter zur Frau.

Am Morgen seines Hochzeittages ging er mit dem schönen Buche, das einst der Ortsvorstand der mildthätigen Anna Marie geschenkt, neben seiner Braut zur Kirche; aber am Abend dieses hehren Tages legte er das alte Hochzeitsbuch seiner Großmutter in seiner Wohnung auf den Tisch, und erzählte seiner Gattin von dem Segen dieses herrlichen Buches, an seinem Herzen erfahren, und gelobte — jeden Abend darin zu lesen bis an sein seliges Ende. —

Auf diesem Paare ruhte der Segen Gottes und machte es glücklich. —

Noch bei zwei Geschlechtern nach ihnen lebte das alte Buch in

der Familie fort und lehrte Jung und Alt: Gott vor Augen und im Herzen haben, und auf Ihn bauen in aller Noth. — Aber älter als das Buch wurde bei Kind und Kindeskindern der Segen der braven Anna Marie; getreu dem Worte der heiligen Schrift: „Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser.“ —

79 — 81. Erinnerung an drei Kinderfreunde.

(Von Dr. Guido Görres.)

1. Glücklich, wem fern von dem Gehader der Welt ein friedlicher Wirkungskreis zu Theil geworden, wo er ungestört von dem Hundegebell ergrimmter Leidenschaften göttlichen Samen in die empfänglichen Gemüther eines aufwachsenden Geschlechtes für eine künftige Ernte ausstreuen kann! Zu verschiedenen Malen in meinem Leben bin ich solchen guten Geistern in still umfriedeter Wirksamkeit, seitab von der Heerstraße und dem Lärm des Marktes, begegnet.

Wer am Saume der römischen Campagna, am Fuße des reichen Albaner Gebirges, von Albano nach Marino der herrlichen Allee folgt, der findet unter dem Schatten der prachtvollen Bäume, rechts neben der Straße, eine einsam stehende Kapelle. Hier versammelten sich, als ich in jenen Gegenden weilte, die Kinder aus den nahe gelegenen Wohnungen, und hier, unter dem freien Himmel, von dem reichsten Grün der südlichen Pflanzenwelt umgeben, erschien in ihrer Mitte ein Mann in schwarzem, priesterlichen Kleide, der sie mit liebreichem Sinne unterrichtete. Der Ausblick in die blühende Landschaft mit ihren ernsten geschichtlichen Erinnerungen bot ihm die reichste Fülle von Bildern dar, wenn er von der Allmacht des Schöpfers und den Geschicken der heiligen Geschichte sprechen wollte. Und stieg er von der Kapelle die Höhe hinan, welch' ein überraschender Umblick bietet sich hier erst dem Auge dar! Ringsum in nächster Nähe das Albaner Gebirg mit seinen Dörfern, Klöstern, Schlössern und Villen in Rebengeländen, Gärten und Wäldern versteckt; und dann vor uns, unabsehbar weit ausgedehnt, die Campagna di Roma mit den hohen massiven Bogenreihen ihrer gewaltigen Aquäducten, die oft Stunden weit, wenn auch vielfach vom Zahn der Zeit durchbrochen, in gerader Linie die Ebene nach der Weltstadt hin durchziehen. Weitum dann, über die weite schattenlose Fläche ausgestreut: verfallene Thürme, epheuumrankte Grabmäler, einsame Brücken, rauchende und berauchte Osterien und Bauernhöfe, und dann wieder andere und andere mächtige, grünüberwachsene Trümmer, vielleicht von alten Tempeln oder von Palästen oder von Villen und Burgen ältester

oder auch späterer Zeiten, und um diese Trümmer her abwechslend die Maisfluren, und die weiten sonnenverbrannten, braunen, baumlosen Wiesengründe. Im Nebelgrau der Ferne aber, aus der Fläche sich aufthürmend, die Kuppel von St. Peter und die Kronen der Pinien auf den sieben Hügeln der ewigen Stadt; am äußersten Saume des Horizontes endlich die Meeresküste von Ostia und der dunkelblaue Streif des Mittelländischen Meeres, dessen Wogen von Zeit zu Zeit im Sonnenscheine zitternden Lichtes erglänzen. Kehrt sich dann das Auge nach rückwärts: wie verschieden, wie reich und entzückend ist hier das einsame landwirthschaftliche Waldbild, der Blick in die Berge Albano's! Dort unten in dem tiefen Bergkessel, von grünen Bergwäldern ernst umsäumt, der einsame, stille Krystallspiegel des Albaner See's, aus dessen Wassern die Felsenwände des Monte Cavo, mit dem Waldesgrün zahmer Kastanien dicht überwachsen, in die blauen Lüfte des italienischen Himmels kühn hinansteigen, auf ihrer Spitze das einsame, waldumgrünte Kloster der Passionisten und die Trümmer des alten Tempels des Jupiter Latinus, wo einst die römischen Eroberer ihre Dankesopfer den Göttern Latiums für ihre gewonnenen Siege darbrachten, und wo nun in nächtlicher Stille der Horengesang der Brüder erschallt! Wer möchte nicht hier mit den Kindern in die Schule gehen und im Anblick dieser Umgebung den Worten eines liebreichen Lehrers lauschen? —

2. Die Erinnerung an ihn aber erweckt mir das Bild eines andern Kinderfreundes, der sich eine ähnliche, nicht minder herrliche Stelle, und zwar im Angesichte desselben Albaner Gebirges, ausgesucht, wo er mit den Kindern spielte und sie unterichtete. Ich meine den heiligen Filppo Neri, den Rom mit Recht seinen Reformator nennt. —

Jenseits der Tiber auf der malerischen Hügelkette, welche den Fluß begleitet, dort auf der Höhe über dem großen Spital von San Spirito, oben in dem Klostergarten von San Onofrio mit seinen Feigen und Mandeln und Weinreben, unter der immergrünen Eiche, wo der kranke Dichter Tasso auf die entschwundenen Tage seines Lebens wehmuthsvoll zurückgeblickt und in der Klosterkirche seine letzte Ruhestätte fand, — hier weilte der große Heilige, Filippo Neri, ein Kind mit Kindern spielend. Und hier in der ländlichen Zurückgezogenheit, fern von dem Lärmen in der Tiefe, welche Bilder konnte er ihren lernbegierigen Blicken zeigen! Vor ihm, dicht zu seinen Füßen, diesseits und jenseits des Flusses, und die Ufer hinauf und hinab, in der Ebene und über die Hügel weit ausgebreitet, lag das alte und das neue Rom mit seinen Thürmen und Kuppeln und Palästen, seinen Bauten und Trümmern aller Zeiten. Links dort unten, diesseits des Flusses, ganz in der Nähe, hinten von einem

Wiesengrund umsäumt, St. Peter und der Vatican und der bedeckte Gang, der nach der Engelsburg hinabläuft, und der Platz von St. Peter mit seiner mächtigen Colonnade, seinem hohen Obelisken von Heliopolis und den beiden prachtvollen Springbrunnen; jenseits der Tiber aber, zur äußersten Rechten der Stadt, über das Pantheon hinaus, nach dem Colosseum und den Triumphpforten und den Kaiserpaläſten des alten Roms hin, dicht neben Ara Cöli, wo der Tempel des Jupiter Capitolinus stand, der hohe Thurm des Capitols mit dem Bilde der Roma; zwischen St. Peter und dem Capitol eingeschlossen dann das graue Häusermeer der Stadt und darüber hinausragend die luftigen Kronen der Pinien auf dem Monte Pincio und dem Höhenzuge, den der Quirinal und Santa Maria Maggiore und der Lateran krönen; hinter diesem Gürtel endlich wieder die braune Fläche der weiten Campagna, begränzt am äußersten südlichen Saume von den blauen Albaner und Sabiner Bergen mit ihren malerischen Gruppen, von wo Genzano und Ariccia, Albano, Castell Gandolfo, Marino, Frascati und Tivoli herüberwinken; während mehr nach der Rechten hin, gen Westen, die Ebene sich nach der Küste verliert. — Noch jährlich wird hier an dieser Stelle, am Feste von San Filippo, zur Erinnerung an den Unterricht und an die Spiele des Heiligen, aus dem Munde eines Kindes, Angesichts seines Bildes, in festlicher Versammlung eine Rede am Nachmittag gehalten; während am Morgen der heilige Vater mit dem Kardinalskollegium in allem Pompe seiner Würde dem festlichen Gottesdienste in der Hauptkirche der Filippiner, die der Heilige gebaut, beiwohnt. Ich selbst war Zeuge der Feier unter der herrlichen Tasso's Eiche mit ihrer wundervollen Aussicht. Auf den Bänken des steinernen Amphitheaters hörte ich die Rede des Knaben, vor mir das Bildniß San Filippo's, und dahinter die Aussicht auf die Stadt und die Berge, und über mir der immergrüne Baum und der tiefblaue Himmel. Damals glänzten die mächtigen Aeste der Eiche in dem frischesten Jugendgrün; es war eine Freude, sie zu sehen; man hätte glauben sollen, sie würde leicht noch ein Jahrtausend überdauern; seitdem aber sind wenige Jahre vergangen, und schon hat ein Sturm ihre Krone für immer zerschmettert! — doch das Andenken des Heiligen, der unter ihr geweilt, wird gesegnet fortleben und das Beispiel, das seine liebreiche Wirksamkeit gegeben, fort und fort Früchte des Heiles bringen! —

3. Aber auch diesseits der Alpen, wo die rauheren Laute der deutschen Zungen erklingen und die kühleren Bergwasser den Meeren des Nordens zurinnen, auch hier begegnete ich im Frieden der Bergeinsamkeit Männern verwandten Strebens. Unfern von den grünen

Wald- und Felsenufern des Vierwaldstätter See's, nicht weit vom Fuße des Rigi, im Angesicht der silbernen Häupter der mächtigen Gletscher, wo in kühnen riesigen Formen der Pilatus, der Titlis, der Tödi, der Mythen sich wie Säulen des Himmels erheben, stieg ich einst eine Höhe hinan. Ich mochte ohngefähr eine halbe Stunde unter Obstbäumen, über Wiesen, durch Wald und über Felsengeröll gegangen sein, als ich unter Bäumen versteckt eine kleine einsame Kapelle gewahrte. Ich trat hinein und fand dort einen Klausner, der mit einer Schaar Kinder laut betete. Das Gebet währte ziemlich lange; der Klausner, ein älterer Mann von freundlich ernster Miene, entließ die Kinder sodann; sie liefen vergnügt nach allen Seiten hin, den zerstreuten Höfen ihrer Eltern zu. Es war ja Samstag; der Spieltag hatte begonnen. Ich trat nun zu dem Alten hin und knüpfte mit ihm ein Gespräch an. Er war freundlich und offen, und die Heiterkeit eines zufriedenen Gemüthes, eines reinen Gewissens sprach sich aus seinen einfachen Gesichtszügen aus. Er führte mich in sein Häuschen, das der kleinen Kapelle gegenüber stand. Wir traten in eine kleine Wohnstube hinein; sie diente ihm im Winter zur Schule und mußte dann, so klein sie auch war, an vierzig oder fünfzig Kinder fassen; im Sommer wird ihm der Rasen unter den Bäumen oder die Kapelle dazu dienen. Er zeigte mir Alles, seine Bilder und seine Bücher, mit der freundlichsten Bereitwilligkeit und führte mich dann auch in die kleine Schlafkammer. „Neulich," so sprach er lächelnd unter Anderem, „besuchten mich einige Offiziere; ich fragte sie, ob sie auch meinen Spiegel sehen wollten. Sie waren begierig darauf, und dachten sich wohl, wie wunderlich es doch sei, daß ein alter Klausner einen Spiegel bedürfe. Da führte ich sie denn hierhin." Und nun zeigte er auch mir seinen Spiegel. Was war's? — Nichts Anderes, als ein Todtenkopf, den eine Inschrift umgab, die ohngefähr lautete: „„Was du jetzt bist, das bin auch ich einst gewesen; und was ich jetzt bin, das wirst du einst sein!"" Er kam auch bald auf sein Leben zu sprechen, woraus er mir Mancherlei in zutraulicher Weise erzählte: Er war in seiner Jugend weit in der Welt, bis nach der Türkei, um und um gelaufen; viele Städte und Länder hatte er gesehen und Manches erfahren; die Welt aber hatte ihn nicht befriedigt, bis er endlich hier auf der stillen Höhe, im Schooß der Alpen, das Ziel seines Strebens und die Ruhe seiner Seele gefunden. Er unterichtete die Kinder der Nachbarschaft und betete mit ihnen und lebte von Dem, was ihre Eltern und gute Leute ihm schenkten. Von der Welt verlangte er nichts mehr; er war glücklich und zufrieden und voll des Dankes gegen Gottes Güte. Dies leuchtete aus seinen heiteren Blicken und

sprach sich in seinen zutraulichen Reden aus. Ich hörte ihm gern zu und wär' ich noch länger bei ihm geblieben; und als ich schied, begleitete mich in der Erinnerung seine freundliche Gestalt den Berg hinab. —

82. Die Hochzeits=Gebräuche in der Vendée.

Der Bauer in der Vendée Frankreichs lebt in seiner oft sehr elenden Hütte wahrhaft glücklich, weil er eben nur seine Hütte und die seiner Nachbarn kennt; seine Kühe, die auf endlosen Weidestrecken reichliche Nahrung finden, liefern ihm Milch und Käse; mit seinen Netzen fängt er in wenigen Stunden mehr Fische, als er in Tagen verbrauchen kann; seine lange Entenflinte stellt einen nie versiegenden Ueberfluß von Wild und namentlich von Wasservögeln zu seiner Verfügung; der Wald um sein Gehöft, und, wo dieser fehlt, das Ginstergestrüpp dienen ihm als Feuerungsstoff, und auf seinen Feldern gedeihen in aller Ueppigkeit Weizen, Gerste, Hanf und Flachs. Froh in Gott, durch den Besitz dieser Güter während eines meist langen rüstigen Lebens, nimmt der Vedéer von diesem doch leicht Abschied, gestärkt durch die Religion seiner Väter, welcher er stets mit unerschütterlicher Ueberzeugung ergeben gewesen, die ihm ja die ewigen Güter in dem Himmel verheißt. Kein Ehrgeiz hat die Ruhe seiner glücklichen Tage gestört, und weder die Gewinnsucht der Industrie, noch der Luxus und Reichthum der Städte haben ihm die Einfachheit seiner Lage fühlbar machen können. Für das Alles bietet ihm das stille Gelände seiner Heimath den reichsten Ersatz. Er übt die Gastfreiheit alter Tage; ihm sind patriarchalische Bescheidenheit und Mäßigkeit treu geblieben; er ist in seiner oft kaum genug Schutz gegen Wind und Wetter bietenden Hütte der Erbe der gottergebensten Zufriedenheit. —

In keinem andern Ereignisse seines Lebens aber tritt die Eigenthümlichkeit der seit undenklichen Zeiten erhaltenen Sitten des Bauers der Vendée so entschieden hervor als in seinen — Hochzeiten.

Eine jedesmalige Hochzeit wird schon mehrere Tage vor ihrer Feier dem ganzen Dorfe angekündigt. Ein Musikant durchzieht zu diesem Ende, auf einer Art von Dudelsack spielend, den Ort.

Am Morgen des Festes selbst erschallen abermals die Töne dieses Instruments, um die Gäste zur Hochzeit zu entbieten. Diese versammeln sich im Hause des Vaters der Verlobten, und hier fährt der Dorfmusikant fort, die Anwesenden mit seinen Melodieen zu erfreuen, indessen die Braut ihren Schmuck anlegt.

Endlich ist der Augenblick erschienen, wo die Glückliche, von den Mädchen des Dorfs geschmückt, ihren Anzug beendigt hat; sie

tritt, begleitet von zwölf der sittsamsten Mädchen des Orts, in die Stube, wo die versammelten Gäste sie erwarten, und auf den Arm ihres Vaters gestützt und von ihren mit Bändern und Blumen geschmückten Gefährtinnen umgeben, eröffnet sie den Festzug, der auf weiten Umwegen sich zur Kirche begiebt.

Durch das Haar der Braut schlingt sich ein Kranz von weißen Immortellen; an der Brust duftet ein Strauß von Orangenblüthen, über dem ein Kreuzlein angebracht ist; ein weißer Gürtel umwindet sie. So schreitet sie neben ihrem Vater her, welcher zum letzten Male das Recht seines väterlichen Ansehens ausübt, indem er der Tochter auf dem Wege zum Altare noch seine väterlichen Ermahnungen und Rathschläge in mildesten Worten wiederholt.

Der Braut folgt unmittelbar, von den Burschen des Dorfs im höchsten Staate umringt, der Bräutigam. Sein Hut ist mit Bändern und Blumen überladen; denn alle Mädchen im Dorf, die auch noch den Freier erwarten, haben zu diesem Zwecke beisteuern müssen. Aus der fröhlichen Truppe der Gefährten des Bräutigams erschallen Lieder und unaufhörliches Gewehrfeuer.

Dieser jungendlichen Schaar folgen endlich die älteren und hochbetagten Gäste in bunter Reihe. — —

Erst in der Kirche selbst tritt das junge Brautpaar zusammen, indem sie vor dem Hochaltar nebeneinander niederknieen und so die heilige Messe anhören.

Dann segnet der Priester den Ring, den er dem Bräutigam überreicht, damit er ihn im Namen Jesu, Maria's und Joseph's an den Finger seiner Auserkorenen stecke.

Diese Ceremonie ist das Zeichen zur lautesten Freude unter den Gästen; draußen erschallen Musketensalven, Hochzeitsgesänge erklingen im Innern des Gotteshauses und die Freunde drängen sich mit Glückwünschen zu den Neuvermählten.

Ein solcher Ausdruck lautester Fröhlichkeit verstummt jedoch allplötzlich vor den feierlichen Worten des Priesters an die Anwesenden: „Laßt uns für die Todten beten! Gedenket eurer hinübergegangenen Freunde und Verwandten und erflehet die göttliche Barmherzigkeit für die ewige Ruhe ihrer Seelen!“

Der von dem Geistlichen nun angestimmte ernste Gesang wirkt nach der ihm vorausgegangenen Fröhlichkeit um so erschütternder auf alle Anwesende. —

Aber — der Gesang ist beendet, die Trauung vollzogen und die jungen Gatten erheben sich; sie erhalten von jedem der Gäste einen Freundschaftskuß; vor der Kirche kracht wieder das Gewehrfeuer; die durchdringenden Töne des Dudelsacks erschallen von Neuem

und der Zug begiebt sich jetzt auf dem kürzesten Wege zurück nach dem Hause der jungen Eheleute, während er vorher auf mannichfachen Umwegen zu der Kirche gelangt war. — Auch dieser Gebrauch hat seine sinnige Bedeutung. Er sagt den Neuvermählten: daß sie in unwandelbarer Treue gegen einander stets den geraden Weg, den Weg Jesu Christi, ihres Erlösers und Seligmachers, wandeln sollen.

Nicht weniger bedeutungsvoll ist die bescheidene Mahlzeit, welche die jungen Eheleute bei dem Eintritt in ihre künftige Wohnung erwartet, zu der sie sich allein niedersetzen und durch welche sie ein Unterpfand geben — ihrer von nun an durch Nichts mehr unterbrochenen innigsten Verbindung und häuslichen Einigkeit in Gott. —

Aber die ungeduldige Jugend des Dorfs kann das Ende selbst dieser kurzen Mahlzeit nicht unthätig abwarten. — Bursche und Mädchen zerstrenen sich, um Holz zu einem Freudenfeuer zu sammeln; bald lodern die Flammen desselben vor der Thüre der Neuvermählten auf, und der Dudelsack stimmt die Melodie des uralten Tanzes der Vendéer an.

Dem Tanze folgt der Hochzeitsschmaus der Gäste, an dem nur die Neuvermählte Theil nimmt, während der junge Ehemann mit der Bedienung seiner Frau und der Tischgenossen beschäftigt ist. — Gegen das Ende der Mahlzeit erst darf er sich neben seiner Frau niederlassen, welche ihm, nach einer hergebrachten Sitte, einen etwas magern Imbiß vorstellt.

Hierauf bringen die jungen Leute ihre Geschenke, unter Anderm zwei Kuchen von ungeheurer Größe, welche von der Hausfrau vertheilt werden; dann wird Wein eingeschenkt, den der Schwiegervater darbietet, und es erfolgt der Trunk des allgemeinen Glückwunsches auf das Wohl des jungen Ehepaares.

Die Mädchen, welche als Brautjungfern die Neuvermählte begleitet hatten, haben sich aus der Stube geschlichen; mit frischen Kränzen geschmückt treten sie wieder ein, einen Strauß von Blumen und Dornen überreichen sie der ihnen untreu gewordenen Jugendgespielin, um auf die Sorgen und Mühseligkeiten hinzuweisen, welche in dem Leben der Hausfrau auf die harmlosen Freuden des Mädchens folgen, und die Beredteste unter ihnen begleitet die Gabe mit erklärenden Worten; dann stimmt Diejenige, welche sich den Ruf der besten Sängerin unter ihren Gefährtinnen erworben, ein Lied an, das bestimmt ist, den wehmüthigen Rückblick der Verheiratheten auf den von ihr aufgegebenen Stand der Jungfrau hinzuleiten.

Die Neuvermählte hat aber kaum einige Thränen der Rührung geweint, da erklingt der Dudelsack wieder, und es wird dann in allen Ehren gescherzt bis zum Nachtgeläute.

Man entblößt das Haupt, betet, und still vergnügt wird von allen Gästen der Heimweg angetreten. —

---

83. Hochzeits-Gebräuche des Eifler Volkes.

Wenn Zwei sich verhilligen, das heißt, Ehe-Verlobung oder Handstreich halten, so erhält die Braut von dem Bräutigam das Handgeld. Es ist dies der „Gotteshellen," den die alten Gallier zur Feier ihrer Sponsalien gemäß dem Salischen Gesetze darreichten. Dieser Heller, Solidus oder Denarius genannt, galt als das Zeichen der Vereinbarung.

Der „Hillig" oder Verspruch fand stets Samstags am Abend Statt. Die Freunde und Verwandten wurden dazu eingeladen. Sie erhielten ein Abendessen, und zwar entweder in dem Hause des Bräutigams oder der Braut; wurde nämlich in dem Hause Dieser die Hochzeit gefeiert, so beging man in dem Hause Jenes den „Hillig." Stets wurde bei denselben geschossen.

Als Brautschmuck trägt der Bräutigam einen mit Bändern und Rauschgold gezierten Lorbeerstrauß an der Brust; die Braut hat ebenfalls einen solchen Strauß und nebstdem eine „Krone," die „Brautkrone" auf dem Haupte, jedoch nur in dem Falle, wenn sie ein religiös-sittliches, also unbescholtenes Leben geführt hat. — Früherhin war es allgemein bräuchlich, daß die Braut bei'm Gange zur kirchlichen Trauung die Krone von dem Bilde der heiligen Muttergottes in der Kirche, die „Muttergotteskrone," erhielt. — In Neuenburg (im Kreise Wittlich) wurde jedes Jahr Eins der Mädchen zur „Königin" erwählt und dasselbe erhielt die „Brautkrone" zur Verwahrung, welche dann alle unbescholtene Bräute trugen.

Am Morgen des Hochzeitstages, unmittelbar vor dem Gange zur Kirche, wo die Trauung Statt finden soll, wird ein weißes Tuch vor die Stubenthür gespreitet, worauf sich der Bräutigam und die Braut, jeder Theil in dem elterlichen Hause, knieen. Sie bitten ihre Eltern um Verzeihung, so fern sie dieselben beleidigt, und empfangen von denselben, oder dem nächsten Anverwandten, wenn jene todt sind, den Segen.

Zwei Männer, die nächsten Verwandten der Brautleute, sind die Führer des Bräutigams und der Braut zur Trauung, und gehen

denselben vor. Ein kleines Mädchen, mit einem Sträußlein und einer Krone geschmückt und eine Kerze, die „Brautkerze," in der Hand tragend, geht zudem der Braut voran, und begleitet sie bei der Trauung zu dem Altare und von demselben auch zurück. Dieses Mädchen wird das „Vor-Bräutchen" genannt.

Die Brautleute wurden in der Regel unter Musik in die Kirche und von da in das hochzeitliche Haus zurückgeführt. Der jüngste, das heißt, der zuletzt getraute Ehemann, mußte bei dem Zuge zur Kirche die Fahne tragen.

Der Priester, welcher die Trauung verrichtet, erhielt von den Brautleuten ein Sacktuch, gewöhnlich ein weiß leinenes.

Bei'm Austritt aus der Kirche wechselten die Führer der Brautleute ihre Stellen, so daß der Führer des Bräutigams Führer der Braut wurde, und der Führer der Braut Führer des Bräutigams. Dies sollte ein Sinnbild sein, daß von nun an eine aufrichtige Freundschaft zwischen Gatte und Gattin und den beiderseitigen Verwandten bestehen müsse.

Vor dem hochzeitlichen Hause stellten sich alle Hochzeitsgäste auf, und Jeder bringt dem neuen Ehepaar seinen herzlichen Glückwunsch in Gott dar, indem er ihm zugleich die Hand reicht.

Alsdann legte man vor die Hausthüre ein Kissen, auf dem die jungen Eheleute niederknieten und dann nochmals den elterlichen Segen empfingen, bevor sie in das Haus wieder eintraten. —

Die Hochzeit währte fast immer drei bis vier Tage, die abgehenden Gäste wurden von sämmtlichen Anwesenden bis vor den Ort unter Vortritt der Musikanten begleitet und daselbst herzlicher Abschied genommen. —

---

84. Das aufgelöste Ehe-Verlöbniß.

(Aus: Malerische Schilderung der Neckargegenden von Carl Geib.)

Eine Stunde von Haßmersheim stromaufwärts, auf dem Gipfel des nahen, mit Reben bekränzten Berges, erscheint uns die einst von vielen Wallfahrern besuchte, dem heiligen Michael geweihte Kapelle, von der auch die Höhe den Namen Michaels-Berg führt; sie ist uralt und man hat von diesem Orte folgende Sage der Vorzeit bewahrt:

Als die ganze Gegend noch eine schauerliche Wildniß war, hatte sich in diesen Gebirgen ein kühner und kräftiger Jüngling mit einer lieblichen Jungfrau verlobt; sie aber war eine Christin, er dem Heidenthume zugethan. Er hing fest an seinen Götzen, und nachdem die Jungfrau sich vergeblich bemüht, ihn der reinen Lehre

zuzuführen, trieb sie der tiefe Gram über seine Verblendung weit weg von der Wohnung ihrer Eltern in die tiefsten Wälder, wo sie in einer Felsenkluft ihre Tage unter Gebeten für das Seelenheil ihres für sie verlorenen Bräutigams hinbrachte. Selbst die wilden Thiere hatten Mitleid mit der Trauernden und trugen ihr Nahrung zu. Aber nach einigen Jahren ward sie von den Banden des irdischen Lebens befreit und der Engel des Todes geleitete freundlich ihren Geist zu dem Reiche der Seligen. —

Oft durchschweifte, nachdem sie verschwunden war, der Jüngling düster und kummervoll die weite Gegend umher und suchte vergebens die Dahingeschiedene. —

Eines Tages hielt er Jagd mit seinen Hunden im buschigen Thale. Ein Wild sprang vor ihm auf, blieb aber sogleich stehen und sah ihn unverwandt und mit so traulichen Blicken an, daß er, gerührt, den schon gezückten Jagdspeer wieder zurückhielt. Das Thier schien ihm zu winken: er folgte nach, und es führte ihn zu einer Rasengruft, die er alsbald für die seiner Braut erkannte. Die Arme hatte sich selbst die dabei in einen Felsen geschnittene Grabschrift gesetzt und einige Bewohner des einsamen Thales hatten ihre Leiche darunter bestattet. Er warf sich auf den Hügel und näßte ihn mit heißen Thränen, während das Bild der Entschlummerten wie ein Engel des Himmels vor seine Seele trat.

Da kam plötzlich der reine Geist des Christenthums über ihn, und schnell war sein Entschluß gefaßt. Er pilgerte nach Worms und ließ sich von dem Bischof taufen und erhielt den Namen des heiligen Erzengels Michael. Darnach wieder in seine Heimath zurückgekehrt, baute er sich eine Hütte auf diesem Berge, wo er als Einsiedler heiligen Betrachtungen und Bußübungen lebte. Er ertheilte den Umwohnern fromme Lehren, erquickte den müden Wanderer mit Speise und Trank und geleitete den Verirrten wieder auf den rechten Weg durch die Wildniß. Weithin erscholl der Ruf seines gottseligen Wandels und zahlreiche Pilger kamen von allen Orten her zu seiner einsamen Hütte und holten sich bei ihm Trost und Stärke in den Drangsalen des Lebens. —

Als endlich der fromme Klausner ein hohes Alter erreicht und die Kräfte seinen Körper meist verlassen hatten, vernahm er einmal Nachts, wo Sturm und Regen tobte, ein Pochen an seiner Thüre. Er öffnete sogleich und in die kleine Zelle trat ein Wanderer von hoher schöner Gestalt; er trug ein schneeweißes Pilgergewand mit lichtblauen Schleifen und aus seinen Augen leuchtete himmlischer Friede. Der Greis machte nun Feuer an, damit der Fremdling sich erwärme, setzte ihm Speise vor und verrichtete dann knieend

und mit zitternder Stimme sein Nachtgebet. Aber staunend sah er jetzt beim Aufblicken, wie sein Gast, noch herrlicher als zuvor, das Haupt von einer Strahlenkrone umkränzt, vor ihm stand. Mit erhabener Milde sprach der Engel, — denn ein solcher war der Fremdling: — „Gott hat dein Flehen erhört; geh' ein zur Ruhe, zum ewigen Frieden!“ — Mit diesen Worten gab er ihm einen linden Kuß auf die Stirne; der Greis sank zurück und seine Seele schwang sich empor in die bessere Welt. Am Morgen fanden die Waller den Verblichenen, als läg' er nur im ruhigen Schlummer, an seinem kleinen Altare von Rinden und Moos. Sie begruben ihn unter Gebet und Thränen und erbauten auf dieser Stelle ein Kirchlein, das sie dem Erzengel Michael weihten. —

---

85. Die Warnung der verlassenen Braut.

(Aus: Rheinsagen von Alois Schreiber.)

Anderthalb Stunden von Baden, an der Heerstraße, wo die Ebene gegen das Gebirge anzusteigen beginnt, lag die Altenburg, von welcher nichts mehr vorhanden ist, als der Name, den ein Hofgut trägt, welches wahrscheinlich aus den ehemals zur Burg gehörigen Ländereien entstanden. Das Geschlecht der Edeln von Altenburg, die hier ihren Wohnsitz hatten, mag bald nach dem dreißigjährigen Kriege erloschen sein. Kaspar von Altenburg war der letzte seines Stammes. Noch als Jüngling verlobte er sich mit einem sittigen, aber armen Fräulein aus der Gegend, brach aber später sein Wort und ehelichte eine junge, reiche Wittwe. Darüber grämte sich seine erste Braut so sehr, daß sie in eine schwere Krankheit fiel, von der sie zwar wieder genas, doch nur, um dem Grabe langsam entgegen zu siechen.

Kaspar's Ehe schien indeß glücklich; seine Frau gebar ihm vier Söhne und eine Tochter, und er war reich an Gütern und gedachte nie der Vergangenheit. —

Nur eines Tages trat plötzlich das Bild der verlassenen Braut vor seine Seele, ohne daß er anzugeben wußte, wie es in seine Gedankenreihe gekommen, und er wurde unruhig. Da meldete man ihm einen Franziskaner-Mönch, der mit ernster, fast trauriger Miene in das Gemach trat. „Herr Ritter,“ sagte er, „ich komme als Bote von einem Sterbebette, wo ich eine Jungfrau einsegnete, zum letzten schweren Gange. Sie war ehemals Euere Braut. Ich bringe Euch ihre Verzeihung, aber auch ihre fromme Bitte, Euch mit Euren Gedanken von der Erde zu Gott zu wenden. Auf Euch

warten große Trübsale und Ihr werdet der Letzte Eures Stammes sein!"

„„Ich weiß, ich habe Unrecht an Der gehandelt, die meiner noch gedacht in der letzten Stunde,"" antwortete der Ritter. „„Aber ihre Prophezeihung kann mich nicht schrecken; blühen mir doch vier lebensfrohe, gesunde Knaben!""

„Die Sterbenden sehen oft helle!" erwiederte ernst und gemessen der Mönch und empfahl sich.

Der Ritter konnte sich einer bangen Ahnung nicht erwehren, aber er dachte: wenn mir der Himmel auch zwei oder drei meiner Kinder nimmt, wird er mir doch Eines lassen, in welchem der Name der Altenburger sich forterbt. — Noch war er mit diesem Gedanken beschäftigt, als ein Diener mit der Nachricht eintrat, der jüngste Knabe sei im Garten in den Teich gefallen, der zweite habe ihm Hilfe leisten wollen, sei aber auch in das Wasser gestürzt, und Beide hätten ihren Tod darin gefunden. — Am andern Morgen fand man die beiden älteren Knaben erschlagen in ihren Betten. Die Decke des Zimmers war über ihnen eingestürzt.

Den Ritter ergriff es jetzt wie der Arm der Vergeltung. Er legte sich selbst harte Bußübungen auf, gab reichlich Almosen und versagte sich alle Freude des Lebens. Eine Hoffnung nur war ihm noch geblieben: sein Töchterlein, welches in der That gesund und frisch heranwuchs. Die Eltern baten täglich: „„Gott im Himmel, nur **Diese** laß uns!"" Ihr Gebet schien auch erhört zu werden. Bertha, so hieß das Mädchen, überlebte ihre Eltern, sie war achtzehn Jahre alt, als diese starben, aber das Schicksal ihres Hauses hatte in ihr eine Schwermuth erzeugt, die ihre Lebenskraft aufzuzehren schien. Sie schied aus dem Geräusche der Welt und führte ein süßes Still-Leben in der innigsten Hingebung ihres Herzens an den lieben Heiland, den wahren Tröster aller Mühseligen und Beladenen. — Ihren Besitz Altenburg vermachte sie der Kirche zu milden Zwecken. —

---

86. Die Heimkehr.

Im dreizehnten Jahrhundert zogen aus Deutschland viele Edle und Reisige nach Preußen und Lievland, um dort mit den deutschen Rittern gegen die Ungläubigen zu fechten. Einem solchen Zuge schloß sich auch Kurd von Fürsten-Zell an, dessen Stammschloß auf einem Hügel an der Alb, einige Stunden vom Rhein, lag. Er ließ eine junge Gattin und zwei Töchter im zartesten Alter zurück.

Der Ritter von Fürsten=Zell wurde schon im ersten Treffen von den Preußen gefangen und zu schimpflichen Knechtsarbeiten verurtheilt. Ueber fünf Jahre brachte er in diesem traurigen Zustande hin, bis endlich ein großer Sieg der Christen ihm Gelegenheit verschaffte, zu seinen Glaubensbrüdern zu entfliehen. Aber jetzt erwachte zugleich das Weh der Heimath in seinem Herzen; er gedachte seiner Gattin und Kinder, und bange Besorgnisse knüpften sich an diese Erinnerung; darum beschloß er, nach Hause zu kehren, legte ein Pilgergewand an und machte sich augenblicklich auf den Weg.

Nach vielen Mühseligkeiten sah er endlich das Land seiner Väter wieder, und war kaum noch eine halbe Tagereise von seiner Burg entfernt, als er spät am Abend ein Nonnenkloster erreichte, wo er um Herberge ansprach. Er wurde freundlich aufgenommen und gut bewirthet; hierauf rief die Schaffnerin des Klosters ein junges, anmuthiges Dienstmädchen herbei und befahl ihr, den Pilger in die Herberge zu führen, die einige hundert Schritte vom Kloster entfernt lag. Bertha, so hieß das Mädchen, ungefähr achtzehn Jahre alt, schien sehr überrascht, einen Pilgrim zu sehen, der aus so fernen Landen kam und für das Kreuz gestritten.

„Ihr kommt aus Preußen?“ fragte sie auf dem Wege nach der Herberge mit einer Stimme, die mehr als gewöhnliche Neugierde verrieth.

„„Ja, mein Kind.““

Ein „Ach!“ entschlüpfte bei dieser Antwort den Lippen des erschrockenen Mädchens.

„„Du seufzest,““ sagte der Pilgrim; „„hast Du vielleicht einen Bruder oder Vater, der mit den deutschen Schaaren in jenes Land gezogen?““

„Nein, nein,“ erwiederte die Jungfrau etwas verlegen. „Aber ein Rittersmann aus unserer Gegend ist vor mehr als fünf Jahren zu den Schwert=Brüdern gegangen, und Niemand weiß: ob er noch lebt oder seinen Tod gefunden hat.“

„„Wie heißt der Mann?““ fragte hastig der Pilgrim.

„Kurd von Fürsten=Zell.“

„„Ich kenne den Ritter, er ist auf dem Heimwege zu den Seinen!““ rief der Pilgrim. „„Aber weißt du vielleicht Bescheid von ihnen?““ setzte er mit ungewisser Stimme hinzu.

„Wohl weiß ich Bescheid: ach, der arme Ritter!“

„„Um Gotteswillen, laß mich Alles hören, auch das Schlimmste!““

Sie hatten unterdessen die Herberge erreicht, vor welcher eine Bank stand. Das Mädchen drückte den Pilgrim sanft auf die Bank nieder, setzte sich neben ihn und ergriff seine Hand. „Ritter

Kurd von Fürsten=Zell findet seine Burg in den Händen eines Räubers, Diethers von Malsch, und seine Gattin im Grabe!!“ — —

„„Meine Burg, meine Gattin, meine Elsbeth, meine armen Kinder, wo sind die wohl?““

„Gott!“ rief das Mädchen und stürzte in die Arme ihres Vaters: „Ich bin Eure Irmentraut, meine Schwester ist hier im Kloster.“

Bertha erzählte nun, wie drei Jahre nach seinem Weggange sich plötzlich das Gerücht von seinem Tode verbreitet, und Diether hierauf seine Ansprüche auf Fürsten=Zell, als ein Mannslehen, gegründet; sie erzählte noch ferner, wie er sich mit Gewalt des Schlosses bemächtigt und ihre Mutter in dunkler Nacht mit ihren Kindern geflohen; wie sie eine Zuflucht in dem Kloster gefunden, wo Frau Elsbeth bald darauf gestorben. „Die gute, fromme Aebtissin,“ setzte sie hinzu, „gab mir und der Schwester, unserer Sicherheit wegen, andere Namen, denn sie befürchtete Alles von der Hinterlist des Ritters von Malsch. Meine Herkunft um so sicherer zu bergen, mußte ich sogar Magd des Klosters werden.“

„„Meine Tochter eine Magd!““ rief der Pilger wehmüthig aus.

„Zürnt nicht, Vater,“ sagte die Jungfrau; „man läßt mich nur ganz leichte Dienste verrichten, und die Aebtissin hatte nur unsere Rettung im Auge!“

Nach langem Nachsinnen gebot der Pilger seiner Tochter, das tiefste Stillschweigen über das Begebniß zu beobachten. Er wolle die Nacht über mit sich selbst zu Rathe gehen, was in dieser bedenklichen Lage zu thun sein möge. —

Auf der Burg Fürsten Zell war einige Tage später ein großes Bankett, welches der Ritter den Edlen aus der Nachbarschaft gab. Bei der Tafel herrschte die ungebundenste Lust, als ein Diener bleich, athemlos mit der Nachricht hereinstürzte: „„Der Geist des alten Kurd von Fürsten=Zell sei in der Burgkapelle erschienen.““ Ein Grauen ergriff die Gäste, und einige derselben dachten an einen schnellen Rückzug. Diether's Blicke waren starr nach der Saalthüre gerichtet. Diese öffnete sich jetzt plötzlich, und herein trat der Pilgrim. Sein bleiches Gesicht, seine von Leiden gefurchte Stirn und Wangen, die dünnen weißen Locken und der verwirrte lange Bart gaben ihm das Ansehen, als komme er aus dem Grabe. Die Ritter waren wie in Stein verwandelt. Langsam schritt der Pilgrim an der Tafel hinauf bis zu dem Stuhle, wo Diether saß, legte diesem die Hand auf die Schulter und sagte: „„Du bist der Räuber meines Eigenthums, der Mörder meiner Elsbeth!““ —

Diether's Blut gefror zu Eis, er machte eine Bewegung, fiel aber vom Stuhl zur Erde und war eine starre Leiche. —

„„O Gott, Du hast schnell gerichtet!““ rief jetzt der Pilgrim und faltete die Hände; dann wandte er sich an die anwesenden Ritter: „„Kennt Ihr mich nicht mehr und seid doch zum Theil meine alten Waffengefährten? Wunderbar hat mich der Herr gerettet aus vielen Irrsalen!““ Er erzählte nun, wie es ihm ergangen, und Alle freuten sich aufrichtig seiner glücklichen Heimkehr und erkannten in dem plötzlichen Tode des Ritters von Malsch — Gottes gerechteste Fügung. —

---

87. Frieden-Stiftung zwischen Vater und Sohn.

Wenn man all' die Tugenden der heiligen Isabella, Gemahlin des Königs Dionys von Portugal, einem Blumenstrauß vergleichen will, so wäre die Hauptblume darin, um welche sich die übrigen Blumen reihen, ihr — Friedenstiften.

Davon nur Ein Beispiel! —

Der eigene Sohn des Königs schien nämlich, wie einst Absolon, mit dem Plan umzugehen, noch zu Lebzeiten des Vaters die Herrschaft an sich zu reißen. Der König wollte ihn gefangen nehmen, was ihm aber nicht gelang. Isabella hielt mit ihren Frauen viele Andachten und ließ h. Messen lesen, daß Gott den Frieden in der Familie wieder herstellen möge. Daß sie dabei durch Ermahnen und Bitten den Sohn zur Unterwürfigkeit, den Vater zur Verzeihung zu bewegen suchte, versteht sich von selbst. Allein die Höflinge, welche ein Interesse dabei hatten, die Zwietracht zu erhalten, hetzten den König auch gegen Isabella auf, als halte sie es mit dem Sohn. Der König verbannte deßhalb seine Gemahlin in die Stadt Alanquera. Nun kamen aber mächtige Ritter und Burgherren des Landes und boten der Königin ihre Hilfe an gegen den König. Allein Isabella ließ sich nicht darauf ein; sie erklärte, sie wolle lieber alles Unrecht und Armuth dulden, als in einen Krieg einwilligen, zumal da auch durch den gerechtesten Krieg eine Menge Menschen, die ganz unschuldig dabei sind, Gut und Leben dadurch verlieren. Die Königin blieb in Alanquera und führte daselbst ein sehr frommes Leben in Zurückgezogenheit, Fasten und Andachtsübungen. Als der König solches erfuhr, kam er wieder zur Besinnung, legte seinen Argwohn ab und berief die Königin wieder zu sich. Der König belagerte gerade die Stadt Coimbra, welche von Alfons und seiner Kriegsmacht besetzt war. Hier gelang es nun den Bemühungen der h. Isabella, eine

Versöhnung zwischen Vater und Sohn herzustellen, so daß Dionys die Belagerung aufhob, sich von Coimbra zurückzog und dafür der Sohn freiwillig sich unterwarf und vom Vater Vergebung erhielt. Allein der Teufel und seine Gehilfen hatten bald wieder den Samen der Zwietracht zwischen Vater und Sohn ausgestreut, so daß es zu einer förmlichen Schlacht zwischen den beiderseitigen Anhängern kam. Isabella, von Liebe und Schmerz getrieben, ritt mitten in die Schlacht hinein, und ohne Rücksicht auf die Geschosse suchte sie den König auf und dann wieder ihren Sohn und brachte es durch ihr Zureden dahin, daß der Schlacht Einhalt gethan, der Sohn dem Vater sich unterwarf und ihm die Hand küßte, dieser aber dem Sohne den väterlichen Segen gab. —

88 — 90. Ehrfurcht gegen die Eltern.

1. Thomas Morus, ein Mann nach dem Herzen Gottes durch seine Frömmigkeit und Gerechtigkeit, wurde von dem Könige von England Heinrich VIII. zum Großkanzler ernannt, und ihm so eines der vornehmsten und einflußreichsten Aemter im Staat übertragen. — Sein Vater aber war nur Einer von den ältesten Räthen in dem Gerichte der königlichen Bank, und somit am Range weit geringer als der Sohn. — Da war es nun sehr rührend anzusehen, wenn das Gericht der Königlichen Bank seine Sitzung hielt und der Großkanzler in die Sitzung kam. Er ging alsdann zu seinem Vater, beugte sich erherbietig vor ihm und bat ihn um seinen Segen. — Und wenn es sich zutrug, daß Beide in andern Gesellschaften zusammen kamen, bot er allezeit seinem Vater den Rang vor ihm an, wenngleich derselbe ob der hohen Würde seines Sohnes diesen anzunehmen sich weigerte. —

2. Alphons XI., König von Leon, hatte durch die Schwächen und Gebrechen seines hochbetagten Vaters Ferdinand II. gar viel Peinliches zu erdulden. Der redlich gesinnte Sohn achtete jedoch all' dieser Beschwerden nicht. Immer blieb er um ihn und widmete ihm die aufmerksamste Sorgfalt; und er verließ ihn nur dann, wenn die Besorgung der Angelegenheiten des Staates, die der Vater ihm übertragen, es forderte. Einst nun erfuhr Ferdinand II., daß Alphons von einem Siege über die Mauern zurückkomme und sich bereits der Hauptstadt nähere. Sogleich befahl der ehrwürdige Greis, man solle ihn in eine Sänfte setzen und dann seinem Sohne entgegentragen, um ihm zu dem so glorreich erfochtenen Siege seine Freude zu bezeigen. — Sobald Alphons ihn erblickte, stieg er vom Pferde, eilte voll Freude ihm entgegen und folgte der Sänfte zu

Fuße. Vergebens verlangte der Vater, daß der Sohn wieder auf sein Pferd steige; vergebens stellte er ihm vor, wie es nicht schicklich sei, daß er, während sein ganzes Gefolge zu Pferde sitze, allein zu Fuß gehe. „Diese sind ja nicht ihre Söhne!" erwiederte Alphons und ließ sich nicht abweisen. Als sie bei dem Palaste anlangten, nahm er selbst seinen Vater in die Arme und trug ihn in sein Zimmer. „Mein Vater," sagte er, „Sie wissen wohl, wie weit Ihre Liebe zu mir geht; aber wie weit die meinige zu Ihnen geht, das wissen Sie nicht. Sie schränkt sich noch lange nicht darauf ein, daß ich Sie zu Fuß begleite; ich beneidete sogar schon die Bedienten, welche die Sänfte trugen, um des Dienstes willen, den sie Ihnen dadurch erwiesen. Mehr als ein Mal gerieth ich in Versuchung, sie stille stehen zu heißen, auf daß ich Sie, meinen Vater, auf den Schultern forttragen könnte." — Ferdinand konnte nur unter Thränen antworten. — Nicht lange genoß Alphons noch die Freude, seinen lieben Vater zu besitzen, denn er starb bald nachher, nämlich im Jahre 1190. Er ließ ihm ein prachtvolles Leichenbegängniß halten und folgte selbst mit tief gebeugtem Herzen der Leiche seines Vaters. Des Vaters Segen aber ruhte auf dem Sohne und dem Lande, und eine lange, glückliche Regierung war hienieden bereits der Lohn seiner kindlichen Liebe. —

3. Als eines Tages im Jahre 1787 zu Wien die Züchtlinge auf dem Graben daselbst das Pflaster kehrten, eilte ein wohlgekleideter junger Mann, ein Student Namens Kroppenberger, herbei und küßte ehrfurchtsvoll Einem der Züchtlinge die Hand. Dies sah der Kaiserliche Staatsrath Baron von Kressel aus seinem Fenster, ließ den jungen Menschen zu sich rufen und sagte zu ihm, wie es sich nicht schicke, einem Missethäter die Hand zu küssen. — „Aber," erwiederte der bestürzte Jüngling, „dieser Missethäter ist ja mein Vater!" — Gerührt durch diese kindliche Handlung, erzählte er dem Kaiser den Vorgang, und dieser gab Befehl, dem edlen Sohne das an der Universität demnächst ledig werdende Stipendium zur Fortsetzung seiner Studien zu ertheilen. —

91 — 93. Kindliche Unterstützung der Eltern.

1. Der Sohn eines Schullehrers zu Grenade im Departement der obern Garonne in Frankreich, Namens Despet, hatte sich in der Schlacht von Eylau unter den Augen des Kaisers Napoleon I. sehr ausgezeichnet. Dieser bewilligte ihm das Kreuz der Ehren-Legion, die Belohnung der Tapferen. — Kaum sah der junge Despet

sich mit dieser Auszeichnung geschmückt, so eilte er in der Freude seiner Seele, ergriff die Feder und schrieb an seinen Vater das Folgende: „Mein Vater! ich bin Mitglied der Ehren-Legion. Beziehen Sie die Pension davon, welche 250 Francs beträgt. — Wahrlich, wenn der Kaiser mich zahlt, weil ich meine Schuldigkeit gethan, so muß ich wohl Denen einen Theil abstatten, welchen ich das Leben verdanke. Mein größtes Verlangen war, Ihnen nützlich zu werden; mein Sehnen beginnt in Erfüllung zu gehen, und ich wünsche mir Glück dazu. Adieu, mein Vater, zählet immer auf die zärtlichste Liebe und innigste Dankbarkeit Eures Sohnes!" —

2. Eine arme Wittwe, die durch schwere Gichtleiden des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt war, empfand seit lange einen großen Schmerz darüber, daß sie an Sonn- und Feiertagen dem Gottesdienste nicht beiwohnen konnte. Jedesmal in der Frühzeit der heiligen Tage wiederholte sie betrübt ihren beiden Söhnen: „Wie glücklich würde ich sein, wenn ich der heiligen Messe anwohnen könnte! Aber mir ist's unmöglich, ich kann ja nicht gehen, und der Weg nach der Kirche ohnehin weit, für mich sehr weit!" Bei diesen Worten brach die arme Mutter in Thränen aus und seufzte tief; dann küßte sie das Kreuz ihres Rosenkranzes, den sie mit der größten Andacht und unter demüthiger Ergebung in den göttlichen Willen betete. — Ihre beiden Söhne, so gottesfürchtig wie ihre fromme Mutter, fanden ein Mittel, ihren heißen Wunsch zu erfüllen. Sie richteten eine Tragbahre zu und trugen durch die Reihen der Kirchgänger ihre Mutter zum Gotteshause. Die Gläubigen, welche dieses rührende Schauspiel sahen, nahmen die Blumensträußchen, die sie nach ländlicher Sitte auf der Brust trugen, und streuten sie den guten Söhnen einer so frommen Mutter liebreich auf den Weg. — Der Pfarrer, der dies gesehen, hielt eine ergreifende Predigt über die Verehrung der Eltern, und Aller Augen füllten sich mit Thränen, als er die dieser gottliebenden Familie auf den Weg gestreuten Blumen mit den Segnungen verglich, die der liebe Gott bald über sie verbreiten würde. —

3. Der heilige Cuthmann ist der Sohn schlichter, aber sehr frommer Bauersleute zu Stanning im Fürstenthume Wallis in England. Schon von Kindheit an zeichnete er sich durch den pünktlichsten Gehorsam und ächte Gottesfurcht aus.

Als er herangewachsen und sein Vater gestorben war, sorgte er durch angestrengten Fleiß für die Lebensbedürfnisse seiner hochbetagten Mutter. — Doch bald brachen ernste Prüfungen über ihn und seine Mutter herein; sie wurden nämlich durch mancherlei schwere Heimsuchungen Gottes in die drückendste Armuth versetzt. Mutter

und Sohn, im Vertrauen auf Gott nie wankend, verdoppelten ihren Fleiß in angestrengtester Arbeitsamkeit, um sich in Ehren durchzuhelfen. —

Da mit Einem Male erkrankte seine Mutter. Lahm und contract an allen Gliedern lag sie auf dem Stroh und hing so gänzlich von der Unterstützung und Pflege ihres Sohnes ab. — Doch Euthmann verzagte nicht, und widmete der Dulderin die treueste Sorgfalt. — Da er aber, indem die Mutter seiner stets bedurfte, nicht mehr im Taglohn arbeiten konnte, wodurch er gar keinen Verdienst mehr hatte; so machte er sich einen Karren, bereitete auf demselben ein Bett, legte die Mutter darauf, und führte sie im Lande herum und bettelte mit ihr. — Durch diese unermüdliche Wirksamkeit für die Erquickung und Tröstung seiner Mutter gab er allen Menschen ein rührendes Beispiel der opferwilligsten Kindesliebe und die Unterstützungen flossen sehr zahlreich in seine gute Hand, die man nur die „Hand der Barmherzigkeit" zu nennen pflegte. —

Nach dem Tode der Mutter, widmete Euthmann sein übriges Leben ausschließlich dem Dienste Gottes, baute — einem Gelübde zu Folge — mit der Hilfe und den Beiträgen frommer Landleute, eine kleine Kirche, und starb endlich im Rufe der Heiligkeit. — Sein ehrwürdiger Leib, den Gott durch viele Wunder verherrlichte, ruht in dem von ihm erbauten Kirchlein zu Stanning, und sein Fest wird jährlich am 8. Februar gefeiert. —

94—96. Mißhandlung der Eltern.

1. In Friesland gerieth einst der älteste Sohn mit seinem Vater in einen heftigen Streit. Endlich ergriff der wuthentbrannte Sohn den alten Vater bei seinen wenigen weißen Haaren und schleppte ihn gewaltsam die Stiege hinab, um ihn dann aus dem Hause hinauszustoßen. Der Vater jammerte nicht, noch rief er um Hilfe, sondern schien Alles geduldig zu leiden. Nur, als sie zur Schwelle der Hausthüre kamen, rief er: „Halte ein, o Sohn! Jetzt ist es genug! Ich bin bestraft; denn — **bis hierher** habe auch ich ehedessen meinen greisen Vater bei den Haaren geschleppt!" — Entsetzt ließ der Sohn den Vater los, vermuthlich auch darum, damit nicht auch ihm einst von seinen Kindern Gleiches mit Gleichem vergolten werde. —

2. Ein frommer Einsiedler hörte eines Tages, als er im Walde nach Kräutern suchte, ein jämmerliches Aechzen und Stöhnen. Er ging näher und fand da im Gebüsche einen jungen Menschen liegen,

der an seinem rechten Fuße eine tiefe Wunde empfangen hatte. Ringsum war der Boden mit Blut geröthet, und der Verwundete fiel von einer Ohnmacht in die andere. — Der Einsiedler hob den armen Jüngling auf und schleppte ihn mit großer Mühe in seine Zelle. Da er früher einige Kenntniß in der Behandlung der Wunden sich erworben, so bediente er auch den Kranken mit gutem Erfolge, und schon am folgenden Tage vermochte dieser zu erzählen, wie er die starke Wunde erhalten habe. — „Ich bin," fing der Jüngling an, „seit nicht gar langer Zeit der Diener eines jungen Edelmannes. Gestern ritten wir durch den Wald, wo Sie mich gefunden, und mein Herr hatte eine bedeutende Summe Geldes in einem Sacke bei sich auf dem Pferde. — Auf ein Mal — ich weiß nicht wie und wo — war der Geldsack verloren. Mein Junker fing furchtbar zu fluchen und zu wehklagen an. Wir ritten nun eine bedeutende Strecke zurück, ich stieg vom Pferde, suchte mit dem aufmerksamsten Fleiße nach dem Gelde, jedoch all' mein Suchen war vergebens! Als ich mich aber wieder meinem jungen Herrn näherte, und ihm berichtete, daß ich nichts gefunden, so begann er mir bittere Vorwürfe zu machen, ja sogar den Verdacht auszusprechen: ich hätte das Geld sicherlich gefunden, aber es schnell unter einem Gebüsche versteckt, um es zur gelegenen Zeit da abzuholen. Diese Rede kränkte mich tief; entrüstet erwiederte ich, daß ich mit Abscheu einen solchen Verdacht zurückwiese, und daß ich glaube, nie Ursache gegeben zu haben, meine Redlichkeit in Zweifel ziehen zu müssen. — Der ohnehin schon gereizte Junker kam durch diese meine Vertheidigung völlig in Wuth, zog blitzschnell sein Schwert und im nächsten Augenblick fühlte ich meinen rechten Fuß wanken; er war nämlich schwer verwundet. Ich stieß einen Schrei des Schreckens aus, fiel um und sah meinen unbarmherzigen Herrn spornstreichs davonreiten. Wahrlich! ich wäre in meiner Verlassenheit gewiß schon gestorben, wenn Sie, ehrwürdiger Einsiedler, mich nicht gefunden und wie ein barmherziger Samariter aufgenommen hätten. Dank, tausendfachen Dank für Ihre Barmherzigkeit! — Der Einsiedler bemühte sich, den Kranken zu trösten und aufzumuntern, und sprach unter Anderm: „„Der beste Trost für dich, mein Lieber! ist, daß du unschuldig leidest."" — Doch bei dem Wörtchen unschuldig schien den Kranken ein heftiger Schmerz zu durchzucken; er seufzte tief, Thränen traten ihm in die Augen, und ein Ausdruck des tiefsten Jammers malte sich auf seinem Angesichte. „Ach nein!" sprach er schluchzend, „ich leide nicht unschuldig; — zwar des Diebstahles wegen verdiente ich die Wunde nicht; da bin ich unschuldig; aber — aber!" — Seine Stimme stockte; er schwieg einige Minu-

ten — endlich fuhr er wieder fort: „Doch, es muß heraus; vielleicht wird mein Gewissen durch ein aufrichtiges Bekenntniß erleichtert! Ach, bester Vater! ich bin ein großer Verbrecher gegen das vierte Gebot! — Ich habe eine alte Mutter, die Wittwe ist, und ich bin ihr einziges Kind. — Als wir einst zusammen auf einem Wagen auf den Acker hinausfuhren, geriethen wir über eine unbedeutende Sache in Wortwechsel. Vor Zorn meiner nicht mehr mächtig, stieß ich sie endlich mit dem Fuße zum Wagen hinab. Die Mutter — vor Schmerz und Aerger über diese ihr zugefügte Schmach fast außer sich — sprach nun über mich schreckliche Flüche aus und drohte mir mit der Klage bei Gericht. Ich verließ nun aus Furcht vor der gerichtlichen Strafe eiligst meine Heimath, flüchtete mich über die Grenze, und suchte und fand einen Dienst bei dem jungen Edelmann, von dem ich bereits erzählt habe. — Und sehen Sie — an eben **dem** Fuße, mit dem ich meine Mutter gestoßen, erhielt ich die schmerzhafte Wunde! Gewiß ist dies eine verdiente Strafe meines begangenen Frevels, und ich leide nicht unschuldig!" — Thränen der bittersten Reue folgten diesem Bekenntnisse. — Der gute Einsiedler bemühte sich nun, auch die Wunde seiner Seele zu heilen, und ihn zu einer ernstlichen Buße vorzubereiten, was ihm auch bestens gelang. — Nach einiger Zeit kehrte der Jüngling, an Leib und Seele gänzlich genesen, in seine Heimath zurück, und fand bei seinem Mütterchen — wie einst der verlorne Sohn bei seinem Vater — wieder die liebevollste Aufnahme. —

3. Der heilige Bernardinus von Siena erzählt in einer Predigt das folgende merkwürdige Ereigniß: — In Spanien, unweit Valencia, war ein Jüngling seinen Eltern sehr ungehorsam und in Allem ungemein widersetzlich. Er gesellte sich bald zu einer bösen Rotte und ward ein Räuber. Nachdem er viele blutige, gräßliche Missethaten vollbracht, fiel er in die Hände des Gerichts. — Er wurde gehängt. — Kaum aber hatte er seine Seele ausgehaucht, so wurden seine Haare eisgrau. — Alle, die dieses Entsetzenvolle sahen, verwunderten sich unter Zittern und Beben; sie begriffen nicht, wie Solches einem Jünglinge, der kaum zwanzig Jahre zählte, begegnen konnte. — Man rief nun den Bischof herbei, daß er das Geschehene deuten möchte. Nachdem dieser sein Gebet verrichtet hatte, sagte er: „Gott wollte durch die grauen Haare anzeigen, daß dieser Jüngling sonst ein hohes Alter erreicht hätte; weil er aber gegen seine Eltern so unehrerbietig und ungehorsam war, so sei er — von der Gnade Gottes verlassen — immer tiefer gefallen und eines so baldigen und schrecklichen Todes gestorben!" —

97. Ehrlichkeit — ein Kapital.

(Aus: Katholisches Missionsblatt von A. Laumann in Dülmen.)

Auf der Kölnerstraße in Rheinpreußen, ging ein armer Familienvater mit Aufträgen und Briefen. Er betete aus dem innigsten Herzensgrunde: „Vater unser . . . . gieb uns heute unser tägliches Brod!" — „Sieh' mal da!" sagte er plötzlich, bückte sich und hob von der staubigen Straße ein Päcklein in blauem Umschlag auf, das nicht einmal versiegelt war, und stand darauf geschrieben: „Ein Hundert Thaler in Kassenanweisungen," das ist, in Papiergeld, was aber bekanntlich so viel gilt als harte Thaler. Da durchzuckte im ersten Augenblicke den Boten eine gewaltige Freude und er dachte: „Wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am Nächsten." Aber im nächsten Augenblicke faltete der arme Mann seine Hände und betete laut: „Führe uns nicht in Versuchung!" Er stand eine Weile still und dachte: „Der, der's verloren hat, braucht's auch; ich wollt', ich könnt's ihm wiedergeben!" Solche Gedanken hört immer Einer, der nichts Gutes vergißt, das ist der Herr im Himmel, der wohl weiß, wie Er's lenken soll. Der Bote sieht sich überall um, aber es ist Niemand da, den er fragen könnte, ob er etwas verloren? Er war aber noch nicht weit fortgegangen, da kam Einer hinter ihm her gestiefelt, daß man hätte meinen sollen, er sei auch ein Bote und ginge expreß. Als er zu dem Boten kam, war's ein wohlgekleideter Herr, dem man's eben ansah, es fehle ihm nicht das Brod für seine Kinder, wenn er noch deren hatte. „„Guten Morgen!"" sagte er zu dem Boten, „„habt Ihr nichts gefunden?"" „Was habt Ihr denn verloren?" fragte der Bote, um Gewißheit zu erhalten, ob er denn auch der Rechte sei. „„Ein Päcklein in blaues Papier geschlagen, unversiegelt und steht darauf geschrieben: Ein Hundert Thaler in Kassenanweisungen, und drinnen in dem Papier liegen zwanzig Fünfthalerstücke,"" sagte der Fremde. „Seht mal zu, ob es das ist?" sagte der Bote und reichte dem Fremden das unverletzte, unverkürzte Päcklein. Mit freudigem Erstaunen sieht der Herr das Päcklein und den Boten an, greift dann rasch hinein, nimmt ein Fünfthalerstück und drückt's in des Boten Hand. Der will's wohl anfänglich nicht nehmen, am Ende aber läßt er sich denn doch überreden und nimmt's mit vielem Danke. Der Fremde meint, er müsse danken, läßt sich des Boten Namen sagen, drückt ihm dankbar die Hand und geht. „Finden, finden, wiedergeben! hat meine selige Mutter immer zu mir gesagt," sprach nun der glückliche Bote zu sich, „und es ist wahr; es ist so gut als gestohlen, wenn man gefundenes Gut behält und weiß, wer's verloren hat. Die hundert

Thaler hätten mir auf der Seele gebrannt, aber die fünf, die mir der Ehrenmann geschenkt hat, sind ein rechter Segen und wie froh will ich Gott danken, wenn ich nun davon doch mehr als eine Woche Brod habe mit meinem Weib und meinen Kindern. Der heut' gesorgt hat, wird auch weiter sorgen, Halleluja!"

Jetzt hob sich sein Fuß federleicht und bei Zeit kam er am Orte seiner Bestimmung an. Der Rückweg wurde ihm noch leichter, denn er hatte einen guten Botenlohn und die fünf Thaler extra. Als er bei Solingen, das war seine Heimath, eintrat und links bei den ersten Häusern den bekannten Bäckerladen sah mit dem köstlich duftenden Brode, ließ er sich für seinen Botenlohn zwei Laibe geben und eilte heim. Da war ein Jubel unter den Kindern! Aber der Vater sagte: „Erst Gott danken, dann essen!" Und das jüngste Kind hob an: „Komm', Herr Jesus, sei unser Gast, segne uns, was Du uns bescheeret hast!" Und als sie das Alle fromm mitgebetet hatten, schnitt der Vater vor und es schmeckte königlich. Während des Essens erzählte er ihnen seine Geschichte mit den hundert Thalern und ermahnte sie, ehrlich allerwegen zu sein, und er legte die fünf Thaler auf den Tisch. „Seht," sagte er scherzend, „ich habe die hundert Thaler an den Herrn ausgelehnt und er hat mir die Zinsen gleich für ein Jahr vorausbezahlt." Die fromme Mutter faltete die Hände, sah gen Himmel, bewegte leise die Lippen und redete mit dem Herrn droben; dann sagte sie: „Ja, liebe Kinder, Ehrlichkeit ist ein Kapital, das Zinsen trägt auf Erden und im Himmel!" Und darauf drückte sie ihres Mannes Hand und sah ihn an mit einem seligen Lächeln und das waren auch wieder Zinsen von dem Kapitale der Ehrlichkeit. Das Hungerleiden endete mit der gesegneten Erndte dieses Jahres und die hungerbleichen Gesichter bekamen wieder Farbe und Leben. Auch unser Bote lebte wieder ordentlich auf und pries Gott, den Herrn, für die fünf Thaler, die ihm recht durchgeholfen hatten. Nach und nach aber vergaß er die Geschichte fast wieder. So kam Weihnachten. Am Morgen des ersten Festtages, als die Familie aus der Kirche kam und die Kinder sich ihres Christbäumleins und ihrer Lebkuchen freuten, da schritt mit seinen langen Beinen der Postbote ins Haus. „Der muß im Irrthume sein!" sagte die Frau. „Wir kriegen keine Briefe!" Aber der Postbote war nicht im Irrthume. Der Brief lautete auf den Boten ganz richtig, war franko und es lagen fünf Thaler darin. Da machten sie große Augen und wußten nicht, was sie sagen sollten, und der Vater las die Adresse noch einmal und meinte, es müsse ein Irrthum sein; aber es war richtig sein Vor- und Zuname, und er erbrach ihn zitternd, und es fiel ein Fünfthalerstück heraus und

stand also dabei geschrieben: „„Da ihr mir auf der Kölner Landstraße, dann und dann, ein hundert Thaler geliehen habet, nämlich: ich hatte sie verloren und ihr hattet sie gefunden und gabt sie mir wieder; so will ich dankbar die Zinsen abtragen, wie es recht und billig ist. Wendet sie gut an und lehret eure Kinder ehrlich sein, wie ihr, so wird's an den Zinsen eines solchen gottgefälligen Kapitals niemals fehlen! Gott befohlen und glückselige Feiertage!"" Das war das Brieflein und sonst mir nichts und dir nichts, kein Ort, kein Datum, kein Name! Da pries der Vater mit lauter Stimme Gott, nahm die fünf Thaler und bezahlte sie auf den Hauszins und sein Herz jubilirte in seiner Brust, und die Mutter sagte, selig lächelnd: „Seht ihr's, die Ehrlichkeit ist ein Kapital, und der liebe Herrgott sendet die Zinsen richtig, entweder in seinem Segen äußerlich, oder innerlich im Herzen, oder meist in beider Weise; darum, ihr Kinder, schreibt euch das Verslein in die Seele:

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!"

Seitdem aber ist alle Weihnachten das Brieflein und die fünf Thaler richtig angekommen, und das hat allemal ein schönes Stück Hauszins herunter gemacht, und sie haben nicht vergessen, Gott zu danken und ihrem unbekannten Wohlthäter, und ich wollt' wetten, daß Dem die Zinsen auch Zinsen trugen in seinem edlen Herzen und in seinem Geschäfte; denn über solche Kapitalien und Zinsen führt der Herr im Himmel das Hauptbuch!

Nun, werther Leser, solche Zinsen wird die Ehrlichkeit nicht gerade eben oft tragen, aber jedenfalls andere noch kostbarere. Denke nur an die Himmels=Actien. Man kann ja nie genug wiederholen: „Wenn du einen sich bietenden unerlaubten Gewinn um Gotteswillen zurückweisest, so erwirbst du dir eine Actie auf den Himmel." —

98. Der Brief auf dem Eichbaume.

Es war einmal ein Förster, der, sehr gering besoldet, große Noth litt mit seiner zahlreichen Familie, und so manchen Tag schien die liebe Sonne ihm in's Haus, und war doch kein Stücklein Brod darin. Darum schrieb er einen Brief an unseren lieben Herrgott, und setzte hinein: „dem armen Förster ging es gar übel, denn er könne mit seiner gar schmalen Einnahme nicht auskommen." — Darauf kletterte er mit diesem Briefe auf eine Eiche und legte ihn dort oben auf den Wipfel des Baumes nieder. —

Nun ging am andern Morgen der Edelmann auf die Jagd. Als er unter die Eiche kam, so wehte ihm der Morgenwind den Brief des Försters von der Krone des Baumes her vor die Füße. Da glaubte er nicht anders, als daß dieß ein Brief sei, den unser lieber Herrgott gerade an ihn geschrieben hätte. Da er nun darin las, wie schlecht es seinem Förster erging, meinte er, es sei Gottes Wille, daß er ihm helfen solle; füllte also, mit der freudigen Miteinstimmung seiner Frau, einen Sack voll Mehl und trug es in der Nacht vor des Försters Thür. Darauf füllten sie noch ein kleines Säckchen voll mit Geld, und das trug er auch noch hin und setzte es daneben.

Als der Förster am andern Morgen auf die Jagd gehen wollte, fand er das Säckchen mit Geld und auch den Sack voll kräftigen Mehls. Unter Thränen der Rührung backte seine Frau alsbald Brod, und sie dankten Gott, weil er ihnen in der Nacht die beiden Säckchen vor die Thüre gesetzt und so gnädiglich den Förster erhört hätte. —

99. Die ungleichen Brüder.

(Aus: Die Sagen des Spessarts von Adalbert von Herrlein.)

Droben im Wald, wo die Tannen an's Wildensteiner Feld stoßen, heißt man's „bei'm Haubenschneider.“ Es hat einst einen Mann gegeben, den man so zu nennen pflegte; und an dem Ort, wo man noch einen Steinhaufen sieht und ein Viereck, wie von einer abgebrochenen Mauer, ist sein Häuschen gestanden, in dem er etliche Jahre gewohnt hat und zuletzt gestorben ist. — Davon erzählt man sich Folgendes:

Zu einem Amtmann auf dem Wildensteiner Schloß, der ein böses Gerücht hatte, kamen einmal vor Zeiten zwei Brüder, weither aus dem Schwabenland gebürtig, die daheim weggegangen waren, um sich ein Unterkommen zu suchen. Der älteste hieß Rasmus und war ein Schreiber, der jüngste trug eine Geige mit sich und war ein Musikant. Doch nannte man ihn auch den „Haubenschneider,“ vielleicht weil er das Handwerk gelernt hatte und darauf sich zu nähren pflegte.

Als der Amtmann nun lang genug sich mit ihnen besprochen hatte, nahm er den Rasmus zu seinem Schreiber an und ward von Tag zu Tag mehr Freund mit ihm: denn der Rasmus war ein feiner Kopf und der Amtmann merkte bald, daß der ihm zu seinen bösen Stücken wohl helfen könne. Den Musikanten konnte er zwar nicht brauchen, aber er hieß ihn auch dableiben: denn er hatte ihn

gern um sich und ließ ihn manchmal ein Lied singen, um sich die bösen Gedanken zu vertreiben. Da wollte dieser auch einmal ein Kirchenlied singen, welches anfängt:

„O wüster Sünder! denkst du nicht,
Was dein verruchtes Leben
An jenem großen Weltgericht
Für Lohn dir werde geben?"

Darüber wurde der Amtmann so bös, daß er aufsprang und ihm die Geige zerschlagen wollte, und ihn anfuhr, er solle nur gleich weiter gehen und ihm niemals mehr vor die Augen kommen. Der Haubenschneider nahm seine Geige und seinen Stecken und ging auch alsbald, und sein Bruder Rasmus gab ihm das Geleite. Wie sie nun durch Wildenstein gekommen und aus dem Wald getreten waren, wo man unten im Thal die Hesselsmühle liegen sieht und links im Grund Eschau, nahmen sie von einander Abschied und der Haubenschneider sagte: „Rasmus, wir werden in dieser Welt einander nicht mehr sehen, aber einst zu deinem Begräbniß werde ich kommen. Laß mich dann Gutes von dir hören. Du bist in kein gutes Haus gekommen und geräthst wieder auf deinen alten, bösen Weg, was Gott verhüte!" Das ging dem Rasmus durch's Herz und er gab seinem Bruder die Hand und weinte und versprach ihm alles Liebe und Gute, — dann schieden sie.

Als der Rasmus aber von seinem Bruder getrennt war, war sein guter Engel von ihm gewichen, und bald hatte er sein Versprechen wieder vergessen. Durch den Amtmann kam er herunter nach Eschau und wurde zum Kornmesser gemacht. Nun that er, was ihm wohl gefiel, hielt den Amtmann, die Herrschaft und die Unterthanen ganz gleich, — er betrog sie nämlich alle Drei mit falschem Maaß und wurde je länger, je ärger. Es kamen theure Jahre, und in der ganzen Gegend wurden die Leute ihm schuldig. Aber da mochten die Schuldleute kommen, denen er in der theuren Zeit einen Vorschuß geleistet, und auf die Kniee vor ihm fallen und um noch ein wenig Geduld betteln, er kannte kein Erbarmen: er ließ ihnen die einzige Kuh aus dem Stall und das Hemd vom Leibe verkaufen und trieb sie fort in's Elend; und wenn sie weinten, es würden ihre und ihrer Kinder Thränen ihm noch auf der Seele brennen, so meinte er, die würden ablaufen, wie das Regenwasser von einem Ziegeldach. Freunde hatte er keine, vielmehr die Leute seufzten und schrieen wider ihn zu Gott, bis der sie endlich von ihm erlöste. In einer Nacht hört man ihn fürchterlich schreien, bald im obern, bald im untern Stock, bald in der vordern, bald in der

hintern Stube, — am Morgen lag er todt im Bett, das ganze Gesicht blau unterlaufen.

Beweint hat ihn Niemand, bei seinem Begräbniß aber ist's seltsam zugegangen. Wie nämlich der Sarg schon zugemacht im Hofe steht, und der Pfarrer und der Schullehrer da sind, und die Leute das Lied singen, und die Träger den Sarg aufheben wollen, guckt der Rasmus oben zum Bodenloch heraus und schaut zu, gerade wie er geleibt und gelebt hat. Die ganze Gemeinde hat ihn gesehen, und ist Manchem das Singen davon vergangen, der Pfarrer aber hat nichts gesehen, sonst wär' er nicht ehrlich begraben worden. So aber trug man ihn hinaus auf den Gottesacker.

Wie nun dort der Pfarrer ihn eingesegnet hat und die Gemeinde anstimmt: „Nun laßt uns den Leib begraben!" und man den Sarg in's Grab läßt, da kommt ein fremder Mann gegangen, drängt sich durch die Leute und wirft drei Hände voll Erde auf den Sarg, und ist der Einzige, der nasse Augen hatte. Es war der Haubenschneider, der zu seines Bruders Begräbniß gekommen. Er war auch alt und grau geworden, aber er hatte noch seine Geige umhängen, gerade wie ehedem. Als das Grab fertig war, steckte er das Kreuz darauf und ging mit den Leuten zum Gottesacker hinaus. Er fragte nach, wie sich sein Bruder gehalten, aber da hörte er ein böses Gerücht. Das ging ihm durch's Herz, und wie er genug und übergenug gehört hatte, sagte er bloß: „Es ist also doch wahr!" ging rechts ab von den Leuten hinüber nach dem Platz, wo er seinen Bruder noch einmal weichmüthig gesehen hatte und mit einem guten Vorsatz, baute sich dort ein Häuschen und wohnte daselbst viele Jahre. Er war freundlich und dienstfertig gegen Jedermann, aber er sprach nicht viel mit den Leuten, sondern war immer allein: nur singen und spielen hörte man ihn jeden Morgen und Abend. Einmal war er krank und als er mehrere Tage sich gar nicht mehr hatte sehen lassen, hörte ihn eines Abends ein Mann, der mit Holz aus dem Walde kam und an seinem Häuschen ausruhte, gar beweglich singen:

„Valet will ich dir geben,
Du arge, falsche Welt,
Dein sündlich böses Leben
Mir gar nicht mehr gefällt!

Im Himmel ist's gut wohnen,
Dahin steht mein Begier,
Dort wird Gott ewig lohnen
Den, der ihm dient allhier!"

Dem Holzhauer trat, während er ihn singen hörte, das Wasser in die Augen. Es war wohl sein letztes Lied gewesen. Tags darauf

hat man ihn todt in seinem Bett gefunden. Das Gesangbuch war noch aufgeschlagen, aus dem er gebetet, das Oellämpchen war ausgebrannt, das Wasserkrüglein leer, und die Saiten auf der Geige zersprungen, — er aber lag da, wie schlafend.

Der Rasmus, sagt man, kann im Grabe keine Ruhe finden. Auf dem Speicher mißt er oft ganze Nächte hindurch das Korn, kehrt zusammen und hebt die Säcke: am Morgen aber liegt Alles wieder an seinem Ort. Einmal waren Leute auf dem Speicher und redeten von ihm, und Einer rief: Rasmus komm'! da stand er plötzlich da, und als sie eilends die Treppe hinunter sprangen, fiel Der, welcher gerufen hatte und brach das Bein. Auch in einem andern Hause, wo er einen Fruchtboden hatte, mußte er sein Wesen treiben. Der Mann im Hause hörte, wie er einfaßte und abstrich und dabei in Einem fort fragte: „Wo soll ich's denn hintragen das Korn, wo soll ich's hintragen?" Da faßte sich der Mann ein Herz und rief: „„Trag's wieder hin, wo Du's genommen hast!"" Wie er das gesagt hatte, war Alles still, und seitdem hat er sich nicht mehr im Hause hören lassen.

Schwerlich ist's eine Ehre, wenn Einem nach dem Tod eine solche Nachrede wird!

Seines Bruders Name wird hie und da auch noch manchmal genannt, wiewohl sein Häuschen verfallen und unter dem Haidekraut und Gebüsch, das jetzt dort wächst, wenig mehr davon zu sehen ist. Manche Leute nämlich, wenn sie spät in der Nacht den Wald herabgekommen sind über die Münzplatte, haben sie mit einem Male, als wenn's aus der Luft käme, eine Musik gehört von lauter Geigen, so hehr und lieblich, als wenn die Engel im Himmel selber die Spielleute wären. Rechtschaffenen Leuten kommt's Beten drüber an; — wenn aber Einer flucht, so lautet's, wie wenn eine Saite zerreißt auf einer Geige, und die Musik hört auf. —

---

100. Die Strickerin.

Ein Mann ging an einem schönen Herbstabende, als es zu dunkeln begann, in Wien von dem zahlreich besuchten Spaziergange nächst dem Karolinenthor an dem Glacis (oder dem Abhange der Festungswälle) seiner Wohnung zu. Nur hie und da begegnete er einem Spaziergänger, der sich erst spät seinem Geschäft entzogen hatte. Er bemerkte aber mit Verwunderung auf einer der Bänke eine schon bejahrte Frau sitzen, welche bei ziemlich kühler Abendluft noch emsig an einem Strickwerke fortarbeitete. Sie war nicht übel

gekleidet. Er fragte sie, warum sie, ihre Augen so wenig schonend, in später Abenddämmerung im Freien noch stricken möge. Sie antwortete ihm in einer wohlklingenden Sprache: „Sie sehen, mein Herr, daß ich alt bin; in meinen Jahren entzieht man sich gern dem Gewühle und sucht die Einsamkeit. Ich kann nie müßig sein, bin überdieß das Handhaben der Stricknadel so gewohnt, daß ich keines Lichtes bedarf. Auch stricke ich an dieser Stelle vor Allem deßwegen gern, weil mir eine gewisse Erinnerung Vergnügen macht, und aus Dankbarkeit; denn auf dieser Stelle war mein spätes Stricken die Veranlassung, daß ich vollkommen glücklich geworden bin.“ — Da wurde er noch neugieriger, und die gute Frau ließ sich nicht abgeneigt finden, ihm dieß Räthsel zu lösen. Sie sprach: „Vor drei Jahren ging es mir nicht so gut, wie jetzt. Mein Mann, ein kaiserlicher Beamter niederen Ranges, war am Schlagflusse gestorben, ehe seine Dienstjahre mir, als seiner Wittwe, einen Anspruch auf einen Jahrgehalt geben konnten; er hatte mich trostlos, ganz arm, und ohne alle Aussicht und Hilfe hinterlassen. Unser einziger Sohn übte sich bei einem Bezirksgerichte zehn Stunden von Wien entfernt, und bedurfte selbst noch meiner Unterstützung, obgleich er, als ein guter und dankbarer Sohn, Alles anwandte, um meine Sorgen zu lindern. Ich war in meiner Lage an den Erwerb meiner Hände verwiesen, die freilich nicht viel verdienen konnten, mich aber, da ich vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht Strickarbeiten fertigte, doch ehrlich ernährten. Weil meine armselige Kleidung und falsche Scham mich über Tag in mein düsteres Stübchen verschloß, so trat ich meistens erst in der Abenddämmerung in's Freie, und setzte vorzugsweise an dieser Stelle meine Strickarbeiten fort. Eines Abends saß ich hier, in Gedanken an meinen Sohn, den ich um Alles in der Welt gern einmal wieder gesehen hätte, und strickte gleichsam in jede Masche mütterliche Wünsche für sein Glück ein, so daß ich zwei Herren, die sich zu mir hergestellt hatten, kaum bemerkte. Einer derselben richtete an mich dieselbe Frage, die Sie, mein Herr, so eben an mich gestellt haben. Der gutmüthige Ton des Fragenden rührte mich; mit Thränen klagte ich ihm meine Noth, und sprach: „Wenn nur mein Sohn hier angestellt werden könnte! Dann wäre meiner Noth auf Einmal abgeholfen.“ Nun fragte mich der mitleidige Herr viel um meinen Sohn; und da mir seine Theilnahme wohlthat, sagte ich ihm Alles so genau, daß er nun über meine Lage, den Aufenthalt meines Sohnes und dessen Verhältnisse so gut unterrichtet sein mochte, als ich es selbst war. Hierauf verließ mich der Herr, den ich nicht kannte, mit seinem Begleiter. Am nächsten Morgen kam ein Mann in der Tracht der

Bedienten des kaiserlichen Hauses in mein Stübchen, und überreichte mir fünfzig Gulden, und sprach dabei nur die wenigen Worte: „„Dieß ist für Ihre augenblicklichen Bedürfnisse; das Weitere werden Sie schon erfahren.““ Und schnell verschwand er. Acht Tage hernach flog mein Sohn in meine Arme, und sagte, „„durch einen Befehl seiner vorgesetzten Hofstelle sei er nach Wien berufen worden, und werde im Genusse eines für uns hinreichenden Gehaltes ein Amt bekleiden.““ — Seit dieser Zeit wohne ich bei meinem Sohne, und wir Beide leben so vergnügt und zufrieden, daß wir Niemand auf Erden um das glänzendste Schicksal oder um allen möglichen Reichthum beneiden möchten. — Meine Bemühungen, dem großmüthigen Gründer unsers Glückes persönlich danken zu können, wollten nicht gelingen. Ohne Zweifel war es der Erzherzog Anton. Er gewährte mir, vor ihm erscheinen zu dürfen; und als ihm mehr meine Thränen, als meine Worte dankten, wollte er von der armen Strickerin nichts gehört, noch gesehen haben. Aber seine erhabenen Gesichtszüge waren zu tief in mein Gemüth eingedrückt. Ich kann ihn nur segnen, nur für ihn beten. Deßwegen stricke ich auch jetzt noch auf dieser Stelle oft bis in die Nacht, obgleich ich es nicht nöthig hätte; denn gern gedenke ich hier meines Wohlthäters und jenes glückbringenden Abends.“ —

---

101. Dankbarkeit.

Ein Graf fuhr zu Paris zwischen dem Invaliden-Hospital und der Tuilerien-Brücke in einem Kahn über die Seine, in welchem sich eine Frau aus dem Volke befand.

Der Graf fragte die Frau: „Sind Sie verheirathet?“ — „„Ja, mein Herr!““ — „Welch' ein Geschäft führt Ihr Mann?“ — „„Er arbeitet am Flusse.““ — „Welchen Theil von Paris bewohnen Sie?“ — „„den Gros-Caillou.““ — „Wohin gehen Sie?“ — „„An die Barriere du Roule.““ — „Sie gehen sehr weit von Ihrer Wohnung?“ — „„Ich will Brod kaufen.““ — „Brod? Verkauft man keines in Gros-Caillou?“ — „„Doch!““ — „Es ist also billiger oder besser an der Barriere du Roule, als in Gros-Caillou?“ — „„Nicht im geringsten, mein Herr!““ —

„Und was bestimmt Sie, einen so weiten Weg zu machen?“ — „„Ehe mein Mann angestellt wurde, waren wir in Noth. Der Bäcker, welcher jetzt an der Barriere du Roule wohnt, wohnte damals in Gros-Caillou. Er hatte die Güte, uns Brod auf Borg zu geben, wenn wir ohne Geld waren. Seitdem er das Quartier verlassen,

befinden wir uns in besseren Verhältnissen. Aber wir haben ihm unsere Kundschaft erhalten, um ihm mit dem baaren Gelde für die Dienste zu danken, welche er uns so barmherzig erwiesen, als er uns noch auf Borg das tägliche Brod gab."" —

---

102. „Er soll entlassen werden!"

Das majestätische und herrliche neue Hof- und Nationaltheater auf dem Max-Joseph-Platze zu München wurde in der Nacht des 14. Januar 1823 in Asche gelegt. Aber bald erstand es wieder aus den Ruinen in eben derselben Pracht und Schönheit. Schon war auch die ganze innere Einrichtung vollendet, und die Wasserleitungswerke zur Löschung von dem kunstreichen Rathe Reichenbach waren mit neuer, einfacher und schnell rettender Vorrichtung dergestalt versehen, daß durch die Lenkung eines Wechsels auf der Stelle das Innere des Theaters unter Wasser gesetzt werden konnte; für diese Anstalt bestimmte man einige Theater-Wärter.

Ehe noch das Theater geöffnet wurde, ereignete es sich, daß ein solcher Theater-Wärter aus Versehen den Reservewasser-Hauptstift bei dem Nachsehen Unrecht drehte, und als die Reserven eingepumpt wurden, ergoß sich das Wasser in die Logengänge des zweiten oder Hofranges so schnell, daß man Noth hatte, durch eiligste Richtung des Stiftes dem Strome Einhalt zu thun. Durch diese kleine unwillkommene Fluth wurden also die eben neu dekorirten königlichen und anderen Logen etwas beschädiget, und der Vorfall veranlaßte in der Stadt das Sprichwort: „Einmal ging das Theater durch's Feuer, jetzt durchs Wasser." Dem Könige Maximilian I. konnte dieses Ereigniß nicht verborgen bleiben. Er war über den Theater-Wärter hoch erzürnt, befahl, daß man ihn auf der Stelle derb strafen, und dann entlassen solle.

Die Theaterbau-Kommission setzte aber ein Verhör dieses Mannes an, um ihn nach Ordnung und Untersuchung diesem königlichen Urtheile zu überlassen. Der Wärter erschien vor der Commission, gestand den von ihm begangenen Fehler mit trauriger Miene, erzählte aber: „Daß dieses Versehen nur in jenem Gemüthszustande und jenem Mangel an Geistesfassung geschah, in welchem er durch den Schmerz versetzt worden, indem seine einzige Tochter, gerade ehe er in das Theater ging, starb, und sein Weib dadurch auf das Krankenlager gebracht wurde. Dieses Wehe habe so ganz seinen Verstand und seine Besinnung gefesselt, daß er in dem Augenblicke, wo er mit der Hand den Stift berührte, wohl

nicht wußte, was er that, und nun möge man den ganzen Umfang seines Unglückes beurtheilen.“ Allgemein bedauerte man das Schicksal dieses Dieners.

Der Vorstand dieser Untersuchungs=Commission war aber so menschenfreundlich, dem Könige die Ursache jenes Vorfalles nach dem ganzen Vortrage des Mannes mitzutheilen. Als der König von dem Schmerze des Mannes über den Tod der Tochter und der Besinnungslosigkeit hörte, welche ihn deßhalb ergriffen hatte, wurde Er so erweicht, daß Er, mit Thränen im Auge sich wegwendend, sagte: „Ja, das ist etwas Anderes, hier hat sich das Vaterherz gerührt, das weiß Ich Selbst; (es starb nicht lange vorher eine Prinzessin) ihr habt recht gethan, daß ihr ihn nicht gleich davon gejagt habt.“ — Dann befahl der König, daß der Wärter Abends bei dem Eintritte in die Loge sich vor ihm stellen solle.

Dieß geschah,

Als der König in's Theater trat, wollte der Mann einen Fußfall machen; allein der König hinderte dieß, sprach gütig mit ihm, tröstete und entließ ihn gnädig beschenkt — mit der Versicherung, daß er seinen Dienst behalten solle, den er dann fortan mit der dankbarsten Erinnerung an diesen unvergeßlichen Augenblick verrichtete. —

103. Unter armen Leuten wohnt die reichste Liebe.

In einer kleinen Stadt des Departements Moselle in Frankreich lebte noch im Jahre 1852 eine überaus arme Handwerkerfamilie. Der Vater starb. Ein Martyrer der Arbeit, hatte er zuviel auf seine Kräfte vertraut; die Anstrengung hatte ihn in einem Alter von 32 Jahren getödtet. Krankheit ist für Alle ein schreckliches Ding; für den Handwerker aber ist sie die schlimmste aller Plagen, die über ihn hereinbrechen können; denn die Arbeit ist für ihn das einzige Hilfsmittel, und mit der Krankheit sieht er plötzlich die Quelle seines Wohlstandes versiegen. Um Frau und Kinder zu ernähren, verkauft er einige Monate lang den Ertrag von zehn bis zwanzig Arbeitsjahren und bei herannahendem Tode läßt er sie ohne Zufluchtsstätte und ohne Brod. Dieß war das Loos der armen Familie, von der wir sprechen. Als der Vater starb, war die Kammer kalt und leer. Mit Ausnahme des hölzernen Crucifixes, das an der Wand hing, waren alle Möbel daraus verschwunden. Die Mutter verlor unterdessen den Muth nicht, erschöpfte ihrerseits ihre Kräfte, um die nun verwaisten Kinder zu ernähren und brachte Tag und Nacht mit einer Arbeit zu, welche ihr ein Fieber verursachte. Ach, die gute Frau war nicht viel glücklicher als ihr Mann! Nach einigen Wochen wurde sie gefährlich krank. —

Eines Morgens, im Märzmonate, trat aus christlichem Mitleid eine Nachbarin der Unglücklichen in ihr Haus, um ihr nach Gewohnheit die kleinen nothwendigen Liebesdienste zu erweisen. Sie fand die Mutter kalt und ohne Leben. In der Nacht war sie gestorben. Bei dem matten Scheine des winterlichen Tagesanbruches bemerkte die gefällige Nachbarin die zwei kleinen Waisen, welche lächelnd in ihrem Bettlein schlummerten. Arme Kinder! sie wußten nicht, was für ein Unglück sie eben getroffen hatte. Die demüthige Frau kniete vor der Leiche ihrer Mutter, schloß ihr fromm die Augen und bedeckte ihr Gesicht mit ihrem letzten Tuche. Während sie diese Pflichten erfüllte, wurden die Kinder wach. Die Fremde brachte sie wieder sanft in den Schlaf, bedeckte sie mit Thränen und Küssen, und nur mit ihrem Herzen Rath nehmend, sprach sie zu sich selber: „Ich will sie mitnehmen. Gott wird das Uebrige thun! ....“

„Das Uebrige!“ es war Alles, wie wir gleich sehen werden. Diese Frau war Mutter wie die Wittwe, und arm wie sie. Ihr Mann, ein thätiger und verständiger Arbeiter, gewann wohl während der guten Jahreszeit einige Groschen; aber im Winter hatte er nur einen mäßigen und mißlichen Lohn, um Die zu ernähren, welche er liebte. Zur Zeit des Mahles kam er in seine Wohnung zurück. Seine Frau war zerstreut und tiefsinnig. Sie fragte sich ganz leise, wie er die beiden Kinder der Wittwe aufnehmen würde und ob er ohne Furcht diese ausgehungerten armen Kinder von dem Brode zehren sehen würde, von dem seine eigenen Kinder lebten?

„„Frau,““ sagte er ihr, indem er sie begrüßte, „„woher kommt dieses traurige Gesicht? Hast du vielleicht einigen Kummer?““ — „Nein, mein Freund, Nichts stört weder mein Glück noch das deinige. Was mich betrübt, ist das Unglück eines Anderen.“ — „„Was ist das für ein Unglück? Erkläre dich!““ — „Je nun! Unsre Nachbarin ist in dieser Nacht gestorben!“ Indem die gütige Frau diese Worte sprach, verdoppelte sich ihre Furcht und sie blickte auf einen Vorhang hin, welcher die beiden zu Bett gebrachten Kinder verbarg.

„„Gestorben?““ sagte der Handwerker. „„Ach! ich beklage sie nicht. Das ist ein Glück für sie! Aber ihre Kinder? ohne Zweifel werden sie nicht vor Hunger oder Kälte sterben; das Spital ist da, um sie aufzunehmen. Jedoch dort ist das Leben oft sehr traurig; man müßte sie lieben, wie die Waisen von ihrer Mutter geliebt wurden. Höre, bis jetzt habe ich uns Allen Brod zu verschaffen gewußt, unsern drei Kindern und dir. Wohlan, hoffen wir, daß ich auch so glücklich sein werde, fortan fünf Kindern Brod zu geben! Lass' uns die Kinder dieser Unglücklichen annehmen und sie so zärtlich lieben, daß sie den Tod ihrer Mutter vergessen. Was sagst du dazu?

Sprich doch, dein Schweigen beunruhigt mich. Stimmst du etwa nicht bei?"" —

„Sieh' da," erwiederte sie wie mit Engels-Frohlocken, indem sie den Bettvorhang wegzog, „da sind sie!" —

104. Reliquien in St. Lorenzo zu Genua.

(Aus der Zeitung: Deutsche Volkshalle.)

Die Kathedrale von St. Lorenzo in Genua ist ein Bauwerk des Mittelaltars, welches ursprünglich in germanisch-lombardischem Style angelegt ist. Aber zur Zeit der Renaissance hat sie eine eben nicht sehr erwünschte Restauration durch den berühmten Meister des italienischen Styles, Galeazzo Alessi, erdulden müssen. Jedoch der Reichthum und das Gefällige dieser Restaurationsarbeiten können uns in etwas mit diesem Meister aussöhnen, der das Chor und die Kuppel gebaut haben soll. Das Aeußere dieser Kirche frappirt ein wenig durch den Umstand, daß es auf diesem klassischen Boden an ein preußisches Schilderhaus erinnert, denn es ist schwarz und weiß gestreift von Marmor gebaut. Aehnliche Anwendung verschiedenfarbiger Marmorarten in Streifen und Figuren findet sich in Italien oft vor. Ueber der großen Thüre befindet sich ein Basrelief, welches den Martertod des heiligen Laurentius darstellt, ein ernstes Denkmal christlicher Opferwilligkeit. Das Innere der Kirche ist in seiner Art imposant. Sechszehn Säulen von schwarzem und weißem Marmor tragen die hohe Decke, die am Chore durch eine schöne Darstellung aus der Geschichte des heiligen Laurentius in Freskomalerei geschmückt ist. Alle Theile des ziemlich großen Gebäudes sind reich und glänzend in ihrer Art. —

Die Kathedrale bewahrt zwei sehr verehrte Heiligthümer.

Das erste Heiligthum sacro catino genannt, ist ein Gefäß, welches nach einer ehrwürdigen Tradition des Alterthums dem Heilande zum Genusse des Osterlammes diente. Das Gefäß wurde zur Zeit der Kreuzzüge bei der Einnahme von Cäsarea als Beute erobert und im Jahre 1101 durch Guglielmo Ebraico nach Genua überbracht. Es ist aus grünlichen Stoffe, und die Genueser hielten es von jeher für einen hohlgeschliffenen Smaragd, der also bei der ungeheuren Größe von fünfzehn Zoll Durchmesser schon als Stoff einen sehr bedeutenden Werth haben müßte. Das Gefäß ist von sechseckiger Gestalt und hat zwei Handhaben, von denen die eine nur erst aus dem Rauhen geschliffen ist.

Das zweite Heiligthum der Genueser Kathedrale ist eine

Schüssel von Achat. Die Tradition giebt sie als den Diskus an, auf welchem Herodias das Haupt Johannes des Täufers in Empfang nahm. — Eine originelle Einrichtung knüpft sich an diese Reliquie. Weil sich nämlich die beiden Weiber so schwer an dem Vorläufer Christi versündigt haben, darum darf kein Frauenzimmer die Kapelle des heiligen Johannes am Dome zu Genua betreten. Auffallend ist diese Einrichtung, aber nicht ohne tiefen Sinn. Das weibliche Geschlecht hat so ungemein Viel dem Segen des Christenthums zu verdanken, und es bestrebt sich daher auch allerdings in seiner Dankbarkeit vielfach einer hohen christlichen Frömmigkeit. Hier kann nun eben eine kleine Demüthigung nicht schaden, welche sich an die Erinnerung knüpft: daß die Frauen einer eben so tiefen Entartung fähig wären, wenn der Segen des Christenthums sie nicht veredelte. —

105. Das Blut des heiligen Januarius.

In der Domkirche zu Neapel werden die Reliquien des heiligen Bischofs und Martyrers Januarius aufbewahrt, und das Patrociniums-Fest wird mit großer Pracht alljährlich am 19. September gefeiert. Nur an diesem Tage werden die Reliquien des Heiligen öffentlich ausgestellt und sonst Niemandem vorgewiesen.

Das Haupt des heiligen Januarius befindet sich in einer silbernen, stark vergoldeten Büste, welche nicht geöffnet werden kann, und auf einem mit Basreliefs verzierten Postamente ruht. Eine Stola von Goldbrokat umgiebt Schultern und Brust. Das Haupt des Heiligen trägt die silberne, gleichfalls vergoldete Bischofs-Mitra, während sich um den Hals reiche Schnüre von Perlen und Edelsteinen schlingen. Dieses Haupt wird auf die rechte Seite des Altars gestellt; auf die linke, in einer Entfernung von sechs bis sieben Fuß, ein silbernes, vergoldetes, drei Fuß hohes Sakramentshäuschen, in welchem sich unter einem gothischen Spitzbogen die Statuette St. Januars befindet. Ueber derselben ruht eine runde, flache Kapsel von Silber, an beiden Seiten mit Glas versehen und einer Handlaterne vergleichbar. Sie ist mit einer Krone verziert, welche wiederum vom Kreuze überragt wird. In dieser Kapsel befinden sich die Fläschchen mit dem wunderbaren Blute, das namentlich an diesem Festtage flüssig zu werden pflegt. Von Zeit zu Zeit wird sie herab genommen und den Anwesenden innerhalb der Barriere, sowie auch an den Grenzen derselben zur Verehrung dargereicht. Der Domherr, welcher sie trägt, hält sie an der Handhabe empor, dreht sie nach jeder Richtung, und läßt den nahetretenden Clericus eine Kerze hinter die Scheiben halten, um Jedermann

durch eigene Anschauung zu überzeugen, daß hier keine Täuschung obwalte. Innerhalb der Wände jener spannenlangen Kapsel stehen die beiden Fläschchen unbeweglich; das eine längliche ist mit dem Blute des Heiligen nur etwas gefärbt; das breitere und rundlich geformte enthält dagegen eine trockene, harzähnliche Substanz, welche sich beim Schütteln locker bewegt; und diese ist es, welche schäumend und zischend in Fluß geräth. —

Es ist ein feierlicher, seliger Augenblick, wenn, nach heißen Gebeten, die da Priester und Volk gemeinschaftlich verrichten, mit Einem Male die Kanonen von St. Elmo und vom Kastell donnern, von ihren Zinnen die Fahnen flattern, und im Dome und auf den freien Plätzen das ganze Volk in heiliger Begeisterung jauchzt und frohlockt: „Il miracolo è fatto! Das Wunder ist geschehen!“ —

Es wird dann das Behältniß, welches das Blut des Heiligen umschließt, umher getragen und unter Kerzenbeleuchtung vorgezeigt. Jedermann kann sich in dieser Weise überzeugen, daß das Blut flüssig geworden und stets der Richtung folgt, die man gerade der Flasche geben will.

Eine volle Woche hindurch bleibt das Blut des ruhmgekrönten Martyrers flüssig, und wird während derselben dem Volke zur Verehrung ausgestellt. —

---

106. Die Uebertragung der Reliquien des heiligen Antonius von Padua.

(Aus: Lebensgeschichte des heiligen Antonius von Padua. Aus dem Flämischen von G. Simar.)

1. Die Stadt Padua war endlich in die Gewalt Ezzelino's, des Blutdürstigen, gefallen. Das Jahr 1239 hatte ihr Unglück vollendet. Viele Edelleute wurden zum Tode geführt, der Podesta, die Rathsherren und Lukas Belludino, der Guardian der Franziskaner, aus der Stadt vertrieben. Ezzelino gab seinem Neffen Ezzelino, einem Bösewicht, wie er selbst, den Oberbefehl. Neunzehn volle Jahre dauerte dessen Zwingherrschaft zu Padua. Weil der Tyrann gegen die unglückliche Stadt wegen ihres anhaltenden und heldenmüthigen Widerstandes maßlos erbittert war, ließ er dieselbe seine eiserne Hand auf eine schreckliche Weise fühlen. Die Hochschule litt großen Schaden dabei. Die früher so blühende Stadt ging zu Grunde. Auch der Bau der schönen Kirche zur Ehre des heiligen Antonius, welche der berühmte Baumeister Nikolaus von Pisa auf Kosten der Stadt begonnen, blieb unvollendet liegen.

Lukas Belludino war aber heimlich in die Stadt zurückgekehrt und hielt sich sorgfältig im Kloster St. Maria verborgen. Er verweilte oft nach dem Abendgebet mit dem Guardian Bartolomeo Coradino bei dem Grabe des heiligen Antonius im Gebet und hielt bei demselben an: durch seine Fürbitten bei Gott der guten und so schwer bedrängten Stadt Padua zu Hilfe zu kommen. — Als einst diese zwei würdigen Männer, ihrer Gewohnheit gemäß, in der Kapelle des heiligen Antonius beteten, hörten sie auf einmal aus dem Grab eine Stimme, welche ihnen zurief: „daß am 19. Juni, am achten Tage nach dem Feste des Heiligen, die Stadt befreit würde." — Die Franziskaner standen erfreut auf und verbreiteten diese Vorhersagung mit aller Vorsicht; indem sie Sorge trugen, daß sie nicht zu den Ohren des Tyrannen kam. Die frommen Bürger faßten wieder Muth; denn sie setzten auf ihren Beschirmer Antonius ein unbegrenztes Vertrauen. Mit der größten Begeisterung wurde der 13. Juni, der Sterbetag des Heiligen, gefeiert. Seit vielen Jahren hatte man die Bewohner Padua's nicht so wohlgemuthet gesehen.

Unterdessen merkte man schon, daß die Verheißung des heiligen Antonius in Erfüllung gehen würde. Der damals regierende Papst Alexander IV. sprach gegen Ezzelino den Bann aus, erklärte ihn als Ketzer und verband seine Truppen mit denen der guelphischen Bundesgenossen unter dem Oberbefehl seines Legaten, des Cardinals Oktaviano Ubaldini. — Am achten Tage nach dem Feste des heiligen Antonius erschienen die Guelphen vor Padua's Mauern. Die Geistlichen und Bürger verdoppelten ihre Gebete und wurden erhört. Obschon die Stadt genugsam mit Lebensmitteln vorgesehen war und von einer zahlreichen Besatzung vertheidigt wurde, so überfiel dennoch den Befehlshaber der Stadt plötzlich ein unsäglicher Schrecken. Er verließ mit einigen Truppen heimlich die Stadt, und am 20. Juni fiel Padua ohne Schwertstreich in die Hände der Bundesgenossen.

Man stelle sich die Freude der Bürger Padua's und ihre Erkenntlichkeit für die große Wohlthat Gottes vor, welche der heilige Antonius durch seine väterliche Fürsprache von dem Herrn über Leben und Tod erwirkt hatte. In ihrem Glücke wußten sie nicht, was sie thun sollten, um ihre aufrichtigste Dankbarkeit ihrem so liebevollen und sorgsamen Fürsprecher zu erweisen.

Sogleich wurde beschlossen, mit dem Baue der neuen Franziskaner-Kirche voranzuschreiten. —

2. Im folgenden Jahre (1257) wählte der Rath den heiligen Antonius zum Schutzpatron der Stadt und verordnete: daß jährlich aus Gemeindemitteln 4000 Pfund Silber zum Bau der Kirche

verwendet würden, ebenso, daß bei der ersten Vesper des Festes des heiligen Antonius der Bischof mit seiner Geistlichkeit, der Podestat mit den Rathsherren, die Lehrer der Hochschule mit den Studenten und die verschiedenen Bruderschaften sich zum Grabe des Heiligen begeben und Wachskerzen, Oel für die Lampen und andere Gaben opfern sollten.

Im Jahre 1263 wurde ein großer Theil der neuen Kirche vollendet. — Man beschloß, den Leib des Heiligen dahin zu übertragen. Der heilige Bonaventura, damals General der Franziskaner, kam am 6. April in Padua an, und am folgenden Tage wurde der ehrwürdige Leichnam ausgegraben. Man fand nichts mehr unversehrt als die Gebeine. Das Fleisch war in Staub verwandelt, doch bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß die **Zunge** gänzlich erhalten und so roth und frisch war, wie die eines lebenden Menschen. Der heilige Bonaventura nahm bei dieser Erscheinung die Zunge in seine Hand und sprach: „O gesegnete Zunge, welche stets Gott gepriesen und Andere Gott preisen gelehrt hat! Nun ist es offenbar, wie groß deine Verdienste bei Gott gewesen sind!“ Hierauf küßte er dieselbe mit großer Ehrfurcht.

Jetzt übergab er diese kostbare Reliquie dem Podestate, welcher sie in ein schönes krystallenes Kästchen, das mit goldenen Platten besetzt war, einschließen und den Kleinodien der Kirche beisetzen ließ. Die heiligen Gebeine wurden in einen kostbaren steinernen Sarg gelegt, der von den vier Martyrern verfertigt sein soll, die unter dem Kaiser Diocletian ihr Blut vergossen und: „die vier Gekrönten!“ genannt werden. Diese Grabstätte will man, mittelst einer göttlichen Offenbarung, um die Zeit, in welcher der Heilige starb, gefunden haben. Der Franziskaner-Orden singt auch in der That an dem Feste der Uebertragung der Gebeine des heiligen Antonius: „Frohlocke, glückseliges Padua, indem du jenen Schatz besitzest, für den Gottes Offenbarung einen kostbaren Sarg auf dem Altar angewiesen hat!“ —

Im Jahre 1310 hielten die Franziskaner zu Padua ihr Haupt-Kapitel. Der steinerne Sarg, worin die Gebeine des heiligen Antonius ruhten, wurde vom Hochaltar hinweggenommen und mitten in der Kirche auf einen ganz neuen Altar gestellt. — Im Jahre 1350, am 15. Februar, kam der Kardinal Gui von Montfort, der durch die Fürsprache des Heiligen aus einer großen Gefahr gerettet worden, nach Padua, und ließ aus Dankbarkeit die Gebeine des Antonius in einen silbernen Kasten legen, welche dann wieder in die Grabstätte gestellt wurden. Einen Theil des Heiligen ließ er ebenfalls in einen

silbernen Kasten schließen und in der Sakristei aufbewahren. — Im Jahre 1351 verordnete das General-Kapitel von Lyon, im ganzen Orden „den Festtag der Uebertragung der Gebeine des heiligen Antonius" am 15. Februar zu feiern, was später von dem Papste Martinus V. gutgeheißen wurde. Auch verlieh dieser Papst allen Gläubigen vierzig Jahre Ablaß, welche an diesem Tage eine Franziskaner-Kirche besuchten. —

3. Die Kirche des heiligen Antonius, Il Santo (so spricht ein gottesfürchtiger Wallfahrer), ist das erste und reichste Kunstwerk von Padua. Dieses prächtige Denkmal erscheint, von der Höhe herunter überblickt, wie ein orientalisches Diadem mit seinen sechs Kuppeln, seinen weiten Gallerien und seinen herrlichen Glockenthürmen. Begonnen im Jahre 1259 von dem Baumeister Nikolaus von Pisa, wurde sie im Laufe der Zeit von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgebaut, verziert und bereichert. Die größten Künstler setzten ihren Ruhm darein, etwas zu ihrer Verschönerung beizutragen, wozu sie ganz besonders auch durch die Opfer der Hochschule und der Bewohner Padua's ermuthigt wurden.

Il Santo enthält viele Kunstwerke. — Der berühmte Florentinische Bildhauer Donatello hat den Hochaltar mit den Statuen der vier Beschirmer der alten Stadt und mit prächtigen Basreliefs in Bronze verziert. — Einige Jahre später verschönerte Bellano von Padua den Chor mit andern kostbaren Reliefs, welche prophetische Scenen aus der jüdischen Geschichte darstellen. — Der Venetianer Andreas Riccio verfertigte den bewunderungswürdigen ehernen Leuchter, den schönsten der Welt, woran der Künstler, wie man sagt, zehn Jahre gearbeitet hat. — Die wundervolle Kapelle, worin die Grabstätte des heiligen Antonius sich befindet, braucht an Reichthum und Pracht vielleicht vor keiner andern Kapelle der Christenheit zurückzustehen. Die herrlichen Bogen, welche dieselbe umgeben und den kostbaren Schatz wie mit einem geheimnißvollen Band umschließen, sind alle mit vorzüglichen Basreliefs geschmückt. Sie stellen die Wunder des Heiligen dar, und sind von Antonio Minello von Padua, Girolamo Campagna von Verona, Jacopo Sansovino von Florenz, Tullio und Antonio Lombardo angefertigt. Das Gewölbe ist mit geschmackvollen Verzierungen in Stuckatur-Arbeit verschönt. Dann bewundert man auch den Welterlöser und die zwölf Apostel von dem berühmten Titian Minio von Padua, einen herrlichen Altar, vier Engel mit Leuchtern, die großen schönen Statuen vom heiligen Bonaventura, Ludwig und Antonius, Meisterstücke von Titiano Asgetti. So umringt von Wundern der Kunst und Frömmigkeit glänzt das Grab des heiligen Antonius: eine Perle von unschätz-

barem Werthe, bewahrt und beschirmt in einem hocherhabenen Heiligthume von anderen kostbaren Diamanten, welche dessen Krone ausmachen.

4. Nachdem man den großen Platz Salone überschritten, die große prachtvolle Kirche von St. Giustina begrüßt und im Vorbeigehen einen Blick geworfen hat auf den Prato della Valle, eine Art von Pantheon im Freien, wo die Statuen der großen Männer Padua's stehen, — tritt der Wanderer, von stiller und heiliger Ehrfurcht durchdrungen, in die Kirche Il Santo hinein. Sofort kniet er nieder und betet in der prachtvollen Kapelle des heiligen Antonius, dessen Gedächtniß nach sechs Jahrhunderten die ganze Gegend belebt und bevölkert. Vor den sterblichen Ueberresten bringt er dem von Christus Geliebten seine Bitten und Anliegen dar. Bei der Erinnerung an das Wunder der Allmacht Gottes, welche dessen so sehr beredte Zunge, jenes unscheinbare Werkzeug seines Wortes, überaus fruchtbar an Wohlthaten, so unversehrt bewahrte, wiederholt er in seinem Herzen die Worte des heiligen Bonaventura: „O gesegnete Zunge, welche stets Gott gepriesen und Andere Gott preisen gelehrt hat; nun ist es klar, wie groß deine Verdienste bei Gott gewesen sind!" — So vervielfältigt die ewige Weisheit die Wunder, um vor den Menschen Diejenigen zu verherrlichen, deren Stimme hienieden den Namen Gottes verherrlicht hat.

Der heilige Antonius von Padua ist einer der berühmtesten Heiligen Italiens. Die Erkenntlichkeit der Völker feiert sein Gedächtniß mit außergewöhnlichen Ehrenbezeugungen. Die christlichen Maler haben, weil sie sein Bild stets nach dem reinen und lieblichen Vorbild abmalten, welches ihn mit dem Kinde Jesus auf dem Arme vorstellt, viel zur Verbreitung seines Namens unter den Völkern und zur besondern Verehrung unter den Gläubigen beigetragen. Und sollten nicht die Arme, die den Erlöser trugen, gleich denen der heiligen Mutter, mächtig sein, im Gebet der Fürsprache sich auszustrecken und den Segen des Herrn reichlichst zu erflehen? Der Gläubige ruft ihn darum mit Liebe und mit kindlichem Vertrauen an, und viele, viele Beter haben den großen Erfolg seiner Fürbitten gar oft erfahren und deßhalb mit der Kirche feierlich bekannt: „Gott ist wunderbar in seinen Heiligen!" —

---

107 — 110. Die Uebertragung der Reliquien der heiligen Hildegardis.

(Auszug aus: Der Katholik, eine religiöse Zeitschrift.)

1. Am 17. September 1857, dem Festtage der heiligen Hildegardis, wurde zu Eibingen im Rheingau eine erhebende Feier

begangen. — Dieses kleine, eine Viertelstunde von Rüdesheim, dem Gebirge zu und obwohl so nahe dem vom Weltverkehr rauschenden, von Fremden wimmelnden Rheine, dennoch in verborgener Abgeschiedenheit gelegene Dörfchen bewahrt in seiner alten Kloster-, nunmehrigen Pfarrkirche, einen überaus kostbaren Schatz, die Reliquien der heiligen Hildegardis, die man im Hinblick auf ihre weltgeschichtliche Bedeutung unbedenklich als die Größte unter den heiligen Jungfrauen unseres deutschen Vaterlandes bezeichnen darf. Denn wenn das dreizehnte Jahrhundert mit seinem Innocenz III., Dominikus und Franziskus, mit seinem Thomas von Aquin und Bonaventura den Höhepunkt äußerer Herrlichkeit und inneren Gnadenlebens in der Kirchengeschichte des Mittelalters bildet; so war es neben ihrem Zeitgenossen, dem heiligen Bernardus, vorzüglich die heilige Hildegard, welche im zwölften Jahrhundert diesen Triumph des Christenthums über die Welt, des Geistes über das Fleisch vorbereitet hat. Eine wahre und große Prophetin des Neuen Bundes, hat sie in der Kraft des heiligen Geistes die bei Geistlichen und Laien, bei Hohen und Niedern übermächtig gewordene Verweltlichung und Entartung bekämpft, durch ihr prophetisches Wort und ihr im übernatürlichen Glanze der Heiligkeit strahlendes, wunderthätiges Leben die Gemüther wieder den ewigen und göttlichen Dingen zugewendet, in ihrem staunenswürdigen Verkehre mit allen einflußreichen Personen ihrer Zeit, mit Päpsten und Kaisern, Bischöfen und weltlichen Großen, mit Stiftern und Klöstern, mit Städten und Ländern und dem in Schaaren zu ihr pilgernden Volke, überall Gottes Sache — die Sache der Heiligung der Welt durch Christus und seine Kirche — vertreten. Alles dieses hat sie in kindlicher Einfalt, steten Leiden und in so tiefer und festbegründeter Demuth vollbracht, daß sie während der größeren Hälfte ihres Lebens all' ihre hohen Gnadengaben verbarg und nur durch Gottes unmittelbares Einschreiten, wiederholte Züchtigungen in Krankheit und Schmerzen und durch den Gehorsam bewogen werden konnte, ihr Licht vor den Menschen leuchten zu lassen. —

Als Hildegardis am 17. September 1179, vierundachtzig Jahre alt, in dem von ihr gestifteten Kloster auf dem Rupertsberge bei Bingen starb, strömten die Menschen noch durch ein Menschenalter, wie zu der Lebenden, zu ihrem Grabe, an dem wunderbare Heilungen und Begnadigungen in solcher Fülle sich ereigneten; daß ihre geistlichen Töchter, um nicht des Friedens und der Zucht des Klosters verlustig zu gehen, zuletzt an Gott und die Heilige selbst sich wendeten und der Erzbischof von Mainz auf ihre Bitte einschritt, um diesem Zudrange des Volkes und der unaufhörlichen Bewegung zu

wehren. Seitdem minderten sich zwar diese außerordentlichen Erscheinungen, aber bis auf den heutigen Tag suchte man fort und fort bei den Ueberresten der Heiligen Trost und Hilfe, und nicht Wenige priesen Gott, da sie dieselbe gefunden.

Im Jahre 1498 wurde ihr Leib aus dem Grabe, wo er dreihundert Jahre geruht, zuerst erhoben, und Herz und Zunge unverwest gefunden. Diese nebst ihren Gebeinen und ihrem noch unversehrten Kleide wurden fortan in einem Reliquienschreine unter strenger Hut nicht nur ihres Klosters, sondern auch des Erzbischofs von Mainz bewahrt. —

Im dreißigjährigen Kriege wurde das Kloster auf dem Rupertsberge zerstört. Damals (1632) wurden die heiligen Reliquien in das gleichfalls von Hildegardis gestiftete erste Kloster in Eibingen übertragen.

Als zur Zeit der allgemeinen Kloster=Aufhebung auch die Töchter der heiligen Hildegardis ihr Heiligthum verlassen mußten, blieben die Reliquien in der der Pfarrei übergebenen Kirche. — Sie ruhten in einem wenig schmuckvollen kleinen, sargähnlichen Behältnisse in einer Nische der Kirchenmauer nächst dem Seitenaltar auf der Evangeliumsseite. —

2. Die durch ununterbrochene Tradition bezeugte Aechtheit der heiligen Reliquien unterlag nie einem begründeten Zweifel. — Um jedoch deren Aechtheit nach den Störungen und Umwälzungen am Anfange dieses Jahrhunderts auf's Neue förmlich und authentisch festzustellen, ließ das bischöfliche Ordinariat von Limburg dieselben gründlich untersuchen. Bei dem Erfolg dieser Untersuchung, bei welcher die Aechtheit der Reliquien bis zur höchsten Gewißheit dargethan worden, ist noch der Umstand hervorzuheben: daß bereits die Bollandisten eine unter Zuziehung einer Erzbischöflich Mainzischen Commission erhobene, genau detaillirte Beschreibung von den von ihnen in Augenschein genommenen Ueberresten der heiligen Hildegardis geben, welche mit dem dermaligen Befunde bis in die kleinsten charakteristischen Merkmale übereinstimmt.

Nachdem also das Bischöfliche Ordinariat von Limburg auf's Neue die Aechtheit der Reliquien urkundlich anerkannt, wurden dieselben am Feste der heiligen Hildegardis feierlich von ihrer bisherigen Stätte in einen neuen, kunstvollen Altar übertragen, wo sie, hinter Gitterwerk und Glas verschlossen, fortan sichtbar sein werden. —

3. Am Vorabend des Festes beteten die Priester in der Kirche die Metten. Vom frühesten Morgen an, wo heilige Messen gelesen wurden, war die Kirche mit Andächtigen gefüllt. Mit Ehrfurcht und Rührung betrachtete man die auf dem alten Altare nächst der frühe-

ren Ruhestätte daliegenden Ueberreste des heiligen Leibes und das bereits in dem mittleren Schreine des neuen Altars ausgebreitete Gewand. Vor Allem war ergreifend anzusehen das auf einem Kissen ruhende Haupt der Heiligen, noch bedeckt mit ihren von wenigen weißen untermischten röthlich-blonden Haaren — ein Schädel, eine Stirne von wunderbar edler Bildung. Zur Seiten lagen in ihrer alten Fassung die unverwest erhaltene Zunge, das gleichfalls erhaltene Herz, dann ein Glied des rechten Daumens. Die übrigen Gebeine, von denen nur einzelne, geschichtlich nachweislich, unter Andern an den Abt Trittenheim, verschenkte Glieder fehlen, waren und blieben in dem alten Reliquien-Behälter verschlossen. —

In ernster, würdiger und frommer Weise wurde diese Feier vorgenommen. Sie war Jahre lang in der Gemeinde Eibingen im Geiste vorbereitet worden. Alle Mitglieder dieser frommen Gemeinde bis zu den kleinen Kindern herab hatten nicht nur durch die Familien-Tradition, sondern mehr noch durch die Belehrungen und das Beispiel ihres Pfarrers, eine klare Erkenntniß von der Heiligkeit und Größe der heiligen Hildegardis und der Bedeutsamkeit dieses längst ersehnten Festes. Pfarrer Schneider, dieser durch Frömmigkeit, Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Priester, zugleich ein seltener theoretischer und praktischer Kenner der Musik überhaupt und der alten kirchlichen insbesondere, hat in seiner Gemeinde einen Chor sich herangebildet, wie man ihn weit und breit nicht findet. Diese Landleute singen den römischen Choral, auch in seinen schwierigsten Partieen, mit einer bewunderungswürdigen Präcision und einem von innerem Verständnisse zeugenden Gefühl. Durch diesen kirchlichen Choral-Gesang erhielt das Fest eine Feierlichkeit und Würde, die bei gewöhnlichem Volks-Gesang nicht möglich gewesen wäre.

Der Domdekan von Mainz feierte das Hochamt unter feierlicher Assistenz des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Limburg, Dr. Peter Joseph Blum. Letzterer predigte mit der ganzen Innigkeit seiner Seele über die heilige Hildegardis. Aus seinen Worten trat in großen und anschaulichen Zügen das hohe Bild der Heiligen lebendig vor die Seelen der Zuhörer, so daß Alle klarer als zuvor die Bedeutung dieser Heiligen für ihre Zeit und alle Zeiten und zugleich die Pflicht erkannten, dieselbe mit neuer Andacht zu verehren und großem Vertrauen anzurufen, besonders an dem heiligen Orte, wo sie im Leben so oft gewandelt und wo sie nun in ihren Ueberresten ruht.

Unter dem Hochamte, nach der Kommunion, wurde das Lieb-

lingslied der heiligen Hildegardis, eine Strophe, die mit den Worten beginnt: „O Virgo et Diadema!" von einem Jungfrauen-Chore gesungen. Sie, welche nie Musik erlernt, hatte bekanntlich durch eingegossenes Wissen eine tiefe Kenntniß der heiligen Musik erlangt. Die fragliche Strophe ist ein Lob der unbefleckt empfangenen Jungfrau Maria. Hildegardis hat sie mit ihrer Melodie in einer Vision vernommen. Die Strophen finden sich nebst der mit Neumen *) geschriebenen Melodie in dem auf der Landesbibliothek zu Wiesbaden aufbewahrten Codex. Pfarrer Schneider hat sie aus den Neumen entziffert. —

Der Gottesdienst schloß um die Mittagsstunde — um schon um $2^1/_2$ Uhr von Neuem zu beginnen. Inzwischen war die Menge des Volkes immer größer geworden. Die Predigt am Nachmittag wurde von einem Priester der Mainzer Diöcese in dem großen, stillen Klosterhofe, von dem aus man den schönsten Theil des Rheingaues überblickt, gehalten. Darauf folgte in der Kirche die gleichfalls im römischen Choral gesungene Vesper, und dann wurde die heilige Handlung der Reliquien-Uebertragung selbst vorgenommen.

Vor der Niederlegung der Reliquien in dem neuen Altare, wurden sie in feierlicher Procession durch Eibingen getragen — ein Umgang, der allen Theilnehmern unvergeßlich sein wird. Voran gingen die Kinder, Jünglinge und Männer der Gemeinde, dann folgten eine lange Reihe von Klerikern und Priestern, hierauf segenspendend der Bischof, dann von den angesehensten Geistlichen der Limburger und Mainzer Diöcese getragen die heiligen Reliquien; die Jungfrauen und Frauen beschlossen den Zug. Alle trugen brennende Kerzen, die Kinder weiße Lilien. Zu beiden Seiten dem ganzen Wege entlang stand und kniete, die Hände faltend und betend, die Menge. — Zu den Füßen der Wallenden breitete sich das Rheingau, von der Abendsonne zauberhaft beleuchtet, aus und von beiden Ufern des Stromes erschollen von allen Thürmen der umliegenden Städtchen und Dörfer die Glocken. — Rührend fromm war das Dorf geziert, jedes Haus bis zum Giebel bekränzt und

*) „Neumen" heißen die alten, wunderlichen Notenzeichen des Mittelalters, welche in Punkten, Strichen, Häkchen u. s. w. bestehen und ob der Verschiedenheit des Gebrauchs und oft auch ob der Ungenauigkeit der Abschreiber schwer zu entziffern sind. — Dann werden auch „Ton-Reihen" so genannt, die wie die Jubilationen des Kirchengesangs zum Schlusse angehangen wurden. Oft hatten diese gar keine artikulirten Worte, sondern erklangen auf einen Vokal, meist a, wie Gefühls-Ausbrüche in Tönen, weßhalb sie wohl vom griechischen Worte „**Pneuma**," d. i. „Hauch," ihren Namen haben mögen. —
A. H.

mit frommen Bildern und Sprüchen behangen; vor jeder Thür war ein Altar mit brennenden Kerzen und brennendem Rauchwerk errichtet und vor dem Altare knieten zwei weißgekleidete Mädchen. Man sah manche dieser Kinder so still und andächtig knieen, daß sie, während die Prozession vorüberzog, die Augen nicht aufschlugen. Man sang die Allerheiligen-Litanei und fühlte sich inniger in der Gemeinschaft der Heiligen.

Der Abend brach herein, als die heiligen Reliquien in ihre Ruhestätte niedergelegt wurden und der Bischof mit dem Allerheiligsten Sakramente den Segen ertheilte. — Aber am späten Abend versammelte man sich noch einmal in der Kirche und hielt der fromme Pfarrer mit tief ergriffener Stimme mit seiner Gemeinde zum ersten Mal eine von ihm verfaßte gar sinnvolle „Andacht zu Ehren der heiligen Jungfrau und Aebtissin Hildegardis," deren Leib in der Pfarrkirche zu Eibingen ruht. —

So wurde die Uebertragung der Reliquien der heiligen Hildegardis gefeiert, und es läßt sich hoffen, daß ein Quell der Frömmigkeit an diesem Tage und an dieser gottgeweihten Stätte neu entsprungen ist, der schon in alten Zeiten heilkräftig hier gesprudelt und auch in künftigen Tagen nicht versiegen wird! —

111. Sanct Morand's Ruhe.

(Aus: Der heilige Morand, von F. J. Fues.)

Der heilige Morand, von vornehmen Eltern aus der Nähe von Worms stammend, Apostel und Patron des Sundgau's und der Stadt Altkirch, welcher in der Mitte des elften Jahrhunderts lebte und viele Zeichen und Wunder verrichtete, war eines Tages aus seinem Kloster mit entblößtem Haupte, wie er zu thun pflegte, nach dem benachbarten Dorfe Wahlheim gegangen, um daselbst die heilige Messe zu lesen und andere gottesdienstliche Handlungen zu verrichten. Bei seiner Rückkehr überraschte ihn aber ein heftiges Gewitter und nöthigte ihn, sich unter einen über den Weg hinragenden Felsen zu flüchten, um wenigstens sein entblößtes Haupt vor dem Sturme zu schützen. Und siehe, „wie weiches Wachs gab der harte Stein seinem Haupte nach, um eine Vertiefung zu bilden, die demselben einen sichern Schirm gegen den Ungestüm des Gewitters darbot."

Man errichtete später an dieser Stelle, welche sich einige hundert Schritte nordwärts von der Wallfahrtskirche des heiligen Morandus befindet, an der Landstraße, die von Altkirch nach Mülhausen führt, eine freundliche Feldkapelle; in der in derselben stehen-

den Felswand bemerkt man eine Vertiefung von der Gestalt und Größe eines Menschenkopfes. —

Das Volk nennt diese häufig besuchte Kapelle „St. Morand's-Ruhe." — —

Morandus ist auch der „Patron der Winzer im Sundgau." — Die Sitte, den heiligen Morand als einen besonderen Patron der Winzer zu verehren, scheint in Steinbach ihren Ursprung genommen zu haben, und dieß ohne Zweifel, nachdem diese Gemeinde auf seine Fürbitte mit einem unverhofft ergiebigen Herbste beglückt worden war. Auch sah man den heiligen Morand in der Kirche von Steinbach auf zwei verschiedenen Gemälden, wovon eines ihn vorstellt mit einer Traube in der Hand, und den Saft aus derselben drückend. —

---

112. Das Kreuzfeld und die Abtei Liebfrauenthal an der Maas.

(Aus: Die Sagen Belgiens von Maria von Plönnies.)

Nah' bei der Abtei „Val-notre-dame" an der Maas wohnte vor langer Zeit in einem großen und festen Bergschlosse ein Ritter mit seiner Frau und zwei Söhnen. An diesen, dem lange vergebens erflehten und endlich durch Gottes Gnade empfangenen Geschenke, hing der Eltern Herz mit einer unsagbaren Zärtlichkeit; die Mutter sah ihre Söhne täglich schöner und frischer erblühen, und labte sich ganz besonders an ihren guten Herzen; und der Vater blickte mit der innigsten Freude auf ihre Spiele und ihre kleinen Waffen-Uebungen, in denen sie schon frühe ein alter Knappe unterwies.

Also wuchsen sie auf, und aus den Knaben wurden stattliche Jünglinge und mit immer größerem Wohlgefallen ruhte das Auge der Eltern auf ihnen. Oft ritten sie zusammen aus zur Jagd oder zum Besuche bei benachbarten Rittern und Edeln. Die meisten der Besuche galten aber dem Schlosse Chokier, oder vielmehr der dort wohnenden schönen Agnes, der einzigen Tochter des alten Ritters. Diese schien beiden Jünglingen geneigt; welchem von Beiden sie aber ihre Neigung besonders zugewandt, das wußte man nicht; gleich freundlich hieß sie Jeden willkommen, gleich liebenswürdig sprach sie mit dem Einen, wie mit dem Andern, und Jedem reichte sie mit demselben Lächeln die Hand zum Abschiede. Es war aber nur die reine Neigung der Freundschaft. —

Jeder der Brüder glaubte ihr Herz gewonnen zu haben, während doch Keiner es hatte, denn seit lange war Agnes die Braut

eines der Ritter des Lütticher Bischofes; Keiner aber wußte darum, als nur er und sie, denn ihr Vater stand in Fehde mit dem Bischofe, und wer ihm nur des Letztern Namen nannte, der war sein Freund nicht mehr.

Schon manchen Monat hatten die Brüder wöchentlich zusammen und friedlich den Weg gemacht, als der Aeltere eines Tages zu bemerken glaubte: Agnes sei heute viel freundlicher gegen den Jüngern gewesen und sie habe ihm die Hand herzlicher gedrückt. Das weckte eine glühende Eifersucht in ihm und auf dem Rückwege sprach er kein Wort, wie oft auch der Bruder frug, warum er denn so still sei?

Wenige Tage nachher hieß er die Diener sein Roß satteln. Als das der Jüngere hörte, frug er ihn:

„Wohin reitest du denn? Ziehst du zur Jagd, dann laß mich dich geleiten."

„„Ich kann auch wohl ohne dich — Chokier finden!"" sprach der Andere halblaut.

„So, reitest du gen — Chokier?" frug der Erstere, der nur dieß Wort verstanden; „dann ziehe ich mit."

Und auch er hieß schnell sein Pferd satteln und folgte dem Bruder. Der alte Vater stand auf der Zinne des Thurmes und schaute mit recht inniger Wonne den Söhnen nach, wie sie so leicht dahinflogen.

Noch waren sie nicht weit, als der Aeltere verdrießlich dem Andern zurief:

„„Es wäre mir wahrlich lieber, wenn du mich allein meiner Wege ziehen ließest! Geh' nach Hause oder jage oder thue, was du willst, nur bleibe mir nicht zur Seite, wie wenn du an mich gekettet wärest!""

„Nun, es giebt mehr denn Ein Weg nach — Chokier!" antwortete der Jüngere.

Doch da fuhr der Aeltere erbittert auf: „„Dahin gehst du nicht!""

Deß lachte der Jüngere; darauf zog der Aeltere das Schwert, und er auch. Jeder schickte sich zum Kampfe an.

Immer war noch des Alten Auge ihnen gefolgt; plötzlich aber erbleichte er, beugte sich über die Zinne hin, wie wenn er ihnen hätte nachfliegen wollen, doch die Hände sanken ihm kraftlos nieder und seine Kräfte verließen ihn, so daß er sich an dem Gemäuer festhalten mußte.

Bald aber raffte er sich auf, stürzte die Thurmtreppe hinunter, warf sich auf ein Pferd und sprengte in's Thal hinab; doch, wehe! er kam zu spät — er fand nur zwei Leichen. —

Mit zerrissenem Herzen eilte er zurück und hieß die Diener, die Leichen in's Schloß bringen. Dann ging er zu seiner Gattin und sprach zu ihr mit zitternder Stimme:

„Gott hat uns zwei Söhne gegeben; was würdest du thun, so er sie uns nähme?"

„„Dann baute ich ein Kloster,"" sprach Frau Sabina erbleichend, „„und ginge hinein, zu beten für sie bis an mein Ende.""

Da stürzte der alte Ritter ihr in die Arme und rief: „O unglücklichste der Mütter, dann baue und bete und ich will dir helfen und mit dir bauen und beten! Gott nahm uns unsere Söhne!"

Indem er so sprach, tönte lautes Jammern und Wehklagen vom Schloßhofe her; Beide eilten zum Fenster — man brachte eben die — Leichen.

Nachdem diese bestattet, dachten die trostlosen Eltern nur, wie sie ihr Gelübde erfüllen sollten und sie verließen ihr Schloß, und bauten die Abtei Liebfrauenthal, wo Beide von da ab lebten und auch dort starben.

Die Stelle, wo die Brüder sich den Tod gaben, bezeichnen noch heute zwei Linden, und das Feld, auf dem diese grünen, heißt „Kreuzfeld," weil einst zwei Kreuze an dieser Stelle gestanden. —

113. Das Schloß Bayard.

(Aus: Geschichte der berühmtesten Ritterburgen ꝛc., von M. von Thibiage.)

Am linken Ufer der Isère, zehn Stunden von Grenoble, erhebt sich auf einem isolirt stehenden Hügel die alte Burg des Ritters ohne Furcht und Tadel. Die Ueberbleibsel dieser großen Steinmasse sind ein Zeugniß seiner ehemaligen Wichtigkeit. In seiner festen Lage wurde das mittlere Hauptgebäude, der Donjon, wie alle alten Burgen, von starken Mauern mit Zinnen vertheidigt; das spitzbogenförmige Hauptthor schützen zwei feste, runde Thürme; in dem einen befand sich die Kapelle und der andere wurde als Waffenhalle benutzt. Die Geschichte des Schlosses Bayard läßt sich kurz auf seinen Namen zurückführen, und dieser Name ist der des Ritters ohne Furcht und Tadel.

Ein vollkommenes Urbild des Muthes, der Selbstverläugnung, der Biederkeit und ein classisches Muster aller ritterlichen Tugenden, deren Vereinigung ohne jede unlautere Vermischung sich nur allein bei ihm findet, ist Ritter Pierre Bayard, der volksthümlichste Held der französischen Geschichte. Jede Handlung seines edlen

Lebens ist eben so bekannt als sein Beiname: „Ritter ohne Furcht und Tadel."

Im Schlosse Bayard bei Grenoble im Jahre 1476 geboren widmete sich der junge Sprößling der alten Familie Terrail vom dreizehnten Jahre an dem Kriegsdienste. Auf Turnieren und bei Waffenspielen bereitete er sich frühzeitig zu ernsteren Thaten vor. Er folgt Carl VIII. nach Italien; zu Fornou werden ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen und er nimmt eine feindliche Fahne, die er dem König überreicht. Unter der Regierung Ludwigs XII. nimmt sein Kriegsruhm den glänzendsten Aufschwung. In einem sonderbaren Zweikampf besiegt er den Spanier Soto-Mayor, und, ein zweiter Horatius Cocles, vertheidigt er die Brücke von Garigliano allein gegen eine ganze Armee. Er entscheidet den Sieg in der Schlacht von Agnadel. Bei der Bestürmung von Brescia schwer verwundet, rettet er durch seine Geistesgegenwart allein das Leben und die Ehre seiner Wirthe, verweigert die Annahme des Goldes, welches ihm diese dankbare Familie anbietet, und vertheilt es unter zwei junge Mädchen, deren Tugend er beschützt hat. Er kämpft dann bei Ravenna, wo Gaston von Foix nicht umgekommen wäre, wenn er die Rathschläge Bayard's befolgt hätte. Bei dem Rückzug nach der Schlacht von Pavia von Neuem verwundet, ist er dem Tode nahe. „Ich bedaure nicht," sagte er „zu sterben, sondern uur, daß ich, wie ein Weib, im Bette sterben soll." Dem Leben wiedergegeben, ehrt er sich, durch die größte Enthaltsamkeit und die Bezähmung sinnlicher Triebe.

Als Franz I. den Thron Frankreichs bestiegen hatte, trug Bayard hauptsächlich zum Sieg bei Marignano bei und wird vom König dadurch belohnt, daß er sich durch seine glorreiche Hand zum Ritter schlagen läßt. Zu Mezières rettet Bayard Frankreich. Nach der Schlacht bei Rebec, wo er in Folge der Fehler Bonnivet's geschlagen wird, übergiebt ihm dieser das Commando. „Es ist zwar spät," sagt Bayard, „aber was liegt daran, meine Seele gehört Gott und mein Leben Frankreich; ich verspreche Euch, die Armee auf Kosten meiner Tage zu retten." Am 30. April trifft ihn der Stein einer Hakenbüchse in die rechte Seite und bricht ihm das Rückgrath entzwei. „Jesus, mein Gott, ich sterbe!" ruft Bayard aus. Man beeilt sich, ihn aus dem Kampfgewühl zu tragen. „Nein," sagt er, „dem Tode nahe, werde ich mich wohl hüten, dem Feinde zum Ersten Mal den Rücken zu zeigen." Mit ersterbender Stimme befiehlt er zu feuern und läßt sich an einen Baumstamm lehnen: „Setzt mich so, daß mein Gesicht dem Feinde zugekehrt ist." Da er kein Crucifix hat, küßt er das Kreuz seines Schwertes; er beichtet seinem Stallmeister und sagt dann zum Connetable von Bourbon,

der bei seinem Anblick gerührt ist: „Nicht mich müßt Ihr beklagen, sondern Euch, der Ihr gegen Euren König und Euer Vaterland kämpft.“

So starb Bayard in dem Alter von acht und vierzig Jahren. Franz I. hielt seine Leichenrede zu Pavia, als er, wie er sich in der Gewalt der Kaiserlichen sah, ausrief: „„Ach, Ritter Bayard, Ihr habt mir sehr gefehlt! Ich wäre jetzt nicht hier!““

Seine sterblichen Reste wurden von seinem Heimathslande zurückgefordert und in der Kirche von Minimes, eine Viertelstunde von Grenoble, beigesetzt, nachdem ihnen zuvor die Ehren eines wahrhaft königlichen Leichengepränges zu Theil geworden waren; aber im Laufe der Zeit verfiel diese Kirche und sein Grabmal wurde lange als zerstört betrachtet. In den ersten Tagen des Jahres 1815 entdeckte ein Landmann, der in der Umgebung der Ruinen sein Feld bebaute, das kostbare Denkmal. Der Sarg wurde mit Gepränge in einer Gruft der Kirche St. André in Grenoble beigesetzt, wo er noch heute, seiner Statue gegenüber, zu sehen ist. —

Das Schloß Bayard, frei auf einer Anhöhe stehend, trotzt der Heftigkeit und Macht der Südwinde, aber ein Stein nach dem andern bröckelt sich von seinen mürben Mauern herunter; seine mit Schießscharten durchbrochenen Thürme, seine Wendeltreppen, — Alles bricht und zerfällt vor Alter. Indessen gewährt das Ganze noch einen inposanten Anblick; die Mauern sind über achtzehn Fuß stark; die Pferdestallungen, deren Wölbungen durch granitne Pfeiler unterstützt werden, existiren noch im Erdgeschosse; der Hauptfaçade gegenüber erheben sich drei übereinander befindliche Terassen, deren frische Rasendecke dem Auge wohlthut. Von den Stockwerken des Hauptgebäudes ist nur noch das erste in gutem Zustande; in demselben wird das Cabinet Bayard's und das Zimmer gezeigt, in welchem er geboren wurde. —

---

114. Das Wunder in Felsblöcken.

(Aus: Die Ameise, Jahrgang 1828.)

Ein Reisender berichtet aus Italien:

Wer kann am Langen-See, lagho maggiore, vorüberreisen, ohne dessen wunderschöne Inseln Jsola madre und Jsola bella genauer betrachtet zu haben. — In Stresa angekommen, trat ich an das längs der Chaussée gelegene Bolongaro'sche Haus, das zugleich die vorzüglichste Aussicht auf den See genießt, und sich von dorther durch seine freie Lage und schön aufgepflanzten Cypressen auszeichnet. Links die nah' gelegene Bella, rechts in den See weiter hinein die zwei schönen Städtchen Suna und Balanza; weiter am See aufwärts

das handeltreibende Intra, die Länge des Sees bis Canbio hinauf; rechts abwärts das freundliche Levano, bis zu Catharina del Sasso; welche bezaubernde Aussicht mit italienischem Himmel! —

Nach Osten hin ward des andern Tages die Barca gelenkt, nach Catharina del Sasso. Nach einer halbstündigen Fahrt landete man an dem Fuße eines schroffen Felsen, der dem Aussteigenden kaum die Stätte eines Fußtrittes gewährt. Eine in den Stein gehauene Treppe führt zur Höhe, zu einzelnen Abstufungen bis zur höchsten und letzten, auf der eine Wohnung mit einem Kirchlein aufgebaut ist, ehemals ein Franziskanerkloster, jetzt noch von einem einzigen alten Mitgenossen derselben bewohnt. — Welche erhabene Einsamkeit für herzliche Andachtsfeier! Man führte mich durch die kleine Kirche in die anstoßende Kapelle an das Grab des allda ruhenden heiligen Stifters, eines Mannes, dessen Frau und Kinder unten an dem Felsen in den Wellen des Sees umkamen, während er allein nur sich mühsam rettete. Eine oben im Felsen sich vorfindende Oeffnung nahm ihn auf. Er sah diese traurige Begebenheit für eine Strafe des Himmels an, brachte als reicher Mann demselben all' sein Vermögen zum Sühnopfer, und errichtete mit Bewilligung des heiligen Vaters diese gottgeweihte Stelle im Jahr 1546 ungefähr. 45 Jahre lang setzte dieser fromme Mann in größter Abgeschiedenheit seine Bußübungen fort, sich verbergend in der Höhle, die jetzt noch unter der Kapelle gezeigt wird, und zu der man nah' an der Grabstätte hinabsteigt. Der Leichnam des Ehrwürdigen liegt unversehrt über dem Altare der Kapelle in einem Glaskasten. Und über dem Altare, schauerlich anzusehen, schweben — Kegelabschnitten gleich — zwei ungeheuer große Felsblöcke, unmerklich im Gewölbe noch eingezwängt, ins Freie herab, und drohen in jedem Augenblicke herabzustürzen, und Alles unter sich zu zertrümmern. Wie wunderbar! Vor hundert und mehreren Jahren riß sich ein Stück, mehrere tausend Pfunde schwer, von dem weit höher liegenden Bergfelsen los, fiel durch das Dach des Kirchleins auf das Gewölbe, schlug es durch, spaltete sich in demselben Augenblicke in zwei fast gleiche Theile, und verursachte dadurch, daß ein Stück das andere, obgleich beide bereits durch das geöffnete Gewölbe durchgefallen waren, doch noch an der äußersten und letzten Spitze ergriff, und wie ein Keil festhielt, ein dem Scheine und der Erfahrung nach fast ganz Unmögliches, da die Größe und Schwere der hängenden Theile in keinem Verhältniß zum dünnen Gewölbe und unter sich stehen. Und dieß ist gerade die Gegend des Gewölbes der Kirche, unter welchem in der Kapelle das Grab des heiligen Stifters ist. — Dieses außergewöhnliche Ereigniß wird durch einen noch ungewöhnlichern Umstand bestärkt.

Es geschah nach mehreren Jahren, daß ein beinah eben so großer Felsblock auf die beiden hängenden von derselben Höhe herabstürzte. Wer hätte nicht erwarten sollen, daß dieser Keil die beiden eingeklammerten Theile hätte durchtreiben sollen? Allein, sieh' da, er zerplatzte oben auf ihren eingekeilten Endspitzen und blieb liegen, ohne auch nur die geringste Veränderung in die Lage der hängenden verursacht zu haben. — Doch wahrlich, höchst wunderbar, man mag dieß Faktum betrachten, wie man will! —

---

115. Die Pflanzung der Sanct Gallus-Linde.

(Aus: Schweizersagen aus dem Aargau von E. L. Rochholz.)

Einer der größten und ältesten Bäume des Aargaues ist die Linde am Bötzberge, welche dem Dörfchen Linn daselbst den Namen gegeben hat. Jeder ihrer Aeste ist ein eigener mächtiger Baum voll zahllosen Gezweiges. Ehe der Sturm ihre höchste Krone gebrochen hatte, war, wie ein dortiger alter Mann sich ausdrückte, ihr Wald noch viel größer. Sie steht etwas drinnen in der Bergebene; dennoch überragt sie die vor ihr aufgewachsene Tannen- und Laubwaldung, daß man den einzelnen Baum meilenweit im Umkreise darüber hervor schauen sieht. Auf einer Seite ist der Stamm klüftig und morsch; gleichwohl schießt er aus der geborstenen Rinde neue frische Aeste von Eichendicke hervor. Ein paar Ellen hoch kann man in die Höhlung hineinsteigen. Wie erstaunt man, in solcher Höhe neue Wurzeln aus dem Innern von oben her kommen zu sehen, Luftwurzeln, die selbst wieder in Stammesgröße keck in die leere Höhlung hinunter nach Boden suchen. Ein leiser Luftzug durch die Wipfel erinnert den darunter Liegenden an ein brandendes Gewässer. —

Die Pflanzung dieser Linde soll aus folgender Veranlassung geschehen sein:

Der alte Begräbnißplatz der Einwohner von Linn war nicht in Bötzen, sondern auf dem Platze, wo jetzt die merkwürdige große Linde steht. — Einst, zur Zeit der Pest, starben im kleinen Dörflein „Linn" der Leute so viele, daß ein eigner Fuhrmann die Leichen täglich nach Unter-Bötzberg zum Begräbniß führen mußte. Er fühlt sich zuletzt selber von der Pest ergriffen, und in dem Wahne, ihr entfliehen zu können, entläuft er bis Rheinfelden. Dort aber herrscht gerade der schwarze Tod gleichfalls, und der Knecht geht daran zu Grunde. Währenddem hat zu Linn das Sterben ungehemmt fortgedauert. Der einzige Mann, der zuletzt übrig ist,

macht in der Nähe des Dorfes eine große Grube, wirft die Leichen zusammen und pflanzt zum Andenken die Linde darauf. — Die Linde steht wirklich auf einem ausgedehnten Grabfelde. — Seit Jahrhunderten pflügt man aus den vielen Morgen des umliegenden Getreidelandes alles Gestein sorgfältig aus und thürmt es an die eine Seite des Baumes. Diese Denk- und Grabsteine eines ganzen Leichenfeldes waren lange als Mauer um den Baum gelehnt; kaum aber vermochte sie das Auge nur zu bemerken gegenüber der Mächtigkeit des borkenverwachsenen Lindenstammes. —

Als der irische Apostel Sanct Gallus das Land betrat, soll er unter dieser Linde sein Predigtamt begonnen haben. Das bekehrte Volk baute ihm zu Ehren ein Kirchlein, und daher rührt der Name des benachbarten Dorfes „Gallenkirch." —

116. Die älteste Linde in Deutschland.

Die älteste Linde in Deutschland steht bei Neustadt am Kocher im Königreiche Würtemberg. Sie war schon Ein Jahrhundert alt, als auf dem Vertrage zu Verdun 843 der Grund zum deutschen Reiche gelegt ward.

Ein Gedicht vom Jahre 1408 sagt über diesen Baum:

„Vor dem Thore eine Linde staht,
Die sieben und sechzig Säulen hat."

Dieß sind nämlich steinerne Pfeiler, welche zur Unterstützung der weit ausgebreiteten Aeste dienen. — Jetzt beträgt die Zahl derselben 106, von denen viele die Namen ihrer Stifter und die Jahreszahl der Errichtung tragen.

So steht diese Linde noch immer da in ihrem hohen Greisenalter. Zwar hat der Sturm manchen ihrer Riesenäste gebrochen; aber noch immer erfüllt sie den staunenden Beobachter mit Ehrfurcht. — —

Wie schön war jene Zeit für diesen Baum, als er nur katholische Christen unter seinem Schatten rasten sah, da alle Deutschen noch Ein Herz und Eine Seele gewesen in der allein wahren Kirche Gottes hienieden: der Einen, Heiligen, Apostolischen, Katholischen Kirche! —

117. Der Baum bei der Cathedrale von Guimaraens.

(Aus: Bilder der Natur von Robert Springer.)

Ein Reisender erzählt:

Nachdem ich die hohen Spitzbogen und massiven Pfeiler der

Cathedrale zu Guimaraens in Portugal genugsam betrachtet hatte, wendete ich mich nach jenem von allen Einwohnern hochverehrten Baum, der dicht daneben auf einer grünen Erhöhung steht und von einem eisernen Gitter umgeben ist. Plötzlich wurde mein Staunen durch eine leise zitternde Stimme, die um ein Almosen bat, unterbrochen. Ich nahm eine kleine Silbermünze aus meiner Tasche und legte sie in die dürre, welke Hand, die sich nach mir ausstreckte. „Gott, die heilige Jungfrau und alle Heiligen mögen euch vor Kummer schützen, mein junger Fidalgo!" sprach die Stimme, welche einer alten Frau angehörte, die ihren gebeugten und gebrechlichen Körper auf einen langen Stab stützte, aber nicht durch schmutzige und lumpige Kleider Mitleid zu erwecken suchte. Im Gegentheil war ihr Anzug zwar an vielen Stellen geflickt, aber doch so nett und reinlich, als es ihre Umstände erlauben mochten.

„Ihr schaut mit neugierigem Blick jenen kleinen Baum an, Senhor, und kennt vielleicht nicht die Geschichte seines heiligen Ursprungs?" begann sie.

Ich gestand meine Unkenntniß und bat die Alte, mich möglicherweise zu belehren. „Das kann ich," entgegnete sie, „und will Euch gern dafür dankbar sein, was ihr an einer alten verlassenen Frau gethan habt!"

„„Ich bin sehr neugierig, liebe Alte!"" rief ich — „„beginnt nur, wenn ich bitten darf.""

„Sogleich, Senhor, sogleich!" und sie erzählte mir folgende Sage:

Es lebte vor vielen hundert Jahren in dieser Provinz ein Mann, Namens Wamba. Dieser war wegen seiner außerordentlichen Frömmigkeit, seiner Gelehrsamkeit und seines Muthes berühmt. Er verstand zwar nicht zu schreiben, wie die gelehrten Geistlichen in den Klöstern, aber er konnte lesen und hatte sich einen Ruf auf der ganzen Halbinsel verschafft. — Als der König des Landes starb, war das Volk in Verlegenheit, Wen es zu seinem Nachfolger wählen sollte. Es richtete in dieser Noth seinen Blick auf **Wamba.** Die Stelle, wo wir jetzt stehen, war damals ein breiter Platz in einem herrlichen Walde, und die benachbarten Grundbesitzer versammelten sich hier, um einen Tauschhandel mit Vieh, Korn und anderen Bedürfnissen zu treiben. Eines Tages, als die Volksversammlung auf dieser Stelle größer als gewöhnlich war und die angesehensten Leute das Gespräch auf die Wahl eines Königs lenkten, kam man endlich zu dem allgemeinen Urtheile, daß Niemand dieses Amtes so würdig sei, als Wamba. Er war noch nicht anwesend; kaum aber hatte man ihn einstimmig erwählt, als er, mit einem

langen Stecken ein paar schöne Ochsen treibend, daher kam; er trieb die Thiere unter die Menge und bot sie zum Tausch gegen Korn, Wein und Oel aus, das er einigen frommen Mönchen zum Geschenk machen wollte. Zu seinem Erstaunen wurde er von dem Volk als König begrüßt.

Wamba war ein frommer Mann und trotz seinen Tugenden und Kenntnissen sehr bescheiden; er nahm daher seinen Hut ab und bat seine Freunde, sie möchten sich nicht über ihn lustig machen, sondern sich einen andern Gegenstand zu ihrem Scherz aussuchen. Sie erklärten aber einstimmig, daß sie weit davon entfernt seien, des guten Wamba zu spotten; sie hätten es vielmehr niemals so ernsthaft gemeint und ersuchten ihn inständigst, die königliche Würde anzunehmen. „Das kann nicht sein! Ich tauge nicht zu einem so hohen Amte; Gott hat mich zu dem ruhigen Leben eines bescheidenen Landmannes bestimmt und ich werde dabei bleiben in seinem Willen. Ich danke Euch, meine Freunde! für Eure gute Meinung, die mich mit Stolz erfüllt; lenkt Eure Wahl jedoch auf einen würdigeren Mann!“ „„Keiner ist würdiger!““ rief das Volk, und die Aeltesten traten wieder auf ihn zu und flehten, er möge sich nicht länger weigern, die Königskrone anzunehmen. Wamba war (obgleich fromm und gottesfürchtig), doch heftigen Gemüths, wie oft die besten Menschen, wenn sie gereizt werden; es lag ihm daran, seine Ochsen zu vertauschen und wieder heim zu seiner Familie zu ziehen. „Es ist gut, Freunde!“ rief er jetzt ungeduldig, als man ihn noch länger aufhalten wollte, „treibt keinen Spott mit mir, darum bitte ich Euch. Ich muß jetzt nach Hause!“ Als er aber versuchte, die kleine Anhöhe zu verlassen, umdrängte ihn das Volk immer dichter und suchte ihn an seinen Kleidern festzuhalten. „Das ist Thorheit, meine Freunde!“ rief er, indem er unmuthig seinen langen Stachelstock tief in die Erde stieß. „Wenn m e i n S t o c k, den ich mir vor zwanzig Jahren abgeschnitten habe, wieder grünen sollte, dann will ich euer König werden, oder was Ihr sonst aus mir machen wollt; bis dahin aber wird es mir nicht einfallen, einen so großen Narren aus mir machen zu lassen; das schwöre ich Euch bei den vier Evangelisten und dem heiligen Evangelium!“ — Das Volk sah, daß es sich bitter getäuscht hatte, denn es wußte recht gut, daß Wamba sich durch keine irdische Macht würde versuchen lassen, einen so schweren Eid zu brechen. Die Leute zogen betrübt von dannen und der bescheidene Wamba wollte eben seine Ochsen verkaufen, als die Männer, welche noch den kleinen Hügel umgaben, in dessen Erde er seinen Stab gestoßen hatte, in ein lautes Geschrei der Verwunderung ausbrachen. Man eilte nach der Stelle und sah zu seinem

großen Erstaunen, daß aus dem trockenen, mit Eisen beschlagenen Stabe, der vor wenigen Minuten in die Erde gesteckt worden war, nach allen Richtungen hin grüne Blätter sproßten. Wamba eilte herbei und versuchte, den Stab aus dem Boden zu ziehen; er wendete aber vergebens alle seine Kräfte auf, der Stab hatte zu feste Wurzeln geschlagen. Ueberwältigt von den Empfindungen über die Allmacht und den Willen Gottes, fiel er auf seine Kniee und bat, es möchte ihm die Kraft von Oben verliehen werden, die hohe und schwere Aufgabe lösen zu können, zu welcher er auserkoren schien. Das ganze Volk war bei'm Anblick des Wunders auf die Kniee gesunken; es erhob sich jetzt und begrüßte ihn einstimmig als König, und er weigerte sich nicht länger, die Königskrone anzunehmen. Man faßte augenblicklich den Beschluß, ihm in der Nähe der Stelle, wo Gottes Huld ihn mit dieser Würde bekleidete, einen Palast zu erbauen; dieser war das erste Haus von Guimaraens, das seitdem ein wichtiger Ort geworden ist. Er regierte lange und glücklich über das Land, und erwies sich dankbar für die Wohlthat, die Gottes Vorsehung ihm verliehen. Der Baum aber ist von den folgenden Geschlechtern mit frommer Sorgfalt gepflegt worden, hat aber weder an Größe gewonnen noch verloren; er ist der erste Baum, der im Frühling Blätter trägt und der letzte, der sie im Herbst verliert. — —

„Adeos, Senhor!" — fügte die Alte hinzu, als sie ihre Erzählung beendigt hatte. „Ich muß nun fortgehen, denn zu Hause erwartet mich ein krankes Enkelkind, dem ich für Euere freundliche Gabe eine kleine Erquickung kaufen will!" —

---

118. Der zitternde Haselnußbaum.

(Aus: Niederländische Sagen von J. W. Wolf.)

Maximilian hatte den in Brügge feierlich beschworenen Friedensvertrag gebrochen, und zahlreiche Gefechte und Neckereien waren die Folge dieses Schrittes. Die schönen Felder wurden von den wilden Horden verwüstet, die Wohnungen der Landleute von ganz Flandern fast in Asche gelegt, alles Nichtmitnehmbare zertrümmert. Dadurch stieg der Haß der Bauern gegen die Soldaten tagtäglich mehr und sie ergriffen jede Gelegenheit, welche sich ihnen zur Rache bot.

Um diese Zeit, und zwar im Jahre 1491, hatte sich Graf Engelbert von Nassau, den Maximilian (der damals noch römischer König war) als Landvogt über die Gegend eingesetzt hatte,

mit den Gentern in ein Gefecht eingelassen, wurde jedoch geschlagen und bis dicht vor Brügge verfolgt; denn Philipp von Cleve, der Anführer der Genter, war ihm an Kriegskunde wie an Macht weit überlegen.

Eine von den Abtheilungen der Genter Truppen verfolgte einen Haufen Feinde durch das Maisträßchen zu Waerschot, und in so großer Eile, daß Einer von ihnen, müde schon durch die Anstrengungen des Tages, ihnen nicht beibleiben konnte und einige Schritte hinter ihnen langsam herzog. Eben aber war er bis zu dem Dreiwege in der Mitte des Maisträßchens gekommen, als vier Männer, mit Schaufeln und Hacken bewaffnet, auf ihn zustürzten und ihm, ehe er noch Zeit zur Vertheidigung gewinnen konnte, sein Schwert entrissen. Der Krieger, welcher sie als Genter erkannte, fragte sie erstaunt um die Ursache ihres Anfalles und nannte sich ihnen als den Sohn des Grafen Philipp von Cleve; doch die Bauern sprachen: „Du sollst uns nicht entwischen, denn deines Vaters Leute berauben uns so gut, wie die Feinde." Und bei den Worten sanken ihre Hacken auf des Kriegers Scheitel und — er war nicht mehr.

Bald war die Kunde von dem grausen Morde verbreitet, und ganze Massen Neugieriger umstanden die blutentstellte Leiche. Doch blieb dieselbe nicht lange also liegen. Die Frauen brachten weißes Linnen und die Männer eine Bahre mit einem Sarge, und der junge Graf wurde unter lautem Klagen aller Anwesenden an der Stelle begraben, wo er seinen Tod gefunden hatte. Auf das Grab pflanzten die guten Flamländer eine schöne Linde und hingen daran ein Bildniß der Muttergottes, damit der vorüberziehende Wanderer zu dieser für die Seelenruhe des Ermordeten beten könne.

Ein steter Zeuge aber der furchtbaren That blieb ein Haselnußbaum an der Ecke eines kleinen Gebüsches. Hinter diesem Baume hatten sich die Mörder versteckt gehalten, und darum zittert er fortwährend bis zur heutigen Stunde, auch wenn kein Lüftchen sich rührt und kein Blättchen anders sich regt. Davon bekam die Stelle den Namen: „Aen den bevenden Hazelaer; der zitternde Haselnußbaum." —

---

119. Das Sanct Landolins-Bad.

Aus Schottland kam der Missionär Sanct Landolin in die Gegend von Ortenau im jetzigen Großherzogthum Baden. Damals standen nur einige Hütten daselbst und in einer derselben wohnte ein redlicher Mann, Edulf genannt, mit Weib und Kindern. Der gab dem Pilgrim ein Obd , bis er ausgerastet hatte. Nachdem

Landolin ihm dafür mit Ertheilung seines Segens gedankt, zog er weiter hinauf und suchte ein abgelegenes Plätzchen zu seiner Niederlassung. Ein solches fand er in dem friedlichen Waldthale, wo der Lautenbach und die Unditz sich vereinigen und baute sich daselbst eine Klause. Selbst das Wild des umliegenden Forstes schien von der Sanftmuth und Frömmigkeit des Einsiedlers bezaubert, kam oft vertraulich aus seiner Hand zu essen, und rettete sich in seine Hütte, als in die sicherste Freistätte vor den Verfolgungen der Jäger. In geringer Entfernung von der Stelle, wo Landolin wohnte, hatte sich ein Häuptling der Gegend, Namens Gisok, auf den Trümmern eines Römerkastels eine Burg erbaut, deren Reste noch heutzutage die Gisenburg heißen. *) Ein Jäger Gisok's traf den frommen Mann, als er eben ein Fleckchen Feld bei seiner Klause urbar machte und erschlug ihn, theils aus Grimm, daß so vieles Wild sich in dessen Freistätte flüchtete, theils nur von roher Mordlust getrieben. Da entsprangen aus dem Boden, den das Blut des Martyrers überströmt hatte, fünf Heilquellen, die jetzt „St. Landolin's Bad" heißen und noch häufig besucht werden. — Edulf und die Seinigen ahnten nichts Gutes, als sie so lange Zeit ihren alten Gast nicht mehr im Thale sahen. Sie gingen aus, ihn aufzusuchen und fanden seinen blutigen Leichnam, den sie unter heißen Thränen und Gebeten begruben. —

Auf diese Stelle bauten sich nachher Mönche ein Kloster, und der Ort erhielt den Namen „Mönchszell." —

---

120. Der Sanct Gangolfs-Brunnen auf der Milseburg.

Einer der höchsten Berge im Rhöngebirge, die Milseburg, welche östlich von der Stadt Fulda nah' an der kurhessischen Grenze liegt, von mehreren Dörfern und Höfen umgeben wird, 2527 Fuß hoch ist und ihr Haupt den größten Theil des Jahres über in Wolken verbirgt, fesselt das Auge des Wanderers schon in sehr bedeutender Entfernung. Ihre Form ist ganz eigenthümlich, denn sie gleicht einem hochaufgethürmten Heuwagen, weßhalb die Landleute am Vogelsberge und in Hessen dieselbe das „Heufuder" und der „Heuwagen," die umwohnenden fuldischen Landleute aber wegen seiner sargähnlichen Form auch die „Todeslade" nennen.

*) Im achten Jahrhundert wurde sie zerstört und die Steine später zum Bau des Klosters Ettenheimmünster verwendet; den Platz, wo das Schloß stand, deckt nun Wald, man nennt aber die Stätte noch jetzt „Heidenkeller."

Da der heilige Gangolfus diesen Berg zu seinem Lieblings-Aufenthalte gemacht hatte, so wird er auch der „St. Gangolfsberg“ genannt, und ihm zu Ehren wurde die auf der Milseburg stehende, wahrscheinlich im Jahre 1493 errichtete kleine Wallfahrts-Kapelle die „St. Gangolfs-Kapelle“ genannt.

Der Berg bot mit seiner Weltabgeschiedenheit dem Heiligen die friedlichste Wohnstätte, ganz geeignet zu Gebet und Betrachtung; nur fehlte dem Felsgestein eine Quelle zur Erquickung des frommen Einsiedlers und der frommen Pilger, die aus der Nähe und der Ferne ihn besuchten. —

Da St. Gangolf sich einst zu Fulda befand und in dem Garten eines dortigen Bürgers einen krystallhellen Brunnen gewahrte, so fragte er den Besitzer: ob er nicht geneigt sei, ihm den Brunnen zu verkaufen?

Der lose Bürger forderte einen mäßigen Preis und Gangolfus erlegte ohne Weiteres die verlangte Summe mit den Worten: „Hier hast du dein Geld und der Brunnen ist nun mein!“

Da lachte der Schalk und erwiederte: „„Allerdings ist der Brunnen Euer, der Platz jedoch, auf dem er quillt, gehört mir und ist mir um alles Geld nicht feil!““

Der heilige Gangolf sah zwar den betrügerischen Kaufmann so durchdringend an, daß derselbe trotz seiner Frechheit die Augen niederschlagen mußte, sagte aber kein Wort, sondern ging von dannen, holte einen hölzernen Kasten, ließ das Wasser des Brunnens hineinlaufen und trug ihn auf die Milseburg, wo er ihn unterhalb des Gipfels ausgoß. Dadurch entstand eine reiche, klare, kühle, erquickende Quelle, welche noch heute der „St. Gangolfs-Brunnen“ heißt.

Von dem Augenblick an aber, wo der Heilige das Wasser in dem hölzernen Kasten aus Fulda getragen hatte, hörte der Brunnen des betrügerischen Bürgers, zum großen Entsetzen desselben, auf zu fließen und ist auch nie wieder ein Tropfen aus demselben hervorgequollen. —

121. Der Ordelbach zu Eichstädt.

Hinter dem Kloster der heiligen Walburga zu Eichstädt durchbricht den nördlichen Theil der um die Stadt sich ziehenden Mauer, die hier am Abhange des Berges sich hinbreitet, ein weitvorspringender Fels, dessen dem Kloster zugekehrte Seite eine senkrechte, etwa achtzig Schuh hohe und zwanzig Schuh breite Wand bildet. In Mitte dieser Wand, in einer Höhe von ungefähr dreißig Schuhen, befindet sich eine Oeffnung von ungefähr zehn Schuh Höhe und drei Schuh Breite. Durch

diesen Riß drängen, wenn es einige Zeit geregnet hat oder wenn die auf der nördlichen Bergebene gelegenen Schneemassen im Frühlinge schmelzen, gewaltige Wassermassen heraus, die sich oft so sehr vergrößern, daß man befürchten möchte, sie zersprengen den Fels. Der Wasserstrom stürzt in die Tiefe, läuft unter dem Kloster in einen künstlichen Kanal ab und fließt in die Altmühl. Das Getöse des stürzenden Wassers wird weithin gehört. Es ist ein großartiges Schauspiel, das auch stets viele Zuschauer herbeizieht. Dieser Wasserfall heißt der Ordelbach.

Von ihm geht nun in der Stadt die Sage: daß er einst sein Becken und sein Thor sprengen und in solcher Wucht herausströmen werde, daß er Kloster und Stadt vernichten würde. Diese Katastrophe kann nur dadurch verzögert (nach einer anderen Ueberlieferung für immer verhindert) werden, daß an einem bestimmten Tage des Jahres von den Klosterfrauen heiliges Oel, das aus den Gebeinen der heiligen Walburga fließt, in die Oeffnung der Felswand gegossen wird. —

122. Der Brunnen in Olsberg.

Als vor vielen Jahren zu Olsberg im Aargau in der Schweiz großer Wassermangel herrschte und Mensch und Thier an Krankheiten zu Grunde ging, gaben die Geistlichen dem Unglauben des Volkes die Schuld und ließen täglich Bußpredigten und Gebete halten.

Während nun so einmal der Kaplan am Klosteraltar die heilige Messe las, meinte er plötzlich — ein lautes Rauschen und Sprudeln um sich zu vernehmen; die Ministranten eilten betroffen hinter den Altar, als den Ort, woher jener Lärm drang, und sahen mit allgemeiner Freude, wie ein vorher gewesenes Loch im Kirchenboden voll tiefen Wassers anquoll. Man traf sogleich Anstalten, die Quelle zu sammeln und leitete sie so gut, daß seither die Olsberger gegen ähnliche Noth geschützt blieben. —

Jene Vertiefung ist noch immer zu sehen unter dem Altar der Kirche; nicht weit davon, so erzählt Sebastian Münster in seiner im Jahre 1567 zu Basel erschienenen Cosmographey, — ist des frommen Mannes Grab. „Es wird noch für heilig gehalten bei den Umpgeseßnen.“ Er hieß Gottfried und lebte 1339 zur Zeit, da Elsbeth von Eptingen Aebtissin dieses Klosters war. —

123. Der Volks-Platz und die Obelisken in Rom.

Der Reisende, der aus dem nördlichen Europa zu der ewigen Stadt kommt, empfängt gleich bei seinem Eintritt einen tiefen und

unvergeßlichen Eindruck, wenn der große Volks = Platz seine Blicke fesselt.

Rom hat andere größere Plätze mit schönen Obelisken, mit prächtigen Springbrunnen, herrlichen Kirchen, glänzenden Palästen und großartigen Ueberresten des Alterthums, und alle machen eine um so ergreifendere Wirkung, da die meisten Straßen der Stadt, die dahin führen, eng und krumm sind; aber weil der Fremde auf der Piazza del popolo den ersten Anblick jener Denkmale verschiedener Zeitalter genießt, wird hier sein Gemüth so lebhaft bewegt. Auf dem Wege über das alte Marsfeld verschließen ihm hohe Mauern meist die Aussicht, bis er vor der Porta del popolo (Volks-Thor) steht. Es ist dieß ein Werk des großen Baumeisters Michael Angelo, macht aber keineswegs einen mächtigen Eindruck. Der Künstler mußte vier Säulen, Ueberreste des Alterthums, zur Verzierung benutzen, die aber nicht groß genug für die in dem Risse angegebene Höhe des Thores waren, und er sah sich genöthigt, die übrigen Theile des Bauwerkes über das richtige Verhältniß zu erheben, wodurch das Ganze an Großartigkeit verlor, wie es immer geschieht, wenn die Zeichnung, statt als Vorschrift zu gelten, sich nach den Baustoffen richten soll. Sobald wir durch das Thor gegangen sind, treten wir auf den großen Freiplatz, einen der belebtesten Stadttheile. Ein ägyptischer Obelisk erhebt sich prächtig in der Mitte. In gerader Linie von hier öffnet sich die große Straße, der Corso, die vom Freiplatz nach dem Capitol in einer Länge von beinahe einer halben Stunde sich hinausdehnt und in das Innere der Stadt führt. Auf allen Seiten erheben sich Paläste und Kirchen. Rechts wölbt sich der mächtige Dom der Peterskirche, links liegt der Monte Pincio, der vor dem Freiplatze in Terrassen sich erhebt. — Der Obelisk zieht zuerst unsern Blick an. Er ist eine der zwölf Granitmassen, die seit der Regierung des Kaisers Augustus aus Aegypten nach Rom kamen, in den Zeiten aber, wo barbarische Kriegerhorden die Stadt überschwemmten, umgestürzt wurden und unter dem Schutte begraben lagen, bis verschiedene Päpste zur Verschönerung der neuern Stadt sie wieder aufrichten ließen. Der Schaft des Obelisks auf der Piazza del popolo ist 78 Fuß hoch, aber nicht mehr ganz, sondern vor der Wiederaufrichtung in drei Stücke zerbrochen. Die Höhe des ganzen Obelisks mit dem Unterbau beträgt gegen 116 Fuß. Die Seiten sind mit Hieroglyphen bedeckt, die zum Theil durch die Zeit gelitten haben. Dieser Obelisk wurde 1589 auf Befehl des Papstes Sixtus V. aufgerichtet, welcher der Erste unter den Päpsten war, der diesen prächtigen Denkmalen des Alterthums seine Aufmerksamkeit widmete. Vorher hatte er drei andere

wieder aufrichten lassen, einen vor der Peterskirche, den andern vor der Kirche Maria Maggiore, den dritten auf dem Platze vor dem Lateran. —

Die Errichtung des über 83 Fuß hohen Obelisks vor der Peterskirche, die 1586 vollendet wurde, war mit großen Schwierigkeiten verbunden, da der Schaft unzerbrochen war und keine früheren Versuche Erfahrungen geliefert hatten. Die Berichte der Zeitgenossen über dieses Unternehmen sind merkwürdig für die Geschichte der angewandten Mechanik, und zeigen uns, wie weit die neuere Zeit in der Benutzung der bewegenden Kräfte fortgeschritten ist, wenn wir uns an die Leichtigkeit erinnern, mit welcher in unsern Tagen ein Obelisk von Luxor in Aegypten nach Paris geschafft wurde. Als nämlich Sixtus V. die Wiederaufrichtung des Obelisks vor der Peterskirche beschlossen hatte, vergingen drei Jahre unter den nöthigen Vorbereitungen. Der römische Hof erließ Aufforderungen an Gelehrte in ganz Europa, und aus vielen Ländern wurden von Baumeistern und Mathematikern Plane eingesendet. Endlich erhielt der Baumeister Domenico Fontana den Auftrag, das Werk zu vollführen. Der Tag der Errichtung wurde mit großer Feierlichkeit angekündigt. Nach dem Gottesdienste in der Peterskirche empfingen der Baumeister und seine Gehilfen den päpstlichen Segen. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die Maschinen durch eine große Anzahl von Menschen und Pferden in Bewegung gesetzt, aber erst nach 52 erfolglosen Versuchen wurde die mächtige Masse aufgerichtet und erhob sich in der Luft. In diesem Augenblicke erscholl das Freudengeschrei der Zuschauer, das Geschütz der Engelsburg donnerte und das festliche Geläute aller Glocken ertönte. Nach dem gleichzeitigen Berichte über Fontana's Unternehmen wurden 160 Pferde und 800 Menschen gebraucht, um die Maschine in Bewegung zu setzen. Oben auf der ungeheuern Maschine, die das Ansehen einer Burg hatte, sah man einen Trompeter und eine große Glocke. Auf ein Zeichen des Baumeisters schmetterte die Trompete, worauf Menschen und Pferde das Hebewerk in Bewegung setzten, und wenn ausgeruht werden sollte, ertönte die Glocke. Nur auf diese Weise, sagt der Berichterstatter, konnte man die Befehle des Baumeisters verständlich machen; hätte die menschliche Stimme die Arbeit leiten wollen, so wäre es nicht möglich gewesen, Unordnung zu vermeiden, denn das Getöse glich dem Donner oder einem Erdbeben, so groß war das Krachen und Dröhnen der Maschine, die eine so schwere Masse erheben sollte. — Dieselbe Maschine, nur verkleinert und mit verminderter Kraftanwendung, benutzte Fontana, die drei andern Obelisken aufzurichten, und die gleichzeitigen Berichterstatter sagen ausdrücklich, daß nach dem ersten großen Unternehmen die spätere Arbeit leichter gewesen sei. —

Der Obelisk auf der Piazza del popolo ist, nächst den beiden vor der Peterskirche und dem Lateran, der größte der in Rom aufgerichteten. Die Seiten des Schafts sind von ungleicher Breite; auf der Nord- und Südseite unten 7 Fuß 10 Zoll, am Gipfel 4 Fuß 10 Zoll, auf den beiden andern Seiten unten 6 Fuß 11 Zoll, oben 4 Fuß 1 Zoll breit. Die nördliche Seite zeigt Spuren einer Beschädigung durch Feuer. Dieser Obelisk ist einer von den beiden, die Augustus nach Rom bringen und im Circus aufrichten ließ. Nach der Angabe alter Schriftsteller ward der Schaft um die Zeit, als der griechische Philosoph Pythagoras Aegypten besuchte, verfertigt und würde daher über 2000 Jahre alt sein. Das Alter dieser Obelisken, ihre wundervolle Heimath, die Geschichte ihrer Fortschaffung nach Europa durch die römischen Welteroberer, ihr Umsturz durch die kriegerischen Schwärme, die seit dem 5. Jahrhundert Rom überwältigten, ihre Wiederaufrichtung durch die Päpste, die zahllosen Schicksalswechsel, die verhängnißvollen Umwandlungen, deren stumme Zeugen sie waren, seit sie zuerst im Circus, auf dem Marsfelde und andern Plätzen der alten Weltstadt aufgerichtet wurden — all' dieß knüpft ergreifende Erinnerungen an diese großartigen Denkmale.

Aber das Herrlichste und Rührendste und Tröstendste, was man auf ihrer Kuppe erblickt, ist das hellige, immer siegreiche Kreuz unsers Erlösers Jesus Christus! —

---

124. Der Triumphbogen des Titus zu Rom.

(Von Dr. Sebastian Brunner.)

Der Triumphbogen des Titus ward diesem Feldherrn errichtet, wegen der durch ihn bewirkten Zerstörung Jerusalems 70 Jahre nach der Geburt Christi. Auf der einen Seite erblickt man Titus im Triumphwagen, gezogen von der personificirten Roma, umgeben von Liktoren. Auf der andern Seite die Heiligthümer des Tempels, der siebenarmige Leuchter, der goldne Tisch mit der Opferschale, die silbernen Posaunen, die den Psalmengesang im Tempel begleiteten, und gefangene Juden. —

Man erzählt: es sei eine Sitte unter den Juden Roms, daß sie ausspucken, so oft der Weg Einen an diesem Triumphbogen vorüberführt, während Keiner unter dem Bogen durchgeht.

Wir finden dieß durchaus nicht lächerlich! dieser Triumphbogen hat eine welthistorische Bedeutung — er ist ein Schlußstein des politischen Bestandes der Juden; er ist der Markstein ihrer weltlichen Herrschaft; er ist ein Denkstein der Prophetenstimmen dieses Volkes,

das auf die Prophetien nicht gehört hat, und er ist am Ende ganz natürlich ein Stein des Anstoßes für jeden Juden, der im Judenthum verharrt.

Die Gebilde auf demselben sind mannigfach verstümmelt, manche Zier ist vom siebenarmigen Leuchter herabgeschlagen. Aber das Zeugniß von achtzehn Jahrhunderten, das Zeugniß für des Propheten warnende und drohende Verheißung, das Zeugniß für Christi Wort, für des Evangeliums Wahrheit, steht unerschüttert da. — Es ist dieß Monument auch eine welthistorische Antwort auf die frevelhafte Selbstverurtheilung des Judenvolkes, welches auf Pilati Wort: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten! Sehet ihr zu!" im übermüthigen Hohn ausrief: „„Sein Blut komme über uns und unsre Kinder!"" — Durch alle Umstürze, durch alle Völkerwanderungen, durch alle Herrschafts-Wechsel, durch alle Revolutionen, durch alle Barbaren-Horden hindurch, vom wilden Totila, der Geißel Roms, angefangen, bis zur letzten Gewaltherrschaft in Rom vor einem Dezennium (im Jahre 1848) — blieb unerschüttert stehn der Triumphbogen des Titus — obwohl gerade ihn wegzubringen im Interesse so vieler Tausende von Menschen läge! —

Wenn der neugewählte Papst zur Ceremonie des Possesso (der Besitznahme) in Prozession vom Quirinal in den Lateran geht und ihm die Schlüssel der Capitolburg übergeben werden, geht er auch durch den Titusbogen über das Colosseum. Vom Titusbogen bis zum Colosseum lassen die Juden Roms den Weg mit Teppichen belegen und machen lateinische und hebräische Lobsprüche auf den Papst. Der Ober-Rabiner überreicht an der Spitze seiner Amts-Collegen dem Papst eine hebräische Bibel, worauf der Papst spricht: „Vergeblich wartet ihr auf den Messias, den dieß göttliche Buch verheißt; er ist schon vor mehr als achtzehn Jahrhunderten gekommen; widerstrebet nicht länger der Wahrheit!" Dann verrichtet der Papst ein kurzes Gebet: „Gott wolle den Juden die Binde von den Augen nehmen, die ihnen das Licht entzieht!" —

---

125. Denkzeichen im Dome zu Magdeburg.

(Aus: Stadt Magdeburg von Gottfried Gengenbacher. 1678.)

1. Außerhalb am Dome zu Magdeburg, nach Westen hin, über dem sogenannten „Paradies," steht in Stein ausgehauen das Bild eines Schäfers mit seinem Knechte, seinen Schafen und seinen Hunden. Der Schäfer sieht nach einem Sterne hin, den man von dieser Seite an dem Thurme des Domes erblickt.

Man sagt: So hoch der Stern steht, so hoch hat dieser fromme Schäfer den Dom sammt dessen beiden Thürmen auf seine Kosten aufführen lassen. — Zu Dessen Andenken sind der Stein und das Bild ausgehauen. —

2. Zur rechten Seite im Dom zu Magdeburg sieht man zwei aus Holz geschnitzte Männer mit eisernen Ketten und Banden an Hals, Leib, Händen und Füßen.

Man erzählt davon Folgendes:

Als der Dom gebaut wurde, kamen zwei Brüder, die Grafen von Gleichen von Magdeburg, wollten in ihrer Herzensbosheit den Gottesbau wehren und vermaßen sich, aus demselben einen Pferdestall zu machen.

Zum ewigen Andenken an solche Vermessenheit wurden ihre Bildnisse, mit Ketten und Banden umschlossen, im Dome selbst aufgehangen. —

3. An dem Pfeiler im Dome zu Magdeburg befindet sich eine runde, aus Steinen mit kleinen Thürmchen gezierte Kapelle. Auf dem Altar derselben stehen die Bildnisse des Kaisers Otto und dessen erster Gemahlin Editha. Die Kaiserin hält in der linken Hand einen zirkelrunden Reif, der aus neunzehn runden vergoldeten Kügelchen besteht. Diese Kügelchen zeigen an, daß die gottesfürchtige Kaiserin eben so viele Tonnen Goldes zur Erhaltung des Erzstiftes Magdeburg hergegeben hat. —

---

126. Die Engels- und die Teufels-Kanzel.

Am Wege, der von Baden nach Gernsbach durch das Gebirg führt, zieht sich ein gar anmuthiges Wiesenthal mit einem hellen, frischen Bächlein hin. Das Thal erhebt sich allmählich bis zu einem Fels, der am Fuße der Staufen senkrecht emporsteigt und auf der breiten Kuppe mit Tannen, Hainbuchen und Gesträuch bewachsen ist. — Dieser Fels heißt die „Teufelskanzel.“ —

Zur Zeit als die christlichen Priester in den Schwarzwald kamen, predigte hier (wie die Volkssage erzählt) der Teufel, und suchte das Volk von der Lehre des heiligen Kreuzes abzuziehen. Bald sammelte sich Jung und Alt in Schaaren um den Fels her, und Alles horchte der schmeichlerischen Lehre und fand sie gar behaglich.

Nun erschien auf dem Felsen, der bei den Ruinen von der Burg Eberstein auf einer kahlen Höhe liegt, ein Engel des Himmels, und warnte das Volk vor den falschen, hinterlistigen Worten des bösen Geistes.

Neugierig kamen jetzt Manche, um ihn zu hören; aber was ihnen der Teufel sagte, gefiel ihnen doch besser, und sie verließen den Engel nacheinander, bis auf ein junges frommes Fräulein und einen Jüngling, ihren Verlobten. Jedoch auch der Jüngling schlich sich davon, die Jungfrau blieb indessen standhaft, obgleich der Kampf schwer war in ihrer Seele. Neben den Felsen, auf welchem der Engel gestanden, erbaute sie ein Kirchlein und eine Zelle, worin sie ihr Leben in Gebet und Betrachtung zubrachte. —

Der Fels, von welchem der Engel redete, heißt noch jetzt die „Engels-Kanzel," und der, von welchem der Teufel predigte, die „Teufels-Kanzel." —

127. Die Papstwahl des Aeneas Sylvius oder Pius II.

Als der Tod des Papstes Callixtus III. bekannt gemacht ward, kam Philippus, der Cardinal von Bologna, welcher, der glühenden Sommerhitze auszuweichen, sich nach Bagnarea begeben hatte, nach Viterbo, wo er mit Aeneas Sylvius Piccolomini, Cardinal von Siena, sich vereinte, die dann beide mit einander nach Rom abreisten, der Wahl des neuen Papstes beizuwohnen. Als sie nun in die Nähe der Stadt kamen, da ging der ganze Hof und der größte Theil des Volkes ihnen entgegen; denn es war die allgemeine Meinung, daß Einer aus diesen beiden Cardinälen Papst werden würde. Bald erschienen auch die übrigen Cardinäle, die außerhalb Rom sich befanden, und die Leichenfeier des Verstorbenen wurde abgehalten.

Am zehnten Tage nach Calixtus Tode begaben sich die Cardinäle, achtzehn an der Zahl, in's Conclave; und die ganze Stadt harrte in gespannter Erwartung, welcher zum Papste würde erwählt werden; die Meisten wünschten, die Wahl möchte auf den Cardinal von Siena fallen; und von Keinem auch ward so einstimmig geglaubt, daß das Loos ihn treffen würde.

Das Conclave ward in dem apostolischen Palast abgehalten, worin sich zwei Kapellen befanden; in der größern wurden die Zellen für die Cardinäle angebracht; die kleinere, zum heiligen Nikolaus, war zu den Berathungen und zu den Scrutinien bestimmt, die wegen der Wahl geschehen mußten; die Säle wurden frei gelassen, damit wer immer wollte, hindurch gehen könnte.

Am Tage des Eintritts in's Conclave ward nichts vorgenommen, das irgend zur Wahl gehörte; am folgenden Tage wurden einige Punkte beschlossen, die, wer immer mochte gewählt werden, zu

befolgen hätte; und diese Punkte wurden von allen Cardinälen beschworen. Am dritten Tage nach der heiligen Messe kam es zur Wahl, und es erhielten die beiden Cardinäle Philippus von Bologna und Aeneas Sylvius von Siena gleiche Stimmen, nämlich Jeder fünf; von den übrigen aber bekam keiner mehr als drei.

Es ward ein goldener Kelch auf den Altar gestellt, bei welchem drei Cardinäle standen, um allen Irrthum und Betrug zu verhüten. Diese waren Ruteno, Bischof, Rohan, Priester und Colonna, Diacon. Die übrigen Cardinäle saßen an ihren Plätzen und gingen je nach dem Alter in ihrer Würde und ihrem Rang zum Altar hin, ihre Stimmen in den Kelch zu werfen. Es waren solche auf Zetteln geschrieben, wo der Name Desjenigen stand, den sie zum Pontificat erwählten. Hierauf ward ein Tisch in die Mitte gestellt, die drei Cardinäle leerten den Kelch, lasen jeden einzelnen Zettel mit lauter Stimme ab, und zeichneten die Namen Derjenigen auf, die in denselben geschrieben standen.

Als nun das Scrutinium verlesen war, da fand es sich, daß neun Cardinäle den Cardinal von Siena und sechs den von Rouen erwählten; die Stimmen für die Uebrigen waren in weit geringerer Anzahl. Es erstaunten aber die Cardinäle nicht wenig, daß so viele Stimmen für den Cardinal von Siena sich vereint hatten; denn es war etwas Unerhörtes, daß bei einer so geringen Anzahl Cardinäle je Einer so viele Stimmen für sich gehabt hätte. Da indessen Keiner die erforderliche Anzahl Stimmen hatte, um erwählt werden zu können, beschloß man das accedo zu versuchen, um zu sehen, ob es möglich wäre, daß an demselben Tage die Wahl beendigt und der Papst ernannt würde.

Es saßen die Cardinäle jeder an seinem Orte; keiner redete ein Wort; keiner regte ein Glied seines Körpers, die Augen ausgenommen. Also verweilten sie einige Zeit ganz unbeweglich und es harrten die Jüngeren bis die Aelteren ihr accedo gegeben hätten. Der Erste, welcher sich erhob, war der Cardinal Vicekanzler; er sprach: „Ad Cardinalem Senensem accedo. Ich trete dem Cardinal von Siena bei.“ Hierauf trat abermalige Stille ein; Keiner rührte sich; nur die Augen Aller waren geöffnet, und man las auf manchen Angesichtern, was in den Herzen vorging. Da nun noch sehr wenige, nämlich nur zwei Stimmen fehlten, den Cardinal von Siena zum Papste zu bestimmen, standen Einige auf, die Wahl zu vertagen; und diese waren der Cardinal von Rouen und der Cardinal vom heiligen Sixtus; weil ihnen aber kein Einziger folgte, kehrten auch sie zu ihren Sitzen zurück. Da stand der Cardinal

von St. Anastasia auf und sprach: „Et ego Senensi accedo!“ Nun fehlte nur noch eine einzige Stimme, da zwölf Stimmen genügten; der Cardinal Prospero Colonna, der dieß in Betrachtung zog, beschloß nun, selbst die Ehre zu haben, der Wahl die Vollendung zu geben und seinen alten Freund Aeneas zu ernennen. Darum also wendete er sich gegen die übrigen Cardinäle hin und sprach: „Et ego Senensi accedo et Papam facio!“

Kaum hatten diese Worte ertönt, da erhoben alle Cardinäle sich von ihren Sitzen, bezeugten nun dem Erwählten die übliche Verehrung, kehrten dann zu ihren Sitzen zurück und bestätigten einstimmig die Wahl. Hierauf trat der Cardinal Bessarion sowohl in seinem, als im Namen Derjenigen auf, die für den Cardinal von Rouen gestimmt hatten und sprach wie folgt:

„Wir loben und billigen auf alle Weise, heiliger Vater! Ihre Erhebung auf den päpstlichen Stuhl; zweifeln auch nicht, daß diese Wahl von Gott sei, und haben niemals erachtet, daß Sie dieser erhabensten Würde nicht vollkommen würdig wären. Nur Ihre schwache körperliche Gesundheit hielt uns ab, Ihrer Wahl beizutreten, weil in unseren Zeiten die Kirche eines thatkräftigen Mannes bedarf, der ernstlich zu Mitteln gegen die Gefahren greife, die uns von Seiten der Türken bedrohen, und im Stande sei, hier- und dahin zu eilen, wo die Noth es erfordert; was Eure Heiligkeit nur sehr schwer thun können, da Sie wegen Ihrer vielfältigen Unpäßlichkeiten mehr der Ruhe als der Bewegung bedürfen. Aus diesen Rücksichten neigten wir uns zu dem Cardinal von Rouen; denn hätten wir erachtet, Eure Heiligkeit besäßen genugsame Gesundheit, nimmer hätten wir dann einen Andern, als Sie erwählt. Da es nun Gott also gefallen hat, gefällt es auch uns; wir erkennen Sie als das Oberhaupt der Kirche, verehren Sie als solches und werden, was immer an uns liegt, getreulich thun, Ihnen zu dienen.“

Auf diese Anrede erwiederte der Papst: „„Sie hatten, Herr Cardinal Bessarion, so viel ich einsehe, einen weit besseren Begriff von uns, als wir selbst von uns haben; da Sie keinen anderen Fehler außer podagrische Füße an uns erkennen. Wir selbst sind uns größerer und gleichsam zahlloser Fehler bewußt, die mehr als genügen konnten, Uns vom Pontificiat auszuschließen; sowie wir auch auf keine Weise einsehen, daß wir irgend Verdienste hätten, die dieser so hohen Würde entsprächen. Frei bekennen wir, daß wir derselben in der That unwürdig sind; und würden solche auch nicht annehmen, wenn wir nicht das Gericht Desjenigen fürchteten, der uns zu derselben berief; denn was beide Theile dieses heiligen Collegiums thun, ist offenbar ein Werk des heiligen Geistes, dem es

nicht erlaubt ist, zu widerstehen, noch zu widersprechen. Wir gehorchen also dem göttlichen Rufe, loben Sie und die Anderen, die ihrer Meinung waren, und die, dem Ausspruch ihres eigenen Gewissens folgend, nicht erachteten, daß sie unserer Wahl beistimmen sollten. Alle werden Uns gleich lieb und theuer sein; da wir unsere Wahl nicht als eine solche erkennen, die von Diesem oder Jenem, sondern von diesem ganzen heiligen Collegium und von Gott, dem Spender alles Guten, kam.""

Und hierauf legte er das Cardinalgewand ab und zog die päpstlichen Gewande an. Als sie ihn befragten, welchen Namen er annähme, war seine Antwort: „„Pius!"" Und nun beschwor er die Punkte, welche das Collegium der Cardinäle Anfangs fest gesetzt hatte, und ward dann auf den Altar erhoben, wo die Cardinäle ihm abermal ihre Verehrung bezeigten, ihm die Füße, die Hand und das Angesicht küßten; nach Vollendung dieser Cermonie ward aus einem hohen Fenster dem Volke die Wahl verkündigt und ausgerufen: der Cardinal von Siena sei erwählt worden und heiße Pius II.

Und nun plünderten die Conclavisten die Zelle des Erwählten, nahmen sein Geräthe, seine Bücher und das wenige Silberzeug, das daselbst war, in Besitz; so wie das Volk der Stadt den Palast plünderte, den er früher bewohnt hatte, und nicht nur alles bewegliche Geräthe in Beschlag nahm, sondern auch das Gebäude selbst beschädigte und sogar Marmorstücke forttrug.

Die Freude über die Wahl Pius II. war überaus groß und allgemein; es erhoben sich von allen Seiten jubelnde und glückwünschende Stimmen, welche ausriefen: „„Es lebe Siena!"" Zur Zeit des Conclave's war die Stadt größtentheils bewaffnet; als aber die Wahl verkündigt wurde, legte Alles die Waffen nieder, und die Stadt war ruhig, sicher und fröhlich. Als nun der neue Papst sich mit ein wenig Speise erquickt hatte, ward er nach Sanct Peter getragen, zuerst auf den Altar der heiligen Apostel, und kurz hierauf auf den päpstlichen Thron erhoben, wo die Cardinäle, sowie auch viele Bischöfe, Prälaten und Andere aus dem Volke, ihm auf's Neue die Füße küßten; und weil es bereits Abend geworden war, kehrte der Papst in den Palast zurück und die ganze Stadt feierte ein fröhliches Fest bei Beleuchtungen und Freudefeuern.

In der folgenden Nacht aber zogen die Bürger auf schöngeschmückten Pferden und mit brennenden Fackeln in den Händen von der Engelsburg bis nach Sanct Peter, Seiner Heiligkeit ihre Ehrfurcht zu bezeigen; und es zogen auch die Gesandten der verschiedenen Höfe in großer Pracht auf, dem neuen Papste Gehorsam zu erweisen. —

128 und 129. Aus dem Leben des heiligen Papstes Gregorius I.

1. Bei dem Tode seines Vaters Gordian ward Gregor der Große (schon lange ein Liebling der Römer und ganz Italiens, wegen seiner glänzenden Geburt, seiner körperlichen Wohlgestalt, seiner großen Talente und Kenntnisse, seines edlen Charakters und der vortrefflichen Verwaltung seiner hohen Ehrenstelle, der Prätur Roms, welche der consularischen Würde beinahe gleichkam) — der Erbe unermeßlicher Reichthümer. Ganz Rom erwartete nun, daß Gregor, groß in allen seinen Handlungen und Umgebungen, den Glanz seines Hauswesens oder vielmehr seiner kleinen Hofhaltung nun noch um Vieles vermehren, neue Paläste und Villen erbauen, dieselben mit erhöhter Kunst- und Prachtliebe schmücken und bereichern, und durch eine glänzende Heirath das Glück seines Lebens noch mehr befestigen würde. Die vornehmsten und reichsten italienischen Geschlechter suchten sich ihm zu nähern, und trugen ihm ihre Töchter, die Blüthen von Italiens weiblicher Schönheit, gleichsam stillschweigend an. Aber mit Erstaunen vernahm bald ganz Rom, daß der reiche Erbe in Sicilien, wo er die größten und einträglichsten Ländereien besaß, sechs Klöster auf einmal gestiftet und reichlich begabt habe; und noch mehr staunten die Römer, als Gregor bald darauf sogar seinen eigenen Palast in Rom in ein Kloster verwandelte, seine Ehrenstellen niederlegte, alle seine Güter, seine Paläste und Landhäuser, seine kostbaren Geräthschaften, all' sein goldnes und silbernes Geschirr, alle seine Juwelen und prachtvollen Gewande verkaufte und in das von ihm gestiftete Kloster zum heiligen Andreas ging. Der Mann von senatorischer und consularischer Würde, in dessen Händen so viele Jahre lang Roms Schicksal lag, der gerechte Gegenstand der allgemeinen Liebe und Verehrung von ganz Italien, und der alle wesentliche und zufällige Vorzüge in sich vereinte, gehorchte nun, gleich dem geringsten Novizen, mit kindlicher Folgsamkeit allen Befehlen seines Abtes, übertraf alle Brüder im Kloster an Demuth und Liebe, und achtete sich durchaus als den Geringsten und Letzten von Allen. Welcher Sieg über die Welt und sich selbst! Welche Größe! —

2. Gregor ging eines Tages in Rom über den Marktplatz, als gerade zum öffentlichen Verkaufe mehrere Sclaven allda ausgestellt waren. Die Wohlgestalt und schönen körperlichen Formen derselben zogen die Blicke aller Vorübergehenden auf sich. Auch Gregor trat zu dem Sclavenhändler und fragte ihn, zu welcher Nation diese schönen Menschen gehörten. Man sagte ihm, es seien Engländer. Gregor forschte nun weiter, ob sie auch Christen wären. Diese

Frage ward mit Nein beantwortet, indem die gegenwärtigen Herren von Britannien, die Angelsachsen, noch ohne Ausnahme alle dem Götzendienste und heidnischen Wahne ergeben wären. Gregor's frommes Herz ward bei dieser Nachricht mit Wehmuth erfüllt; ohne seinen Weg fortzusetzen, oder in sein Kloster zurückzukehren, begab er sich augenblicklich zu dem Papste Benedict I., warf sich ihm zu Füßen, stellte ihm in den rührendsten Ausdrücken vor, welch' ein Gott gefälliges Werk es sein würde, einer ganzen, noch in dem Schatten des Todes und den Finsternissen des Heidenthums wandelnden Nation das Evangelium zu verkündigen, entwickelte ihm die Leichtigkeit des Unternehmens und bot, weil Andere es schwer finden könnten, sich selbst dazu an. Benedict vermochte den dringenden Bitten Gregor's nicht zu widerstehen und gab ihm die erbetene Erlaubniß zu dem heiligen Werke.

Bald waren alle Vorbereitungen zu dem weit aussehenden Unternehmen vollendet, und nach wenigen Tagen schon trat Gregor in Begleitung einiger Mönche und Priester, welche der Papst ihm beigesellt hatte, seine Reise nach England an. Aber schnell verbreitete sich jetzt auch in ganz Rom die Nachricht, daß Gregor die Stadt verlassen habe und setzte die ganze Bevölkerung Roms in Bewegung. Als der Papst am folgenden Tage in die Peterskirche gehen wollte, warfen ganze Schaaren flehender Bürger sich ihm in den Weg und klagten, daß er den Gregor habe aus der Stadt ziehen lassen, und sie dadurch einer ihrer festesten Stützen beraubt habe. Der Papst erschrack bei dem Anblicke so vieler trauernder und zum Theile schon gährender Gemüther, und schickte noch am Abend desselben Tages dem Gregor einen reitenden Eilboten nach, unverzüglich wieder nach Rom zurückzukehren. Trauernd vernahm Gregor die Befehle des Oberhauptes der Kirche, aber eingedenk der Lehre, daß Gehorsam Gott wohlgefälliger sei als Opfer, ehrte er dieselbe durch schnelle und augenblickliche Folgeleistung. —

---

130. Päpstlicher Schutzbrief für die Juden.

Innocenz III., aus Anagni, der Sohn des Grafen Trasimund aus der Familie Conti, wurde am 8. Januar 1198, dem Todestage Cölestin's III., kaum sieben und dreißig Jahre alt, einstimmig zum Papste erwählt. Sein früherer Name war Johann Lothar. Er hatte, nachdem er zu Paris und Bologna den Studien obgelegen, unter Lucius III. und Urban III. schon frühe mehrere kirchliche Aemter bekleidet, und war von Clemens III. zum Cardinal-

Diacon befördert worden. Lothar, der schon früher in seiner Schrift „Von der Verachtung der Welt“ das traurige Loos der Großen dieser Welt beklagt hatte, sträubte sich unter Thränen gegen die Annahme der Papstwahl, welche selbst Manchen seiner Zeitgenossen, in Anbetracht der großen Jugend desselben, bedenklich schien, und bei deren Nachricht der berühmte Dichter Walther von der Vogelwaide ausrief: „O weh, der Babst ist zu jung, hilf Herre deiner Christenheit!“ — Aber Innocenz III. zeigte bald, daß er die Kraft und Energie der Jugend mit der Umsicht und Zähigkeit des Greisenalters verbinde. In der That überstrahlt auch der Glanz seines Pontificats, in welches er (wie der italienische Geschichtsschreiber Sismondi sagt) eine tiefe Kenntniß seines Vaterlandes und des heiligen Stuhles, sowie den Muth und den edlen Ehrgeiz eines ritterlichen jungen Mannes und endlich den Ruf der Heiligkeit und Gelehrsamkeit mitbrachte, die Regierung aller seiner Vorgänger und Nachfolger. — —

Unter vielen Andern war Innocenz III. auch unermüdlich in dem Bestreben, die christlichen Völker zur Veranstaltung von Kreuzzügen zu vermögen, wobei er besonders die verschiedenen Orden, sowie die Weltgeistlichen zu Beiträgen aufforderte. — Im Jahr 1204 wurde von den Kreuzfahrern die Hauptstadt des byzantinischen Reiches erobert. So glänzende Aussichten sich durch dieses Ereigniß für die abendländische Kirche eröffneten, so sehr tadelte er die Kreuzfahrer wegen der Gräuel, die sie sich bei der Eroberung jener Stadt hatten zu Schulden kommen lassen. —

Interessant ist nun auch zu lesen, wie dieser große Papst die Angelegenheit der gleichfalls vielfach und schwerbedrängten **Juden** auffaßte.

Er schrieb nämlich:

„Die Juden sind die lebendigen Zeugen unseres Glaubens. Der Christ kann sie nicht ausrotten, weil sie dazu dienen sollen, daß er der Kenntniß des Gesetzes nicht entrathe. Da sie gesetzmäßiger Weise ihrem Gebet in der Synagoge ungehindert obliegen können, sollen sie deßhalb nicht angefochten werden; und obgleich sie lieber in ihrer Herzenshärtigkeit verharren, als die Vorhersagungen der Propheten, die Geheimnisse ihres Gesetzes einsehen und Christum kennen lernen wollen, haben sie dessenungeachtet Anspruch auf unseren Schutz; ihn wollen wir ihnen, nach dem Beispiel unserer Vorgänger, aus christlicher Liebe angedeihen lassen. — Kein Gläubiger erlaube sich, einen Juden zur Taufe zu zwingen, da, wer gezwungen ist, den Glauben nicht hat; wollen sie aber freiwillig und öffentlich die Taufe empfangen, so kann Niemand ihnen zu Leid sein. —

Kein Christ taste ihr Leben an, ohne einen gerichtlichen Urtheilsspruch, bemächtige sich ihrer Güter, suche ihnen die Ausübung ihrer alten Gebräuche in dem Lande, wo sie wohnen, zu erschweren, oder wolle diese ändern. — Man quäle sie nicht mit Schlägen, mit Steinwürfen während ihrer Feste, am wenigsten mit der Nöthigung, am Sabbath Frohndienste zu leisten, deren sie auch an anderen Tagen sich entledigen. Bei Strafe des Bannes verheere Niemand ihre Friedhöfe und grabe ihre Leichname aus, um nach Gold zu suchen!" —

131. Das kirchliche Jubiläum.

(Aus: Erinnerungen an die vier letzten Päpste von Cardinal N. Wisemann.)

Das große Ereigniß unter dem Pontifiacte Leo's XII. war unstreitig das Jubiläum von 1825. — Die erste historische Feier dieses Festes fiel in das Jahr 1300, obwohl man sich damals erzählte, daß eine unbestimmte Sage eine ähnliche kirchliche Feier des ersten Jahres im vorhergehenden Jahrhundert erwähnte. Es scheint, als ob eine Masse Pilger im Anfange des Jahres 1300 von freien Stücken nach Rom strömte; denn die Bulle, wodurch das Jubiläum angeordnet wurde, wurde erst am 21. Februar erlassen. Bonifacius VIII. beschloß, daß dieß ein hundertjähriges Fest sein sollte. Clemens VI. setzte die Zwischenzeit im Jahre 1342 auf fünfzig Jahre herab, dann wurde sie wieder um 25 Jahre verringert. Nach diesem Plane wurde das Jubiläum 300 Jahre lang gehalten bis zum Jahre 1775, als Pius VI. das Jubiläum feierte, welches sein Vorgänger das Jahr vorher verkündigt hatte. Die regelmäßige Wiederkehr des Festes veranlaßte natürlich bestimmte Vorkehrungen, um es in guter Ordnung zu feiern. Daher schreibt sich das Herkommen, daß am Himmelfahrtstage des vorhergehenden Jahres der Papst das heilige Jahr oder Jubiläum verkündigt. Am Vorabende vor Weihnachten zieht er in vollem Staate nach dem großen Portikus der vaticanischen Basilika, welcher, obwohl nur eine Vorhalle, von großem Umfange sein muß, um für solche Ceremonien und die Tausende von Menschen Raum zu bieten, die hierher strömen, um Zeuge davon zu sein.

Wer Rom besuchte, wird leicht bemerkt haben, daß von den fünf großen Thüren, die aus der Vorhalle in die Kirche führen, die nächste am Palaste vermauert ist und ein vergoldetes Kreuz aus Metall trägt, das von den Lippen der Pilger stark abgenützt ist. Wenn er fragt, wird man ihm sagen, daß dieß die Porta santa ist, oder das heilige Thor, ähnlich dem Königsthore zu Jerusalem, wel-

ches nur bei einem ganz besondern Anlasse geöffnet wurde. Nur im Jubeljahre ist dieses Thor unverschlossen; und um es zu öffnen als Sinnbild für den Beginn des Jubiläums, ist der Papst in die Vorhalle herabgekommen. Die ungeheure Kirche ist leer, denn die Thüren sind den ganzen Tag über geschlossen gewesen; eine unzählbare Volksmenge vom königlichen Prinzen an bis herab zum ärmsten Pilger aus Süditalien wartet begierig in dem Portikus und auf den Stufen draußen. Nach einem ganz passenden Eingangsgebete aus der heiligen Schrift, steigt der Papst von seinem Throne und schlägt mit einem silbernen Hammer an die Wand, welche die Thüre ausfüllt, und mit ihren Steinschichten ringsum losgemacht worden ist. Sogleich fällt sie einwärts und wird im Augenblicke von den rüstigen Sanpietrini auf die Seite geschafft. *)

Der Papst tritt dann entblößten Hauptes und mit einer Fackel in der Hand durch die Thüre hinein und hinter ihm die Cardinäle und sein übriges Gefolge. So ziehen sie nach dem Hochaltar, wo die erste Vesper des Christfestes wie gewöhnlich gesungen wird. Die andern Thüren der Kirche werden sodann geöffnet und die große Königin der Kirchen füllt sich. Das Ceremoniell jenes Tages ist meinem Gedächtnisse wohl eingeprägt und ein kleiner Nebenumstand knüpft sich daran. Unter den Vordersten, die mit allen Zeichen der Ehrfurcht und Andacht durch das heilige Thor einzogen, erinnere ich mich mit Rührung, den ersten englischen Geistlichen gesehen zu haben, welcher in unsern Zeiten Amt und häusliche Bequemlichkeit aufgegeben hatte als Preis für seine Bekehrung. Er war bei diesem Pilgerakte von seiner Familie umgeben oder begleitet, wie sie ihm auch in „seiner Pilgerfahrt der Gnade" nachgefolgt war. Ein solcher Mann war selten in jenen Tagen und stand in der That einzig da; wir hatten kaum eine Ahnung davon, daß unsere Augen dereinst an den Anblick vieler gewöhnt werden würden, die ihm glichen.

Mancher Leser fragt vielleicht, worin denn das Jubiläum bestehe, was seine Obliegenheiten und was seine Geschäfte seien? Ein Katholik weiß das wohl. Es ist ein Jahr, in welchem der heilige Stuhl thut, was er kann, um Rom zu einem geistlichen Anziehungspunkte zu machen und nur zu einem geistlichen. Die Theater sind geschlossen, öffentliche Unterhaltungen aufgehoben, sogar das Privat-

---

*) Dieß ist ein Corps von Handwerkern jeder Art, die Sanct Peter regelmäßig im Solde hat, und die eine besondere Kleidung tragen. Sie halten die Kirche in einem vollkommen guten und schönen Zustande fast ohne äußere Hilfe und zeichnen sich durch ihre Thätigkeit und Verständigkeit merkwürdig aus.

vergnügen ist in die Grenzen der Fastengesetze eingeschränkt. Aber Alles, was beitragen kann, um den Sünder zu bessern oder was dem Andächtigen hilft, seinen Glauben und seine Frömmigkeit zu nähren, wird freigebig und verschwenderisch dargereicht. Die Kanzel ist von den beredtesten geistlichen Rednern besetzt, welche das Gewissen aufwecken oder die Unwissenden belehren; die Beichtstühle sind beständig von Priestern eingenommen, welche jede Sprache sprechen; fromme Vereine oder Bruderschaften empfangen nacheinander die Züge der Pilger, bewirthen sie und führen sie von Heiligthum zu Heiligthum; um die Altäre drängen sich von Andacht glühende Communicanten, während vor Allem der geistliche Nachlaß der zeitlichen Strafe für die Sünde, welcher jedem Katholiken unter dem Namen Ablaß bekannt ist, unter Bedingungen, die keineswegs leicht sind, reichlicher mitgetheilt wird. Rom wird in jenem Jahre der Anziehungspunkt der katholischen Andacht, der Magnet, der sie von allen Seiten anzieht. Aber es erschöpft sie nicht oder verschlingt sie; denn Schaaren von Menschen kehren zurück voll Dankbarkeit gegen den Himmel und den heiligen Stuhl für den Segen, den sie, wie sie fühlen, empfangen haben, und für die erbaulichen Scenen, woran sie Theil nehmen durften. Ehe wir jedoch versuchen, einige dieser Scenen in's Gedächtniß zurückzurufen, wird es nicht unangemessen sein, einige Vorbereitungen auf dieselben zu beschreiben. Dem entschlossenen und scharfsichtigen Geiste des Papstes war vielleicht allein das Jubiläum von 1825 zu verdanken. Der Regel nach sollte in dem ersten Jahre des Jahrhunderts eines gewesen sein, aber die Drangsale der Zeiten und der Tod Pius VI. hatten die Feier desselben verhindert. Leo gab seine Absicht zu erkennen, es ordnungsgemäß auf das Jahr, in welches es fiel, zu verkünden, und fand auf allen Seiten nur Widerstand.

Daheim fürchtete sein Staatssecretär die Einführung politischer Verschwörer und Mitglieder von geheimen Gesellschaften in die Provinzen und nach Rom, die unter dem Gewande des Pilgers mit dem Muschelhute ungestört zusammenkommen könnten, um zum Umsturze der Regierung Verschwörungen anzuzetteln. Der Schatzmeister gerieth in Schrecken über die außerordentlichen Ausgaben, die dadurch seinem Budget verursacht würden, und verwahrte sich gegen finanzielle Verlegenheiten, die, wie er voraussah, erfolgen würden. Ja, mein lieber Leser, wundere dich nicht; du, der du vielleicht gelehrt worden bist, daß ein Jubiläum eine der glücklichsten Erfindungen römischer Schlauheit ist, um einen erschöpften Schatz zu füllen, eine Art Handelschaft im Großen mit geistlichen Gütern, die durch zeitliche erkauft und gewöhnlich nur im Kleinen

gespendet werden! Wenn dieß die Lehre war, die du empfingest und woran du glaubtest, so mögest du, wenn sonst dich nichts enttäuschen wird, leben bis zum nächsten Jubiläum und den Muth haben, es zu besuchen, um dich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob Rom der Geber oder der Empfänger ist, auf welche Seite die Wage sich neigt, wenn in die eine Schale seine verschwenderische Wohlthätigkeit gelegt wird und in die andere die Dürftigkeit seiner Klienten. Aber wir werden sehen.

Von auswärts erhoben sich unzählige Schwierigkeiten. Neapel war natürlich die Macht, die bei dem kommenden Feste am meisten interessirt war, sowohl wegen der Nähe des Ortes, als aus traditionellen Gefühlen und wegen der Geneigtheit seiner Bevölkerung, die Heimath zu verlassen, um Arbeit zu suchen oder auf Wallfahrten zu gehen. Sein Minister erhielt die Weisung, alle möglichen Schwierigkeiten zu erheben, und sogar die Repräsentanten fremder Mächte zum thätigen Widerstande zu bewegen. Oesterreich, noch unter dem Einflusse Josephinischer Ideen, war im besten Falle kalt, und die deutschen protestantischen Mächte erklärten sich offen dagegen. Allein im Angesichte aller dieser Hindernisse war Leo's einzige Antwort: „Dennoch soll das Jubiläum stattfinden!" und es fand statt.

Am Himmelfahrtstage erließ er die Bulle, welche die Vorbereitung zum Feste betraf, mit Worten klar, kühn und herzerfreuend wie der Silberton einer Klarine. Selten ist sogar vom heiligen Stuhle ein Dokument ausgegangen, das edler und würdevoller, zärtlicher und väterlicher gewesen wäre. Seine Sprache, rein, geschmackvoll und fein gerundet, fließt mit aller Größe römischer Beredsamkeit dahin, aber im Ton, in den Beispielen und im Pathos ist sie durchaus christlich und im eminenten Sinne kirchlich. Es spricht, wie nur ein Papst sprechen konnte, mit einem Bewußtsein von Macht, die nicht fehlen kann, und einer Autorität, die nicht zu irren vermag. Seine Lehre ist die eines Meisters, sein Unterricht der eines Weisen, seine Frömmigkeit die eines Heiligen. Der Papst wendet sich zuerst an alle Klassen der Menschen, die seine geistliche Souveränität anerkennen; er fordert die Könige auf, den gläubigen Pilgern kein Hinderniß in den Weg zu legen, sondern sie zu beschützen und zu begünstigen, und das Volk seine väterliche Einladung bereitwillig anzunehmen und in Schaaren zu dem für sie bereiten Festmahle herbeizueilen. Wenn er, nachdem er Jene warm ermahnt, die auch seine weltliche Herrschaft anerkennen, sich auch zu Jenen wendet, die nicht zu seinem Schafstalle gehören, zu Jenen sogar, welche den heiligen Stuhl verfolgt und beleidigt hatten, und wenn er sie in Worten brennender Liebe und zärtlicher Vergebung

einladet, sich ihm zu nahen und ihn auch als ihren Vater anzunehmen; da erinnern seine Worte an die edle Haltung, womit er seine Arme öffnete, als er seinen ersten öffentlichen Segen gab und für die ganze Menschheit einen Weg zu seinem Herzen zu bahnen und sie dann in zärtlicher Umarmung an dasselbe zu drücken schien.

Von dem Augenblicke an, als dieses entscheidende Dokument ausging, begannen einige Vorbereitungen und andere wurden nachdrücklicher betrieben.

Die erste Klasse dieser Vorbereitungen hatte einen religiösen Charakter. Missionen oder eine Reihe herzergreifender Predigten, welche die Sünder aufforderten, von ihren bösen Wegen zurückzukehren, wurden gehalten, nicht bloß in Kirchen, sondern auf öffentlichen Plätzen; — denn die Kirchen reichten nicht hin — um so die Stadt von Sünden zu reinigen und sie zu einer heiligen Stätte für Jene zu machen, die kommen sollten, um hier Erbauung zu suchen. Auf dem ungeheuer großen und schönen Platze, der jedem Reisenden als die Piazza Nuova bekannt ist, soll eine Versammlung von 15,000 Personen anwesend gewesen sein, als der Papst am 15. August diese geistlichen Uebungen mit seinem Segen beschloß. Es erforderte die Lunge eines Stentors, einen solchen Menschenhaufen anzureden und gehört zu werden; zum Glücke fand sich diese in Verbindung mit einem Herzen voll Güte und Frömmigkeit in der Brust des Domherrn Muccioli. Als dieser seeleneifrige Mann einige Jahre später noch jung starb, folgten Hunderte von Jünglingen, die zu den mittleren Klassen gehörten, in anständiger Trauerkleidung ihrem Freunde an sein Grab. Derselbe Zoll der Liebe des Volkes wurde noch später im Jahre 1851 dem liebenswürdigen und erbaulichen Professor Graziosi dargebracht.

Um aber auf unseren Gegenstand zurückzukommen, der Papst setzte Viele in Erstaunen, als sie ihn gegenüber sahen, wie er aus den Gemächern der russischen Gesandtschaft im Palaste Pamphili der Schlußpredigt des Domherrn zuhörte. Von da kam er herab, begleitet von seinem andersgläubigen Gastfreunde und Bewunderer, dem Ritter Italinsky und bestieg einen Thron, der für ihn unter freiem Himmel aufgerichtet war.

Nebst dieser geistlichen Vorbereitung wurden materielle Verbesserungen nicht vergessen. Eine Visitation der Kirchen, der Oratorien und aller religiösen Anstalten hatte begonnen und die Folge davon war, daß alle Unregelmäßigkeiten in ihren Einrichtungen verbessert, verfallene Gebäude reparirt, Ornamente wieder hergestellt und alte oder verwüstete Gegenstände erneuert wurden. Bedeutende Kosten wurden so durch einige der größeren und älteren Basiliken

verursacht. Aber noch wichtiger waren die Vorbereitungen, die man machen mußte, um die Schaaren von Pilgern zu beherbergen und zu speisen, die man erwartete. Um fremden Fürsten in dieser Hinsicht alle Unruhe zu ersparen, ließ der Papst den Gesandtschaften sagen, er wünsche nicht, daß sie für ihre armen Landleute irgend eine Vorkehrung treffen möchten, da er diese Pflicht der Gastfreundschaft auf sich nehme. Er bemerkte, daß er lieber das Kirchensilber Roms verpfänden, als es an der Erfüllung dieser Pflicht fehlen lassen würde.

Es befindet sich in Rom ein großes Haus, das an die Kirche der heiligen Dreifaltigkeit angebaut und ausdrücklich für die unentgeltliche Verpflegung von Pilgern gestiftet ist. Daher heißt es La Trinità dei pellegrini. Es ist in zwei Flügel getheilt, einen für die Männer und den anderen für die Frauen. Der unterste Stock besteht aus ungeheuer großen Refektorien, über welchen sich ebenso geräumige Schlafsäle befinden. In der heiligen Woche herrscht in dem Hause eine gewisse Rührigkeit; da dann eine bedeutende Anzahl von Pilgern ankommt, so kann vielleicht ein halbes Refektorium und ebenso viel Raum von den Schlafsälen besetzt werden. Im übrigen Jahre schickt die Anstalt eine gewaltige Kutsche, die jetzt etwas moderner gemacht ist, nach den Spitälern, um alle daraus entlassenen Patienten wegzubringen, welchen sie unter dem Titel von Convalescenten drei Tage lang Gastfreundschaft giebt und oft noch Zeit läßt, sich um eine Beschäftigung umzuschauen.

Die Einkünfte des Hauses, die Früchte der christlichen Mildthätigkeit, sind gerade nicht zu reichlich, so daß man zu sagen pflegte: in der Zwischenzeit zwischen zwei Jubiläen würden sie in der ersten Hälfte der Zeit dazu verwendet, um gemachte Schulden abzuzahlen, und in der zweiten, um für die kommende Feier Geld zurückzulegen. Aber nebst der bequemen Einrichtung zum Wohnen, die beständig im Hause getroffen wird, sorgte die Wohlthätigkeit für ungeheuere Räume zur Beherbergung in den weiten und luftigen Gängen der Ordenshäuser. Im Monat November beherbergte und speiste unsere Bruderschaft der heiligen Dreifaltigkeit, zu welcher viele Engländer gehören, drei Tage lang 23,090 Männer und 15,754 Frauen, in Allem 38,844 Personen, außerdem 350 Mitglieder von Zweigbruderschaften. Daraus kann man sich einigen Begriff von dem Maßstabe machen, nach welchem die Gastfreundschaft während des ganzen Jahres ausgeübt wurde.

Die beobachtete Ordnung war die folgende: Der Pilger mußte bei seiner Ankunft im Hause seine Pilgerpapiere untersuchen lassen und empfing sein Billet, wodurch er als Gast aufgenommen wurde.

Am Abend wurden die Neuangekommenen in eine Halle gebracht, um welche rings erhöhte Sitze liefen und welche reichlich mit heißem und kaltem Wasser versehen war. Dann nach einem kurzen Gebete wuschen die Brüder der Bruderschaft oder die Schwestern in ihrem Theile des Hauses ihre durch die tage- oder wochenlangen Reisen wunden und ermatteten Füße, und die Salben der Apotheke oder die Geschicklichkeit des Wundarztes waren bei der Hand, um Wunden und Geschwüre zu verbinden. Dieß war keine bloße Ceremonie, kein symbolischer Ritus, sondern man sah und fühlte, wie in alten Zeiten „die Füße der Heiligen waschen," wenn sie um eine Nachtherberge baten, ein wirklicher Akt der Wohlthätigkeit war, würdig der christlichen Wittwe. Es war augenscheinlich eine köstliche Erleichterung für den abgematteten Wanderer. So erfrischt schlossen sich die Pilger an die lange Prozession an, die zum Abendessen ging. Eine Bank an der Mauer hin und ein Tisch davor, jedoch um das Gedränge der vielen Neugierigen abzuhalten, mit einem Gitter versehen, — dieß war die einfache Einrichtung; aber die endlose Länge dieser Bänke und Tische, die mit Leuten von allen Farben besetzt waren, die allerhand Sprachen redeten, bildeten ein überraschendes Schauspiel. Vor jedem Gaste war sein Teller, Messer, Gabel und Löffel, Brod, Wein und Nachtisch. Eine Thür in jedem Refektorium stand mit einer geräumigen Halle in Verbindung, in welcher gewaltige Kessel rauchten, mit einem Inhalte schmackhafter Suppe, die für eine Armee hingereicht hätte. Dieß war der Ehrenposten: ein Cardinal oder Edelmann in dem rothen groben Rocke und mit den Abzeichen der Bruderschaft, mit einer weißen Schürze darüber, mit einem Schöpflöffel bewaffnet, vertheilte das dampfende Fluidum in bereit gehaltene Platten, und eine Reihe von Brüdern in geeigneten Zwischenräumen im Refektorium aufgestellt, gaben die Platten mit der Behendigkeit von Handlangern weiter und versahen bald jeden hungrigen Expektanten mit seiner dampfenden Portion. Zwei weitere Gerichte wurden in derselben Weise aufgetischt. Die Gäste griffen mit gutem Appetite zu und zeigten sich im Allgemeinen als recht tüchtige Esser. Jedem gegenüber stand ein Mann zur Bedienung, der ihm den Wein einschenkte, das Brod schnitt, die Portionen wechselte, und mit ihm plauderte und schwatzte. Diese Diener waren aber nicht gemiethet, sondern alle Mitglieder der Bruderschaft; zuweilen ein königlicher Prinz, in der Regel einige Cardinäle, immer Bischöfe, Prälaten, Edelleute, Priester, angesehene Bürger und Handwerker. Zuweilen lief dann eine plötzliche Aufregung, eine wellenförmige Bewegung durch die Menge von der äußern Thüre an den Gang bis zu dem Lavato-

rium entlang, gerade als das Gebet begann. Alle verstanden, was das bedeute. Der heilige Vater kam soeben unangekündigt herein. Eine Ankündigung war allerdings nicht nothwendig; er kam einfach, um zu thun, was sonst Jeder that, nur hatte er den ersten Platz. Er kniete vor dem Ersten in der Reihe der Pilger, und verrichtete seine Dienste, wer es auch sein mochte. Wenn ein Priester darunter war, so bekam er natürlich den ersten Platz, und er fühlte wahrscheinlich tiefer, als ein einfältiger ungebildeter Bauer die Ehre, in die sich das Gefühl der Demüthigung mischte, einen so niedrigen Dienst an seiner Person von dem Höchsten auf Erden verrichtet zu sehen. Und dann sah er sich bei Tische von jenem Herrn bedient, der plötzlich in der Nacht seine Diener überrascht, und wenn er sie wach findet, sich zu gürten versteht und im Vorbeigehen ihnen dient.

Man erzählt sich, daß unter den armen Pilgern verkleidete Personen von hohem Range kamen; sie machten ihr Triduum der christlichen Mildthätigkeit unter den ärmsten durch, speisten wie sie und empfingen den Becher Wasser als Jünger in Christi Namen. Dann nahmen sie ihren Platz in der Gesellschaft wieder ein und bleiben eine Zeitlang in Rom zurück, um die Stadt zu besichtigen, ohne einer unzarten Erneuerung der Bekanntschaft ausgesetzt zu sein. Man flüsterte sich in die Ohren, daß ein Ehepaar, ein Deutscher und seine Gemahlin, sagar von höherem Blute waren. Ich erinnere mich, daß man oft die Bemerkung machte, die feine Sprache, die glatten Manieren und das halb ungezwungene, halb verlegene Benehmen einiger Pilger habe eine ganz andere Klasse von Leuten verrathen, als die gewöhnliche Gattung derselben. Aber Eines ist bei allen solchen Gelegenheiten bemerkenswerth — der natürliche, ungezwungene Anstand (was das italienische Wort disinvoltura so gut ausdrückt) womit diese armen Leute die Aufmerksamkeiten von Personen annahmen, die, wie sie wußten, einen so hohen geistlichen oder weltlichen Rang hatten. Während sie es geschehen ließen, daß von ihnen die gemeinsten Dienste verrichtet wurden, ohne linkische Blödigkeit oder irgend einen Versuch, es zu verhindern, nahmen sie dieselben mit einer demüthigen Dankbarkeit und einer natürlichen Anmuth an, die bewiesen, wie klar sie den Beweggrund einsahen, der sie veranlaßte. Sie erkannten augenscheinlich, daß sie nicht bloß ihnen, sondern auch Ihm dargebracht wurden, den die Armen darstellen.

Nachdem das Abendessen vorbei war, und die Körbe mit Ueberbleibseln desselben zum Frühstück auf morgen bei Seite gestellt, waren, zog die lange Reihe der Pilger die Treppen hinauf in's Bett. Dabei sangen sie eines der kurzen religiösen Lieder, woran

alle Italiener Theil nehmen können. Ein gleichzeitiger, aber ununterbrochener Chor ertönt, betäubend für das Ohr an dem Orte, wo man gerade steht. Abwechselnd schwillt er an und wird wieder schwächer, je nachdem er von der einen oder anderen Seite der Treppe kommt, dann erstirbt er in den tiefen Hallen der Schlafsäle, scheint aber von Neuem zu entstehen und zuzunehmen beim Beginne der Reihe, die noch nicht aus dem Speisesaale herausgetreten ist.

Unter Tags wurden die Pilger in Abtheilungen von Heiligthum zu Heiligthum geführt, erhielten geistlichen Unterricht zu bestimmten Zeiten, wurden zur Erfüllung ihrer höheren religiösen Pflichten angeleitet durch Empfang der heiligen Sakramente, und am Schlusse der drei Tage entließ man sie in Frieden und sie kehrten nach Hause zurück oder bleiben in der Stadt auf ihre eigenen Kosten.

Der heilige Vater war die Seele dieses ganzen Werkes. Ihn zu sehen und seinen Segen mitzubringen, war natürlich eine der höchsten Gnaden, um die man sich bei einer Pilgerfahrt nach Rom bemühte. Daher mußte er sich wiederholt den Schaaren der Pilger zeigen und sie segnen. Man belehrte sie, was sie gesegnet haben wollten, in die Höhe zu halten, und gewiß zeigte Rom selten ein bunteres Gedränge von Menschen, in allerhand Trachten gekleidet, von dem nüchternen und fast geistlichen Anzuge des deutschen Bauern an, bis zu den Regenbogenfarben der Abruzzen oder Campaniens. Aber der Papst offenbarte seine herzliche Theilnahme an seinem Jubiläum noch durch einen merkwürdigeren Beweis. Er bediente täglich in seinem Palaste zwölf Pilger bei Tische, und sein Biograph erzählt uns, daß er diesen Brauch während seiner ganzen Regierung beibehielt. *) Daß er sie begleitete, davon erinnere ich mich noch gut, Augenzeuge gewesen zu sein. Für einen Mann von so zarter Gesundheit und schwacher Leibesgestalt war es kein leichtes Unternehmen, von dem Vatikan nach der Chiesa Nuova zu gehen; aber diese Pilgerfahrt baarfuß zu verrichten, nur mit Sandalen an den Füßen, war mehr, als man erwartete. Arme zogen ihm voraus, umgaben ihn und folgten ihm. Thränen flossen auf allen Seiten, und tief und warm gefühlte Segenswünsche ließen sich hören. Sein Aussehen war ruhig und andächtig und in sich gekehrt. Es erinnerte einen Jeden nothwendig an den heiligen Carl zu Mailand, der sich durch einen ähnlichen Akt öffentlicher Andacht demüthigte, um den göttlichen Zorn zu stillen, der sich in der Pest offenbarte.

Man darf nicht glauben, daß die Feier des Jubiläums die Aufmerksamkeit des Papstes allein in Anspruch nahm. Kein Jahr

*) Chevalier Artaud, Band 2. S. 48.

seiner Regierung war mit wichtigen, namentlich äußeren Angelegenheiten mehr beschäftigt, als dieses. Aber eine große und wohlthätige Verbesserung im Innern läßt sich auf dieses heilige Jahr zurückführen. Der Papst war fest entschlossen, die Straßen sollten für seine armen Pilger sicher sein und ergriff im Verein mit den benachbarten Staaten so wirksame Maßregeln, daß das System des Räuberwesens vollständig verschwand. Der letzte Akt seiner Vernichtung verdient jedoch eine Erwähnung. Ein guter alter Priester, der Abbate Pellegrini, Erzpriester von Sezze, wagte sich allein in die Berge hinein, welche das Hauptquartier und die Veste der Banditen bildeten, ohne höhere Vollmacht und uneingeladen. Ohne ein anderes Loosungswort, als den Ausdruck seiner Menschenliebe, ohne ein Pfand geben zu können, daß seine Zusicherungen gehalten würden, ohne vermöge seiner Stellung einen Anspruch auf die Erfüllung seiner Versprechungen zu haben, ging er kühn mitten unter die Bande hinein, und predigte ihnen Buße und Lebensänderung. Sie horchten auf ihn; vielleicht wußten sie, daß kräftige Maßregeln zu ihrer Ausrottung beabsichtigt waren; wahrscheinlicher aber rührte gerade die Einfalt und der kühne Muth des schwachen, waffenlosen Friedensstifters ihre rohe Natur und sie schwankten. Aber sie gehörten unter die gefürchtesten ihrer Gattung, die am wenigsten Pardon zu hoffen hatten, denn einige derselben waren die Mörder der Studenten von Terracina gewesen. Einer von ihnen, ihr Hauptmann Gasbarone, hatte viele Mordthaten auf sich. Was für eine Hoffnung auf Verzeihung konnten sie hegen? Der alte Mann nahm es auf sich, sein priesterliches Wort zu geben, daß ihr Leben geschont würde; sie glaubten jenem Worte und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Die Stadt Sezze war erstaunt, diese Heerde Wölfe von einem Lamme hereingeführt zu sehen. Alle bewunderten die heroische That, die sich selbst hingebende Menschenliebe dieses würdigen Geistlichen, welcher keine Belohnung suchte, und leicht eine Kugel oder einen Dolchstich für seinen ersten Willkomm von jenen verzweifelten Leuten hätte erhalten können, aber in einigen Stunden that, was Truppen und Staatsmänner miteinander in Jahren nicht hatten ausführen können. Sein Wort wurde geachtet, sein Versprechen erfüllt und diese verthierten Menschen bringen nun den Rest ihres Lebens der Sühne in der Festung Civita-Vecchia zu. —

---

132 — 135. St. Ambrosius wird zum Erzbischofe gewählt.

1. Der Diakon Paulinus erzählte schon aus der Kindheit des heiligen Ambrosius, dessen Vater als kaiserlicher Präfektus Pratorii von Gallien in der Stadt Trier residirte, ein denkwürdiges Ereigniß. Als Ambrosius einst in einem der Höfe des Pallastes in seiner Wiege schlief, da geschah es, daß ein Bienenschwarm heranflog und über seinem Angesichte flatterte. Seine in der Nähe sich befindende Wärterin sah, wie diese Thierlein in den offenen Mund des Kindes ein- und ausflogen, und dieses öfter erneuerten. Erschrocken eilte sie herbei, um die Bienen zu vertreiben, weil sie Arges für das Kind besorgte. Sein Vater jedoch, der zufällig in eben demselben Hof auf- und niederging, wehrte ihr — diese Honigbienen nicht zu reizen, sie könnten sonst dem Kinde sehr Peinliches zufügen; auch wollte er den Ausgang dieser Erscheinung mit eigenen Augen sehen. Nachdem endlich die Bienen dieses wundersame Spiel längere Zeit getrieben hatten, erhoben sie sich allplötzlich, ohne dem Kinde das mindeste Leid zu thun, zu einem so hohen Fluge, daß sie bald aus Aller Augen entschwanden. — Es war dieß ein Vorzeichen seiner honigsüßen Beredsamkeit, die in der Folge ihn auszeichnete, und die er so siegreich anwendete, die Herzen der Menschen von den irdischen Dingen abzulösen und zu den himmlischen zu erheben. — Sein Vater, der da Zeuge dieses Ereignisses gewesen, soll ausgerufen haben: „Aus diesem Kinde wird, wofern es am Leben bleibt, einmal etwas Großes werden!“ — Diese Weissagung ging auch in Erfüllung. —

Durch eifrige Studien wurde Ambrosius einer der ersten Rechtsgelehrten seiner Zeit, der sich auch mit Erfolg in der Dichtkunst und Beredsamkeit übte. — Vor dem Richterstuhle des Annius Probus, (der gegen Ende des Jahres 368 vom Kaiser Valentinianus I. zur Würde eines Präfektus Prätorii von Italien erhoben wurde), vertheidigte der noch junge Ambrosius einige sehr verwickelte Rechtssachen mit so großem Scharfblick und mit solcher Gründlichkeit, daß er ihn zum Prätor über einige Landschaften im Herzogthume Mailand ernannte. Beim Abschied sagte er ihm: „Geh' hin und verwalte das Land nicht sowohl als Richter, sondern als Bischof!“ — Diese Rede wurde späterhin als eine Art Weissagung angesehen; denn der weise Annius Probus, der über die furchtbare Strenge seufzte, welche die meisten Statthalter nach den Befehlen des Kaisers geübt, hatte ihm dadurch bedeuten wollen, die Gemüther mehr durch Sanftmuth und Milde zu gewinnen, als durch Härte zu erschrecken; und gleich einem Bischof — den Bedrängten Zuflucht, den Unglücklichen

Schutz zu gewähren und der Unterdrückten sich anzunehmen. Dieser Rath war dem Heiligen um so willkommener, als solcher zu seiner sanften Gemüthsart stimmte. Auch erwarb er sich durch seine hohe Rechtlichkeit, durch seine Sanftmuth und Wachsamkeit in kurzer Zeit die allgemeine Verehrung und Liebe aller ihm untergeordneten Landschaften. —

2. Nicht gar lange befand sich Ambrosius zu Mailand, dieser berühmten Mutterkirche des Abendlandes, als daselbst der Erzbischof Auxentius starb, der ein leidenschaftlicher Anhänger des Arius und seiner Ketzerei gewesen und als erbitterter Feind des katholischen Glaubens seit zwanzig Jahren den Weinberg des Herrn verheerte, trotz den Stimmen, welche die heiligen Bischöfe Hilarius von Poitiers und Eusebius von Vercelli gegen ihn erhoben.

Alsbald versammelten sich die Bischöfe der Provinz, um über die Wahl eines neuen Bischofs sich zu berathen. Doch war diese Wahl, an der auch das Volk Theil nahm, sehr schwierig, denn es bildeten sich zwei Parteien. Die Katholiken einerseits verlangten einen katholischen, indeß die Arianer einen arianischen Bischof verlangten. Es entstand ein furchtbarer Tumult; die Gährung ward allgemein; und schon drohte unter dem Volk ein förmlicher Aufruhr auszubrechen, — da begab sich der Statthalter Ambrosius selbst in die Kirche, hielt, statt Gewalt anzuwenden und die Schuldigen zu bestrafen, eine Rede voll Weisheit und Mäßigung an das Volk, und ermahnte die Versammelten, im Geiste des Friedens und der Ordnung zu einer so hochwürdigen Wahl zu schreiten. Er sprach noch, als plötzlich die Stimme eines Kindes ertönte: „**Ambrosius — Bischof!**" — Und sieh'! da verstummte plötzlich alle Zwietracht; mit lautester Stimme wiederholten beide Parteien diesen Ruf, und sie kamen überein, keinen Andern als den Ambrosius zum Bischof zu wählen.

Ambrosius erschrack über diesen Ausruf und ward davon wie betäubt. Von Ehrfurcht vor der hohenpriesterlichen Würde durchdrungen, und zitternd vor den Pflichten eines heiligen Amtes, das selbst den Engeln schauervoll ist, war er der Einzige, der sich dieser Wahl widersetzte. Er entzog sich der jubelnden Versammlung und ging aus der Kirche, fest entschlossen, ihrem Begehren nicht zu willfahren. —

3. Nichts ließ der Heilige unversucht, diese Bischofswahl zu vereiteln. Aber Clerus und Volk ließen sich nicht beirren. — Nun beschloß Ambrosius, sich nach Pavia zu flüchten. Er wählte dazu die Nacht als die geeignetste Zeit; doch selbst die Dunkelheit der Nacht verschwor sich mit den Wählern gegen ihn. Er verirrte sich, und befand sich nach einer mühsamen nächtlichen Wanderung bei Tages=

anbruch vor der sogenannten „römischen Pforte" Mailands. Das Volk ward seine Flucht inne, und ließ, damit er nicht auf's Neue entweiche, ihn bewachen, und es wurden Abgeordnete an den Kaiser gesandt, die ihn um seine Beistimmung anflehten, den Prätor Ambrosius zu ihrem Bischofe zu wählen.

Valentinian hörte die Erzählung der Gesandten mit großer Verwunderung und Wohlgefallen an. Er kannte die Verdienste des heiligen Mannes; und da, was in der That wundersam gewesen, die beiden Parteien, die in der Kirche zu Mailand einander feindselig gegenüber standen, zu dieser Wahl sich vereinigten, und der Kaiser die gegründete Hoffnung hegte: Ambrosius werde die seit beinah' zwanzig Jahren herrschende Zwietracht der Gemüther stillen und zu dem wahren Glauben der heiligen katholischen Kirche vereinigen, gab nicht nur seine Einwilligung zu ihrem Begehren, sondern erließ auch den Befehl — Ambrosius auf den bischöflichen Sitz von Mailand zu erheben; und schrieb zugleich an den Vicarius Italiens (den Stellvertreter des Präfektus Prätorii), schleunige Maßregeln zu ergreifen, damit dieser Befehl ausgeführt und das Verlangen des Klerus und des Volkes erfüllt würde.

Nicht so leicht jedoch ergab sich der heilige Mann diesem Begehren und diesen Vorkehrungen, in welchen er eine an seiner Person verübte Gewalthätigkeit erblickte. Er floh zum zweiten Male und hielt sich in dem Landhause eines Freundes, Namens Leontius verborgen, der zu den angesehensten Männern der Stadt Mailand gehörte. Da aber Leontius über den strengen Befehl erschrack, den der Vicarius wider Diejenigen erließ, die dem Prätor eine geheime Zufluchtstätte gewährten, wagte er es nicht länger, ihn verborgen zu halten; und Ambrosius wurde nach Mailand zurückgeführt.

Hier nun sah er die Unmöglichkeit, dem Willen der Bischöfe und des Volkes sich länger zu widersetzen; und da er in allen diesen wundersamen Führungen auch den Willen Gottes erkannte, wagte er keinen längeren Widerstand. Er ward — nach seiner Erwählung — am 7. December des Jahres 374 zum Bischofe geweiht. — Er äußerte sich hierüber im drei und sechzigsten seiner Briefe mit den Worten: „Welchen Widerstand setzte ich meiner Weihe entgegen! Aber es ward keine Rücksicht darauf genommen; mit Gewalt ward ich dem weltlichen Richterstuhle entrissen und auf den bischöflichen Thron geführt. Indessen fühlte ich tiefsinnig, wie unwürdig ich war, den Namen eines Bischofs zu führen, der ich mich dem Dienste der Welt hingegeben hatte. Doch, durch deine Gnade, o Herr! bin ich, was ich bin!" —

4. Die Wahl und Weihe des so außerordentlichen Mannes zum

Erzbischofe von Mailand wurde sowohl von dem Abend- als von dem Morgenlande mit einstimmigem Beifall aufgenommen.

Ambrosius begann sein apostolisches Amt damit, daß er Alles, was er an Gold und Silber besaß, unter die Armen vertheilte und seine Ländereien der Kirche als Eigenthum schenkte; nur behielt er sich von den Erträgnissen derselben eine lebenslängliche Abgabe für seine Schwester vor, die heilige Marcellina. Um nicht durch zeitliche Geschäfte in seinen heiligen Amtsverrichtungen und im Gebet gestört zu werden, bat er seinen Bruder Satyrus, die Verwaltung derselben zu übernehmen, die er denn auch mit höchster Treue und Liebe bis zu seinem Tode besorgte. —

Vor diesem großen Lichte in der Kirche Gottes verschwanden allmälig die Finsternisse der arianischen Irrlehren nicht nur zu Mailand, sondern in Italien überhaupt, und in dem ganzen Abendlande, weßhalb denn auch der Weihetag dieses heiligen Erzbischofs alljährlich bei den Griechen und Lateinern durch ein eigenes Fest gefeiert wurde. Und schon nach elf Jahren, seit Ambrosius die Regierung der mailändischen Kirche übernommen hatte, war die ganze Irrlehre erloschen; und nur noch eine geringe Anzahl Gothen und einige Diener des kaiserlichen Hofes blieben dem Arianismus zugethan. —

3. Nach einem überaus segensreichen Wirken erkrankte Ambrosius und er erkannte, daß seine Krankheit tödtlich sei; sagte aber vorher, daß er noch bis Ostern leben werde. — Der heilige Honoratus, den er zum Bischof von Vercelli geweiht, befand sich bei ihm zur Zeit der ihn bedrängenden Todesnoth. Er mochte wohl mehrere Nächte bei dem Kranken gewacht haben, (denn er ruhte eben in einer kleinen Kammer über ihm), als er plötzlich eine Stimme vernahm: „Steh' auf und eile; nun geht er von hinnen!“ — Honoratus eilte sogleich und brachte ihm den Frohnleichnam des Herrn, nach dessen Empfang er im Frieden Gottes verschied. Er hatte von fünf Uhr Nachmittag bis in die Nacht mit kreuzweise über einander gelegten Händen gebetet. Sein Tod erfolgte in der Nacht vom Charfreitag auf den Charsamstag, am 4. April 397, im sieben und fünfzigsten Jahre seines Alters.

Bei seiner Bestattung gesellten sich den zahllosen Christen auch Juden und Heiden bei, um ihm die letzte Ehre zu bezeigen. —

Am hochheiligen Ostertage ward, der Sitte des Abendlandes gemäß, den Katechumenen die heilige Taufe ertheilt. Mit der Ausspendung dieses Gnadenmittels waren Bischöfe beschäftigt. Unter den Täuflingen befanden sich auch viele Kinder. Manchen aus ihnen erschien der Heilige in dem Augenblicke, als sie aus dem Bade der

Wiedergeburt hervortraten. Einige aus ihnen sagten, sie sähen ihn auf dem bischöflichen Throne sitzen, andere sie sähen ihn umherwandern und die Gläubigen segnen; sie deuteten sogar mit den Fingern auf ihn, ihren Eltern ihn zu zeigen; diese jedoch konnten ihn nicht sehen. Den meisten Kindern erschien er mit einem glänzenden Stern über dem Haupte. —

Die geistreichen und liebevollen Schriften, in deren Besitz wir noch heutzutage sind, erwarben ihm den Namen des „honigfließenden Lehrers." — Das Alterthum hat ihm unter den vier großen Lehrern der lateinischen Kirche die erste Stelle zugewiesen. — Die Kirche feiert sein Andenken jährlich am 7. December, dem Tage seiner bischöflichen Weihe. — Sein Leib ruht unter dem Hochaltar der ambrosianischen Kirche zu Mailand. —

---

136. Die Ermordung des heiligen Engelbert.

(Aus: Westphälische Volkssagen von Johann Krüger.)

Zu Köln am Rhein herrschte im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der Erzbischof Engelbert. Das war ein gar frommer und heiliger Mann, und wurden zu allen Zeiten nur wenige Seinesgleichen gefunden. Trotz dem aber, daß er heiligmässigen Wandels lebte und den Krummstab mit Milde regierte, mußte dieser ehrwürdige Mann doch eines elenden Todes sterben und zwar von seines Brudersohnes, des Grafen Friedrich von Isenburg mörderischer Hand, dem er, dessen wilden Sinn kennend, nicht in allen Dingen gewillfahrt hatte. —

Es war am 7. November, am Tage des heiligen Willibrordus, als der Erzbischof, von einer Synode in Soest kommend, durch Gevelsberg ritt, um nach Köln zurückzukehren. Er war begleitet von mehren hohen geistlichen Herren und von einer Schaar Reisigen, die ihm zum Gefolge diente. Sein Vetter, Graf Friedrich von Isenburg, den er in Soest tüchtig gescholten, weil dieser die Abtei Werden mit ungerechten Ansprüchen behelligte, gab ihm bis Westhofen das Geleit. Dann nahm er von ihm Abschied, nachdem er ihm renig die Hand geküßt und Besserung gelobt hatte, ritt aber mit seinem Gefolge heimlich durch die Ruhr und legte sich im Walde bei Gevelsberg in den Hinterhalt, um seinem ehrwürdigen Oheim tückisch aufzulauern und Rache an ihm zu nehmen. Der Erzbischof, keinen Trug noch Hinterlist ahnend, ließ einen Theil seines Gefolges in der Schenke zu Gevelsberg zurück — die Herren waren nämlich zu scharf geritten und wollten sich ein wenig beim

Humpen gütlich thun — und reis'te, von wenigen Getreuen und einem jungen Edelknappen begleitet, weiter. Dieser Knabe, der ihm zur Seite ritt, war sein Liebling; denn er zeigte sich, trotz seiner großen Jugend, schon fromm und voll ritterlichen Muthes. Der heilige Mann redete freundlich mit dem blonden Buben, dessen Ohr an den Lippen des Erzbischofs, wie die Biene an den Blüthen, hing. Da, in dem Augenblicke, wo der Ehrwürdige gerade die heiligen Worte sprach: „Das Verdienst eines Ritters besteht weniger in Tapferkeit und mannhaftem Wesen, als in Frömmigkeit und Demuth!“ brach die meuterische Schaar aus dem Hinterhalt. Der Graf Friedrich von Isenburg ritt an ihrer Spitze. Wie der Sturmwind braus'ten sie heran und umzingelten den heiligen Mann und den Edelknaben. Die beiden Aebte, die ihn begleiteten, flohen davon. Die drei Reisigen setzten sich mannhaft zur Wehre, wurden aber schnell niedergehauen. „Hund!“ schrie der wüthende Isenburger den Erzbischof an, „Hund, nun sollst Du mir büßen für alle die Schmach, so Du mir angethan; büßen, daß Du mich einst im Sünderhemdlein, die Schandekerze in der Hand, Buße thun ließest! Nehmt ihn gefangen und schleppt ihn auf mein Schloß!“ — Das war nun aber nicht leicht gethan; denn der Erzbischof wußte eben so gut, als den Hirtenstab, auch das Schwert zu führen. Er sprang rasch vom Pferde und ins nahe Dickicht hinein. Hier lehnte er sich mit dem Rücken an eine mächtige Buche und ließ sein gutes Schwert wacker um sich herumschwirren. Darüber, daß der Erzbischof sich nicht geduldig wollte greifen lassen, geriethen nun die Gesellen des Isenburger in die rasendste Wuth. Sie schonten seines Lebens jetzt nicht mehr und hieben wie toll und blind auf ihn los. Umsonst rief der Isenburger, der nicht die Absicht hatte, ihn tödten zu lassen, sondern nur gefangen zu nehmen: „Haltet ein! haltet ein!“ Ein gemeiner Knecht spaltete dem heiligen Manne das ehrwürdige Haupt, der Ritter Rinkerad, Friedrich's Freund, stach ihm verrätherisch den Dolch in die Weichen. Das Schwert entfiel seinen Händen; mit brechendem Auge sank er in die Kniee und seine letzen Worte waren: „F r i e d r i c h, i c h v e r g e b e D i r, m ö g e G o t t D i r a u c h v e r g e b e n!“ Dann fiel er auf den Rasen hin und verhauchte sein edles Leben. Die Mörder aber flohen gesträubten Haares davon, Graf Friedrich von Isenburg auf seine hohe Feste bei Hattingen, die anderen Ritter gleichfalls in ihre Burgen. Noch lag der ehrwürdige Herr im Todeskampfe, da kroch langsam, mit unsäglicher Anstrengung Engelberts Liebling, der kleine Edelknabe, der auch todtwund war, zu seinem Herrn heran, legte dessen blutendes Haupt auf seinen Schooß und küßte ihm wimmernd die blassen

Lippen. Dann neigte er sich über ihn und gab gleichfalls seinen Geist auf.

Da erscholl Hufschlag in der Nähe. Die beiden entflohenen Aebte hatten Hilfe herbeigeholt. Sie kam zu spät, denn der Erzbischof hatte längst geendet. Als die Ritter und Reisigen nun ihren Herrn und Fürsten so jämmerlich daliegen sahen, da erhob sich ein lautes Wehklagen, daß weit herum der Wald davon ertönte. Dann wurde eine Bahre herbeigeholt, die beiden Leichen daraufgelegt und für die Nacht unter Dach geschafft. Des andern Tages brachte man sie nach Köln. Da wurde auch des Weinens und Klagens gar viel, besonders waren die Armen, die Wittwen und Waisen untröstlich. — Die Leiche des Ermordeten wurde mit großem Gepränge beigesetzt, er selbst aber vom Haupte der Christenheit in Rom heilig gesprochen.

Als das geschehen war, galt es, den Frevlern die ihnen gebührende Strafe zukommen zu lassen. Graf Friedrich von Isenburg wurde zu Nürnberg vom Kaiser in die Acht erklärt, seine Nachkommen dazu. Der Erzbischof von Köln, Engelbert's Nachfolger, zog mit einem großen Heerhaufen nach des Isenburgers Landen, zerstörte seine Burgen, Isenburg und Nienbrügge mit der daran liegenden Stadt und machte sie der Erde gleich. Der Graf selbst, den längst Reue und Gewissensbisse quälten, nahm von seiner Hausfrau und seinen Kindern wehmüthigen Abschied und entfloh bei Nacht und Nebel in Pilgerkleidung. Lange irrte er umher in Deutschland, Frankreich und Italien ohne entdeckt zu werden. Endlich trieb ihn die Sehnsucht, Weib und Kinder wiederzusehen, die er in der Obhut eines treuen Freundes zurückgelassen, wieder nach der Heimath. Da wurde er im Bisthum Lüttich, zwischen Hoy und Lüttich, vom Ritter Balduin von Geneff gefangen genommen und nach Köln ausgeliefert. Hier wurde er erst grausam gefoltert und gemartert und dann vor dem Severinthor auf einem kleinen Berge von unten auf gerädert. Solche Strafe erlitt der Isenburger nach dem Gesetze, weil er die Hand freventlich an seinen leiblichen Oheim und frommen Kirchenfürsten gelegt hatte. Dieser ruhte im Dom, von tausend Ampeln umstrahlt, von Weihrauchswolken umwallt; an seinem Grabmal tönte noch jetzt der Gesang der gläubigen Christen, während des Mörders Gebein ehrlos auf dem Rade ein Raub der Verwesung wurde.

Während der allgemeine Abscheu auf ihm lastete, verabscheute ihn doch Ein Wesen nicht, und das war seine getreue Hausfrau, die den Vater ihrer Kinder, obgleich er ein so großes Verbrechen begangen hatte, dennoch unsäglich liebte. Als sie hörte, wie ihr Gatte gefangen genommen und bestraft sei, pilgerte sie, ihre zarten

Kindlein an der Hand, zu Fuß nach Köln. Dort sah man sie viele Tage lang, selbst bei Sturm und Unwetter, unter dem Rade verweilen. Bald rang sie die Hände, bald flehte sie auf den Knieen für das Heil seiner Seele, bald scheuchte sie die Raben mit ihrem Schweißtuche hinweg. Endlich tödtete sie der Gram. Die unschuldigen Kindlein nahm Friedrich's Bruder, der Bischof von Osnabrück, zu sich und ließ sie fromm und ehrbar erziehen.

Im Hohlwege bei Gevelsberg wurde zum Gedächtniß dieser Greuelthat an der Stelle ein Kreuz errichtet, wo der hohe Kirchenfürst die ersten Wunden empfangen hatte. — Wo er sich verblutete erbaute man im folgenden Jahre eine Kapelle. — Endlich wurde aus den Gütern des Mörders im Jahre 1251 ein Nonnenkloster des Cisterzienserordens gegründet, das sich später in eine adelige freiwillige Abtei verwandelte. —

137. Die Aufforderung zur Versöhnung.

Bischof Johann von Konstantinopel war einst mit einem vornehmen Mann, Nâmens Nicetas, in Wortwechsel gerathen. Ob nun gleich das Unrecht auf Seite des Nicetas war, so kam ihm doch der Bischof mit dem Anerbieten der Versöhnung zuvor. Als der Tag zu Ende lief, sandte er Einen von seinen Geistlichen zu Nicetas und ließ ihm sagen: „Herr, die Sonne will untergehen!“ Ephes. 4, 26. Dieser verstand den Bischof, eilte zu ihm, und versöhnte sich willig und fröhlich mit ihm, ehe die Sonne unterging. —

138. Aechte bischöfliche Gesinnung.

Robert Bellarmin, einer der berühmtesten Jesuiten, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Bescheidenheit, Frömmigkeit und Freigebigkeit, — dieser große Mann*) ward ohne sein Wissen und gegen seinen Willen vom Papste Clemens VIII. mit dem Purpur der Cardinals-Würde bekleidet, und bald darauf, auch gegen seine Neigung, mit dem Erzbisthum Capua begabt.

Sobald er nun die bischöfliche Weihe empfangen hatte, bereitete er sich ungesäumt, nach seinem Bisthum abzugehen.

Paul V., der gern seines Rathes sich zu Rom bedient hätte, und sah, mit wie großem Nutzen er in mehreren Congregationen

*) Geboren am 4. Okt. 1542 zu Montepulciano im Florentinischen, — gestorben am 17. Sept. 1621 im Noviziat-Hause der Jesuiten zu Rom.

der Cardinäle wirkte, ließ ihn rufen und fragte ihn, ob er wirklich entschlossen sei, nach Capua abzureisen?

Bellarmin antwortete, er sei weit fester entschlossen, abzureisen, als er es gewesen wäre, die bischöfliche Weihe zu empfangen; und da der Befehl Seiner Heiligkeit ihn zur Uebernahme dieser Bürde verpflichtet habe, sei es seiner Pflicht gemäß, dieselbe auch zu tragen. Er sei der Meinung gewesen, Se. Heiligkeit bedürften seiner nicht zu Rom, da Sie ihm die Verwaltung dieser Provinz übertragen hätten.

Der Papst sagte ihm, er wolle ihn dispensiren. Bellarmin aber antwortete: „Heiliger Vater, nicht also habe ich mein ganzes Leben in der Schule gelehrt, wo ich behauptete, der bischöfliche Sitz sei göttlichen Rechtes, und darum ließe sich nicht davon dispensiren."

„„So schenken Sie mir wenigstens die Hälfte des Jahres!"" erwiederte der Papst.

„Und von Wessen Händen wird während dieses halben Jahres das Blut der Schafe gefordert werden, die da verloren gehen?" antwortete der Cardinal.

„„Nun denn also wenigstens drei Monate!"" sagte der Papst.

Der Cardinal versetzte: „Was von sechs Monaten gilt, das gilt auch von dreien!"

Und wirklich reiste Bellarmin unverzüglich nach Capua ab, blieb daselbst drei volle Jahre, und verfaßte in den Erholungsstunden von seinen Arbeiten seine treffliche und reiche Erklärung der Psalmen. Auch konnte der Papst es nicht über ihn vermögen, daß er Capua verlassen hätte und nach Rom zurückgekehrt wäre, bis er ihm nicht erlaubte, seines Bisthums sich zu begeben und die Sorge für diese Kirche in die Hände eines würdigen Prälaten niederzulegen, welcher der Wahl dieses großen Cardinals würdig war. —

Also dachte jener große Mann, der in unseren Tagen eine Säule für das Haus des Herrn war, und uns Schild und Schwert für den Kampf mit den Irrlehrern übergeben hat, über die Residenz der Bischöfe! —

---

139. Hochachtung gegen die Verwandten.

Würzburg, die vielthürmige, weingesegnete Stadt des östlichen Frankenlandes, das den heiligen Kilian seinen Apostel und den heiligen Burkard seinen ersten Bischof nennt, war von der Hohenstaufenzeit an ein Fürstbisthum, und die Träger des Krummstabs nannten sich bis zu dem Anfange dieses Jahrhunderts „Herzoge von Franken." — Unter den zahlreichen denkwürdigen Namen dieser

Völkerhirten rägt glänzend hervor der Name des Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn. Dieser kraftvolle, staatskluge Mann bekleidete seine hohe Würde drei und vierzig Jahre lang mit seltener Auszeichnung, und wenige haben wie er ein so volksthümliches Andenken bis in unsere Tage herein sich erhalten.

Zwei Stiftungen besonders, die noch jetzt bestehen und den Namen ihres Begründers tragen, waren das Lieblingsaugenmerk und die Freude des Fürstbischofs Julius: es sind dieß das Julius-Hospital und die Universität. Die erstgenannte unvergleichliche Wohlthätigkeits-Anstalt war, wie der Fundations-Brief des Stifters lautete: „Den kranken bresthaften und elenden Einwohnern des Fürstenthums, beiderlei Geschlechts, auch den durchziehenden Pilgrimen zu Trost, Heil, Ergötzlichkeit, Unterhalt und Zuflucht" bestimmt; und um diesen Zweck in der umfassendsten Weise erreichen zu können, wurde sie auch mit außergewöhnlichen Mitteln ausgestattet. Im Jahre 1580 war Bau und Einrichtung zu Ende geführt, und am 10. Juli fand die Einweihung der Hospitalkirche statt, welche der Fürstbischof selbst in feierlicher Weise vornahm.*) —

In erfreuender Weise verschönerte das Leben des Fürstbischofs auch der Verkehr mit seinen Eltern und Geschwistern, denen er eine innige und rührende Anhänglichkeit bewahrte. Sein Vater sah noch zwei Jahre den Glanz des geliebten Sohnes, dessen ehrenreiche Laufbahn er vorahnend verkündet hatte; er starb hochbejahrt zu Mainz anfangs des Jahres 1576, wo er vom Mainzer Kurfürsten Daniel besondere Werthschätzung bis ins Grab genossen hatte. — Noch länger war der Mutter des Fürstbischofs beschieden, das Glück, das sie in ihrem Sohn erlebte, mitzugenießen. Die fromme Frau hatte, wie ehedessen ihre jüngeren, so auch ihre alten Tage ganz einem gottesfürchtigen Leben in Gebet und Zurückgezogenheit geweiht, und woran sie hienieden noch Theil nahm, das waren die Freuden und die Widerwärtigkeiten ihres theuren Sohnes, seine Mühsale in der schweren Regierung, seine Kämpfe und Anfeindungen, die er vielfach erleiden mußte; denn ein großer Mann, der ein hohes Ziel mit straffer, unerschrockener Energie erstrebt, hat immer auch die meisten Widersacher. — Sie lebte in der letzten Zeit zu Wiesentheid bei ihrer Tochter Magdalena, der Gattin des Hanns Fuchs von Dornheim. Als sie anfing zu kränkeln, erschien Julius alsbald zu Besuch in Wiesentheid, und als er gewahrte, daß ihre Tage gezählt wären, so reichte der liebende Sohn selbst seiner Mutter

*) Man erinnere sich an die Volkssage im 3. Bande des Anekdoten-Schatzes Nr. 275: „Das unbeachtete Testament."

die Sterbsakramente. Mit diesem Troste verschied die beglückte Mutter. Ihre Leiche wurde nach Würzburg geführt, wo Julius sie empfing und mit entblößtem Haupte der Bahre in das Schloß folgte. Er geleitete sodann in stiller Trauer die sterblichen Ueberreste seiner Mutter in die Familiengruft nach Mespelbrunn, wo er selbst der Verstorbenen auch das Requiem hielt. —

Fürstbischof Julius erkrankte im September 1617 mitten unter den Festlichkeiten, welche er aus Anlaß der doppelten und gleichzeitigen Hochzeitsfeier des Sohnes sowie der Tochter seines Bruders Dietrich Echter mehrere Tage hindurch hatte veranstalten lassen, und schon am 13. September erlag der Zweiundsiebenzigjährige der Krankheit, nachdem er 43 Jahre die Würde eines Bischofs und Herzogs von Franken zum Segen der Kirche und des Landes verwaltet hatte. Er wurde in der Gruft des Domes bestattet, sein Herz aber, seinem eigenen letzten Willen gemäß, in der Universitäts-Kirche beigesetzt. —

Julius war einer jener seltenen großen Männer, welche die Vorsehung zur rechten Zeit am rechten Orte als Leuchter und Pfeiler in die Welt stellt, als auserlesene Werkzeuge, um das Menschengeschlecht seinem Heile entgegenzuführen. — Dem Julius-Hospitale gegenüber erhebt sich nun das kolossale erzene Standbild des Julius mit dem männlich schönen ausdrucksvollen Gesichte, im bischöflichen Ornat, welches vor einem Jahrzehent der kunstsinnige König von Bayern, Ludwig, dem Gedächtniß des großen Mannes hat errichten lassen. —

---

140. Untergebene, die imponiren.

Der Cardinal und Erzbischof von Köln, Johannes von Geissel, erzählt in seiner kostbaren Monographie des Kaiserdoms zu Speyer:

Am 29. Mai 1770 gingen die Domherrn zu Speyer zu Kapitel und wählten zum Bischofe von Speyer ihren Domdechanten August Philipp Carl, Reichsgrafen von Limburg-Styrum, den Geschichte und Sage einen gutmüthig-derben, fast rohen Mann, einen kräftigen, geistreichen, aber harten Fürsten, und einen stolzen, eigensinnigen, doch eifrigen Bischof nennen, dessen Meinung von der Macht eines Reichsgrafen mitunter allzugroß gewesen sein mochte und oft denselben mit harter Laune herrschen ließ, wo nur der sanfte Stab des Bischofs hätte walten sollen. Doch konnte man ihm durch Festigkeit imponiren.

Davon zwei Beispiele!

1. Eine Wirthin zu Bruchsal wurde von einem durchreisenden

Fremden gefragt: „Was macht denn der Fürst?“ — „„Ach,““ erwiederte sie etwas ärgerlich, „„ich wollt', daß er im Himmel wär'!““ — August erfuhr das, und war über diese Aeußerung so entrüstet, daß er die erschrockene Frau augenblicklich durch Dragoner in's Schloß holen ließ und sie, wegen respektwidriger Redensarten, auf ein halbes Jahr zum Zuchthause verurtheilte. Ihr Mann bot 5000 Gulden, wenn ihr die Strafe erlassen würde; allein die Wirthin rief: „„Nein! ich will die 5000 Gulden absitzen! die ganze Welt weiß, daß ich kein Verbrechen begangen habe, darum beschimpft mich die Zuchthausstrafe nicht — sie schändet im Gegentheil den Tyrannen!““ — „„Marsch!““ kommandirte der Bischof, „„das Zuchthaus soll sie Respekt lehren!““ — Die Wirthin wurde jetzt in den Hof des Zuchthauses geführt; dort aber erschien ein Hofbeamter und befahl, sie zum Fürsten zurückzubringen. — „„Nun,““ sagte ihr der Bischof, „„Sie ist ein braves Weib und weiß ihrem Fürsten zu gehorchen; aber mehr Respekt, mehr Respekt! — Gehe Sie, weil sie so gehorsam war, nur wieder nach Hause; aber halte Sie ihre Zunge mehr im Zaume — Weiberzunge ist ein scharf Ding; aber ich hab' Mittel, sie stumpf zu machen. Jetzt geh' Sie!““ —

2. Seine Geistlichen erschienen nur mit banger Angst vor ihm, weil er mehrere sogar mißhandelt hatte, und bei dem geringsten Versehen oder Widerspruche mit Peitsche und Priesterhaus drohte. — Der geistliche Rath Deubel hatte die bischöfliche Verwaltung in scharfen Worten gerügt, und wurde plötzlich nach Bruchsal entboten. Seine Freunde bedauerten ihn bei seiner Abreise und er selbst sagte: „Ich werde wohl ein halbes Jahr im Priesterhause fasten müssen!“ — Als er zu Bruchsal in's Schloß vor den Bischof kam, trat ihm dieser zornfunkelnd entgegen und fuhr ihn an: „„Hat Er dieses geschrieben?““ — „Ja, gnädiger Herr!“ — „„Und Er hat sich unterstanden, meine Regierung zu tadeln?““ — „Ich glaubte es meinem Gewissen und meinem gnädigen Herrn, als dessen geistlicher Rath, schuldig zu sein, und schrieb nach Ueberzeugung die Wahrheit.“ — „„Die Wahrheit?““ donnerte der Bischof und stampfte mit dem Fuße, „„die Wahrheit? — Wo ist meine Karbatsche?““ — „Gnädiger Herr,“ rief der geistliche Rath, „moderiren Sie sich! Sie vergessen, daß Sie ein Bischof und siebenzig Jahre alt sind — glauben Sie denn ewig zu leben? In Einer Nacht können Sie vor **Dem** stehen, der Ihnen Rechenschaft von ihrer Verwaltung abfordern wird, und da mögen Sie vielleicht umsonst nach der Peitsche rufen!“ — August war wie vom Donner getroffen und schwieg während etlicher Minuten. „„Nun,““ sagte er endlich, „„Er hat es gut gemeint, und da kann ich Ihm

nicht böse sein. Aber bedenke Er, daß ich sein Bischof bin und mache Er ein ander Mal seine Feder nicht so spitz! Geh' Er und bet' Er für mich!"" Deubel küßte gerührt seine Hand und sagte: „O gnädiger Herr, Sie sind gut, aber heftig!" — „„Nun,"" erwiederte August, „„laß Er's gut sein; eß' Er an der Kavaliers=Tafel zu Mittag, und dann pack' Er sich."" — Der geistliche Rath kam, zur Verwunderung Aller, noch an selbem Abend in seine Pfarrei zurück, und — am andern Morgen folgte ihm ein Fuder Wein aus dem Hofkeller. —

141. Eine Stimme für den Papst.

Caspar Maximilian, Reichsfreiherr Droste zu Vischering, Weihbischof von Münster, war unter den 104 Prälaten, welche sich auf Napoleons I. Geheiß 1811 in Paris versammelten. Sie sollten eine Abänderung treffen der bestehenden Kirchendisciplin rücksichtlich der Bestätigung und Institution der Bischöfe. Napoleon hoffte so wenigstens einen Theil seiner Pläne durchzusetzen, die an dem apostolischen Felsenmanne, dem großen Papste Pius VII., den er in strenger Haft hielt, gescheitert waren. Die versammelten Bischöfe hatten schon mehrere Berathungen gepflogen und waren am 26. Juni des genannten Jahres zusammen getreten, um den Entwurf einer Adresse an den Kaiser, der ihnen am 30sten eine Audienz geben wollte, zu prüfen. Gleich nach Verlesung derselben erhob sich Caspar Maximilian und erklärte mit edler Offenheit: „Ich vermisse in der Adresse Dasjenige, womit sie beginnen muß; ich glaube nämlich, daß es die Pflicht der Bischöfe sei, die feierliche Audienz, die der Kaiser ihnen ertheilen wolle und welche vielleicht die einzige sei, die sie haben werden, vor Allem dazu zu benutzen, den Kaiser ganz ausdrücklich und dringend zu bitten, daß der **Papst** in völlige Freiheit gesetzt werden möge." — Dieser weise und ehrenvolle Antrag wurde, zwar unter dem heftigsten Widerspruche einiger, von der Mehrzahl der Bischöfe unterstützt. Die Audienz fand nicht statt. Die versammelten Prälaten gingen, ohne einen Beschluß nach dem Wunsche des Kaisers gefaßt zu haben, am 2. October auseinander. — Dem heiligen Vater blieben des würdigen Mannes zeitgemäße Worte nicht unbekannt; denn als Pius VII. nach Rom zurückgekehrt, erließ er auf das Beglückwünschungsschreiben des Bischofes unter dem 17. August 1814 folgendes Breve an ihn: „Pius VII., Papst. Ehrwürdiger Bruder, Heil und apostolischer Segen! Wir haben Dein von den Empfindungen der Liebe und des Gehorsams durchdrungenes Schreiben

vom 15. Juni erhalten, durch welches Du über unsere glückliche Rückkehr zu dem apostolischen Stuhle auf das Angelegentlichste Uns Deine Freude bezeugt hast. Daß diese Freudigkeit aus der Tiefe Deines Herzens gekommen ist, können Wir nicht bezweifeln. Denn Wir kennen Deine Liebe zu Uns, auch ist es Uns nicht verborgen, daß **Du** in dem Afterconcilium zu Paris zuerst Deine Stimme dafür erhoben hast: daß Uns die auf ungerechte Weise entrissene Freiheit zurückgegeben und Alles nach Vorschrift der kirchlichen Gesetze verhandelt werde. Wir wollen deßhalb, daß Du Unserer ganz besonderen Wohlgewogenheit durchaus versichert seiest, so wie Unserer Bereitwilligkeit, jede Gelegenheit aufzunehmen, Uns um Dich verdient zu machen. Empfange also den apostolischen Segen, welchen Wir Dir, ehrwürdiger Bruder, ertheilen. Gegeben zu Rom bei S. Maria maj. am 17. August 1814, Unseres Pontificates im 15." —

---

142. Versuch, einen Unbußfertigen zu bekehren.

Ein zu Mainz wohnender Magazin-Aufseher, Franzose von Geburt und Kind der Revolution, hatte einen so tiefen Haß gegen das Christenthum eingesogen, daß er seine Kinder nicht einmal taufen ließ. Der Mann wurde später bedenklich krank, und der Bischof Joseph Ludwig Colmar, von den Verhältnissen unterrichtet, machte den Versuch, ob diese verhärtete Seele noch zu retten sei. — Bei seinem ersten Erscheinen wurde er abgewiesen; man bemerkte, der Kranke wolle nichts von geistlichem Zuspruche wissen, ja, er könne ohne Widerwillen keinen Priester sehen. Der Bischof nahm diese Rohheit, die vielleicht einen Anderen empört hätte, mit wunderbarer Demuth hin und kam später wieder. „Wolle er," so ließ er dem Kranken sagen, „keinen Geistlichen sehen, nun, so wolle er sich auch als solcher nicht aufdringen, er komme als Landsmann, als Franzose zu ihm, um ihn in seiner Krankheit zu besuchen und der Tagesneuigkeiten seien ja so viele, daß sie wohl darüber ein Stündchen am Krankenbette verplaudern könnten." Nun wurde er vorgelassen, die Besuche wurden wiederholt, und der Bischof wußte mit seltener Geduld und ebenso großem Geschicke das Irdische mit dem Himmlischen so zu verbinden, daß eine vollkommene Umwandlung mit dem seither so Unglücklichen vorging. Die Gnade Gottes sprengte während dieser Unterhaltungen die Eisdecke seines Herzens, und er wurde, nachdem er sich mit der Kirche versöhnt und Gott ihm mit der geistigen auch die leibliche Gesundheit zurückgegeben, das Muster eines guten Christen.

Um für seine früheren Verirrungen genug zu thun, gab er jetzt armen Kindern im Lesen und Schreiben unentgeltlich Unterricht, und übte an Hilfsbedürftigen alle Liebeswerke, welche seine Verhältnisse ihm erlaubten. —

143. Wunder an heiligen Predigern.

Der heilige Raymundus Nonnatus predigte zu Algier den Christensklaven und suchte auch die Muselmänner zu bekehren; da legte ihm der Dey spöttisch ein Schloß vor den Mund, aber der Gottesmann predigte fort und fort, und wurde bald ausgelöst. —

Der heilige David, Erzbischof von Meneve in Wallis, aus altwallisischem Königsgeschlecht entsprossen, sprach mit solcher Beredsamkeit, daß die Erde unter seinen Füßen sich hob, und unter ihm einen Hügel bildete. —

Der heilige Vitus ist auf Kirchenbildern daran erkenntlich, daß er, an der Folterleiter hängend, dennoch den Schmerz überwindet, und unausgesetzt mit der feurigsten Begeisterung dem Volke das alleinige Heil in Christo Jesu verkündigt. —

Der berühmte Petrus Gonzalez predigte während eines heftigen Gewitters im Freien; aber die Stelle, wo er mit seiner kleinen Gemeinde stand, blieb sonnenhell und trocken. —

Als der heilige Angelus predigte, fielen ihm die lieblichsten und süßduftigsten Rosen und Lilien aus dem Munde. —

Der heilige Beda von Rovigo, der im neunten Jahrhundert in Italien lebte, predigte zuweilen allein; aber statt der Menschen kamen die Engel, ihm zuzuhören. —

Der heilige Leodegar, Bischof von Autun, wurde von dem fränkischen Majordom Ebroin verfolgt, der ihm die Zunge ausschneiden und die Augen mit einem Bohrer ausziehen ließ: gleichwohl predigte der Martyrer noch immer, auch ohne Zunge. —

144. Große Beredsamkeit.

Der heilige Vinzentius Ferrerius besaß die Gabe der Beredsamkeit vor vielen Andern im eminentesten Grade und wirkte mit derselben Wunderdinge.

Vom Jahre 1398 bis 1419 hat dieser unermüdete Mann nicht allein fast alle Provinzen seines Vaterlandes Spanien predigend durchwandert; sondern auch, den andern Ländern sich nicht versagend, zuerst Südfrankreich, das Gebiet der Languedoc durchzogen; und dann über Savoyen und Burgund gegen Flandern, die Picardie,

Normandie, Poitou und die Bretagne sich gewendet. Darauf ist er durch die Lombardei gegen Genua gepilgert, und nach Toscana hinunter; bis er von seinem Könige abberufen, auf's Neue über die Balearen nach Spanien umkehren mußte. Dann, als ihn Heinrich IV. von Lancaster nach England hinüber erbeten, besuchte er auch diese Insel, und ging bis Schottland hinauf und nach Irland. Wohin er sich wendete, zogen ihm Fürsten, Bischöfe, Prälaten und der ganze Clerus unter Gesängen entgegen, und er ritt dann in aller Demuth in der Mitte des Prachtzuges daher. Kam er dann in eine Stadt, dann mochte in den Stunden, wo er predigte, kein Handwerker bei seiner Arbeit zurückbleiben; die öffentlichen Lehrer unterbrachen ihre Vorträge; und so groß war das Verlangen, ihn zu hören, daß kaum die Kranken zu Hause gehalten werden konnten.

Er selbst war in seinem Werke rastlos bemüht; nur fünf Stunden pflegte er dem Schlaf zu gestatten, dann las er die heilige Messe und ging sofort an's Tagewerk. Er erschien immer und überall von großen Volksmassen begleitet, oft an 80,000, die gekommen, um ihn zu hören, oder unter seiner Leitung geistliche Uebungen zu unternehmen. Für die Bedürfnisse aller dieser Leute hatte er dann vorgesorgt durch Priester, die er aus verschiedenen Orden dazu erwählte und die zur Beicht saßen, den Gottesdienst abhielten, Bußzüge anordneten und die Almosen unter die Bedürftigen austheilten; während Notare im Zuge sich befanden, um bei Aussöhnungen, die er herbeigeführt, sogleich die nöthigen Dokumente auszufertigen. Und so eindringlich war sein Wort, daß man die Zahl der Lasterhaften im Allgemeinen, die er bekehrte, auf 100,000 berechnete; von denen Manche zuvor in ihrer Zerknirschung vor allem Volke ein Bekenntniß ihrer Sünden abgelegt. In Spanien brachte er mehr als 25,000 Juden zum christlichen Glauben, und weihte viele Synagogen in Kirchen um; wie er auch 8000 Sarazenen eben dort bekehrt. Viele Klöster, Kirchen, Hospitäler, Brücken wurden an vielen Orten auf sein Zureden erbaut. Alle Städte, die er durchwandert, gaben Zeugniß von der Macht seines Wortes, um die Gemüther zu versöhnen; nicht zu zählen waren die Fälle, in denen er den Hader alter Blutrache unterbrochen, und der blutigen Folge von Wechsel-Morden Grenzen gesetzt. Die Zahl der Unzüchtigen, Mörder, Seeräuber, Wucherer, Gotteslästerer, die er zur Erkenntniß ihrer Verbrechen geführt, wird allein auf 40,000 angeschlagen.

Und es war kein Wunder, daß er solche Wirkung hervorbrachte; denn mit der Heiligkeit des Lebens verband er jene gewaltige Beredsamkeit, die eben so durch den Ernst des Inhalts, wie durch den Glanz des Vortrags sich auszeichnete: so daß Alle, durch seine Feuer-

Reden angeregt, nicht einen Menschen, sondern einen Engel des Himmels zu hören glaubten; wie denn auch Manche die Engel, während er predigte, um ihn geschäftig erblickten. Alles, was er lehrte, war auf die heilige Schrift und das Zeugniß heiliger Männer gegründet; und da er alle diese Zeugnisse stets gegenwärtig im Gedächtniß hatte, überraschte sein Vortrag die Hörer durch seinen Reichthum, während er sie durch die einwohnende Kraft erschütterte. Sein Organ war dabei also beschaffen, daß es ihm ganz nach Willen gehorchte; und nach dem Bedürfnisse des Augenblickes scharfe, ernste, weiche, immer mächtig ergreifende Töne ihm zu Gebote standen: so daß er kaum sprach, ohne seinen Zuhörern Thränen zu entlocken; dann aber, wenn er vom jüngsten Gerichte, von den Leiden des Herrn oder den Höllenstrafen redete, alles Volk in ein solches Schluchzen und Weinen ausbrach, daß er oft lange Zeit inne halten mußte.

Vielen erschien Das dabei an ihm wunderbar, daß, da die Zahl der Zuhörer meist sehr groß gewesen, und viele sehr weit entfernt von ihm stehen mußten, doch diese nicht weniger deutlich als die näheren ihn verstanden. — Auch ein Anderes erwies sich als ein Wunder an ihm, daß er, den Aposteln gleich, die Gabe der Sprachen besaß. Da er nämlich, wie bereits erzählt worden, so viele Länder durchzog, und immer in seiner Muttersprache, dem Dialekte von Valencia, redete, verstanden ihn doch Alle, Junge wie Alte, Wort um Wort, als sei er in eines Jeden Vaterland geboren und rede in seinem Idiome. — In Genua hörten ihn Griechen, Deutsche, Sarden, Ungarn und Andere, die nichts als ihre Muttersprache kannten, und doch am Ende der Predigt laut Zeugniß gaben, wie sie jedes Wort verstanden, als hätte er in *ihrer* Sprache geredet. — In der Bretagne befinden sich Viele, die man „bretonisirende Bretonen nennt, deren Einige wohl gar französisch reden, die aber in Masse außer der eigenen und nur ihnen bekannten Sprache, keine andere kennen; auch diese verstanden seine valencianische Rede vollkommen, und sie erzeugte vielfältige Frucht bei ihnen: eine Wirkung, die hier wie überall sich dadurch noch verstärkte, daß er seine Lehre durch viele und ausgezeichnete Wunder bekräftigen konnte.

Viele *Einsichtige* unter seinen Zeitgenossen, wenn sie seine Gaben und die Löblichkeit und Frömmigkeit seines ganzen Lebens erwogen; — wenn sie die um ihn sich drängenden Massen des Volkes betrachteten, das sich glücklich schätzte, ihn nur zu sehen, und überglücklich Jeden pries, der die kostbare Gelegenheit fand, ihm die Hand zu küssen; — wenn sie die Werke in's Auge faßten, die er vollbrachte; — die ungemeine Macht, mit welcher er die Gemüther

beherrschte, die er besonders damals bewiesen, als er furchtlos in der Dauphiné in ein Thal, nur von Räubern, Mördern und losen Gesellen bewohnt, die schon viele Prediger ermordet, so man ihnen gesendet, gegangen und nach wenig Tagen sie der Art umgewandelt, daß man das Thal, das zuvor „Unflath-Thal" geheißen, „Rein-Thal" nannte; — wenn sie die Wunderzeichen, die von ihm ausgingen, überlegt — urtheilten daher: „Nach den Aposteln der frühesten Zeit des Christenthums sei Keiner gewesen, der ihm gleichgekommen, viel weniger aber Einer, der ihn übertroffen." Sie hatten wohl nicht Unrecht; Keiner hatte wohl in solchem Umfange von der Verheißung Gebrauch gemacht, welche dort Jedem gegeben worden: so er den gleichen Glauben mitbringe, werde er Gleiches, ja noch Größeres zu üben vermögen. —

145—151. Ein junger Priester.

(Geschildert von Dr. Franz Joseph Schermer.)

1. Juan de Avila, der Apostel Andalusiens, wurde im Jahre 1500 zu Almodovar del Campo im Bisthum Toledo geboren. Sein Vater war Alonso de Avila, seine Mutter Catalina Gijon. Die fromme Mutter, die eine weite Wallfahrt nach dem einsamen Wallfahrtskirchlein der heiligen Brigitta — im öden Gebirg — unternommen, und sich, auf die Fürbitte der Heiligen, den geliebten Knaben erfleht hatte, — senkte in sein zartes Herz die Keime der Frömmigkeit; von ihren Lippen tönten ihm zuerst die Wunder unsrer Himmelsbestimmung. Vorzüglich war es die Liebe zur Mutter Gottes, zu dem heiligen Nährvater Joseph und zu dem heiligsten Sakrament des Altars, die sie dem Knaben, reich an Geistesgaben, einzuhauchen suchte. Und immer spiegelt sich dieses in seinem geistigen Schaffen ab; denn jene Klänge, die das kindliche Herz berühren, klingen gleich einer Aeolsharfe — bei jedem größern Windhauch im Leben wieder. —

2. Nachdem sich der hoffnungsvolle Sohn an der Seite der Eltern, deren Sorgfalt, niemals müde, Tag und Nacht für ihn wachte, in kurzer Zeit die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, faßte der Vater den Entschluß, den aufstrebenden Jüngling nach Salamanca zu schicken, um an dieser gefeierten Hochschule daselbst der Rechtswissenschaft obzuliegen. — Die Stunde des Scheidens war gekommen. Große Thränen stritten mit einem sanften Lächeln in den Augen des weichgestimmten Sohnes, der erst vierzehn Jahre zählte, und den Schmerz der weinenden Mutter, die ihn so unend-

lich liebte und sich kaum von ihm trennen konnte, nicht vermehren und erhöhen wollte.

Er trennte sich und förderte seine Schritte. Noch Einmal kehrte er das Auge zurück — zu seinem theuern Almodovar, das, von dem dunkeln Laub der Orangen rings umgrünt, seinem Blick bald entschwinden sollte. Nach einer glücklichen Reise durch liebliche Auen und Gefilde und über blumenreiche Hügel und Berge, sah er hocherfreut, wie ihm Salamanca mit dem majestätischen Gebäude seiner Hochschule, das gleich einem Dom über alle Gebäude emporragte, aus der Ferne gastlich entgegenwinkte. Die Wellen des Tormes, in die er von der riesigen Brücke mit ihren siebenundzwanzig Bogen hinabblickte, — zogen grüßend an ihm vorüber.

Heilige Empfindungen durchdrangen sein Herz beim Anblick der altergrauen St. Thomas- und St. Hieronymuskirche und der Liebfrauenkirche und des Schlachtenkreuzes des großen Cid in der moosbedeckten Kathedrale. Doch jetzt vernahm er ganz nahe ein gar wundersames Leben und Weben, ein gar seltsam Tönen und Klingen, Rufen und Singen, Hämmern und Schlagen; und er sah, weiter gehend, Tausende und aber Tausende, welche die gewaltigen Mauern des neuen Doms emporthürmten, wozu ein Jahr vorher der Grund gelegt worden. —

Aber jetzt drängte es den bis in's Innerste tief ergriffenen Jüngling, jene gepriesenen, wundervollen Hallen der Wissenschaften und der Künste, ein unvergänglich Denkmal Alfonso's IX., zum Erstenmal zu betrachten. Wie haftete sein Auge an dem Prachtthor! Wie fesselten ihn die einundsechzig Säle, die Raum hatten für fünfzehntausend Studirende, eine Anzahl, deren sich die damals blühende Hochschule erfreute! Hörte er eine Engelstimme? Geleitete ihn eine Engelhand? Sinnend trat er in die erhabene Kirche der Hochschule, so marmor- und bilderreich, und flehte, in stille Andacht versunken, um Gottes Segen, um heilige Vorsätze und um Erleuchtung.

Der fromme Jüngling lag mit rastlosem Fleiß der Rechtswissenschaft ob. Indeß so gefeiert auch die Lehrer waren, welche dieselbe vortrugen, so mächtig auch das unendliche Wogen der jugendlichen Schaaren fesseln mochte: — er fühlte eine geheime, tiefe Wehmuth in seiner Brust; war es doch die Rechtswissenschaft nicht, wozu ihn der Herr erkoren. Eine unwiderstehliche Sehnsucht zog ihn zur Blume der Wissenschaften, zur Gotteswissenschaft hin. „Warum wollte man mich (so sprach er oft auf seinen apostolischen Wanderungen) den düstern Gesetzen weihen?" —

3. Durchbebt von Liebe zur Heimath, kehrte Juan de Avila von Salamanca nach Almodovar zurück. Schon sah er in dunkler

Ferne das Heimathgebirg, die Sierra Morena, und begrüßte bald die geliebten Eltern. Mit den süßesten Empfindungen und Erinnerungen besuchte er all' die lieben Plätze, die er, ein harmloser Knabe, sich zu Freunden erkoren: den Strom, der ihn so oft auf seinem weichen Rücken getragen, und das stille Gebirg mit seinen Silberschachten, mit seinen Felsquellen, mit seinen blätterreichen Bäumen und seinen duftigen Kräutern und Blumen. Der gemüthvolle Jüngling verkehrte so gerne mit der Natur; war es ihm ja, als fühle er, wie ihr Herz an sein Herz schlage, und wie die Liebe Gottes — sie gleich einem ewigen Frühlingshauch umwebe und umwehe.

Doch bald ging in dem Jüngling eine seltsame Umwandlung vor. Während es bis jetzt ihn mit Allgewalt hinausrief in Wald und Flur; während er bis jetzt verkehrte mit den ziehenden Wolken und Wogen, mit den Bäumen und Blumen, mit der Felsquelle und dem sanften Bächlein, mit den Lüften und den Liedern der Vöglein: — — so suchte er nun einzig den Verkehr mit seinem Innern; während er bis jetzt in der lieblichen Heimath die Stätte der Freude und der Liebe fand, des Friedens und der Fülle: so sah er nun diese Liebe nur in den Wunden des Gekreuzigten, diesen Frieden und diese Freude und Fülle nur — im Kreuze.

In einem stillen Kämmerlein, da weihte er sich unter strengen Bußübungen der Betrachtung und dem Gebete, wodurch sich sein Herz emporhob, wie die welke Blume vom Thau der Nacht. Ein geistvoller Ordensmann, der die Frömmigkeit des Jünglings bewunderte, rieth dessen Eltern, sie möchten den frommen Sohn nach Alcala de Henares schicken, um sich dort an der berühmten Hochschule, die im Jahre 1508 eröffnet ward, der Theologie zu befleißen. Vater und Mutter willigten freudig ein; und der glückliche Jüngling verließ (1518), von heiliger Sehnsucht beflügelt, die reizende Heimath, wo er drei Jahre in stiller Zurückgezogenheit gelebt hatte. — Mit hoher Begeisterung gab er sich seiner heiligen Berufswissenschaft hin und überragte in kurzer Zeit alle seine Gefährten, so daß seine berühmten Lehrer (darunter der gefeierte Fray Domingo de Soto) und seine Mitschüler auf seine außerordentlichen Fortschritte mit Staunen und Bewunderung blickten. —

4. Es war die ersehnte Zeit gekommen, wo sein heißester Wunsch, der oft wie ein lieblicher Engel in Träumen vor ihm stand, in Erfüllung ging: — er wurde in dem Dom zu Toledo, diesem unvergleichlichen Denkmal gothischer Bauart, — während die reichen Malereien, die gleich bunten Blumen aus den tausend Scheiben blühten, und heilige Gesänge wie Lieder aus Himmelshöhen durch

die ungeheuern Räume wehten, — unter unaussprechlichen Gefühlen und Empfindungen zum Priester geweiht. Der jugendliche Priester trat die Reise in die Heimath an, um dort, wo seine Wiege gestanden, und wo indessen seine theuern Eltern in's Grab gebettet worden, das erste heilige Meßopfer darzubringen.

Sinnend blickte er in die gelben Fluthen des Tajo, an dessen Gestaden er vorüberging; und es war ihm, als höre er beim Rauschen seiner Wogen jene ernsten Worte, die ihm und seinen Gefährten der fromme Lehrer, Domingos de Soto (indem er bald auf diesen, bald auf jenen seinen ernsten Blick richtete) bei seinen erschütternden Anreden vor der Priesterweihe entgegengerufen: „Sieh', Dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung Vieler!" „Ihr nehmt eine so schwere Bürde auf eure Schultern, daß wohl selbst die Engel davor erbeben würden!"

Feierlich ragten vor ihm die Berge „wie Altäre mit smaragdenen Säulen;" das Rauschen des Stroms, das Glockengeläute von da und dort, die Morgenlieder der Vöglein tönten ihm wie Orgelklang durch den weiten Dom, das rosenfarbige Gewölke war ihm ein Baldachin, und die Sonne eine goldene Monstranz mit der Strahlenhostie. Doch wenn sich auch die Blätterkrone des Oelbaums wie ein Kranz des ewigen Friedens um die Berge legte, an deren Herzen der volle Pulsschlag frischer Quellen tönte; wenn auch Haine von Granaten und Orangen — mit ihren Düften und Früchten, und ein endlos Gartenland voll Blumen und Gesang ihn willkommen hießen; und die sonnigen Hügel in goldnen Schalen süßen Wein ihm darreichten: immer waltete hoher Ernst und stille Wehmuth in seiner Seele; immer war es ihm, als höre er die zermalmenden Worte: „Ihr nehmt eine so schwere Bürde auf eure Schultern, daß wohl selbst die Engel davor erbeben würden!"

Und wenn ihm auch jetzt die Heimathlüfte mit dem Duft der Myrthe und der Rosmarinstaude entgegenwehten und ihm tausend Blumen winkten: — der Thau auf den Blumen war ihm eine Thräne, die sie weinten, daß sie nicht mehr im Paradiese blühen; und das Säuseln in den dunklen Blättern der Orangen ein langer Seufzer, daß sie nicht mehr nahe dem Lebensbaum im Paradiese stehen; und das tiefe Blau des Himmels mit der strahlenden Sonne — ein großes Auge, worin eine Thräne glänzt und zittert, daß es sich nicht mehr über den Gottesgarten breitet; und der Gesang der Vöglein ein Trauerlied, daß sie nicht mehr im Paradiese singen; und das sanfte Murmeln der Bächlein eine sanfte Klage, daß sie nicht mehr durch die Auen des Paradieses fluthen; und das Rufen der Lämmerheerde ein Heimwehruf nach den Auen, wo der himm=

lische Hirt die Lämmer durch ewig blühende Rosen und Lilien zum Berg der Gnade führt und zum ewigen Freudenbronnen, wo die Lämmer im Schatten des ewigen Friedens ruhen, indeß der ewige Hirt die Leier rührt und Engel himmlische Lieder singen. —

5. Der tiefbewegte, junge Priester hatte die reizend schönen Heimathsfluren betreten. Da dachte er der harmlosen Kindheit, die er im Vaterhause dahingebracht. „Ach!" sprach er bei sich, „als jener Kindesfrieden noch in deinem Herzen wohnte, als dort dein Leben so sorglos war und still, „wie der sanfte Traum des Vögleins, wenn der laue Wind der Sommernacht sein grünes Bett, und das müde Haupt der Blume wiegt!" Jene sanfte stille Wehmuth, ein Hauptzug seines ganzen innern Wesens, der sich in seinem Antlitz ausprägte, verwandelte sich jetzt, als er zu den Gräbern der geliebten Eltern wankte, in tiefe Schwermuth. — — Weinend betete er für die Schlummernden. Die untergehende Sonne röthete eben mit ihren Strahlen die Sierra Morena und das graue Schloß von Almodovar, als er mit den Worten schied: „Ach! das Beste liegt nur jenseits des Grabes; niedrig und befleckt ist hier Alles, was unter den Sternen wohnt — im Thränenthal."

Doch Gottvertrauen erhob sein niedergebeugtes Herz, und er bereitete sich Tag und Nacht unter inbrünstigem Gebet und frommen Betrachtungen und unter den strengsten Bußübungen zur Feier des ersten heiligen Meßopfers vor. Die bewunderNswürdige Vorbereitung, womit er unter heiligen Schauern zum Erstenmal den Altar betrat, läßt sich daraus entnehmen, daß er immerdar wie ein Engel gelebt. Der festliche Tag erschien; und die Thränen des frommen, jugendlichen Priesters, und seine flammende Andacht bei dieser erhabenen Feier rührten alle Anwesende zu Thränen. Statt ein glänzendes Gastmahl zu veranstalten, wie dieses in Almodovar mit großem Aufwand zu geschehen pflegte, lud er zwölf Arme ein und bediente sie mit heiliger Freude. Er verkaufte sein väterliches Erbe, und theilte den Erlös unter die Armen in Almodovar aus, indem er für sich nichts behielt als ein Gewand von grobem Wollentuch.

6. Da er vor heißer Sehnsucht glühte, Christum zu verherrlichen und das Heil seiner Mitmenschen zu fördern, so erwachte in ihm der große Entschluß, nach dem fernen Indien zu ziehen, und durch Sturm und Wogen die Leuchte des katholischen Glaubens zu tragen. Er reis'te daher nach Sevilla, um sich hier einzuschiffen. Der Bischof von Traxcala, der gerade daselbst weilte, und eben im Begriff war, nach Indien zu reisen, erbot sich, ihn mit zu nehmen. Allein Gott, der oftmals seinen Willen dadurch kundgiebt, daß er unsern Willen nicht zur That werden läßt, verzögerte die Abreise

des edlen, jungen Priesters, welcher der Apostel Andalusiens*) werden sollte.

Täglich brachte derselbe während der Zeit, da er der Abreise mit Sehnsucht entgegen blickte, unter Thränen das heilige Meßopfer dar. Er wählte dazu den majestätischen gothischen Dom mit seinen fünfunddreißig Kapellen, von denen jede mit einem Altar geschmückt ist und mit einem hohen, bunten Fenster, das seinen geheimnißvollen Glanz in die Kirche hinein wirft. Am liebsten feierte er die heiligen Geheimnisse in der goldreichen Kreuzkapelle mit dem erhabenen Altargemälde von Francisco de Guadalupe, in der Mariäschmerz- und Mariätrost-Kapelle, in der St. Barbarakapelle mit dem ergreifenden Bildniß der Heiligen von Antonio Ruiz, in der St. Josephskapelle und der ungemein lieblichen Schutzengelkapelle, und endlich in der St. Magdalenenkapelle mit dem rührenden Gemälde von Gonzalo Dias.

In diesem wunderbaren Haus des Herrn, da brachte Avila unvergeßliche Stunden der Weihe und der Andacht dahin; das tiefe Schweigen über den fünf langen Schiffen, über den mächtigen Pfeilern und unter den kühnen Gewölben; die hohen Fenster mit ihrer Farbenpracht, — als läge droben ein Garten von leuchtenden Blumen; die goldnen Altäre der Seitenkapellen, deren Licht „wie das eines Leuchtthurms" — in das heilige Dunkel glänzte: das Alles ergriff ihn so allgewaltig, so unaussprechlich. — —

Ein frommer Priester von hoher Geburt, Hernando de Contreras, sah oft mit tiefer Rührung, wie der jugendliche, fremde Priester gleich einem Engel am Altare betete; es drängte ihn daher, mit demselben zu verkehren; und er schaute bald staunend in die Meerestiefe seiner Gelehrsamkeit hinab, und labte sich an der Fülle seiner Tugend und sonnte sich in den warmen Strahlen seines Eifers. Juan de Avila enthüllte ihm seinen Entschluß. Bittend entgegnete Hernando de Contreras: Er möge nicht so weite, sturmvolle Meere durchziehen, sondern in Andalusien das Wort des Herrn verkünden! Er setzte den Erzbischof von Sevilla, Alonso Manrique, von Allem in Kenntniß: dem gelang es, den jugendlichen Priester, — mit dem unendlichen Thatendrang, — durch tausend Vorstellungen für das Vaterland zurück zu halten.

*) Andalusien, wo die gährende Fäulniß — in Vermischung einer Masse lauer Christen, sinnlicher Mohren und Juden, — und unter dem Einfluß einer Natur und eines Klimas — mit ihren tausend Reizen, — die halb thierische Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit des afrikanischen Blutes bis in's Heiligthum der Familien get agen, — bedurfte eines solchen Apostels, wenn es gerettet werden sollte.

Seine hohe Begabung zur heiligen Beredsamkeit ahnend, ermahnte er ihn, die Kanzel als das Feld zu betrachten, wo er die meisten Früchte, Früchte, die unvergänglich seien, zu ernten im Stande wäre. Juan de Avila, dessen ganze Seele schon lange — Tag und Nacht — mit der Erhebung der heiligen Beredsamkeit beschäftigt war, legte mit kindlicher Ergebung und mit Demuth seinen Willen in die Hände des edlen Kirchenfürsten. —

7. Juan de Avila war rastlos bemüht, in die unendlichen Tiefen der heiligen Schrift — mit heiliger Furcht und unter stetem Gebet hinab zu steigen; vornehmlich sah er (wie Luis de Granada bemerkt), in den Briefen des großen Völkerapostels, — „die, in der Gnadensonne empor gewachsen, — ein reicher Lebensbaum heiliger Wissenschaft sind," — das reichste Feld für den Kanzelredner. Außerdem waren es vorzüglich die Werke eines heiligen Basilius, eines heiligen Chrysostomus, eines heiligen Gregorius von Nazianz und eines heiligen Gregorius von Nyssa, mit denen er den vertrautesten Umgang gepflogen; da erging er sich Tag und Nacht; da suchte er die wahre heilige Beredsamkeit — mit ihrer Klarheit und — Tiefe, mit ihrer Erhabenheit und — Einfachheit, mit ihrer Kunst und — Natürlichkeit.

Es war das Fest der heiligen Büßerin Magdalena (1525), wo er, achtundzwanzig Jahre alt, die Kanzel zum Erstenmal in Sevilla bestiegen. Bei dem Betreten der geweihten Stätte (so erzählte er einem von seinen Schülern) sei er von Scham, Verlegenheit und Muthlosigkeit gewaltig ergriffen worden; — da habe er flehend sein Auge auf ein Kreuzbild gerichtet: „O Jesu, bei jener Scham, die Du empfunden, als man Dich, Deiner Kleider beraubt, an's Kreuz geschlagen, — flehe ich Dich, — entferne meine Scham und Muthlosigkeit, und verleih mir Dein — Wort, auf daß ich in dieser Predigt irgend eine Seele gewinne zu Deiner Verherrlichung!" Der Flehende ward erhört. Muth erhob seine Seele, Begeisterung leuchtete aus seinen Augen und strömte von seinen Lippen; und ein Schauer der Bewunderung durchdrang das Herz der Tausende, die ihm begeistert zuhorchten. —. —

Juan de Avila ist durch seine wundersame, gottdurchflammte Beredsamkeit der „Apostel Andalusiens" geworden! —

---

152. Das Angebinde in Denksprüchen.

Der im Jahre 1831 als Stadtpfarrer zu Laudheim im Königreiche Würtemberg verstorbene Dr. Johann N. Bestlin, ehemals Professor der Moral- und Pastoral-Theologie an der Friedrichs-

Universität zu Ellwangen, — gab einst dem ihm befreundeten Pfarrer F. H. B. in G. zu dessen Namenstag ein Angebinde, und zwar in „Denksprüchen."

Einige von diesen lauten:

„Jesus Christus ist dein Bischof, und immer nahe und nahe mit Gnade, Kraft und Liebe; wie sich der Epheu um die Ulme schlingt, so Du und die Deinen um Jesus Christus! —

Gottesliebe und Nächstenliebe habe jeder Mensch! Siebenmal mehr der Christ! Und siebenzig Mal mehr der Seelsorger! —

Auf dem Kampfplatze der Selbstverleugnung sei du Flügelmann! Wo nicht, so wärest du ein Pharisäer, der da Lasten auflegt und sie selbst mit keinem Finger berührt! —

Der Prediger, der gut spricht — ohne That, ist eine Uhr, die recht schlägt und unrecht zeigt. —

Sei nie halb! —

Sei immer dienstbar nach des Herrn Willen; denn sein, **sein** ist der Weinberg! — Ehre genug, wenn man Knechtesstelle bei ihm vertritt! —

Auch zur ungelegensten Stunde sei willig! Immer finde man dich liebend und langmüthig! Treue Copie von Jesus Christus sehe man an dir! Bleibe unbesiegbar in der milden Liebe! —

Denke nie: „Das Volk ist der Mühe nicht werth!" — Verachten und Wegwerfen steht uns nicht an. Es sind auch im Steine und im Holz elektrische Funken! —

Deine Gemeinde sei dir die Harfe, die du zur Harmonie stimmen helfen sollst! Zerreiße die Saiten nicht, sondern trachte sie zu stimmen. Auf **Ein** Mal geht's nicht! —

Weise den Menschen zuerst an sich, daß er in sich hineinschaut, und dann durch Jesus Christus hinauf zum himmlischen Vater. Dieß sei dein Johannes-Geschäft und dein Tagewerk im Weg-Bereiten. — Schöpfer sind wir nicht! —

Sei ein Stern, kein Vesuv! Ein Lamm, kein Löwe! Eine Rose, kein Dorn — mitten unter Dorngesträuch, in der Löwengrube und im Flammenpfuhl! —

Je öfter und schärfer wir in unser eigenes Herz schauen, und je ernster wir nach der Heiligung unseres Ichs streben, desto duldsamer werden wir auch gegen Andere. Laßt uns denken an „Splitter" und „Balken!" —

Deine Kraft sei im Bitten und im Vorstellen, im Dulden und im Lieben — ohne Dank und Liebe zu finden! Und wo du nichts vermagst, da bete! —

Apostolisch ist: Arm und Viele bereichernd; Nichts und doch

Alles besitzend; überall geplagt und nicht erliegend; bedrängt und nicht ohne Ausweg; verfolgt und nicht hilflos! —

Apostolische Würde ist: Oft Betrüger gescholten und doch aufrichtig! Mißkannt und doch geschätzt! Schwer belastet und doch lebend! Dem Scheine nach voll Kummer und doch immer froh! —

Proben apostolischer Würde: Geduld! Standhaftigkeit! Wohlwollen! Liebe aus reinem Herzen, aus gutem Gewissen, aus ungeheucheltem Glauben! Wo lernt sich's, wenn in Jesu Christi Schule nicht? —

Symbol deiner Amtsführung: Lieben oder Sterben! — Sterben und Lieben! Mein Leben — Gottes Opfer!" —

---

153. Ein Sacristei-Spiegel.

In manchen Landstrichen Norddeutschlands ist es der Brauch, auch in katholischen Sacristeien, über dem Schranke, vor welchem sich der Geistliche zum Gottesdienste ankleidet, einen Spiegel anzubringen, welcher dazu dienen soll, daß die liturgischen Gewänder in geziemender Ordnung sich befinden, wenn der Geistliche in die Kirche hinausschreitet.

Einen Sacristei-Spiegel anderer aber höchst eigener Art, ja so eigenthümlich, daß sich kaum in der Welt irgendwo ein zweiter finden dürfte, hat der Schreiber dieses jüngst gefunden, als er, um die Schlußpredigt der in der Pfarrkirche zu Maria Geburt in der Vorstadt Rennweg (Wien) von dem ehrwürdigen Redemptoristen-Orden abgehaltenen Mission zu vernehmen, in diese Kirche kam und danach während des Segens in der dortigen Sacristei verweilte.

Hier muß vorausgesendet werden, daß sowohl diese Kirche als auch zum Theil das frühere Waisenhausgebäude um dieselbe unter der Leitung und nach der Angabe des Exjesuiten Parhammer unter Maria Theresia gebaut wurde. Parhammer war eine in Wien allgemein gekannte und geachtete Persönlichkeit, ein geistreicher und thatkräftiger edler Mann. Noch sind viele Anekdoten über ihn im Umlauf. Bei Kaiser Joseph war Parhammer sehr beliebt — obwohl er sich nicht nur als keinen Freund, sondern bisweilen sogar als einen Geringachter der vielen Aufklärungs-Verordnungen erwies und mit edler Offenheit dem Kaiser manches Wort hierüber sagte.

Parhammer war auch Pfarrer dieser besagten Kirche und nebenbei infulirter Propst einer ungarischen Titularpropstei.

Diese Verordnungen befahlen auch: es dürfen bei Hochaltären nicht mehr als sechs Kerzen brennen.

Durch neidische Zuträger wurde nun dem Kaiser angezeigt, wie Parhammer am Christtage eine reiche Beleuchtung des Hochaltars veranstaltete. — Der Kaiser stellte nun halb im Scherz, als Parhammer bei demselben eine Audienz hatte, den Pfarrer zur Rede: warum er denn das Gebot überschritten? Parhammer erwiederte: „Euer Majestät — als Höchstdieselben geboren wurden, war eine Illumination und es brannten viel tausend und tausend Kerzen — warum sollen nun nicht mehr als sechs brennen, wenn wir die Geburt des Königs aller Könige feiern?" Der Kaiser soll erwiedert haben: „„Ist halt der Pater Parhammer!!"" So war die Sache abgethan und Parhammer ist von der Zeit an in den Angelegenheiten seiner Kirche nicht mehr angefochten worden. —

Doch zum — Sacristei-Spiegel.

In der Sacristei der besagten Kirche hängt nun über einem Kastenauffsatz Parhammer's Porträt in der Propsten-Epomis aus Hermelin, darüber die goldene Kette und daran ein Kreuz mit Edelsteinen, an der Hand den Prälatenring, das Gesicht voll gesunden blühenden Aussehens — und hart unter all' der Weltherrlichkeit von gesundem Aussehen, heiterem Blick und prächtigem Costüme grinst in einem viereckigen Glaskästlein Parhammer's Todtenschädel mit einem Kränzlein aus künstlichen Blättern auf dem Scheitel. In den neunziger Jahren wurde nämlich Parhammer's Grab auf dem St. Marxer-Gottesacker ausgegraben und der Todtengräber brachte den Todtenschädel dem damaligen Pfarrer, welcher der Reliquie jenen allerdings mehr picanten, weil durch die Combination erschütternden Platz anwies, an dem er noch jetzt zu finden ist. —

In der That für die Geistlichen, welche in jener Kirche die heilige Messe zu lesen haben, eine eigenthümliche Art von Vorbereitung! Auf dem Porträt blühende Gesundheit, Hermelin, Gold und Juwelen — und dazu die jetzige Wirklichkeit, der grinsende Todtenkopf sammt der unteren Kinnlade; und am Todtenkopf jene schmutzigbraune Farbe — die von der chemischen Zersetzung unter der Erde Zeugniß giebt — denn jene Schädel, die im Freien der Witterung und den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, werden weiß wie Kalk.

Da kann sich nun Jeder für den ganzen Tag über gute Vorsätze machen: Was ist kleinliche Weltehre und vorübergehende Eitelkeit! Die eitle Lust danach erhält in einem solchen Anblick von schlagenden und reellen Gegensätzen einen Schlag über das ganze Gesicht, und erhebend ist im Anblick des Todtenschädels von Parhammer gewiß nur das einstige aufopfernde und großartige Wirken des einstigen Trägers von diesem Kopf, in dessen Augen und Nasenhöhlen

der Tod jetzt finster lauert, und dessen zahn- und lippenloser Mund — eine höchst eindringliche Predigt hält.

Das ist der sicher sehr originelle Sacristei-Spiegel in der Pfarrkirche zu Maria Geburt am Rennwege (lateinisch in via regia) zu Wien. — Parhammer starb 1785. —

154. Des Pfarrers zahme Bachstelze.

Der Pfarrer von Halsbach, Martin Kleesattel, ein sehr ruhiger und ernster Geistlicher, hielt immer in seiner Wohnstube eine von ihm gezähmte Bachstelze. Der Verkehr zwischen beiden blieb stets ein herzlicher und darum vertraulicher. —

Einst besuchte ihn ein vornehmer Herr, der sich gar sehr über dieses seltsame Spielwerk des Pfarrers verwunderte, und dann fragend ausrief: „Es ist etwas Eigenes um die verschiedenen kleinen Neigungen der Menschen! Und wer könnte es erklären, woher sie kommen?"

Der Pfarrer erklärte, daß er, außer seiner Vorliebe für dieses Vögelein, noch einen besonderen Grund habe, sich immer Eines zu halten. „„Die Fliegen,"" fügte er hinzu, „„sind eine große Plage auf dem Lande. Fliegen-Gift oder Fliegen-Leim aufzustellen, und die armen Thierchen langsam an Zuckungen sterben zu sehen, ist mir zuwider! Das Vögelein schnappt sie aber schnell hinweg und schafft sie so ohne langen Schmerz aus der Welt!"" —

155 und 156. Zur Pastoral-Medicin.

1. Ein Arzt fragte den großen Redner Frankreichs, den Jesuiten Louis Bourdaloue: „Welche Lebensart führen Sie, daß Sie, bei so anerkannt großen geistigen und körperlichen Anstrengungen, doch immer gesund und heiteren Sinnes bleiben?" Und er antwortete: „„Ich esse nur Einmal des Tages!"" — „Behalten Sie," entgegnete der Arzt, „dieß Geheimniß für sich; machen Sie es nicht bekannt, denn sonst nehmen Sie den Aerzten all' ihre Praxis!" —

2. Anno 1586 starb der Pfarrer Antonius Hasech in dem Alter von 125 Jahren, deren er hundert auf seiner Pfarrei verbracht haben soll. — Bei einem Besuche fragte ihn sein Bischof: „Welche Kunst oder Lebens-Tinktur hat Euch wohl zu diesem hohen Alter verholfen?" Und der fröhliche Greis versetzte: „„Ich habe weiter nichts gethan, als drei liederliche Personen — Müßiggang, Zorn und Trunkenheit — niemals in mein Pfarrhaus eingelassen!"" —

157. Ein Beweisstücklein für Bauern und Philosophen. *)

Duns Scotus, der berühmte Scholastiker, begegnete einst einem Bauer, welcher greuliche Fluch- und Lästerworte ausstieß, weil ihm seine Ochsen nicht recht gehen wollten. Der geistreiche Pater ermahnte den Bauer mit wenigen Worten über seine Höllensprache; er stellte ihm die Gefahr der ewigen Verdammniß vor, wenn er hartnäckig bei diesem sündhaften Gebrauche verharrte. Der Bauer aber wurde hierüber noch zorniger: „Was," sprach er mit trotzendem Unwillen, „was habt Ihr mir da vorzupredigen von der ewigen Verdammniß? Wenn Gott beschlossen hat, mich selig zu machen, wie er es ohnehin jetzt schon wissen muß, weil er allwissend ist, so werde ich unfehlbar selig; hat er aber beschlossen, mich zu verdammen, so hilft mir all' mein Thun und Lassen nichts, so werd' ich dennoch verdammt werden. Was liegt also daran, ob ich fluche oder nicht?" Der Mann Gottes hörte ihn geduldig an, und gab zur Antwort: „„Mein Bruder, wenn dem also ist, wie du sagst, ei, warum fährst du denn auf den Acker, um dein Feld anzubauen? warum streuest du denn Samen aus? ja, warum wirst du so zornig über deine Ochsen? Wenn Gott beschlossen hat, daß du ernten sollst, wie er denn Alles vorher weiß, was geschieht, so wird es auch geschehen — du magst säen oder nicht, du magst ackern oder nicht, du magst mit deinen Ochsen ausfahren oder daheim bleiben. Hat er aber beschlossen, daß du nichts ernten sollst, so wirst du auch nichts bekommen, du magst schwitzen, soviel du willst. Probier' es nur einmal, fahr' wieder nach Haus, lass' dein Feld unbebaut liegen, und obschon ich nicht weiß, was Gott beschlossen hat, so versichere ich dich, daß du keinen einzigen Halm Getreides einernten wirst. Wisse also: Gott hat nur dann beschlossen, dich selig zu machen, wenn du sein Gesetz hältst, und dich zu verdammen, wenn du ein gottloses Leben führst!""

Dieser schlagende Beweis hat dem Bauern die Augen geöffnet. —

---

158. Der Pfarrer auf dem Spaziergange.

Der verstorbene Fürst-Bischof von Brixen, Dr. Bernard Galura, als er noch Stadtpfarrer zu Freiburg im Breisgaue war, ging an einem milden Sommerabend zu seiner Erholung von des Tages Mühen hinaus in's Freie.

---

*) Die scholastischen Theologen des Mittelalters sind wegen ihrer Spitzfindigkeiten bei den Weltmenschen verrufen. Vorstehendes Stücklein beweiset, daß es doch recht praktische Leute unter ihnen gab.

Er traf auf dieser seiner friedlichen Wanderung mit einem alten Manne aus der Pfarrei zusammen, der seine Jugend nicht in Frömmigkeit und guten Sitten zugebracht hatte, wie das Jedermann bekannt war.

Der Pfarrer redete den greisen Feldarbeiter traulich an und sprach: „Wie geht es Euch, lieber Jakob?“

Jakob antwortete: „„Wie sollt' es gehen? Herr Pfarrer! Langsam, wie es eben bei alten Leuten geht, allgemach dem Grabe zu; meine Füße wollen mich nicht mehr tragen, und ich kann das Arbeiten auch nicht mehr aushalten. In Gottes Namen!““

Pfarrer: „Ja freilich — in Gottes Namen! — Denn dem Herrn leben und sterben wir.“

Jakob: „„Den Tod fürchte ich doch halt sehr!““

Pfarrer: „Warum? Wir müssen ja sterben, um in den Himmel einzugehen; denn die heilige Schrift sagt: „„Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht erben!““ 1. Kor. 15, 50.

Jakob: „„Es wäre schon recht, Herr Pfarrer! wenn ich den Himmel hoffen dürfte. Dieß ist es, was mir bange macht.““

Pfarrer: „Gott will ja, daß alle Menschen selig werden.“

Jakob: „„Die Jugend, Herr Pfarrer! die Jugend. Wenn man halt noch jung ist, da thut man viel Böses, und es kömmt Einem erst im Alter. Ich denke an die Sünden meiner Jugend!““

Pfarrer: „Erkennet Ihr die Sünden eurer Jugend? Bereutet Ihr dieselben herzlich? Habt Ihr alle aufrichtig gebeichtet und für sie auch die nothwendige Genugthuung geleistet?“

Jakob: „„Ich meine, Alles gethan zu haben, und ich kann mich doch nicht immer trösten.““

Pfarrer: „Es giebt eine Traurigkeit, die von Gott kommt und auch zu Gott hinführt; ich hoffe, lieber Nachbar! daß Eure Traurigkeit eine solche sei.“

Jakob: „„Ihre Freundlichkeit gegen einen armen Sünder rührt mich, Herr Pfarrer!““

Pfarrer: „Glaubet mir, Jakob! ich liebe Euch in Christo Jesu, unserem Herrn, und möchte Euch gerne trösten. — Welch' ein herrlicher Abend ist heute! Wie schön geht die Sonne unter!“

Jakob: „„Ich hätte es nicht geglaubt, daß die Sonne so schön untergehen werde, da sie den ganzen Tag in Wolken eingehüllt war.““

Pfarrer: „Was glaubet Ihr, Jakob? Wird die Sonne morgen eine schöne Auferstehung haben?“

Jakob: „„Gewiß, Herr Pfarrer!““

Pfarrer: „Warum glaubet Ihr das?“

Jakob: „„Weil die Sonne schön untergeht.““

Pfarrer: „Es ist also möglich — daß die Sonne schön untergehet und schön auch wieder aufersteht, obwohl sie den ganzen übrigen Tag in Wolken war. Dieß seid Ihr, lieber Jakob! Ihr habt in Eueren früheren Jahren manches Böse gethan; die Sonne Eueres Lebens war dadurch allerdings trübe; allein sorget dafür, daß wenigstens Euer Tod schön sei; machet Euch los der trüben Wolken, alles Bösen, das Euer Leben verfinstert, kehret zurück zu Eurem lieben Heiland am Kreuz, der da verkündigt: „„Ich bin das Licht der Welt; wer **mir** nachfolgt, der wandert nicht im Finstern!““ und ich sage Euch — Ihr werdet eine schöne Auferstehung haben.“

Jakob: „„Das geht mir ein; daran will ich denken, so oft ich die Sonne sehe! Dank Ihnen, lieber Herr Pfarrer! für diese so schöne und tröstliche Lehre.““

Der Pfarrer sprach im Weitergehen: „Gelobt sei Jesus Christus!“ — und der greise, im Herzen durch dieses Zwiegespräch süß erquickte Jakob antwortete mit einer Thräne im Auge gar feierlich: „„In Ewigkeit! Amen.““ —

Vergnügt im Herrn setzte der Pfarrer seinen Spaziergang fort und Jakob seine Arbeit. —

---

159. Das Bischofs-Schießen zu Inzing.

(Aus: Lebensbilder aus Tirol von einem Nordländer.)

Rodau, am 17. Juli, 1858.

Es war trübes, regnerisches Wetter, über Berg und Thal breitete sich eine graue Nebeldecke aus, und Johann und ich hätten die Fahrt zum Bischofs-Schießen zu Inzing noch nicht heute unternommen, wenn jener nicht in den nächsten Tagen zu Hause stark in Anspruch genommen wäre. Um die Gegend kümmerten wir uns wenig, die ließ sich besser betrachten bei blauem Himmel und fröhlichem Sonnenschein. In dem zur Hälfte gedeckten Wagen neben einander, plauderten wir um so eifriger von Diesem und Jenem.

Ich erkundigte mich, was es mit diesem Bischofs-Schießen für eine Bedeutung habe. —

„Der Herr Fürst-Bischof von Brixen, **Vincenz Gasser** nennt er sich, hat seinem Heimathsdorfe Inzing hundert Dukaten geschenkt, daß dafür ein großes Schießen veranstaltet werde. In jedem Dorfe ist ein Schieß-Stand, wo sich die Schützen Sonn-

tags nach dem Gottesdienst einfinden, und der Kaiser giebt ein Bestimmtes her für Diejenigen, welche die besten Schützen sind."

Dessenungeachtet kam mir die Art und Weise, in welcher der Bischof als Mann des Friedens hundert Dukaten verwandt hat, etwas eigenthümlich vor. Ich äußerte mein Befremden darüber mit dem Hinzufügen: „„Mir scheint, für die Armen seines Heimathdorfes hätte der Bischof sie nützlicher verausgaben können!""

Johann lächelte: „Du urtheilst so, weil du die Landesverhältnisse nicht näher kennst. Wird auch die Inzinger Armen nicht vergessen, der Herr Fürst-Bischof, und ihnen von den vierundzwanzigtausend Gulden, die er jährlich einnimmt, einige zufließen lassen! Als Professor der Theologie und Domherr zu Brixen kannte seine Gutthätigkeit gar keine Grenzen, wie dieß im ganzen Lande bekannt ist; er verschenkte oft seinen letzten Heller und litt selbst Noth. Er kennt sein Heimathland Tirol, und was ihm Noth thut, verlaß dich darauf; daß er auf seine Kosten ein Schießen veranlaßt, ist auch ein Beweis davon! — Tirol ist immer auf die eigene Landwehr angewiesen; wir müssen uns bei feindlichen Anfällen selbst vertheidigen; hören wir auf, wackere Schützen zu sein, ist es aus mit uns! Wir wußten im acht und vierziger Jahre nicht nur uns, auch Andere zu vertheidigen! Der Herr Fürstbischof ist der Sohn eines schlichten Gerbermeisters in Inzing, wurde geboren im Jahre 1809 auf einem hohen Gebirge; seine Mutter war dorthin geflohen vor den Feinden, und niemals, weder später noch früher, haben sich unsere Schießen, Schießstände und Schützenfeste so gut bewährt, wie in demselbigen Jahre!" *)

„Das war eine Freude für I n z i n g und für das ganze Innthal," fuhr Johann fort, „als V i n c e n z G a s s e r zum Fürstbischof von Brixen erwählt worden war! Befand mich gerade in Inzing, als sich die Nachricht verbreitete, und noch am selbigen Abend zogen die Inzinger hinauf auf die Berge. Die Nacht war dunkel, aber unzählige Feuer flammten auf den Höhen, und so kunstreich waren sie angelegt, daß man vom Thale auf den ersten Blick des Bischofs Namenszug erkannte. Knallte dazu fortwährend aus Böllern und Stutzen! Ist manches Pfund Pulver drauf gegangen in derselbigen Nacht, aber ein Inzinger, ein Oberinnthaler war auch Fürstbischof geworden!" —

---

*) Der letzte Vers aus dem T i r o l e r S c h ü t z e n l i e d, gesungen im Jahre 1809, lautet:

„Hau, wirg und schlag und schieß nur drein,
Laß Stutzl nit erkalten!"

Als wir uns dem freundlichen Inzing näherten, verriethen bereits die hin- und hereilenden Schützen, den hochgehaltenen Stutzen im Lederfutteral, Munitionsbeutel an der Seite, daß ein Schützen-Fest stattfand, da ja heut Alltag und nicht Sonntag ist. Stutzenknall tönte zu uns herüber, auf den Gassen endlich wimmelte es von geputzten, fröhlichen Menschen, und die weißen Scheiben am Giebel mancher Häuser zeigen an, daß das Dorf selber an Schützen nicht arm ist.

Bei des Bischofs Neffen, dem Seppel, wurde gehalten, und wir verfügten uns nach der Schießstätte unweit des Wirthshauses, dessen Besitzer er ist. Den Eingang bildete eine hübsche Ehrenpforte aus Tannenzweigen, geschmückt mit Tirolerfähnlein und dem Wappen des Bischofs; die Schießstätte war überdacht und festlich verziert, und rings umher standen Tische und Bänke reichlich mit Weinkrügen und Gläsern bedeckt, und das Leben und Treiben mochte sich gerade besonders festlich gestalten, da der Himmel, welcher dem Feste so lange abhold gewesen zu sein schien, sich aufzuklären begann, und sogar die Sonne brach auf ein Weilchen hervor, daß die weißen Scheiben lustig blinkten auf dem grünen Anger.

Aber noch mehr Vergnügen als die Schießstätte gewährte mir das Zimmer eines benachbarten Hauses, in welchem die „„Beste““ zur Schau ausgelegt waren. Das niedliche Gemach paßte so recht zu all' den niedlichen Dingen, welche man unter Trommel und Pfeifenklang vor dem Beginn des Schießens dorthin gebracht hatte. Auf einem langen Tische, welcher sich an der einen Scheidewand des Zimmers hinzog und mit feinster, blendend weißer Leinwand bedeckt war, lagen geschmackvoll geordnet die Beste, welche, wenn das Schießen zu Ende ist, nach der Mehrzahl der Schwarzschüsse ausgetheilt werden. Sie bestanden zum größten Theile aus Bändern von allerlei Farben, die mit Silberstücken geziert waren, Denkmünzen, auf welche man den Bischof und sein Wappen geprägt hatte. An jeder Seite des Best-Tisches lehnte sich ein Bild an die Wand. Das eine stellte den Fürstbischof als Knaben dar; das Ränzel auf dem Rücken, das „„Regendach““ in der Hand, im Begriffe, nach Innsbruck zum Beginn seiner Studien aufzubrechen, nimmt er von seinem Vater, dem Gerbermeister, Abschied, welcher ihm auf der Stirne das Zeichen des Kreuzes macht; der kleine Bub ist jetzt der rüstige Mann auf der Denkmünze, um dessen Brustbild „„Bischof und Fürst““ (Episcopus et princeps) zu lesen ist. — Auf dem zweiten Bilde erblicken wir den Bischof in prächtigem Ornate, rothem Gewande, ein großes Diamantkreuz auf der Brust, vor ihm der Vater, ein alter Greis, der seinem Bischof die Hand küssen will, was dieser aber nicht zuläßt.

„Ereignete sich gerade so, wie du es dargestellt siehst,“ sagte Johann, auf das Bild deutend. „Nicht lange nach seiner Wahl zum Bischof kam derselbe hierher; der Vater wollte dem Sohne die Hand küssen, aber das Umgekehrte geschah.“ — —

Als Johann und ich die Heimfahrt angetreten hatten, drehte sich unsere Unterhaltung noch eine Zeitlang um das Geschehene. „Selten ist wohl die Wahl eines Bischofs einstimmiger mit solchem Jubel begrüßt worden, wie die von Vincenz Gasser;“ bemerkte Johann. „War eine Freude, als er zum Ersten Mal in's Oberinnthal kam, hätte für Vieles nicht schon in Venedig sein mögen, wohin ich eine Reise beabsichtigte! Konnte kaum Schöneres geben in Rodau! Das ganze Dorf war ein Fichten- und Tannenwald, Häuser mitten drinnen! Jeder half die Bäumchen herbeizuschaffen von den Bergen, und meinem eigenen Vater konnte es gar nicht genug werden, so heikel er auch sonst ist mit Holz. Und meine Mutter, die sonst nit viel giebt auf Zierrath, war die eifrigste, als es galt, Geflechte zu winden aus Moos und Taxen, daß damit Fenster und Thüren geschmückt würden. — Vor dem Dorfe stieg der Bischof, von Geistlichen, Schützen und Kranzjungfrauen feierlich eingeholt, aus dem Wagen und ging die Gassen des Dorfes entlang in die Kirche. Groß und Klein lag auf den Knieen vor den Häusern, Allen ertheilte er den Segen, der neugeweihte Bischof. War's doch, als ob ein heiliger Jünger des Herrn selber ihn spendete!“ —

---

160. Der Beichtvater des Kaisers Carl V.

Die Geschichte des Paters Juan de Regla ist eines von den vielen Beispielen, daß die katholische Kirche dem Talent und Verdienst in allen Ständen eine Bahn eröffnet, anstatt hohe Geburt allein emporsteigen zu lassen. Juan de Regla war der Sohn eines armen aragonischen Bauers. Als Knabe ging er zum Studiren nach Saragossa, wo er einige Zeit von der Mildthätigkeit Anderer lebte, und hauptsächlich von dem Almosen, das an der Pforte des Klosters St. Engracia ausgetheilt wurde. Er verrichtete auch einige niedrige Dienstleistungen; und das Geld, das er so erwarb, verwendete er zum Ankaufe von Büchern. Die Klosterbrüder unterstützten ihn durch geistlichen Unterricht und empfahlen ihn an einen reichen Gönner, der ihn zum Begleiter seiner Söhne auf die Universität Salamanca erwählte. Regla scheint alle Vortheile zur geistigen Fortbildung, welche dieser Sitz der Wissenschaften darbot, genossen zu haben. Er benutzte sie auf's Aeußerste, machte sich zum Meister der alten

Sprachen, hauptsächlich der griechischen und hebräischen und studirte noch gründlicher des canonische Recht, da er sich der Kirche widmen wollte. —

Sechs und dreißig Jahre alt, trat er in den Orden des heiligen Hieronymus und legte sein Gelübde in dem ihm aus seiner Jugend wohlbekannten Kloster St. Engracia ab. Er zeichnete sich durch die ganz besondere Strenge aus, mit welcher er die Disciplin des Klosters beobachtete. Obgleich ein feiner und gewandter Casuist, scheint er doch keinen großen Erfolg als Prediger gehabt zu haben. Aber er war der beliebteste Beichtvater in Saragossa. Seine Gelehrsamkeit und sein musterhaftes Leben, empfohlen durch seine gewandten Manieren, verschafften ihm allmälig ein solches Ansehen bei den Ordens-Brüdern, daß er zum **Prior** desselben Klosters erwählt ward, an dessen Pforte er früher das Almosen der Kloster-Suppe und des Kloster-Brodes so dankbarlich empfangen und so gottvergnügt genossen hatte. —

Seine erste Amtszeit war eben vorüber und er sollte zum zweiten Mal erwählt werden, als er eine Einladung empfing, den Kaiser Carl V. als Beichtvater nach dem Kloster St. Justus zu Estremadura zu begleiten. Der Mann der tiefsten Demuth zögerte lange, dieser Berufung sich zu fügen. Als er jedoch endlich vor dem Kaiser erscheinen mußte, frug letzterer, der ungeduldig geworden war, nach der Ursache seines langen Ausbleibens; worauf der Hieronymit mit niedergeschlagenen Augen erwiederte: „Die Ursache ist, daß ich mich nicht gewürdigt, noch überhaupt für geeignet erachte, das Gewissen Eurer Majestät unter meine Obhut zu nehmen." Carl sprach ihm Muth zu und sagte: „„Ich habe fünf gelehrte Theologen gehabt, die sich vergangenes Jahr in Flandern mit meinem Gewissen beschäftigten, und Ihr werdet Euch nur mit meinem Leben in St. Justus zu beschäftigen haben.""

Die ascetische Lebensweise und das demüthige Benehmen des Beichtvaters verschaffte ihm bald das Wohlwollen des Monarchen, der ihm auch bei einer besondern Angelegenheit ein ungewöhnliches Zeichen seiner Hochachtung gab. Er gestattete nicht nur, sondern befahl sogar dem Pater Juan de Regla — sich in seiner Gegenwart zu setzen — eine Herablassung, welche den Haushofmeister Quixada höchlich entsetzte, indem er es als eine Entwürdigung betrachtete, daß ein armer Mönch auf diese Weise auf gleiche Höhe mit seinem erhabenen Herrn gestellt ward. Regla selbst fühlte das Peinliche seiner Lage; denn gegen Carl V. ward in seiner Zurückgezogenheit ziemlich noch dieselbe Etikette beobachtet, wie zu der Zeit, wo er noch auf dem Kaiserthrone saß. Der Mönch sank auf die Kniee und bat inständig den

Kaiser: ihm zu erlauben, in seiner Gegenwart, wie seither, stehen zu dürfen. „Wenn Jemand in das Zimmer tritt," sagte der demüthige Mann Gottes, „so komme ich mir vor wie ein Verbrecher auf dem Schaffot mit dem Sanbenito angethan!" — „„Kümmert Euch darum nicht,"" entgegnete Carl V.; „„Ihr seid mein Beichtvater! Es ist mir lieb, daß die Leute Euch sitzen sehen, wenn sie in das Zimmer kommen; und es mißfällt mir nicht,"" fügte er gleichmüthig hinzu, „„daß Ihr manchmal die Gesichtsfarbe wechselt, wenn sie Euch so sehen!"" —

Der Kaiser konnte zuletzt gar nicht mehr des Verkehrs mit seinem Beichtvater entbehren. — Als einmal der Mönch in eigenen Angelegenheiten nach der nahen Stadt Placenzia ging, schickte ihm Carl V., sobald er es erfahren, einen Courier nach, um ihn zurückzuholen. „„Ich muß Euch zu wissen thun, Pater Juan,"" sagte nach dessen Rückkehr der Kaiser zu ihm, „„daß ich nicht wünsche, daß Ihr ohne meine ausdrückliche Erlaubniß fortgeht, Ihr dürft mich nicht für einen einzigen Augenblick verlassen!"" — Regla entschuldigte sich, tief gerührt durch das auf ihn gesetzte so große Vertrauen des Kaisers, und verließ von dieser Stunde an das Kloster nicht mehr bis zu dem Tode seines Herrn. —

161—163. Ansprachen im Gefängnisse.

1. Der nahe Freund.

Ein Züchtling ward eingebracht, und fünf Minuten, nachdem er seine Zelle bezogen, stand der Geistliche bei ihm und grüßte ihn freundlich.

Der arme Mensch stand hart an der Thür, wie er hereingetreten war, und stierte die Wände an, das vergitterte Fenster, die eichene Bedielung, den Webestuhl und die Hängematte.

„Also hier muß ich nun wohnen?"

„„Ja!"" —

„Und zwanzig Jahre lang?"

„„Ja!"" —

„Und immer und ewig allein sein?"

„„Ja! — aber eigentlich — nein! Es kommt nur auf dich an. Es ist ein guter Freund von dir hier in der Strafanstalt, der gern bei dir wohnen will. Des Tages will er dir helfen bei der Arbeit, des Abends dich trösten nach der Arbeit, deine Gefängnißkost mehren und wohlschmeckend machen, dein Lager aber weich, und will Nachts bei dir wachen und dir vor dem Einschlafen ein tröstlich Wort

um's andere sagen und Morgens bei'm Erwachen dich freundlich grüßen!"" —

„Ein Freund von mir — hier? Wer ist es?"

„„Ein Freund nicht nur, ein Verwandter von dir, schier dein Nächster und Bruder. Er ist dir oft nachgegangen, aber du bist ihm aus dem Wege gegangen; jetzt hofft Er, du werdest ihm nicht mehr ausweichen; es ist der Herr Jesus Christus, der Gottmensch, dein treuer Heiland, Versöhner, Tröster und Seligmacher! Laß uns zu ihm beten!"" — —

Als das „„Amen!"" gesprochen war, wollte der Geistliche gehen; der Gefangene bat ihn mit Thränen, zu bleiben und — was die Untersuchung mit allen Zeugenaussagen nicht vermocht hatte, das war dem Herrn und seiner Gnade gelungen: der Gefangene bekannte seine ganze Schuld mit Reue und Thränen. —

2. Die Vergeltung.

Ein Gefangener wurde von einem Richter, der ihn bei der vorgelegten Untersuchung verhörte, nach seinem Stande befragt, und er antwortete: „Mein Stand ist — Dieb."

Als dieser ein Mißverständniß vermuthete und wiederholte, er wünsche zu wissen, welche Profession er treibe, wiederholte er auf die Antwort: „Die Diebsprofession!"

Auf die Frage, ob er oft gestohlen habe, versicherte er mit der größten Ruhe: „Etliche hundert Male!" — —

Dem Geistlichen, der ihn im Gefängnisse besuchte, gab er mit äußerster Frechheit ähnliche Antworten, die augenscheinlich darauf berechnet waren, diesen zu verwirren und die Mitgefangenen zum Lachen zu bringen.

Der Geistliche blieb sehr ruhig und ging scheinbar auf die Antworten des Gefangenen ein: „„Du hast also das Diebshandwerk getrieben, so wirst du ja auch vom Handwerk plaudern können; sage mir, hat's seinen Mann genährt oder nicht?""

„O gewiß," erwiederte Jener; wie sollt's auch nicht?" Auslagen giebt's nicht viel, die Einkäufe kosten nichts, Concurrenz ist auch nicht übermäßig groß, und wenn einmal das Geschäft eine Stockung erleidet, lebt man auf Staats-Unkosten — wie ich jetzt auf etliche Jahre!"

„„Gut!"" sprach der Geistliche, „„das Geschäft ist also einträglich; hattest du Frau und Kinder?""

„Ja, meine Frau lebt noch; von meinen Kindern sind drei todt, fünf leben noch."

„„Wie alt ist das älteste Kind?""

„Ein Knabe von vierzehn Jahren."

„„Da dein Handwerk so gut gewesen, wünschest du wohl, daß

dein Knabe dasselbe ergreife? Hast du ihn selbst in die Lehre genommen, oder ein Anderer? Und hast du bald die Freude zu erwarten, ihn auch, wegen „Stockung des Geschäfts," hier bei dir zu sehen? Denkst du dir das Wiedersehen sehr angenehm? Wie, wenn alle deine fünf Kinder mit der Zeit sich und dich hier wiedersähen?"" —

Der Gefangene entfärbte sich und fühlte sich getroffen, denn auch der verschmitzteste und trotzigste Verbrecher möchte gern seine Kinder vor den Wegen der Sünde bewahrt sehen; der Gottloseste möchte doch Vater von Heiligen werden. Wie tief liegt im menschlichen Herzen die Wahrheit, daß nicht die Sünde unsere Bestimmung sei, sondern die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt! — —

Der Geistliche hielt dem Gefangenen nun sein ganzes Leben in der eindringlichsten Weise vor: die Noth entschuldigte ihn nicht, er habe keine Noth gehabt und doch gestohlen, ja, unter den erwiesenen Diebstählen, deren er auch selbst geständig sei, kämen drei Einbrüche binnen Jahresfrist bei demselben armen Weber vor, dem er einmal das Garn, ein anderes Mal das Gewebe vom Stuhle, und zum dritten Male zwei fertige Stücke zugleich gestohlen habe. Den ganzen Ertrag seines Raubes habe er für einen Thaler losgeschlagen, während der arme Weber dadurch um mehr denn dreißig Thaler ärmer geworden sei und mit Weib und Kindern darunter Noth leide — bis auf diese Stunde.

Der Gefangene erwiederte: „Der Weber ist nicht ärmer geworden, sondern reicher; er hat eine Lehre empfangen, die unter Brüdern ihre dreißig Thaler werth ist, nämlich die, daß der Weber bei seinem Webstuhl schlafen soll." — —

Und der Geistliche entgegnete dem Gefangenen, der zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt war, gar ernsten Wortes: „„Und auch du empfingst eine sehr heilsame Lehre, die da lautet: „„Irret euch nicht, Gott läßt seiner nicht spotten."' Denn siehe! dein Webstuhl steht in deiner Zelle, und du wirst **zwanzig Jahre** bei diesem deinem Webstuhle schlafen müssen!"" —

3. Der beste Träger.

Ein Gefangener sprach bei seinem Eintritt in den Kerker zu dem Geistlichen: „Meine Frau und meine acht Kinder liegen mir so schwer im Kopfe!"

„„Das ist eine große Unbequemlichkeit,"" erwiederte der Geistliche, „„neun Personen im Kopfe zu tragen; ich würde an deiner Stelle versuchen — sie in die Hände zu nehmen und zwar beide Hände dabei gebrauchen. Nämlich also, wie wir bei'm Vaterunser thun, daß wir sie hübsch falten und demüthiglich und vertrauens-

voll sagen: „„Lieber Herr, ich kann meine Frau sammt den acht Kindern, die mir so schwer im Kopfe liegen, nicht tragen; deßhalb trage Du sie, der du die ganze Welt trägst!““ —

164. Das Vermächtniß eines armen Sünders.

Der regulirte Kanonikus zur heiligen Genovefa in Paris, Gerlach Petri (von dem im Jahre 1597 ein Büchlein vom innern Leben unter dem Titel „Selbstgespräche“ erschien und das ihm ob seiner Vortrefflichkeit den Namen des „zweiten Thomas von Kempis“ erwarb), — rieth einem armen Sünder, sein Testament zu machen. Der arme Sünder bat um eine Belehrung hierüber, und der Gottesmann wies ihn an, es etwa in folgender Weise abzufassen:

„Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit und unter dem Kreuz auf Golgatha — vermache alle deine Sünden — der aufrichtigsten Reue und Buße; die sinnlichen Gelüste und jede genossene sündhafte Freude — der Verachtung; das Weinen heiliger Thränen um die verlorne Unschuld — deinen Augen; die Sehnsucht nach dem Heil der Gnade — deinem Herzen; die frommen Betrachtungen der Glorie des Himmels — deinem Verstande; dein ganzes Wesen — dem Lamme Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt!“

Der arme Sünder verfertigte alsbald und pünktlich nach dieser Vorschrift sein Testament, und er sah getröstet und im Frieden Jesu Christi seiner nahen Auflösung entgegen. —

165. Der reumüthige Mörder.

(Erzählt von Christoph von Schmid.)

Zu Dillingen wurde ein Missethäter, Namens Georg Schußmann, zum Tode verurtheilt. Er befand sich seit vier Jahren im Gefängnisse und in Untersuchung, und hatte die Tortur, die damals auch im Hochstifte Augsburg noch nicht abgeschafft war, durch alle Grade ausgestanden, aber die ihm zur Last gelegten Verbrechen unbeugsam und immer sehr schlau und listig geläugnet. Allein da alle Zeugen, auch seine Mitschuldigen, einmüthig gegen ihn zeugten, so erwiesen sich seine Verbrechen augenscheinlich und handgreiflich. Er hörte das Todesurtheil ruhig an und sagte: „Der Herr Stadtpfarrer und Stiftsprobst soll mich zur Richtstätte begleiten. Zu diesem Hochwürdigen Herrn habe ich das größte Zutrauen, und dieser Herr, dessen Pfarrkind ich gegenwärtig bin, kann, vermöge seiner Amtspflicht, diese Bitte unmöglich abschlagen!“

Dem Herrn Probst, einem feinen adeligen Herrn, war dieser Antrag so unangenehm als unerwartet. Der Gedanke, einem solchen blutigen Schauspiele anzuwohnen, machte ihn schaudern — der Herr Probst schickte seine Kapläne, auch andere Geistliche der Stadt. Allein Schußmann sagte bloß: „Er lasse Seine Hochwürden und Gnaden bitten, sich in eigener Person hierher zu bemühen.“ Endlich ging er selbst hin, fand jedoch bald, durch seine Fürbitte hoffe der Verurtheilte Begnadigung zu finden, bestehe aber, wenn diese nicht erfolge, fest auf der zutrauensvoll gewählten Begleitung zum Blutgerüste.

Der Probst begab sich hierauf zu allen Professoren der Theologie an der Universität, und bat sie zu versuchen, ob sie den hartnäckigen Verbrecher nicht zurecht bringen könnten. Sie gingen hin. Schußmann wußte sie — immer seine Unschuld betheuernd — kurz, aber sehr höflich abzufertigen. Zuletzt, nachdem alle diese Besuche vergebens gewesen, begab sich auch Johann Michael Sailer, der als der jüngste Universitäts-Professor seinen Collegen nicht vorgreifen wollte, in das Gefängniß. Er bezeigte dem unglücklichen Manne das innigste Mitleid, sagte ihm, an dem Urtheile sei nichts mehr zu ändern, er komme nur, ihm die Dienste der Kirche anzubieten, damit er selig von dieser Welt abscheiden möge.

Schußmann hatte in seinen Umgebungen vielleicht wenig oder nichts von Sailer gehört, am allerwenigsten aber wußte er, Sailer stehe vor ihm. Sailer's Worte rührten ihn und gingen ihm tief zu Herzen. Er bat den ihm fremden geistlichen Herrn, morgen zu dieser Stunde wieder zu kommen; er wolle indessen sich zu fassen suchen, und ihm dann beichten. Es ist sehr merkwürdig, daß dieser Verbrecher, der einen großen Verstand hatte, sich aus so vielen Geistlichen, die ihm ihre Dienste anboten, Sailer auswählte und ihm sein ganzes Zutrauen schenkte.

Sailer kam, Schußmann legte ein aufrichtiges Bekenntniß seiner Sünden ab, und ersuchte Sailer, den Herrn Gerichtskommissär, den er so lange belogen habe, zu bitten, hieher zu kommen; er wolle ihm abbitten, daß er durch sein Läugnen ihm so viele Mühe gemacht habe; er wolle nun alle seine Verbrechen redlich eingestehen, und die Todesstrafe für gerecht anerkennen.

Sailer, der Alles benützte, was für einen künftigen Geistlichen belehrend sein könnte, nahm mich, am Donnerstage, Abends vor der Hinrichtung, mit zu dem Gefangenen. Der Mann war so ruhig und gefaßt, daß ich erstaunte. In dem Vertrauen auf Jesus, der ihm seine vielen und großen Sünden verzeihe und ihn zu Gnaden aufnehmen werde, fand er diese Ruhe.

Die große Glocke der Stiftskirche wurde eben jetzt geläutet,

zur Erinnerung an die Angst Jesu am Oelberge. Schußmann faltete sogleich die Hände und betete das bekannte Gebet in altdeutschen Reimen laut und mit kräftiger Stimme und legte einen besondern Nachdruck auf die Worte: „Des Todes Angst auch mit Dir rang und dreimal Dich zu beten zwang.“

Nachdem er gebetet und eine Weile geschwiegen hatte, sagte er lächelnd zu Sailer: „Nicht wahr, ich bin auch einmal katholisch gewesen und bin es jetzt mehr als jemals.“

Schußmann's Weib saß, schmerzlich weinend, bei ihm. Er sagte ihr sehr klar und bestimmt und wiederholt, wie sie von nun an ihr Hauswesen einrichten solle. „Ich muß schon so ausführlich sein,“ sprach er zu Sailer, „denn ich habe gefunden, daß es fast immer eintrifft: lange Haare, kurzer Sinn.“

Schußmann hatte einige wenige Kleidungstücke und ein paar wollene Strümpfe neben sich liegen, übergab sie seinem Weibe und sagte: „Ich brauche sie nun nicht mehr.“ Das Weib vergoß reichlichere Thränen. Um sie zu trösten und zu erheitern, sprach Schußmann: „Nimm, was mir bevorsteht, nicht so schwer! Ich achte den Schwertschlag nicht mehr, als lege man mir einen Strohhalm um den Hals.“

Ein alter geistlicher Herr, der den armen Sünder zu besuchen gekommen war, hob beide Arme hoch auf, lief mit großen Schritten heftig im Zimmer auf und ab, und machte dem Schußmann bittere Vorwürfe, daß er von der über ihn verhängten hochobrigkeitlichen Strafe so verächtlich spreche. Schußmann antwortete ihm nicht, sagte aber leise zu Sailer, mit dem er bei aller Ehrfurcht, als wie mit seinem vertrautesten Freunde umging: „Da ist doch gar kein Judicium. Nicht wahr? Ich verstehe auch ein wenig Latein?“

Er sprach aber seine Gesinnung, warum er den Tod des Leibes für nichts achte, an diesem Abende öfter deutlich aus. „Ich bin nun,“ sagte er, „obgleich meinem Körper der Tod bevorsteht, so gefaßt, daß ich, wenn man mir das Leben schenkte, Anstand nähme, ob ich von dieser Gnade Gebrauch machen wollte.“

Schußmann hielt immer ein kleines Kreuz in der Hand, das ihm schon früher eben dieser Geistliche gebracht hatte, und Schußmann bat, es ihm zu schenken. „„Gern,““ sagte der Herr, „„aber wozu? Morgen um diese Zeit habt Ihr es ja nicht mehr nöthig.““ „Sie werden sogleich sehen, wozu ich es zu haben wünsche,“ sagte Schußmann zu ihm und dann zu Sailer: „Ich bitte Sie, nehmen Sie dieses Crucifix nach meinem Tode mir aus der Hand und übergeben Sie es meinem Weibe.“

„Du aber,“ sprach er zu ihr, „gieb dieses Kreuz, das mit meinem

Blute wird benetzt werden, unserer Tochter, als ein Andenken von ihrem unglücklichen Vater. Sag' ihr aber, sie soll es nicht in die Schublade legen, sondern es etwa an die Thüre ihres Kleiderkastens anheften, damit es ihr recht oft in die Augen falle; sie soll, so oft sie es sieht, an die letzten Worte ihres Vaters denken: Fürchte Gott! Habe Gott vor Augen! Bete gern! Halte seine heiligen Gebote! Hüte dich auch vor den kleinsten Sünden! Wer kleine Sünden für gering achtet, fällt nach und nach in die größten Verbrechen!"

Sailer begleitete ihn am 14. Mai 1790 zur Richtstätte. Da Schußmann nicht gehen konnte, weil bei seiner Gefangennehmung ihm ein Fuß durch eine Wunde gelähmt wurde, so mußte er auf einem Karren geführt werden. Sailer setzte sich zu ihm und es war ein schmerzlicher Anblick, Sailer, dessen Herz so zartfühlend und mitleidsvoll war, neben dem zum Tode verurtheilten Uebelthäter auf dem Armensünderkarren sitzen zu sehen.

Vor dem Rathhause wurde das Todesurtheil, wie gewöhnlich, laut und öffentlich vorgelesen. Schußmann hörte aufmerksam zu. Bei einer Stelle sagte er zu Sailer: „Das ist nicht an dem genannten Orte geschehen." „„Aber geschehen ist es doch?"" sagte Sailer. „Leider," antwortete Schußmann, „aber an einem andern Orte!" — „„Nun,"" sagte Sailer, „„so ist der Schreibfehler von keiner Bedeutung. Ich werde aber dafür sorgen, daß er verbessert werde.""

Nachdem das Urtheil gelesen — und der Stab gebrochen war, rief Schußmann, mit seinen gebundenen Händen winkend: „Ich unterwerfe mich der verdienten Strafe, und danke meiner gnädigen Obrigkeit."

Auf der Richtstätte bezeigte Schußmann auch seinem treuen Begleiter und Beistande seinen Dank, daß er mit der Gnade Gottes ihn so gut vorbereitet habe, dem Tode getrost entgegen zu gehen.

Ehe er sich auf den Stuhl niedersetzte, blickte er nochmal, schon nach abgenommenem Halstuche, auf die unzählige Volksmenge, und richtete auch noch einige Worte an sie. „Gott erbarme sich über mich armen Sünder!" rief er zuletzt mit lauter, kräftiger Stimme. „Betet Alle für mich! Ich hoffe, zu Gott zu kommen und werde dann sogleich auch für Euch beten, und Euch so mit baarer Münze bezahlen!" — —

Sailer hielt nun an die versammelte Volksmenge eine tief ergreifende, erschütternde Anrede. „„Auf einer solchen Kanzel, wie diese da, habe ich noch nie gepredigt,"" fing er an; „„mit größerer Empfindung habe ich noch nie ein Wort ausgesprochen als dieses: Seht, was es ist, ein Mensch sein!""

Er zeigte nun vorzüglich: Wie jeder Mensch, der was immer für einer sündhaften Neigung nicht gleich anfangs widersteht, so schauerlich enden könne; wie Hochmuth, Wollust, Geiz, Arbeitsscheu, Spielsucht, Nichtachten der Gewissensbisse, jeden Menschen auf die Richtstätte liefern könne; und wie ein blutiger, schmählicher Tod hier auf Erden noch die geringste Strafe des Verbrechens sei, im Vergleich mit jener, die in der Ewigkeit auf ihn wartet.

Sailer aber stellte den Hingerichteten auch als ein Beispiel wahrer Buße dar; er bezeugte dessen gänzliche Sinnesänderung, aufrichtiges Bekenntniß seiner Vergehen, schmerzliche Reue, Vertrauen auf den Erlöser — und die Bereitwilligkeit, mit der er sich der Todesstrafe unterzog.

Die Zuhörer kehrten erschüttert und voll guter Vorsätze von der Richtstätte zurück. —

Sailer ließ es sich nicht genügen, den Unglücklichen als treuer Diener zum Tode zu bereiten und zur Richtstätte zu begleiten; er erstattete über Schußmann's letzte Tage einen ausführlichen, sehr rührenden Bericht an den Fürstbischof von Augsburg, und empfahl das Weib und die Tochter des Hingerichteten, die nun beide ganz verlassen und äußerst arm waren, Seiner Durchlaucht väterlichen Gnade. —

166—170. Das Beichtsiegel.

(Aus: Die Beicht von Barthélemi Maurice.)

Der Abbé begann mit folgenden Worten zu erzählen:

1. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, meine Herren, daß meine Familie ebenso arm als edel war. Sie hatte das mit allen Familien Irlands gemein, welche ihrem religiösen Glauben treu geblieben waren, und ihr Schwert nicht mit der Elle vertauschen wollten, um im Handel sich von den Verlusten zu erholen, welche ihnen die große Insurrection verursacht hatte. Mein Vater war als Oberstlieutenant im Dienste Frankreichs gestorben, und meine Mutter hatte uns mit der mäßigen Wittwen-Pension, die sie von daher erhielt, erzogen. Natürlich wurde mein älterer Bruder dazu bestimmt, Epauletten zu tragen, ich aber, als der jüngere, wurde nach St. Omer geschickt. Ich wurde 1790 zum Priester geweiht und unmittelbar darauf an einer der großen Pfarreien Dublins angestellt; und man war daselbst mit meinem Dienst-Eifer zufrieden.

Ein Jahr nachher kam mein Bruder, der damals Kapitän bei den Königs-Irländern war, nach Dublin, um einen Urlaub von einem halben Jahre bei uns zuzubringen. Als aber

dieser Urlaub abgelaufen, wollte meine Mutter, die über die Wendung, welche die Dinge in Frankreich, namentlich hinsichtlich der fremden Officiere, nahmen, mit Recht erschrocken war, ihm nicht gestatten, zu seiner Fahne zurückzukehren, sondern zwang ihn, seine Entlassung einzugeben. Und dieser Umstand hat uns Alle in's Verderben gestürzt.

Mein Bruder, der bisher ein äußerst thätiges Leben gewohnt, und überdieß durch die Disciplin und durch die Achtung vor seiner Stellung im Zaum gehalten worden, konnte die Prüfung der Unthätigkeit nicht ertragen. Ohne im Grund ein schlechter Mensch zu sein, that er doch Alles, was ihm den Ruf eines solchen zuziehen mußte. Er besuchte die Klubbs und Weinschenken, rauchte vom Morgen bis zum Abend, spielte vom Abend bis zum Morgen, machte Schulden, fing Händel an, und brachte es dahin, daß er von Vielen gefürchtet, von Wenigen geliebt wurde.

Meine Mutter, die ihre Liebe verblendete, bemerkte diese Veränderung nicht; als sie aber dieselbe sich nicht mehr verhehlen konnte, wurde sie darüber sehr betrübt. Ich wiederhole Ihnen, mein Bruder war im Grunde kein schlechter Mensch: im Gegentheile war er, seines unordentlichen Lebens ungeachtet, durchaus rechtschaffen und ehrenhaft, und das beste Herz von der Welt! . . .

Wir glaubten, daß wir meinen armen Bruder auf den rechten Weg zurück bringen würden, wenn wir ihn verheirathen könnten. Er gab uns hierzu freie Hand, und versprach uns, wie immer, Alles zu thun, was wir wollten. Wir richteten unser Augenmerk auf die Tochter eines Tuchhändlers, welche mit ihrer Schönheit, einiges Vermögen, gute Erziehung und vortreffliche Eigenschaften des Herzens verband.

Die Sachen gingen also ganz gut, und Alles schien eine nahe Hochzeit anzudeuten. Mein Bruder, der von seiner Braut nicht dergestalt eingenommen war, daß er ihr seine Besuche in den Klubbs und den Schenken gänzlich zum Opfer gebracht hätte, liebte sie doch genug, um auf sie eifersüchtig zu sein. Ein junger Mann von der Stadt hatte bereits vor ihm den Tuchhändler um die Hand seiner Tochter gebeten, und hätte sie wahrscheinlich erhalten, wenn mein Bruder nicht dazwischen getreten wäre. Diese Nebenbuhlerschaft hatte ein gegenseitiges Uebelwollen zur Folge; ihr Haß war Jedermann bekannt; schon mehr als ein Mal hatten sie Streit mit einander gesucht, es schien ein Zweikampf zu drohen. — Eines Abends nun, als sie einander noch beleidigendere Dinge als gewöhnlich gesagt hatten, verließen sie nur wenige Minuten nach einander den Klubb. Zwei Stunden nachher fand man in einer Vorstadt den Leichnam

des Nebenbuhlers meines Bruders, die Brust durch und durch durchbohrt, sein Schwert aber noch in der Scheide, was die Annahme eines Zweikampfes unmöglich machte. Auf der andern Seite ließen seine zwei Uhren und seine Geldbörse, die er noch bei sich hatte, obwohl sein Rock und seine Weste aufgerissen und in Unordnung waren, den Gedanken an einen in der Absicht eines Diebstahls begangenen Mord nicht aufkommen. Man konnte also in dem Verbrechen nur eine Handlung der Rache erblicken, und da man keinen andern Feind des Gemordeten als meinen Bruder kannte, so wurde dieser alsbald arretirt. Durch ein unbegreifliches Verhängniß war sein Schwert, als man es ihm nahm, gegen die Spitze hin zerbrochen, ohne daß er diesen Umstand hätte erklären können, von dem er sogar nicht das Mindeste gewußt zu haben behauptete. Auf die Untersuchung des Coroners (des gerichtlichen Leichenschauers) hin wurde er des Mordes angeklagt; die große Jury fand die Anklage hinlänglich begründet, weigerte sich daher, ihn gegen Caution freizulassen, und schickte ihn in's Gefängniß, um daselbst die nächste Sitzung der Geschwornen abzuwarten, welche erst nach zwei Monaten eröffnet werden sollte.

Der Anschein war so sehr gegen meinen Bruder, daß ich ihn selbst verurtheilt haben würde, wenn ich sein Richter gewesen wäre. Meine Mutter allein sträubte sich dagegen, ihn für schuldig zu halten; sie empfand auch, obwohl sie tief betrübt war, anfänglich doch keine ernstliche Unruhe über den Ausgang des Processes. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel ich litt, da ich sie in Täuschungen befangen sah, die ich gern getheilt hätte, aber unter den bewandten Umständen zu vernichten für meine Pflicht hielt, um meine Mutter für ein Ende der Sache vorzubereiten, das mir ebenso gerecht als unausbleiblich schien. Jeden Abend, meine Herren, unternahm ich das furchtbare Geschäft, mit meiner Mutter die Anklagen zu untersuchen, die gegen meinen Bruder erhoben wurden, und ihr die entmuthigende Schwere derselben vorzustellen. Ich brachte es damit nicht so weit, ihre instinktmäßige Ueberzeugung zu erschüttern; aber ihr Herz wußte mir dennoch wenig Dank für meine Bestrebungen, ihre Vernunft aufzuklären, und sie fing ihrer unbewußt an, mich zu hassen, weil sie auf die Gründe, die ich vorbrachte, nicht antworten konnte.

Ich besuchte indessen meinen Bruder täglich in seinem Gefängnisse. Ich benahm mich dabei auf alle mögliche Arten, um ihm das Geständniß seines Verbrechens zu entlocken; indem ich hoffte, wenn ich ihn dahin brächte, es mir zu erzählen, so würden sich wohl einige Umstände finden, die mir helfen würden, ihm wenigstens das Leben zu retten. Unmöglich! Im Anfange fuhr er gegen die unverschämten Verläum-

dungen, wie er es nannte, heftig auf, später aber kam er, obwohl er nicht aufhörte, seine Unschuld zu betheuern, mit mir darin überein, wie viel Wahrscheinlichkeit die Anklage habe, und bedauerte seinen schlimmen Ruf, der ein so schweres und erschreckliches Gewicht gegen ihn in die Wagschale des Gerichtes legen sollte.

Je näher die Zeit kam, um so sanfter und entschlossener zeigte er sich: seine Sprache war ernst und würdig; er beschäftigte sich vielmehr damit, die heilige Schrift zu lesen, als seine Vertheidigung vorzubereiten. Er sagte: „seine Fehler seien schwer und zahlreich gewesen, aber Gott werde sicherlich in der andern Welt keine Rechenschaft mehr darüber von ihm fordern, da er zulasse, daß er diese Welt in den Augen der Menschen mit einem Verbrechen befleckt verlasse, das er nicht begangen habe.“ In andern Augenblicken fügte er noch hinzu: „daß Gott recht streng gegen ihn sei, da er ihm seine Ehre nehme, die er mitten in all' seinen Unordnungen immer unversehrt zu bewahren gesucht habe.“ .... Was soll ich Ihnen sagen, meine Herren! Ich wußte nicht mehr, was ich denken sollte. Wenn ich mit ihm plauderte, bewunderte ich ihn. Es schien mir unmöglich, daß er nicht unschuldig sein sollte. Sobald ich aber wieder allein war, kam auch meine unglückliche Ueberzeugung wieder zurück; es schien mir dann, als füge mein Bruder die Heuchelei noch zu seinen andern Sünden hinzu; ich fürchtete ein neues Unglück, das größte von allen; ich fürchtete, daß seine Seele verdammt sei, mit dem Leibe zu Grunde zu gehen. —

2. Ich habe Ihnen gesagt, daß man in der Pfarrei, an der ich angestellt war, etwas auf mich hielt. Meine Obern gaben mir große Beweise ihrer Theilnahme und ihres Wohlwollens. Mein Pfarrer hatte mich vom ersten Augenblicke an von allen geistlichen Verrichtungen enthoben, damit ich alle meine Zeit meinem Bruder widmen konnte. Nach Verlauf von einigen Wochen kam der hochwürdigste Bischof zu mir auf Besuch, und forderte mich, indem er mir die Vergeblichkeit aller meiner Anstrengungen, meinen Bruder zu retten, vorstellte, auf, dieselben zwar nicht auf Ein Mal abzubrechen, aber doch nach und nach die Uebung des heiligen Amtes wieder zu übernehmen, erstlich um dabei eine heilsame Zerstreuung für meinen Kummer zu finden, und dann, um in den Augen der Uebelwollenden darzuthun, daß ich persönlich nichts von meinem Rechte auf die Achtung und das Vertrauen des Volkes verloren habe.

Dieser Rath war ein Befehl für mich, ich folgte ihm um so lieber, als ich die Weisheit und das Wohlwollen desselben in ihrer ganzen Größe erkannte. Ich begann also wieder zu predigen und Beicht zu hören, und zwar mit noch größerem Erfolge, als dieß vor

dem der Fall gewesen. Der Schmerz, der mich innerlich niederdrückte, lieh meinen Worten einen ungewöhnlichen Ton der rührendsten Ueberzeugung. Man sagt, daß das Vergnügen die Seele gut mache; ich aber glaube, daß der katholische Priester nie mehr werth ist, als wenn er viel gelitten hat.

Eines Abends also (es war am Charfreitage, und mein Bruder sollte in der Oster-Sitzung der Assisen, das heißt, siebenzehn Tage nachher gerichtet werden) hielt ich die Passionspredigt. Der Gedanke an meinen Bruder vor den Geschwornen verband sich in meinem Geiste mit dem Gedanken an Jesus vor Kaiphas und Pilatus; meine Seele war selbst vor Schmerz zerrissen, und ich begriff die Todesangst am Oelberge, die Schande der öffentlichen Verurtheilung, die Schrecken des qual- und schmachvollen Todes des Gerechten gar gut; denn ich weiß nicht, was mir in diesem Augenblicke die Unschuld meines Bruders offenbarte. Die Schmerzen Mariens erinnerten mich an die Schmerzen meiner Mutter, einer frommen und guten Frau, der es aber nicht vergönnt sein sollte, ihren Sohn glorreich und auferweckt zu erblicken. Was soll ich weiter sagen? Ich war beredt, weil ich tief gerührt war; ich brachte fast alle meine Zuhörer zum Weinen, weil ich selbst reichliche Thränen vergoß.

Nachdem ich ungefähr eine Stunde ausgeruht hatte, begab ich mich in den Beichtstuhl. Sie wissen, mit welchem Eifer sich gegen das Ende der heiligen Woche selbst Diejenigen zum Beichtstuhle drängen, welche sonst demselben das ganze Jahr hindurch nicht nahen; ich hatte eine ganze Schaar vor dem meinigen.

Als die Nacht schon vorgerückt und ich, den Schweiß von der Stirne trocknend, in die Sacristei zurückging, faßte mich ein Mann, der hinter einem Pfeiler kniete, unten am Chorrocke und beschwor mich, ihn noch Beicht hören zu wollen. Ich stellte ihm vor, daß ich furchtbar ermüdet sei, und daß ich ihn, da er nicht zu meinen gewöhnlichen Beichtkindern gehörte, ersuche, sich an einen andern Beichtvater zu wenden, oder wenigstens bis auf den folgenden Tag zu warten. Er erwiderte mir, daß er, da er in dem Lande fremd sei, keinen Andern kenne, daß er zu mir allein Zutrauen habe, weil ich ihn durch meine Predigt lebhaft gerührt hätte, daß er nicht bis auf den folgenden Tag ohne Trost bleiben könne, indem er für sich allein ein größerer Sünder sei, als alle meine Beichtkinder zusammen. Nach solchen Reden ließ mich die Pflicht nicht länger zögern, ich schickte mich an, ihn zu hören.

Er hatte mich nicht getäuscht; die Liste der Greuel, die er vor meinen Augen aufrollte, war in der That erschrecklich. Alle schändlichen und niederträchtigen Leidenschaften schienen sich in dem Herzen

dieses Mannes vereinigt zu haben, in welchem das religiöse Gefühl nie in anderer Gestalt denn als Furcht der ewigen Strafen geherrscht hatte; übrigens war dieses Gefühl, obwohl es tief wurzelte, so wenig aufgeklärt bei ihm, daß er eines Tages eine Pistole ergriffen hatte, um seinen Beichtvater zu zwingen, ihm die Lossprechung zu ertheilen. Mit einem Worte, er war Christ und Katholik, wie die Räuber in Calabrien es sind.

Bei jeder neuen Schandthat, bei jedem neuen Verbrechen, das er mir gestand, sah ich ihn zaudern, hörte ihn schluchzen und seufzen, wie ein Geiziger, dem man seinen Schatz Stück für Stück wegnimmt. Ich mischte bald Drohungen, bald Tröstungen unter seine Geständnisse, um ihn zu bewegen, Nichts zu verbergen, sein Gewissen gänzlich frei zu machen. Endlich erklärte er mir, daß er einen **Mord** begangen habe. Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit!

Er sagte mir, er sei in einer Bank von Dublin angestellt gewesen, in welcher die Loose für die königliche Lotterie in London verkauft werden. Darunter habe er nun eines, dessen Nummer er sich gut gemerkt habe, einem jungen Manne seiner Bekanntschaft verabfolgt, den er es nachlässig habe zusammenfalten und in die rechte Westentasche habe stecken sehen. Einige Tage nachher sei die Liste noch spät Abends angekommen, und er habe daraus ersehen, daß die fragliche Nummer eine Prämie von 2000 Pfund Sterling (22,000fl.) gewonnen habe. Bevor nun diese Liste veröffentlicht worden sei, was erst den andern Tag in der Frühe habe geschehen können, bevor der junge Mann sein großartiges Glück erfahren, habe er demselben in einer abgelegenen Straße aufgepaßt, ihn ermordet, und ihm das Billet genommen, das er sofort zur Erhebung des Gewinnes von einem Commissionär habe auf die Bank tragen lassen, unter dem Vorwande, es gehöre einer Person, die unbekannt zu bleiben wünsche. Ich fragte ihn einiges Nähere über die Zeit, die Stunde, den Ort der That. Wie wurde es mir, als ich zuerst nur von weitem merkte, dann genau erkannte, daß das Opfer seines Mordes Niemand anders als der Nebenbuhler meines Bruders gewesen sei!

Mein erstes Gefühl war die innigste Danksagung gegen Gott; als dann der Gedanke an meine Pflicht meinen Geist durchkreuzte, fühlte ich plötzlich das Schreckliche meiner Lage, ich stieß einen Schrei aus und verlor das Bewußtsein!

Als ich wieder zu mir selber kam, war ich außerhalb des Beichtstuhls, auf das Knie meines furchtbaren Beichtkindes gestützt, welches mir mit der einen Hand den Kopf hielt und mich mit der andern geistige Essenzen einathmen ließ. Wir waren allein, ganz allein in

der alten Kirche, in welcher eine fast vollständige Finsterniß herrschte. Ich erhob meine Augen zu dem Manne und schrie:

— „Elender! **der** ist mein Bruder, den man dieses Mordes beschuldigt!"

— „„Wie! Sie wären der Bruder des Kapitän Fitz-Graham?""

— „Ja; und der Sohn seiner betagten Mutter, verstehst du?"

— „„O mein Gott! und ich habe mich bei Ihnen dieses Mordes angeklagt! Werden Sie mich nicht verrathen? werden Sie mich nicht angeben? Die Beicht ist heilig!""

— „Ich weiß es nur zu gut; aber ich kann doch meinen unschuldigen Bruder nicht auf dem Schaffot sterben lassen!"

— „„Um so schlimmer, ich will einmal nicht sterben, namentlich jetzt nicht, da ich reich bin. Warten Sie, in der Kapelle da drüben ist das Grab Christi: schwören Sie mir auf die heilige Hostie, daß Sie meine Beicht nicht offenbaren wollen . . . . . wenn nicht . . . .""

— „Es ist über ein Jahr, daß ich meinen Schwur als Priester vor **Gott** geschworen habe. Dir bin ich keinen Schwur schuldig, und werde dir auch keinen leisten!"" —

Und wie er hierauf seine rechte Hand convulsivisch auf den Aermel meiner Soutane legte, machte ich mich los und drückte ihn mit meinen beiden Armen so stark zusammen, daß er fühlen konnte, ich sei stärker als er. Auf dieß fing er zu zittern und zu weinen an, ich drängte ihn gegen die Kirchthüre zurück und sagte zu ihm: „Ich befehle dir im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, morgen Abends mich an diesem nämlichen Orte zu erwarten, ich werde bis dahin sehen, was ich thun muß, um meine Pflichten als Bruder und meine Pflichten als Geistlicher mit einander zu vereinigen. Jedenfalls wirst du frei und ungehindert kommen und gehen dürfen." —

3. Sie können sich denken, daß ich nicht zu schlafen suchte, als ich nach Haus gekommen war; ich brachte den noch übrigen Theil der Nacht mit Nachdenken hin, aber umsonst. Es konnte von Beiden nur Eines stattfinden: entweder mußte ich das Beichtgeheimniß verletzen, oder ich mußte einen Unschuldigen, der mich so nahe anging, auf dem Schaffote sterben lassen. Als der Morgen gekommen war, schrieb ich an meinen Erzbischof. Ich setzte ihm, ohne ihm den Schuldigen zu nennen, das auffallende Geständniß, welches mir derselbe gemacht hatte, weiter aus einander, ebenso meine Angst und Kümmerniß, und bat ihn um Rath und Trost.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Hier ist sie.

Ich habe sie lange bei mir getragen, als das einzige Mittel, welches eines Tages die Rehabilitirung meines Bruders (die Lossprechung und Wiedereinsetzung desselben in seinen vorigen Stand) herbeiführen könnte; später fuhr ich fort sie zu tragen, theils aus Gewohnheit, theils aus Achtung für den vortrefflichen Mann, der sie geschrieben hat.

„Dublin, am 10. April 1792.

Mein theurer und vielgeliebter Sohn!

Im Augenblicke, wo ich aufstand, übergab man mir Ihren Brief. Ich antworte Ihnen, bevor ich bete, mit Thränen in den Augen und im Herzen. Gott, der Ihnen eine so harte Prüfung schickt, wird die wenigen Worte, die ich Ihnen schreibe, für ein Gebet zu ihm gelten lassen.

Vergönnen Sie mir, mich zuerst mit Ihnen über die Unschuld Ihres Herrn Bruders zu freuen. Wir haben der christlichen Liebe ermangelt, da wir ihn auf den täuschenden Schein hin verurtheilt haben. Möge kommen, was da wolle: es wird Ihnen immer ein großer Trost sein, zu wissen, daß er das Schwert, welches er von Ihrem geehrten Vater ererbt hatte, nicht mit einem Morde befleckt hat.

Was soll ich Ihnen nun aber sagen, was Sie nicht so gut wüßten, als ich? Warum fragen Sie mich um Rath? Haben Sie nicht in dem heiligen Bernardus gelesen: „Wenn der Priester im Beichtstuhle erfährt, daß ihn an dem und dem Tage und an dem und dem Orte Mörder erwarten, so muß er an diesem Tage dennoch an diesem Ort vorübergehen, wenn er die Absicht oder die Gewohnheit hatte, dieß zu thun." Diese Lehre ist die Lehre der ganzen Kirche: und warum? Weil der Priester, sobald er einmal außerhalb des Beichtstuhls ist, so viel ihm die menschliche Schwachheit gestattet, auch das geringste Wort von Dem, was er gehört hat, vergessen soll. Um so weniger darf er, in welchem Falle und unter welchem Vorwande es geschehen möchte, die Beicht zum Schaden Desjenigen wenden, der ihm sein Vertrauen geschenkt hat.

Sie thun es aus lobenswerther Bescheidenheit, daß Sie gewöhnlich nur ihren Taufnamen führen: aber ihr Beichtkind darf nicht das Opfer dieser Bescheidenheit werden. Es ist wahrscheinlich, daß es, wenn es gewußt hätte, daß der Abbé Frank der jüngere Sohn des edlen Hauses Fitz=Graham sei, sich nicht an diesen gewendet haben würde. Sie sind also in Rücksicht auf ihr Beichtkind in der nämlichen Lage, in der jeder andere Beichtvater ihm gegenüber sein würde. Als solcher sind Sie demselben das vollkommenste Stillschweigen schuldig. Sie haben aber auch eben als solcher das Recht

und die Pflicht, dasselbe zur Genugthuung anzuhalten. Der erste Akt der Genugthuung in diesem Falle ist aber, daß es keinen Unschuldigen an seiner Stelle sterben lasse, gleichviel ob dieser Unschuldige ihr Bruder sei oder nicht.

Suchen Sie also ihr Beichtkind wieder zu sehen, stellen sie ihm vor, daß es auf dem Punkte stehe, einen zweiten und schlimmern Mord, als den ersten, auf sich zu laden. Bitten, beschwören sie es, sich der Obrigkeit auszuliefern, oder wenn dieses nicht, wenigstens zu gleicher Zeit, da es für seine persönliche Sicherheit sorge, eine Erklärung zu geben, die den Kapitän retten kann. In welchen Ausdrücken und vor Wem diese Erklärung geschehen soll, überlasse ich Ihrer Einsicht. Wenn sie nur vor Allem ungezwungen und freiwillig ist.

Wenn aber dieser Mensch sich weigert, wenn Gott Ihnen nicht verleiht, sein Herz zu rühren, so geschieht dieß darum, weil Gott mit Ihnen und mit Ihrem Herrn Bruder andere Absichten hat. Sein heiliger Wille geschehe! Niemanden steht es weniger zu, als dem Priester, von ihm Rechenschaft darüber zu verlangen. In diesem Falle, mein lieber Sohn, ist Ihre Pflicht ohne Zweifel peinlicher, aber sie kann nicht zweifelhaft sein: Sie müssen .... beten und **schweigen.**

Ihr Benehmen wird namentlich Ihrer ehrwürdigen Mutter und Ihrem Herrn Bruder gegenüber schwierig werden. Ich will Sie des Glückes nicht berauben, Ihnen, so wie übrigens aller Welt zu sagen, daß Sie die Ueberzeugung, ja die Gewißheit haben, daß Ihr Bruder unschuldig sei; aber hüten Sie sich, wenn auch nur durch ein einziges Wort, durch eine einzige Geberde, einen Augenblick vermuthen zu lassen, daß Sie den wahren Schuldigen kennen; denn, ich wiederhole es Ihnen, die erste Pflicht des Beichtvaters ist — **Schweigen.** Das größte Verbrechen, das ein Priester begehen könnte, wäre, diese Pflicht zu verletzen. Taceat etsi moriturus — er schweige, wenn er auch sterben müßte!

Gott hat ohne Zweifel große Absichten mit Ihnen, mein theurer Sohn! da er Ihnen noch in Ihrem jugendlichen Alter eine Prüfung schickt, die vielleicht in den Geschichtsbüchern ohne Beispiel ist. Fassen Sie denn Muth und Vertrauen! Ihr Bischof wird Sie, wenn es nöthig ist, in dem Kampfe unterstützen. Morgen früh und alle Tage wird er bei Ihnen sein, um Sie wieder zu stärken und beten zu helfen.

Es grüßt Sie und ertheilt Ihnen seinen bischöflichen Segen.

† Hieronymus,
Erzbischof von Dublin.'''

Ich las diesen Brief des ehrwürdigen Prälaten, las ihn wieder und faßte den Entschluß, mich nach demselben, wie nach dem Willen Gottes selbst, zu richten. — Da unser Aller Loos erst am Abende durch das Gespräch mit meinem Beichtkinde entschieden werden sollte, so konnte ich nicht so lange warten, um meinen Bruder zu umarmen; es schien mir, als könnte ich den entehrenden Verdacht, den ich gegen ihn gehegt hatte, nicht schnell genug wieder gut machen.

Kaum in dem Gefängnisse angekommen, warf ich mich in seine Arme: ich konnte nicht warten, bis wir allein waren. — „Mein Bruder, mein armer Bruder!" rief ich aus, verzeih' mir, daß ich an deinem Worte habe zweifeln können! Du bist unschuldig; ich weiß es, hörst du, mein lieber Bruder, ich weiß, daß du unschuldig bist!" — „„Gott sei gepriesen!"" antwortete er. Und der so starke Mann, der meine Verhöre und meinen Verdacht ertragen hatte, ohne sich zu beklagen, fing wie ein Kind zu weinen an. — „„Gott sei gepriesen!"" wiederholte er. „„Aber, wie hat man meine Unschuld erfahren? wann werde ich frei werden?""

Diese so einfachen Fragen verursachten mir eine neue und schreckliche Pein. Ich hätte mich darauf gefaßt halten sollen, und wußte nun nicht, was ich ihm antworten sollte. Ich stammelte, ich weiß nicht was, über Dinge, von denen wir überzeugt sind, ja, von denen wir volle Gewißheit haben, ohne sie jedoch beweisen zu können; und verließ den Kapitän weniger ergeben, als ich ihn bei meiner Ankunft getroffen hatte, zugleich aber auch unglücklicher, weil anfänglich meine unklugen Aeußerungen Hoffnungen in seinem Herzen erweckt hatten, die ich nachher selbst wieder vernichten mußte. —

4. Ich wagte nicht, nach Haus zurückzukehren, aus Furcht, es möchte mir mit meiner Mutter ebenso gehen. Ich brachte den größten Theil des Tages in der Kirche zu und ging dann in den Straßen spazieren, bis die Stunde meines sonderbaren Stelldicheins gekommen war. Ich wartete schon mehr als eine halbe Stunde ganz allein vor meinem Beichtstuhle und fing an zu fürchten, daß der Mann gar nicht erscheine, als ich ihn bei dem zweifelhaften Lichte der Lampe unentschlossenen Schrittes und, als fürchte er, in eine Schlinge zu fallen, seine Augen scheu um sich werfend, herankommen sah. Ich rief ihm; er stand zitternd still, und ich sah ihn unter dem Mantel seine Hand an eine verborgene Waffe legen. Als er sich versichert hatte, daß ich allein war, wollte er sich auf einer Seite des Beichtstuhls auf die Kniee niederwerfen, woran ich ihn verhinderte.

— „Kommen sie in mein Haus," sagte ich zu ihm, „wir können dort länger und ungestörter mit einander sprechen."

Er sah mich verdächtig an.

— „„Ich würde den Beichtstuhl vorziehen; er ist heiliger.““

— „Der Priester ist überall Priester, wenn ich Sie hätte verrathen wollen, wären Sie schon festgenommen.“

— „„Aber, Sie haben einen Bruder zu retten.““

— „Es ist wahr: ich habe aber auch eine Seele zu verlieren!“

Bei diesen Worten blickte er mich fest an, er schien noch einen Augenblick zu zaudern, nahm mich aber dann beim Arme und wir verließen die Kirche. So lange wir auf der Straße waren, wechselten wir kein Wort mit einander. Vor meinem Hause angekommen, zog ich den Schlüssel aus meiner Tasche und bat ihn, leise hineinzugehen, um meine Mutter nicht aufzuwecken. Jetzt ergaben sich neue Anstände: er wollte dieß nicht ohne Licht thun. Ich mußte hinaufgehen, um eines zu holen und dann wieder herabkommen, um ihn herein zu begleiten. Endlich befanden wir uns in meinem Zimmer, am Feuerherde sitzend, einander gegenüber.

Ich kann Ihnen in Wahrheit nicht sagen, was hier zwischen uns vorging. Vielleicht haben nie zwei Männer ein ähnliches Gespräch mit einander gehabt. Ich fing an, von meinem Bruder zu reden, und wie schrecklich es sei, einen Unschuldigen auf dem Schaffote sterben zu sehen. Er erwiederte mir, daß dieß in der That sehr traurig sei, aber es könne nun einmal nicht anders sein, indem er selbst durchaus nicht sterben wolle. Ich schilderte ihm den Kummer und die Herzensangst unserer alten Mutter, er blieb unempfindlich; man hätte sagen mögen, er müsse nicht wissen, was es um eine Mutter sei. Dieser Mensch war ein rohes Thier, welches nur zwei Instinkte kannte, die Habsucht nämlich und die Selbsterhaltung. Den Abend vorher hatte ich ihn noch einem andern Instinkt zugänglich gefunden, nämlich der Furcht. Ich redete also mit ihm von der Hölle und von der furchtbaren Rechenschaft, die er eines Tages zu geben haben werde; dadurch wurde er bewegt, er weinte, schluchzte und — bot mir hundert, zwei hundert, drei hundert Pfund Sterling, wenn ich ihm die Lossprechung ertheilen wollte!

Zu versuchen, ihn zu bereden, daß er sich selbst anzeigen und der Obrigkeit ausliefern solle, bot wenig Hoffnung dar; und dann weiß ich nicht, ob mir mein Gewissen erlaubt hätte, ihm diesen Rath zu geben. Ich bemühte mich also, ihm begreiflich zu machen, daß es Ein Mittel gebe, meinen Bruder zu retten, ohne seine persönliche Sicherheit zu gefährden. Ich schlug ihm z. B. vor, in's Ausland zu gehen, und eine von zwei Zeugen unterzeichnete Erklärung zu hinterlassen, in welcher er sich als den Urheber des Verbrechens bekannte, und Einzelnheiten angäbe, welche den Richter zu über-

zeugen geeignet wären. Nichts! Dieser Mensch setzte in Alles Mißtrauen. Er fürchtete, die Zeugen möchten ihn verrathen, ehe er die drei Königreiche verlassen hätte. Uebrigens war es ihm auch nicht sehr darum zu thun, das Vaterland zu verlassen, namentlich jetzt, da er reich geworden war; denn er sprach von den 2000 Pfund Sterling, die er seinem Opfer gestohlen hatte, wie von einem väterlichen Erbe oder wie von Ersparnissen, die man durch ehrliche und harte Arbeit errungen hat. Er setzte mir mit einer furchtbaren Kaltblütigkeit die Handels-Unternehmungen auseinander, die er beginnen wollte; er sagte mir, wie er es dabei angehen werde, um seine kleine Habe, wie er es nannte, zu erhalten und zu vergrößern, und wie er jetzt die Tochter eines Müllers heirathen könne, die er ebenso wenig liebte, als er von ihr geliebt war, die ihm jedoch, als die einzige Tochter eines alten und geizigen Vaters, sehr gefiel.

Es wäre unmöglich, Ihnen zu sagen, was ich bei einer solchen Unterhaltung litt. Ich hörte ihn mit einer Geduld an, deren ich mich in jener Zeit nicht fähig gehalten hätte; es war für mich von solcher Wichtigkeit, das Ziel zu erreichen, daß ich vor keinem Versuche zurückschreckte, wie fruchtlos auch die bis jetzt unternommenen sein mochten.

In einem Augenblicke vergaß ich den heiligen Charakter, mit dem ich bekleidet war. Müde, wider diese undankbare Natur zu kämpfen, wagte ich, ihn hören zu lassen: daß ich, wenn er sich nicht dazu verstände, meinen Bruder zu retten, wohl selbst ihn den Behörden überliefern könnte. Da zog er seinen Dolch, aber ich entriß ihm denselben, wie ich es einem Kinde gethan haben würde, und warf ihn durch ein Fenster auf die Straße; dann aber warf ich mich, beschämt darüber, daß ich ein solches Mittel angewendet hatte, zu den Füßen dieses Mannes nieder, ich benetzte sie mit meinen Thränen, ich flehte ihn um Verzeihung an. Nichts! rein Nichts! Dieser Mensch hatte kein Herz; er war ein wildes Thier, nur ohne den Muth und die Kraft desselben.

Als der Tag anbrach, führte ich ihn wieder auf die Straße hinaus. Darauf warf ich mich angekleidet auf mein Bett; ich war ganz erschöpft; denn ich hatte seit achtundvierzig Stunden nicht mehr geschlafen. Es stand nicht lange an, so unterlag ich dem Schlafe, was ich nicht zu hoffen gewagt hätte. —

5. Als ich erwachte, stand m e i n e M u t t e r blaß und schwer athmend bei meinem Bette. Ich vermuthete, daß ich laut geträumt haben müsse, und zitterte, mein verhängnißvolles Geheimniß möchte mir entwischt sein. Es war, Gott sei Dank! nicht so; ich hatte so viel gesagt, daß sie vermuthen konnte, ich wisse etwas, aber doch nicht so viel, daß sie erfahren hätte, was ich wisse. Ich hatte von

der Unschuld meines Bruders als einer gewissen und ausgemachten Sache gesprochen; ich hatte mich mit dem wirklichen Mörder seines Nebenbuhlers unterhalten, aber ohne zu sagen, aus welcher Quelle ich diese Ueberzeugung geschöpft habe, wer der Schuldige sei, wo und wie ich ihn kennen gelernt. — Meine Mutter richtete nun Fragen an mich, auf welche ich nicht antworten konnte und nicht antworten durfte. Ueber mein Stillschweigen erzürnt, überhäufte sie mich bald mit den unverdientesten und bittersten Vorwürfen, bald zerraufte sie sich die Haare, warf sich auf den Fußboden nieder, und beschwor mich unter Thränen, unter Schluchzen, ihr ihren geliebten Sohn zurückzugeben. — Erlassen Sie mir, mich über diesen zweiten Kampf, der zwar kürzer, aber peinlicher, als der erste war, weiter zu verbreiten! —

Glücklicherweise kam, so lang er noch dauerte, der Erzbischof, und meine Mutter hielt es für ihre Schuldigkeit, uns allein zu lassen. Ich erzählte ihm Alles, was seit dem Abend vorher vorgegangen war; er hörte mich mit Thränen in den Augen an, und spendete mir reichlich Trost und Ermuthigung. Als er hierauf meine Hand in der seinigen hielt, rief er plötzlich aus: „‚Gott sei Lob, mein Sohn, Sie haben ein Fieber! Gott, der die Größe Ihres Opfers zu würdigen weiß, schickt Ihnen diese Krankheit des Leibes, um Sie auf einige Zeit den Leiden des Geistes zu entziehen! Von dem Augenblicke an sind Sie für die Worte, die Ihnen entwischen könnten, nicht mehr verantwortlich, aber ich bin es, dem Sie Ihr Geheimniß anvertraut haben; und da sie jetzt nicht mehr über sich wachen können, so wird Ihr Bischof diese Sorge übernehmen.‘“

Wirklich kam der fromme Prälat eine ganze Woche lang, welche ich im Delirium eines hitzigen Fiebers zubrachte, weder bei Tag noch bei Nacht von meinem Lager, und gestattete Niemanden den Eintritt in mein Zimmer, selbst meiner Mutter nicht. — Als mich das Delirium verlassen hatte und ich wieder bei Besinnung war, fühlte ich mich so schwach, daß ich kaum mehr die Kraft zu leiden hatte, so zwar, daß, als der verhängnißvolle Tag der Hinrichtung kam . . . . .

„„Wie!““ rief Einer der Zuhörer, John mit Namen, außer sich, „der Tag der Hinrichtung?! Ist Ihr Bruder verurtheilt worden?““

— „**Er ist gehenkt worden!** meine Herren, **gehenkt!** Er wurde, als ein seines Adels verlustiger Edelmann, mit Ketten beladen, gehenkt. Der Henker zerbrach, so lang er noch lebte, vor seinen Augen sein Schwert und zerriß die Wappen unseres Hauses! — —

— Als der verhängnißvolle Tag der Hinrichtung kam, brachten wir, der Bischof nämlich und ich, denselben auf unsern Knieen liegend

und die Gebete für die Sterbenden betend zu. Oft wurden wir durch das Geschrei der Menge und durch den Lärm der Trommeln unterbrochen; denn man hatte zu dieser Hinrichtung bedeutende Streitkräfte aufgeboten. Die christliche Ergebung meines Bruders, und seine wiederholten Betheuerungen, daß er unschuldig sei, hatten ihm zahlreiche Freunde erworben, und man fürchtete einen Aufstand, wozu damals in Irland der erste beste Vorwand hingereicht hätte."

— „„Und Ihre Mutter?"" rief John.

„Sie litt nicht lange: acht Tage nachher ward sie mit ihrem geliebten Sohne wieder vereinigt. In dem Augenblicke, wo ihre Seele diese Welt verlassen wollte, neigte sich der Erzbischof über ihr Bett. Ich weiß nicht, was er ihr sagte, aber Freude glänzte in ihren brechenden Augen, als sie dieselben zum Himmel erhob, von nun an überzeugt: daß sie dort ihren Sohn wieder finden werde. Hierauf rief sie mir, den sie seit dem Ereignisse nicht mehr hatte sehen wollen; sie drückte mich in ihre abgemagerten Arme, überhäufte mich mit Liebkosungen und Thränen, nannte mich ihren Heiligen, ihren Seligen, ihren Martyrer, und als der Prälat sie gesegnet hatte, wollte sie, daß auch ich ihr meinen Segen ertheile." — —

— „„Aber,"" fragte John den Erzähler, — um denselben nicht länger bei einer für ihn so schmerzlichen Erinnerung verweilen zu lassen, — „„Sie haben uns von der Wiedereinsetzung Ihres Bruders in seinen Stand und seine Würde noch nichts erzählt: wurde die **Unschuld** desselben also endlich doch erkannt?""

„Gott hat mir diese Gnade verliehen, sonst wäre ich wohl nicht so alt geworden. Der flüchtige Verbrecher bezeugte noch seine Missethat öffentlich. Wenn diese Geschichte nicht seit Jahren allgemein bekannt wäre, hätte dann ich, der Beichtvater, sie Ihnen heute erzählen können!?" — —

171. Des Königs Bild.

Dem Könige der Ostgothen, Theodorich, wurde von seinen Höflingen gerathen, die Münze des Königreichs geringhaltiger zu machen. Er aber erwiederte mit Abscheu: „Nimmermehr soll mein Bild die Falschheit begünstigen!" —

172. Die Hand des Helden.

Als der Held der Kreuzzüge und erste König von Jerusalem, Gottfried von Bouillon, einstmals gefragt wurde: woher seine Hand, die mit Einem Schwertstreiche gar oft einen Saracenen

vom Scheitel bis zur Brust zerhieb, eine solche Stärke gewonnen? — erhob er die Rechte, und sprach: „Dem Herrn sei Dank, weil diese Hand allzeit rein geblieben ist!“ —

173. Die traurige Ursache zur Ungerechtigkeit.

Es war am Tage vor dem Hinscheiden Carl's VIII., Königs von Frankreich, als einer seiner Kammerdiener zu seinem Lager trat, ein Wasserbecken ihm darzureichen.

Der König wusch seine Hände, und mochte dabei an eine ganz andere Handwaschung sich erinnert haben, nämlich an jene des römischen Landpflegers Pontius Pilatus auf der Richtstätte zu Jerusalem; denn er sah den Diener an mit freundlich-wehmüthigem Blicke und sprach zu ihm: „Wie kömmt's wohl, Bernard! daß es den Großen dieser Welt so überaus schwer wird, allzeit rein und gerecht zu handeln?“

Der Diener war verlegen und schwieg; der König aber setzte selbst die Antwort hinzu: „Die Ursache ist diese, weil sie Wenige um sich haben, die ihnen die Wahrheit sagen!“ —

174. Späte Einlösung eines kaiserlichen Versprechens.

Eines Tages war der römisch-deutsche Kaiser Otto I. in's Waldesgrün zur Jagd hinausgezogen und hatte sich — einem Keiler nachsprengend, weit von seinem Gefolge entfernt. Das gehetzte Schwarzwild, durch einen Pfeil, welcher es streifte, zur Wuth gereizt, macht plötzlich „Kehrt“ und stürzt auf seinen Verfolger los. Dieser legt einen zweiten Pfeil an; weil aber sein Roß mit wildem Schnaufen urplötzlich kerzengerade in die Höhe steigt, bricht der Bogen entzwei. Der kaiserliche Schütze schwebt in der größten Lebensgefahr, denn von einem Sprung zur Erde ist nun eben so wenig Rettung zu hoffen als von der Flucht im Sattel, die durch das dichte Waldgestrüpp unmöglich gemacht wird. Schon springt der schnaubende Keiler auf Otto ein, schon dräuen diesem zwei gekrümmte, glänzendweise Hauer mit dem Tode — da schwirrt plötzlich ein Pfeil durch die Luft und streckt die wüthende Bestie an den Boden nieder.

Tief aufathmend schaut der Kaiser, das scheugewordene Roß mit Mühe zum Stehen bringend, sich nach seinem Retter um. Mit Blitzesschnelle springt ein Jüngling aus den Gebüschen und wirft sich auf den Eber, der eben zum neuen Kampfe die letzte Kraft zusammenrafft, aber im Nu von des Jagdspeeres Eisenspitze durch-

bohrt, mit kurzem Röcheln verendet. — „Wer bist du?“ fragte Otto seinen Befreier. „„„Graf Leopold aus dem Geschlechte der Babenberger im Donau-Gaue!“““ war dessen Antwort. — Da reichte der Kaiser seinen zerbrochenen Bogen dem jungen Grafen hin und sprach: „Nimm diese Waffe, und sobald ein Reichs-Lehen erledigt ist, tritt vor mich hin; ich will sie kaiserlich lösen!“ — —

Drei und zwanzig Jahre waren seitdem in die Vergangenheit hinabgerollt. Otto hatte seinen Thron schon lange mit der Ruhe des stillen Grabes vertauscht, und sein Sohn und Nachfolger, Otto II., führte nun das Regiment in den deutschen Landen.

Als dieser einen Heereszug gegen die Griechen in Unter-Italien antreten wollte, bestellte er, — seinen baldigen Tod vielleicht ahnend, — alle seine Reichsgeschäfte der Art, wie ein guter Vater sein Hauswesen ordnet, wenn er auf lange Zeit verreisen will.

Drei Herzogthümer: Franken, Bayern und Schwaben, deßgleichen auch die Markgrafschaft Oesterreich waren zu der Zeit ohne Fürsten, und Viele bewarben sich bei dem Kaiser, um von ihm diese Länder als Lehen des Reichs zu empfangen.

Da trat auch Leopold mit dem Wahrzeichen vor den Sohn des Mannes, welchem er einst das Leben gerettet hatte und forderte die Markgrafschaft für sich zum Lehen. Otto II. erfüllte das Versprechen seines Vaters und Leopold nahm von den österreichischen Landen Besitz, sie als ein rechter Grenzhüter des deutschen Reiches verwaltend. Sein Heldenschwert, das er stets, wann er es ziehen mußte, im Namen und zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit zog, brach bald die stolzen Zinnen der Ungarnveste Eisenburg (auf derselben Stelle ward später das berühmte Kloster Melk gebaut), jagte das Volk der Ungarn selbst bis über die Karpaten zurück und erlöste so die ihm anvertrauten Marken von jedem Joche fremder Zwingherrschaft.

Von Leopold dem Babenberger ab — ward Oesterreich wieder Das, was es seit altersgrauer Zeit gewesen: ein deutsches Land, die Amme kühner Gottesstreiter. —

175—178. Der Bayern-Herzog Christoph der Kämpfer.

(Von Dr. Franz Trautmann.)

1. Das verzauberte Roß.

In Ungarn war ein mächtiger Ritter, der hieß Tolky und galt für einen wundersamen Helden. Da er nun vom Herzog

Christoph hörte, glaubte er, ihm nicht gewachsen zu sein, hätte ihm aber doch gerne seinen Ruhm geschmälert. Geht nun die Sage, er habe ein Roß gekauft, das bezaubert war und so wüthig that, daß es schier keiner am Halfter führen konnte. Viel weniger ließ es auf sich reiten. Als nun Herzog Christoph in die Gegend kam, fragte Herr Tolky, ob er kein Roß zum Geschenk nähme. Das habe er um theueren Preis gekauft, es lasse aber Niemand auf sich. Weil ihm, Herzog Christoph, nun Alles möglich sei, so zweifle er nicht, daß ihm ein Ritt gelinge. Möge sich aber doch wohl vorsehen, denn wär' er oben, möchte das Roß etwa ganz außer sich gerathen und ihm ein Leids thun. Da sah Herzog Christoph des Tolky List und scheinbare Besorgniß bald ein und nahm das Roß zum Voraus für geschenkt an. Darauf wurde das verzauberte Roß hervorgeführt, und waren Ihrer kaum drei der stärksten Knechte im Stand, es zu halten, so unbändige, wilde Sätze machte es, schäumt und schnaubte dazu und stieg und schlug aus, daß es ein Graus war. Als Herzog Christoph das Getob und Wüthen sah, sagte er zum Herrn Tolky auf Lateinisch, sowie der auch sprach: „Ihr frecher Gesell, eh' denn Rittersmann, also wollt Ihr einem frommen bayerischen Herzog an! Glaubt Ihr etwan, ich säh' nicht, daß Ihr mich in nichts besiegen könnt und möchtet mich nun mit einem bezauberten Roß zu Schanden machen? Ist das der Dank, daß ich Euerem Land und König beisteh'? Nehmt Euch wohl in Acht, daß ich nicht mit meinem christlichen Blick selbst dieses Roß bezähme, mich hinaufschwinge und Euch zur Erde gleich reite, Ihr frechsinniger Bösewicht!" Hierüber lachte der Tolky, denn es war ihm nicht so bang, weil eine gute Zahl um ihn herum war. Auf dieß säumte Herzog Christoph nicht länger, nahm das wüthige Roß hart am Halfter, riß ihm den gebäumten Kopf darnieder und sah ihm fest in die Augen. Da konnte des Zaubers Gewalt vor seinem christlichen Blicke nicht bestehen, und tobte das Roß zwar dreimal ärger, denn zuvor. So oft er's aber niederriß, ward es milder und zuletzt wie ein Lamm so fromm. Da es an dem war, sagte Herzog Christoph: „Da könnt Ihr sehen, ob ich Euere List und niedrige Schalkheit fürchte! Ihr habt Euer Geld für nichts ausgegeben, das Roß aber soll mein Schildbub reiten!" Gab es dem auch sogleich, schwang sich auf seinen Rappen und ließ den Tolky und die Seinen in großer Beschämung zurück. —

2. Die bethörten Magier.

Zur selben Zeit lebten im Ungarland zwei Zauberer. Davon hieß der eine Agapy und der andere Astasy. Die stritten sich um

einen goldenen Ring, der ausnehmende Kraft besaß, und konnten ihren Streit nie weiter erledigen, als daß einmal Der den Ring führe, und darauf wieder der Andere. Da traf es sich oft, daß der Ring gerade dann vom Finger mußte, wann ein böser Streich damit geschehen sollte, und stritten sich die zwei Zauberer unweit Buda an der Donau lang und heftig. Wie sie nun wieder einmal im heftigsten Streit lagen, kam Herzog Christoph seines Weges geritten und nahte dem Agapy und Astasy. Die kannten ihn nicht und erzählten ihm, um was es sich handle. Als Herzog Christoph hörte, um was sie sich stritten und was für gefährliche Kräfte in dem Ring verborgen lägen, sagte er: „Mich bedünkt am Besten, Ihr haltet es so. Gebt mir den Ring und ich werf' ihn in die Luft. Wem er dann zufällt, dem soll er bleiben.“ Das däuchte dem Agapy und Astasy ganz wohl gesprochen und gaben ihm den Ring. Wie aber Herzog Christoph denselben in Händen hatte, bemerkte er sogleich an sich, was teuflische Gewalt das Kleinod in sich bewahre, denn sein Auge war urplötzlich so scharf, daß er bis Preßburg zu sehen vermeinte und fuhren ihm unglaubliche Dinge durch den Sinn, an die er früher nie denken mochte, die aber nun auf's Leichteste möglich wären. Er das eingesehen, sagt er sogleich voll heiligem Zorn: „Ihr schurkischen Zauberer, Ihr, Euch hab' ich von eh' durchschaut, den Ring soll Keiner von Euch Beiden besitzen, so wahr ich Herzog Christoph von Bayern bin. Mein Wort aber lös' ich, und Wem er zufällt, dem soll er bleiben!“ Dabei warf er den Ring hoch in die Luft, aber nicht gerad' auf, sondern auf die Donau hinüber. In die fiel er und versank. „Dem Wasser ist er zugefallen,“ rief er, „und dem soll er bleiben! Und wollt Ihr Euch nicht zufrieden geben, so werf ich Euch, verfluchte Zauberer, nach! Gleich kniet da nieder und schwört zum allmächtigen Gott, von Euerem Zaubern abzulassen, sonst seid ihr Beide des Todes!“ Und riß sein Schwert heraus. Da blieb den Zweien nichts übrig, als sich auf die Kniee zu werfen und den verlangten Eid zu leisten. Herzog Christoph aber sagte: „Haltet Eueren Eid, sonst seid Ihr auf ewig verflucht zur Hölle!“ Damit ritt er von dannen. —

3. Der ewige Jude.

Nächst geht eine dunkle Sage, Herzog Christoph sei von Schwermuth überkommen worden, hab' alles Irdische gering geschätzt, und sein Hin- und Herziehen zuvörderst. Da sei er nach einem Gefehde unter einem Baume gesessen, ganz düster, und die Stirne auf die Hand gestützt. Uebereins habe er aufgeschaut und einen uralten Wandersmann vor sich gesehen, der ihn um seines Trübsinns Ursache

gefragt. Wie ihm nun Christoph, weil der Fragende so wundersam alt und erfahren aussah, sein Empfinden eröffnete, habe Jener gesagt: „Frevelt nicht an Gott, denn wie schlimm es Euch erginge, seid Ihr doch gut daran. Säh' er Euere Mühe für nichts an, ließe er Euch nicht walten und zu seiner Feinde Schrecken werden. Das soll wohl Euer Herz erheben. Und so Ihr Eueres mühvollen Ruhms und Preises müde seid, der Ihr Euch setzen und ausruhen könnt — was sollte ein Anderer sagen, der in Schmach und in Reue seines Herzens fort und fort muß, und sein Auge nicht schließt und sein Haupt nicht darf lehnen an einen Baum, und ausruhen auf keinem Stein?" Wie das Herzog Christoph vernommen, sei ihm ganz sonderbar zu Muth geworden und habe gefragt: „„Ei, wer bist du denn, daß mich's so grauslich anweht? Möcht' ich schier glauben, du seist der ewige Jude!"" Habe der Andere gesagt: „Der bin ich auch, und wo Ihr da sitzt, an dem Ort bin ich schon vor Jahrhunderten vorbeigeschritten, viel und oft, und da ist kein Steg und Weg, über den's mich nicht schon geführt und getrieben hätte in steter Hast und Unruh'. Denn mir ist's als könnt' ich mein Grab ereilen, und wohin ich geh' und wohin ich gelang', da ist mir keine Ruh' und keine Rast und kein Tod und kein Grab. Denn ich hab' dem Herrn seine Ruh' und Rast verboten, so wird mir keine hinwieder bis an's Ende der Welt, bedünkt mich. Bitt' aber all' gläubige Christen um ihre Fürbitt'." Drauf habe sich Herzog Christoph, so sich in seinem Staunen erhoben, niedergekniet und zu Gott für den ewigen Juden gebetet. Nachgehends habe ihm der von Herzen gedankt, ein Heiligthum geküßt, das der Herzog ihm bot, und sei dann seines Weges fort und weiter geschritten. —

4. Der ehrliche Christenfeind.

Einst hatten sich die vornehmsten Viere unter den Türken zu einer List verschworen. Die wollten in einem Ziele dergleichen thun, als ließen sie sich überfallen. Während nun aber Herzog Christoph auf sie zuritte, sollten sich Ihrer zwanzig verborgen halten, auf einen Schlag alle zugleich mit Wurfspießen und vergifteten Pfeilen auf ihn schießen und ihn tödten, wär's auch von rückwärts. Selb erste waren also in einem Zelt von rother Seide, schmausten scheinbar ohne Sorge und hatten des Sultans Gaukler bei sich.

Als nun Herzog Christoph durch einen Türkischen, so sich für einen Ueberläufer ausgab, erfuhr, wie Die beisammen seien, sah er bald ein, wo es hinauswolle. Ließ darauf den Boten bei Etlichen der Seinen, mit den Anderen zog er aus und trennte sie in zwei Theile. Davon kam der erste mit dem Hinterhalt in's Gefecht, so

daß unter den Türkischen eine schleunige Flucht entstand. Mit dem andern Theil ritt er auf das Zelt zu, umringte das und forderte die Türken zum Viert-Kampf gegen ihn allein auf — denn so viel sie's verdienten, daß er gleich hinmorde, da sie einen Helden zu meucheln vorgehabt, er verachte das. Da blieb den vier Türkischen nichts übrig, als zu den Waffen zu greifen, und büßten die List mit ihrem Leben bis auf einen Einzigen.

Der war des Sultans Gaukler.

Denselben Gaukler ließ Christoph fortführen und in sein Gezelt bringen, dazu den falschen Ueberläufer vorführen und sagte zu Letzterem: „Also sprich offen, wolltest du mich in's Verderben bringen und die Meinen, und willst du zur Sühne ein Christ werden?“ Auf diese Frage betheuerte der Verräther seine Unschuld, war aber auch bereit, seinen Glauben abzuschwören, wenn er dadurch sein Leben retten könne.

Als dann Christoph den Gaukler fragte, ob er von dem Schelmstück gewußt, sagte dieser: „Was hilft's mich, wenn ich lüge. Sterben muß ich doch. Also bleib' ich bei der Wahrheit. Ich hasse Euch, wie es einem Muselmann ziemt, und säh' Euch mit Freuden an einem Spieß stecken, wie Ihr's nun uns Beiden angedeihen laßt. Ich wußte von Allem, und so wahr mich der Sultan schwer verliert, zum Christen werd' ich nimmer!“

Sagte Christoph: „Das Wort hat dir dein elendes Türkenleben gerettet. Du sagst doch die Wahrheit und bist ein ehrlicher Christenfeind. Also scher' dich deiner Wege und lauf', was du kannst. Ich will deinem Sultan seine Freud' nicht verderben. Den dort aber, der erst mich vernichten wollte, dann um des schnöden Lebens willen seinen Glauben abschwören, für den er doch meinen Tod wollte — den hängt an den nächsten Baum, denn er ist reif zum Galgen.“

Dabei hieb er den Strick entzwei, daran der Gaukler geführt ward. Dieser säumte auch nicht lange, sondern rannte davon, so schnell er vermochte. Den Verräther aber hingen Ihrer zwei am nächsten Baum auf, und da blieb er noch lange Zeit hängen. —

179. Der vom Geiz geplagte Diener.

Ein alter Diener am Hofe des Kaisers Sigismund ward vom Neidhardt und Mammon so emsig geneckt und gestachelt, daß er von Tag zu Tage dreister dem Murren sich ergab. „Wie ist's,“ sagte er, „mit den alten treuen Dienern? wie steht's mit ihnen? Kaum, daß manchmal mit einer armseligen Geringfügigkeit, sie heiße

nun Gratiale oder Discretion, ihrer gedacht wird, während solche Gefäße, die ohnedieß schon voll sind, immer von neuen Freigebigkeiten überströmen!" — Als diese freimüthigen Bosheiten endlich auch dem Kaiser zu Ohren kamen, würdigte er sich, die verdrießliche Redseligkeit dieses geringsten seiner Tadler auf eine besondere Art zurecht zu weisen. — Er ließ zwei Büchsen von ganz gleicher Gestalt und Größe verfertigen, deren eine mit Gold, die andere, doch unter genauer Beobachtung des nämlichen Gewichtes, mit Blei gefüllt ward. Nun ließ er den Gekränkten vor sich rufen, den er mit freundlicher Herablassung so anredete: „„Auf daß Du klärlich erkennen mögest, daß es nicht sowohl mir an dem Willen gemangelt habe, dir Gutes zu thun, als etwa dir an der Gnade, solche Wohlthaten zu erlangen; so habe ich die Sache ganz deinem eigenen Ermessen und Wählen anheim gestellt. Diese beiden Büchsen sind dazu bestimmt: voll Gold ist die eine, voll Blei die andere; prüfe, vergleiche, bedenke, erwäge, wähle ohne Scheu; die du erwählen wirst, ist dein, die du verwirfst, wird ein Anderer bekommen." — Von Freude und Angst zu gleicher Zeit angefallen, ward der alte Murrkopf bleich, und hochroth, und wieder bleich; wie die Farben, so wechselte er auch die Büchsen in seinen Händen; er wog und prüfte mit der Rechten und Linken, ohne einen wohl basirten und motivirten Entschluß fassen zu können; das Gewicht sagte ihm nichts; von Siderismus, metallischem Rapport und supranaturalistischem Galvanismus hatte er weder Kunde noch Gefühlsstimmung, und endlich waren ja auch die Metalle isolirt, nur leider nicht in Glas, sondern in undurchsichtiger Holzsubstanz! Wie ängstigte er sich in seinem Gemüthe vor dem Blei der Armuth! Wie schrumpfte dieß Blei im Geiste schon sein Herz zusammen! Inzwischen mußte doch einmal gewählt werden, und den Kaiser so lange warten lassen, wollte sich nicht geziemen. Endlich schien ihm ein Lichtstrahl zu kommen. „Allerdurchlauchtigster Herr," rief er: „diese da behalte ich." — „„Gut,"" sagte der Kaiser, „„diese sollst du auch behalten, und wenn du nicht geirrt hast, so kannst du dir selber den Dank abstatten."" Der Mann öffnete die Büchse: — es war die mit Blei gefüllte. „„Siehst du nun!"" sagte der Kaiser, „„die Ursache deiner Armuth ist nicht mir, sondern der göttlichen Vorsehung zuzuschreiben. Nicht an dem Willen des Kaisers hat es heut' gemangelt, wohl aber an dem Willen Gottes. Hätte er es anders gewollt, so würde deine Hand nicht so sehr geirret haben!"" —

Glück und Unglück, Gutes und Böses, Armuth und Wohlstand, kommen von Gott. Fern davon, auf seine eigene Weisheit, Fertigkeit, Schlauheit, auf günstigen Zufall und Glück zu vertrauen, bauet

der weisere Christ auf einen viel höheren Grund. „Ich aber, o Herr, habe auf dich gehofft; ich sprach: mein Gott bist du, in deinen Händen sind meine Loose!“ (Ps. 30.) Und in dieser Gesinnung bewahrt er sich nicht allein vor der Abgötterei des blinden Glückspiels; noch sorglicher bemüht er sich, das Würfelspiel des eigenen Willens, der blinden Willkür, zu meiden, das noch größere Gefahren bringt. Er hält einzig und allein an **Gott!** —

180. Könige und Ritter.

Einmal fragte ein König von Frankreich seinen Herold, der vor dem Tische stund, wie es käme, daß man nicht mehr Ritter fände jetzt zu seinen Zeiten wie Roland und Oliver waren. Der Herold sprach: „Warum sind nicht mehr Könige wie Carl und Ludwig waren? Gieb mir solche Könige, wie die waren, so will ich dir solche Ritter geben, wie Roland und Oliver waren.“ —

181—183. Beschirmung der Unterthanen.

1. Der Hofprediger der Kaiserin Maria Theresia sprach in einer Predigt von den Pflichten der Regenten gegen ihre Unterthanen, und sagte mit vieler Freimüthigkeit in der Gegenwart seiner Fürstin: „Ihr Könige der Erde seid die Väter der Armen, Wittwen und Waisen! Höret ihre Klagen, helfet ihnen, oder — leget eure Kronen ab! Lasset ihr diese Pflicht unerfüllt, so seid ihr unwürdig, sie zu tragen!“

Diese mit Begeisterung gesprochenen Worte machten einen tiefen Eindruck auf die innigst gerührte Fürstin; sie zerfloß in Thränen und sagte bei'm Herausgehen aus der Kirche: „„Alle Thüren meines Palastes sollen den Unglücklichen offen stehen; ich will sie von nun an wieder selbst hören!““

Am andern Tage drangen mehrere Höflinge in die Kaiserin mit dem Anliegen — den Prediger für seine Kühnheit nach Verdienst zu bestrafen.

Doch die große Kaiserin erwiederte mit Ernst: „„Er hat seine Pflicht gethan; ich werde die meinige auch thun!““ —

2. Maria Theresia suchte auch in gerechtester Weise ihre Unterthanen gegen jegliche ungesetzliche Unterdrückung in Schutz zu nehmen.

So verordnete sie am 29. Februar 1772:

„Wer gegen die Grundherrschaft Klage hat, wendet sich an die nächste Obrigkeit; — erfolgt zur bestimmten Zeit keine Abhülfe, so wendet er sich an's Kreisamt, welches in solchen Fällen weder Stempel noch Taxen anrechnet; — von dem Kreisamte kann man an die nächste österreichische Regierung appelliren; — obrigkeitliche Beamten, welche den Unterthan bevortheilen oder bedrücken, werden mit 50 bis 100 Thalern bestraft; falls die Obrigkeit selbst an dem begangenen Unrechte Schuld ist, steigt die Strafe auf 100 bis 200 Dukaten, ja die Schuldigen können zu Arrest in Eisen und Banden oder zu öffentlicher Arbeit verurtheilt werden." —

3. Einst berief die Kaiserin Maria Theresia einen Kapuziner, der in einem vorzüglichen Rufe der Frömmigkeit und Tugend stand, in ihr Kabinet, um sich, wie sie öfters zu thun pflegte, mit ihm zu erbauen. Die Unterredung leitete den guten Pater auf das Unglück, worein mancher rechtschaffene Mann gerathe, ein Opfer der Unterdrückung, der Kabale und der Bosheit zu sein, und er nannte hiebei zufälligerweise den Namen eines Mannes, der sich eben zu Wien in einer für ihn sehr verwickelten Angelegenheit aufhielt. Im Innersten erschüttert, warf sich jetzt die fromme Fürstin auf die Kniee. „Helfen Sie mir, der Vorsehung Gottes Dank bringen," — sagte sie zum Pater — „daß ich auf den Gedanken kam, heute mich mit Ihnen zu besprechen! Ich war im Begriff, eine Handlung zu begehen, die mich sehr viel Reue gekostet haben würde. Sie retteten mich davon. **Der** Mann, von dem Sie eben sprachen, sollte nach den Vorstellungen, die man mir von ihm gemacht hat, heute noch aus Wien verwiesen werden." Diesen Worten folgte auf der Stelle ein Befehl, die Sache des Mannes unpartheiisch zu untersuchen, und noch an demselben Tage wurde er aus dem Arreste, worin er war, befreit, und von der Kaiserin reichlich beschenkt. —

---

184. Keine Günstlinge!

Der grundgütige Leopold II., der als Großherzog den Wahlspruch führte: „Die Herzen der Unterthanen sind der Schatz der Fürsten!" und als deutscher Kaiser: „Durch Gottesfurcht und Eintracht!" — hatte niemals Günstlinge.

Dem leisen Vorwurf, als ob er Einigen doch zu viele Macht einräume, begegnete er gelassen: „Ich lerne die Beamten am besten kennen, wenn ich ihr Benehmen aus dem Gebrauche der Gewalt beurtheile." —

---

185. Der König bei'm Spiel.

Ludwig XVI., König von Frankreich, spielte eines Abends Karten mit einem reichen, ihm nahe verwandten Herzoge. Dem Könige fiel ein Goldstück auf den Boden; und da der Kammerdiener, der hinter seinem Stuhle stand, dasselbe nicht sogleich fand, so ergriff der König selbst das neben ihm stehende Licht, leuchtete damit dem Kammerdiener unter den Tisch, und legte das gefundene Goldstück wieder an seinen Platz. — Der Herzog, dem dieß zu kleinlich zu sein schien, strich gleich nachher das ganze vor ihm liegende Häufchen Goldstücke vom Tische auf den Boden und sagte stolz zu seinem Kammerdiener: „Suchet; dieß gehört Euch!“ — Ungeziemend war dieß Betragen und spöttisch gegen den König; aber der König verlor darüber seinen Gleichmuth nicht, und sprach ruhig zum Herzog: „„Sie, Herr Herzog, sind einer der reichsten Gutsbesitzer meines Landes, und können mit Ihrem Gelde thun, was Sie belieben; ich aber bin nur der Verwalter der Abgaben Frankreichs; und ich finde keine Ursache, mein Geld unter den Tisch zu werfen, so lange noch Tausende meiner Unterthanen in Armuth und Elend schmachten, denen zu helfen meine Einkünfte bei Weitem nicht ausreichen!““ —

---

186. Die kurze Taille.

Unter dem Kamine des Thronsaales zu Fontainebleau, dieser Lieblings-Residenz der Herrscher von Frankreich, sah man sonst das lebensgroße Bildniß des Kaisers Napoleon I. von Gerard gemalt, da, wo zur Zeit der Restauration des Königthums das Portrait Ludwig's XVIII. aufgehängt worden ist.

Das erstere Bildniß war noch nicht abgenommen, als König Ludwig XVIII. Fontainebleau besuchte.

Als er es bemerkte, äußerte Einer von den ihn begleitenden Generälen sein Bedauern, daß man es noch nicht bei Seite geschafft habe, und erlaubte sich zu gleicher Zeit eine platte Witzelei über die kleine Taille des Kaisers.

Ludwig XVIII. zog statt aller Antwort seinen Hut vor dem Bilde Napoleon's ab, grüßte ehrerbietigst und wandte sich mit folgenden Worten an den General:

„Sie haben Recht, General! Er war zu klein für Diejenigen, unter denen er lebte! Was werden Sie erst von meinem Portrait nach meinem Tode sagen?“ fügte er bitter lächelnd hinzu. —

---

187. Der Schädel eines Königs.

Man kennt (so schreibt im Jahre 1853 das Unterhaltungsblatt: „Der Erzähler“) das Schicksal des Mobiliars der französischen Königs-Familie Orleans; es befindet sich jetzt in aller Welt Händen zerstreut.

Während der Plünderung der königlichen Gemächer zu Paris im Revolutions-Sturm des Jahres 1848 fand man auch einen Todtenkopf, auf welchen der König Louis Philipp eigenhändig folgende Worte geschrieben hatte:

„Dieß ist der Schädel Carl's IV., des Einfältigen, begraben 923 in der Abtei Formigny und fast unversehrt wieder aufgefunden zur Zeit der allgemeinen Entheiligung 1793.“

Dann folgen noch einige entsprechende Verse aus Malesherbes' Gedichten von derselben greisen Hand.

Dieser Schädel eines Königs aus dem zehnten Jahrhundert mit der Inschrift eines Königs aus dem neunzehnten Jahrhundert — wurde später das Besitzthum eines Kunsthändlers, der ihn für dreißig Franken erstanden hat.

Wahrlich, bei'm Hinblick auf diesen wandernden Königsschädel, versehen mit der eigenhändigen Inschrift eines entthronten und in der Verbannung gestorbenen Königs, muß man mit Demuth und mit Wehmuth ausrufen: „O Gott, was ist vor dir Menschen-Hoheit und Menschen-Macht und Menschen-Herrlichkeit?“ Die Antwort liegt in der Wehklage Salomon's, des Predigers, des Sohnes David's, des Königs zu Jerusalem, wenn er aufjammert: „„Eitelkeit der Eitelkeiten! Eitelkeit der Eitelkeiten! Und Alles ist Eitelkeit!““ Ecclesiastus 1, 1. —

---

188. Fabiola.

(Aus: Die Väter der Wüste von Ida Gräfin Hahn-Hahn.)

In der heiligen Fastenzeit des Jahres 390 hatte Rom ein seltenes und herzerhebendes Schauspiel. Unter den öffentlichen Büßern vor der Basilika vom St. Johannes zum Lateran, welche um die Gnade flehten, wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen zu werden, befand sich Fabiola, die vornehme, hochgeehrte, unermeßlich reiche Fabiola aus dem uralten Geschlechte der Fabier. Im härenen Bußgewand und ohne Sandalen, mit aufgelöstem Haar und verweintem Antlitz, mit Asche auf dem Haupt und

dem Nacken und mit Erdenstaub in den Händen kniete sie am Boden und flehte unter heißen Thränenströmen um die Gnade, durch heilsame Buße wieder mit Gott ausgesöhnt zu werden. Der Papst Siricius, die Geistlichen, Fabiola's Standesgenossen, das ganze römische Volk, Alle sahen mit Erbauung und Rührung an dieser Büßenden, wie tief und weltvergessend die Reue eines guten Herzens sein kann, wenn es aus seiner Verblendung erwacht. —

Fabiola war früh mit einem Manne vermählt, der ein so lasterhaftes Leben führte, daß es ihr unmöglich schien, an seiner Seite zu bleiben. Sie war sehr jung und wähnte das Recht zu haben, so große Beleidigungen, wie er sich gegen sie zu Schulden kommen ließ, nicht ertragen zu dürfen. Ueber ihn sich zu beklagen, verbot ihr das weibliche Zartgefühl; sie nahm lieber die Schuld der Uneinigkeit in der Ehe auf sich und verließ das Haus ihres Gatten, um zu ihrer Familie zurückzukehren. Uebrigens kannte ganz Rom den sittenlosen Wandel dieses Mannes. Nachdem Fabiola eine Zeitlang bei ihren Anverwandten gelebt hatte, glaubte sie mit Fug und Recht eine zweite Ehe schließen zu können, da sie ja nicht aus Wankelmuth und Leichtsinn und nicht von blinder Leidenschaft getrieben, sondern durch das schlechte Betragen ihres Mannes dazu gedrängt, sich von ihm getrennt habe. Das bürgerliche Gesetz erlaubte dies und das evangelische Gesetz, welches die zweite Ehe verbietet, so lange der erste Gatte lebt, war ihr unbekannt. Vielleicht wollte sie es nicht kennen, und mindestens ging sie unbehutsam zu Werk. Genug, sie vermählte sich wieder und lebte mehrere Jahre sehr zufrieden mit dem zweiten Mann. Da verlor sie ihn durch den Tod. Solche Erschütterungen des Herzens, die man schmerzlich empfindet, sind oft sehr heilsam, weil sie das Herz ablösen von seinen irdischen Neigungen und es ihm erleichtern, eine andere, höhere Wendung zu nehmen. Das geschah auch bei Fabiola. Der Verlust ihres Gatten stellte ihr die Vergänglichkeit alles irdischen Glückes und die Thorheit vor Augen, es um den Preis ewiger Güter erkaufen zu wollen. Und welches Gut ist höher, als die Gnade Gottes? Und welcher Schmerz größer, als das Bewußtsein, durch verblendende Selbstsucht sie verloren zu haben? Als diese Binde von Fabiola's innerem Auge fiel, erkannte sie leicht die Verletzung des göttlichen Gesetzes, die sie sich hatte zu Schulden kommen lassen, und mit größter Entschiedenheit schlug sie den Weg der Rettung ein, der sie in möglichst kurzer Frist zur Aussöhnung mit Gott führen sollte. Willig unterwarf sie sich der öffentlichen Buße, der sich nicht leicht Frauen ihres Standes unterzogen. Ihr Schmerz war so groß, Gott beleidigt und ein öffentliches Aergerniß

gegeben zu haben, daß keine Demüthigung sie mehr demüthigen konnte, als die Selbsterkenntniß es that. —

2. Nachdem der äußere Act der Buße vollzogen und Fabiola zugleich aus dem Staube und der Asche der Sünden aufgehoben und zur Reinheit der Kinder Gottes hergestellt war: da zeigte es sich, welch' ein Fundament der Bekehrung die aufrichtige Reue in ihr gelegt hatte. „Wer viel liebt, dem wird viel vergeben." (Luc. 7, 47.) Diesen Ausspruch des Heilandes begriff Fabiola; und so wurde denn Er, der ihr so viel vergeben hatte, der Vielgeliebte ihrer erneuten Seele. An dem Tage, da sie das Hochwürdigste Gut empfing, stieg sie für immer herab vom Throne des Wohllebens und des Glanzes, auf dem sie von der Wiege an sich befunden hatte, und begab sich in die dunkle Hütte freiwilliger Armuth. Ihr Eifer zum Fasten, zum Almosengeben, zum Gebet, zur Verdemüthigung hielten mit einander Schritt, so daß die äußere Abtödtung nur der Wiederschein und die Folge der inneren war. Schöne Kleider, kostbare Stoffe, feine Leinwand, Perlen und Juwelen legte sie für immer ab und ganz grobe Gewänder an, aber ohne irgend einen Werth auf diese Entsagung zu legen, die einer in Verwöhnungen auferzogenen Frau so ungemein schwer zu fallen pflegt. „Leichter ist es jedoch," sagt der heilige Hieronymus, „Diamanten abzulegen, als den Hochmuth. Wer sich nichts zu gut thut, weil er Gold und Silber dahin gegeben, wird vielleicht hoffärtig wegen seiner geringen Kleidung, und das Menschenlob vergütet ihm seine Armuth. Aber Fabiola richtete ihre Absicht rein auf Gottes Ehre und Wohlgefallen, und hat sich nie auf einer Regung der Selbstgefälligkeit ertappen lassen." Ihre Freigebigkeit kannte keine andere Grenze als die, daß sie nichts mehr hatte, und mit Geben zu kargen, schien ihr unwürdig zu sein für eine Jüngerin des menschgewordenen Gottes, der sich ganz für uns dahingegeben hat. Die große Stadt Rom war zu klein für Fabiola's Freigebigkeit. Sie lud gleichsam die ganze Welt ein mit den Worten ihres Vielgeliebten: „Kommt her zu mir, ihr Mühseligen!" Sie durchreiste Italien; sie suchte die klösterlichen Genossenschaften auf, welche um diese Zeit dort erblühten; sie ging zu den Einsiedlern, die im Appenin, am Gestade des Meeres und auf benachbarten Inseln das Leben der Anachoreten des Morgenlandes führten; und der Zweck von Fabiola's Wanderungen war kein anderer als der, Hilfe zu spenden, wo es nöthig war. Wenn sie aber viel gab, so that sie doch noch viel mehr! Fabiola war es, welche das erste Spital in Rom stiftete und in diesem Hause Kranke, Arme und jede Art von Dürftigen aufnahm. Die erste Dienerin dieses Spitals war sie selbst; und die Tochter der alten römischen Consuln und Sena-

toren machte sich zur Magd der Armen Christi. Mit eigenen Händen wusch sie böse Geschwüre aus, verband blutige Wunden, trocknete den Todesschweiß von der Stirne der Sterbenden. In ihren Armen hielt sie solche Kranke, die sich in Convulsionen umherwälzten oder von Krämpfen befallen waren. Für Alle bereitete sie das Lager, brachte ihnen lindernde Arznei, reichte ihnen erquickende Speisen und that dieß Alles mit einer so unaussprechlichen Liebe, daß diejenigen armen Leute im Spital, welche gesund waren, zu erkranken wünschten, um von Fabiola gepflegt zu werden. „Wohl weiß ich," sagt der heilige Hieronymus, „daß manche Reiche den Armen Barmherzigkeit erweisen; aber sie thun es mit fremden Händen. Sie geben ihr Geld, doch nicht ihre persönlichen Dienste, und zwar aus dem Grunde nicht, weil der Anblick des Elendes ihnen Ekel einflößt und sie krank macht. Ich will diese Schwächlichkeit nicht schelten, nicht Unbarmherzigkeit nennen. Dafür muß es mir aber auch erlaubt sein zu sagen, daß der rechte Liebeseifer und der vollkommene Glaube, das Gemüth über eine solche krankhafte Schwäche erheben und es stark machen für heilige Liebesdienste." —

3. Doch dieß Alles genügte Fabiola's Bußgeist nicht. Das vollkommene Opfer schien ihr noch eine Stufe höher zu liegen. Das geheiligte Thun steht über dem geheiligten Geben. Das geheiligte Sein steht über Beiden. Im Morgenland auf heiliger Stätte zu einem wahren Brandopfer reuiger Liebe sich zu machen, in strengster Ascese anachoretisch für Gott allein und Ihm zu Liebe von Almosen zu leben: dahin ging das Verlangen dieser großen Seele. Sie hatte schon beträchtliche Schenkungen nach Palästina gemacht, wie das ihre Weise war, als sie sich entschloß, nach Jerusalem zu reisen. Ihre Freunde und Verwandten riethen ihr ab, suchten sie in Rom festzuhalten; doch Fabiola fand in Rom immer noch zu viel Gepränge, Zerstreuung und Hoffart der Welt, obwohl sie in der Armseligkeit sich angesiedelt hatte, und sehnte sich hinweg nach der Wüste, wie der Gefangene aus dem Kerker in die Freiheit. Sie schiffte sich ein und kam im Jahre 395 glücklich nach Jerusalem, wo ihr Name durch ihr gottseliges Leben ganz bekannt war und wo man sie mit Freude und Ehrfurcht willkommen hieß. Dort und in Bethlehem lernte der heilige Hieronymus sie kennen und schätzen. Wie all' ihre berühmten und heiligen Zeitgenossinnen stand Fabiola auf einer solchen Höhe der Geistesbildung, daß ein gründliches Studium der heiligen Schrift ihre Lieblingsbeschäftigung wurde. „Heißhungrig durchlief sie die Propheten, die Psalmen, die Evangelien," schreibt Hieronymus, „that kluge Fragen, schrieb sich die Antworten tief in's Herz, sah in der Wissenschaft nur das Mittel, um in der Erkenntniß

zu wachsen. Als wir einst das Buch Numeri vor uns hatten, fragte sie mich viel nach den israelitischen Stämmen und Geschlechtern und war zufrieden mit meinen Antworten. Als sie aber die geheime höhere Bedeutung der Lagerplätze wissen wollte, welche die Kinder Israels während ihres Zuges durch die Wüste, von Egypten bis zum Jordan, aufschlugen und ich meine Unwissenheit bekennen mußte: drang sie so lebhaft in mich, über die Auslegung dieser Geheimnisse nachzudenken, daß ich es ihr nicht abschlagen konnte. Und wie ich ihrem Namen das Büchlein von der Erklärung der priesterlichen Kleider zugeschrieben habe, so will ich ihr auch die Auslegung der zweiundvierzig Lagerplätze des israelitischen Volkes zuschreiben, dieser seligen Fabiola, welche durch die Wüste der Welt gepilgert ist und die himmlischen Zelte früher erreicht hat, als ich." Trotz der Freude, die sie an solchen Studien unter der Leitung eines solchen Meisters hatte, gab sie doch ihre Absicht, ein ganz abgeschiedenes Leben zu führen, keineswegs auf. Die Schrift des Hieronymus an den früheren Genossen seiner Einsamkeit, Heliodor, worin er denselben auffordert, in die verlassene Einöde zurückzukehren, diese Schrift, welche so vielen Anklang und daher auch manchen Widerspruch gefunden hat (weil nur das Bedeutungslose sich allgemeinen, aber oberflächlichen Beifalls rühmen kann), diese Schrift wußte Fabiola auswendig; und die Frage an Heliodor: „Was machst du in der Welt, du, der du größer bist als die Welt?" kam ihr nicht aus dem Sinn.

4. Hieronymus bemühte sich, eine Stätte zu suchen und zu wählen, welche für diese auf außerordentlichen Pfaden geführte, außerordentliche Seele passend gewesen wäre. Ehe es ihm gelang, eine solche zu finden, wurde der Orient in Angst und Schrecken versetzt durch Streifzüge des wilden Volkes der Isaurier, die raubend und plündernd mit überraschender Schnelligkeit durch die Bergpässe des Taurus in Kleinasien eindrangen, in Syrien große Verheerungen anrichteten und Phönicien bedrohten. Es hieß, sie hätten besonders Palästina und Jerusalem im Auge; Antiochien war schon belagert; Tyrus wurde neu befestigt. Man floh der Küste zu, um sich auf die Schiffe und, sollten die Drangsale einbrechen, auf die Flucht zu begeben. Die Frauen waren vorzugsweise gefährdet, weil die Barbaren sie raubten und fortführten. Unter so mißlichen, unsichern Verhältnissen hielt Hieronymus es für Fabiola am Gerathensten, nach Rom zurückzukehren und dort eine Herberge zu suchen, wo sie so Viele beherbergt hatte; dort arm zu sein, wo sie zuvor reich gewesen war; zwischen all' den Erinnerungen an ihre glänzende Vergangenheit abgetödtet wie in der Wüste zu leben. Es that ihm sehr leid, „ein so köstliches Kleinod aus dem heiligen Lande zu verlieren;" aber

Fabiola, die überall fremd und jederzeit reisefertig, und nirgends an eine feste Wohnung gebunden war, löste auch ihr Herz von jedem Wunsch ab, der nicht mit den Fügungen Gottes übereinstimmte, und ging willig nach Rom zurück. Noch einige Jahre erbaute und erfreute „diese gewaltige Frau," wie Hieronymus sie nennt, das römische Volk durch das heilige Bußleben, welches sie in ihrem Spital als Magd der Armen und Kranken fortsetzte. Dann, in der Vorahnung ihres baldigen Todes, berief sie einige fromme Mönche, um ihr die letzte Last des zeitlichen Gutes abzunehmen und auf Gründung neuer Genossenschaften zu verwenden, damit sie um so mehr Fürbitter habe, die ihr behilflich sein könnten, recht bald die ewigen Hütten zu erreichen. Begieriger war sie nach dem Tode, als Andere nach dem Leben, und in jedem Augenblick war sie bereit zu sterben, um mit dem heiligen Apostel Paulus „aufgelöst und bei Christus zu sein." Was aber die Stadt Rom von Fabiola hielt, zeigte sich bald; denn kaum hatte sie im Frieden des Herrn ihren Geist aufgegeben, so strömte das Volk, Alleluja singend, zusammen, alle Gotteshäuser erschallten von Gebeten und Psalmen und ihr Begräbniß war festlicher und feierlicher, als je der Triumphzug einer ihrer Ahnherren gewesen war. Denn damals frohlockten nur Menschen über einen irdischen Sieger; aber jetzt frohlockten auch die Engel im Himmel der bekehrten armen Sünderin entgegen, in welcher die Gnade so überströmend gewesen war, daß sie den Sieg über die Sünde davon getragen hatte. —

189. Die heilige Waldburga.

Die Brüder Willbold und Wunbold und ihre Schwester Waldburga hatten sich einander in Gott sehr lieb. Sie waren die Kinder des Richardus, und ihre Mutter ist eine Königin in England gewesen. Willbold und Wunbold beschlossen, da sie groß geworden, in's Elend zu wandern um Gottes willen, zogen über's Meer, und pflegten ihrer Andacht an vielen heiligen Orten. Darnach, als sie hörten, daß ihre Mutter gestorben sei, ward ihnen bange um ihre Schwester Waldburga, daß sie möchte verloren gehen, beschickten sie daher mit einer freundlichen Botschaft. Der Botschaft ward die Schwester von Herzen froh und rief Gott mit Inbrunst an, daß er ihr seinen heiligen Willen offenbaren und über sie verfügen möge, was ihrer Seele nütz und heilsam wäre. Da vernahm sie durch Eingebung des heiligen Geistes, daß sie ihren Brüdern gehorsam sein und selbigen folgen solle in allen Stücken. Alsbald erkor sie unter den Jungfrauen, die ihre Gespielinnen gewesen, ihrer Drei,

nämlich Chunitrudis, Thekla und Lioba, die sämmtlich eines göttlichen Lebens waren, versorgte sie mit Speise und aller Nothdurft, gesegnete Verwandte und Gefreunde, und schied von dannen, gleich einer Solchen, welche Haus und Hof und das liebe Vaterland und alle Dinge im Stich läßt, um einzig ihrem Herrn Christo nachzufolgen. Als sie nun auf das hohe Meer kamen, erhob sich ein gewaltiges Ungewitter, also daß auch die Schiffleute verzagten, und des Ruders und Steuers sich verziehen. Die heilige Jungfrau Waldburga aber rief Den um Beistand an, welcher ist ein gewaltiger Herr Himmels und der Erden und aller Elemente; alsdann trat sie an das Bord des Schiffes und gebot dem Winde; augenblicklich wurde es ganz stille, und sie fuhren weiter ohne einiges Ungemach. Dieß wurden alle froh und dankten Gott und der heiligen Waldburga, welche sie aus der Todesgefahr errettet hatten.

Darnach kam Waldburga zu ihrem Oheim Sanct Bonifacius und zu ihrem Bruder Willbold in Deutschland, und wurde von ihnen mit großer Freude empfangen. Bei solchen blieb sie eine geraume Weile, übte sich in allen Tugenden, und nahm die Lehre wohl zu Herzen. Als sie aber vernahm, daß ihr Bruder Sanct Wunbold tiefer im Lande ein gar heiliger Mann und ein Abt sei über sieben Klöster, spürte sie ein sonderliches Verlangen, zu ihm zu ziehen mit ihren Jungfrauen, und sich von ihm in das geistliche Leben einweihen zu lassen. Sie offenbarte diesen ihren Wunsch ihrem Bruder Willbold, welcher, in Betracht ihres Glaubens und ihrer guten Meinung, ihr seine Einwilligung nicht glaubte verweigern zu dürfen. Also zog sie mit ihren Jungfrauen zu Sanct Wunbolden, welcher die Schwester mit großen Freuden empfing. Sie aber bat ihn um Gottes und ihrer Blutsfreundschaft willen, daß er sie und ihre Gesellschaft in ein Kloster geben möchte, darinnen sie Gott dienen könnten ihr Lebenlang. Das that der liebe Sanct Wunbold, segnete und weihte sie, baute ihnen auch eine Kirche neben dem Kloster, und predigte darin und lehrte sie, wie sie Gott dienen müßten vollkommlich und in der Wahrheit. Waldburga nahm die Lehre wohl zu Herzen, diente Gott mit großem Fleiße Tag und Nacht, und ward allen Einwohnern der Gegend, so weltlichen als geistlichen, ein Spiegel aller Tugenden. Darnach als Sanct Wunbold gestorben war, sah sich Bruder Willbold seiner Schwester heiligen Wandel an, ihren großen Ernst und ihre heilsame Strenge; fand sie demnach wohl tüchtig, über geistliche Leute zu regieren, und setzte sie zu einer Aebtissin in dem Kloster Heidenheim. Der heiligen Waldburga war solches gar ungelegen; aus Gehorsam jedoch gegen ihren Bruder unterzog sie sich dem heiligen Amte, und führte

solches mit großer Kraft und Würdigkeit, dieweil sie lebte, in die Ein und zwanzig Jahre.

Es war ein Kellner bei demselben Kloster, Namens Gummrad, demselben lag ob, die Kirche und Convent mit Lichtern zu versorgen, so oft man dessen bedürfte. Als aber die Frauen einmal essen wollten und gerne Licht gehabt hätten, wollte ihnen der Kellner keines geben; sagend, sie würden des Mundes schwerlich verfehlen auch im Dunkeln. Ueber solchen Trotz und Hohn wurden die Schwestern sehr betrübt; Waldburga aber stand auf vom Tische, ging in ihr Kämmerlein und befahl Gott die Sache. Alsbald erschien ein großes Licht vom Himmel; das leuchtete den Schwestern dieselbe ganze Nacht bis zum Morgen, da die Sonne aufging; durch solch' Licht wurden sie über die Maßen sehr erfreut und gestärkt.

Auch wohnte unfern des Klosters ein sehr reicher Mann, der war den Schwestern gewogen und erzeigte ihnen viel Gutes. Als nun des Mannes einzige Tochter erkrankte und auf den Tod lag, jammerte die fromme Jungfrau des Mannes, ging hin, trat an der Tochter Bett, die schon in den letzten Zügen lag, und bat Gott den Allmächtigen, daß sie möchte am Leben bleiben. Zur Stunde genas das Mägdlein wieder zur großen Freude des Vaters und zur Verwunderung aller Menschen.

Als nun die heilige Jungfrau Waldburga ihr Leben zu einem guten Ziele gebracht hatte, ward sie krank und immer kränker. Da empfing sie die heiligen Sakramente mit großer Innigkeit, und nachdem sie die Schwestern ermahnt hatte, nach wie vor Gott lieb zu haben, und ihm mit Fleiß zu dienen, befahl sie Gott ihre Seele und gab ihren Geist auf. Alsbald kam ihr Bruder Willbold und begrub die Schwester neben des Bruders Sanct Wunbold's Leiche. Es ging aber von dem heiligen Leichnam aus ein gar guter Geruch, von welchem kranke Menschen genasen; noch umschien denselben ein gar heller Schein; und alle Kerzen und Lichter in der Kirche entzündeten sich ohne einiger Menschen Beihilfe durch die Kraft Gottes.

Darnach als auch Sanct Willbold gestorben war, offenbarte er sich einstens dem Bischof zu Eichstädt, und sprach zu ihm: „Du sollst meine Schwester Waldburga mit großer Ehre und Würdigkeit nach Eichstädt bringen!“ Also ward Sanct Waldburga's Leichnam von Heidenheim nach Eichstädt geführt, und that unterwegs viel Zeichen und Wunder. Als der heilige Leib zu Mannheim in ein Kloster gebracht und daselbst auf den Altar gelegt wurde, begab sich's, daß die Aebtissinn des Klosters, welche Nebula hieß und lange krank gewesen war, eben lag und schlief. Ihr erschien ein ehrwürdiger Mann in Priestergewand, der sprach zu ihr: „Nebula,

was schläfst du? Warum stehst du nicht eilig auf und gehst in die Kirche? Wisse, daß der heilige Willbold in dein Gotteshaus gekommen ist, mit einer großen Schaar der Engel; der will sehen, wie du seine liebe Schwester Waldburga empfängst!" Die Aebtissinn antwortete: „„Ich bin krank, Herr, und kann nicht in die Kirche kommen, es sei denn, daß ich hineingetragen werde."" Er aber sprach: „Stehe nur auf und gehe eilend hin, daß du nicht zu spät kommst!" Alsbald stand sie auf ohne aller Menschen Hilfe, war frisch und gesund, ging in die Kirchen und empfing das Heiligthum mit geziemender Ehrerbietung. Als nun die Leute sich verwunderten, die Aebtissinn wieder gesund zu sehen, erzählte sie ihnen, was ihr widerfahren wäre. Deß wurden sie sehr froh und lobten Gott und die heilige Jungfrau Waldburga.

Bis auf den heutigen Tag ereignet sich am Festtage der Heiligen, daß aus ihren Gebeinen ein weißes Oel hervorfließt, das schon sehr oft wunderbare Heilungen bewirkt hat. —

190. Friedburga.

(Aus: Seerosen, von Ottmar Schönhuth.)

1. Im Anfang des siebenten Jahrhunderts hatte der Frankenherzog Gunzo zu Ueberlingen seinen Wohnsitz. Dieser, aufgehetzt von den noch heidnischen Bewohnern am See, die den ersten Glaubensboten, dem heiligen Gallus und seinen Begleitern zürnten, weil sie ihren Götzendienst gestört, hatte die frommen Männer aus der Gegend verwiesen. Aber Gott fügte es, daß Gunzo den heiligen Gallus selbst wieder in seine Nähe berief.

Herzog Gunzo hatte eine einzige Tochter von wunderbarer Schönheit, Namens Friedburga, die mit dem Frankenkönig Siegbert, Theoderich's Sohn, verlobt war. Friedburga fiel in eine schreckliche Krankheit; sie aß nichts und warf sich oft schäumend auf den Boden nieder, ja tobte so sehr, daß sie kaum von drei Männern gehalten werden konnte. Dreißig Tage nach dem ersten Anfall stieß sie die fürchterlichsten Worte aus. — Ihr Vater und alles Volk glaubte, daß Friedburga von einem bösen Geiste besessen sei. Auf dieß ordnete der schwerbekümmerte Vater an Siegbert Boten ab, um ihm die Krankheit seiner Braut anzuzeigen. Dieser sandte alsbald zwei Priester von seinem Hofe, um an der kranken Braut eine Heilung zu versuchen. Als solche in Ueberlingen ankamen und in's Gemach der Kranken eintraten, fanden sie sie gerade in ihrem schrecklichsten Zustande, und Eltern, Verwandte und Hausgesinde weinend und vom Kummer niedergedrückt um sie versammelt.

Sie begannen über ihr zu beten, aber es hatte keine Wirkung. Der böse Geist in der Kranken schalt und verhöhnte zuerst die beiden Priester, und erklärte sie für unmächtig, ihn zu vertreiben, da es ihnen an jenem heiligen Sinne fehle, welcher allein dem Gebete Kraft gebe. Dann nannte er den heiligen Gallus, in dessen Macht es allein stünde, ihn zu vertreiben. An den hatte sich Herzog Gunzo schon vor Ankunft der fränkischen Priester durch den heiligen Willimar zu Arbon gewendet. Aber der heilige Gallus, der gerade auf Besuch bei letzterem war, weigerte sich, als die Botschaft vom Herzog kam, welche ihn nach Ueberlingen berief, und sprach zu seinem Freunde: „Geh' du und laß mich, denn was hab' ich zu schaffen mit den Fürsten dieser Welt?“ Willimar entgegnete: „„Nein, ehrwürdiger Vater, gehe doch mit mir, denn ich fürchte, der Herzog, den das Leid um die Krankheit seiner Tochter zu Boden beugt, möchte, wenn du nicht gutwillig folgst, seine Diener senden, und dich mit Gewalt gen Ueberlingen bringen lassen!““ — Als Willimar so sprach, verließ ihn Gallus, unter dem Vorwand, noch einmal in seine neuerbaute Zelle (jetzt St. Gallen) zurückzukehren, um das Nöthige für seine dort wohnenden Brüder zu besorgen; aber von dort entwich er über die Waldberge in die Sennische Einöde im Rheinthal (jetzt Sennwald) und weiter hinein nach Chur-Rhätien bis Quaradaves (Grabs), wo er einen Christendiakon Namens Johann fand, und bei ihm sich in einer Höhle verbarg. —

Willimar fuhr nach Ueberlingen, und meldete dem Herzog, wie Gallus keine Folge geleistet.

Da bestimmte ihn Gunzo noch dringender, den frommen Gallus aufzusuchen und ihn herzubringen; ja er verhieß ihm, er wolle dem heiligen Manne das eben erledigte Bisthum Konstanz übertragen und ihn mit Geschenken überhäufen, wenn er durch Gebet sein Kind heilen würde.

Willimar verließ den Herzog, und suchte nun so lange, bis er seinem Freunde auf die Spur kam und ihn an seinem verborgenen Aufenthaltsort zu Grabs auffand. Jetzt ließ er mit Zureden nicht mehr nach, bis sein Freund sich endlich entschloß, an den See zurückzukehren. Zu Arbon fanden sie einen Boten des Herzogs, der meldete, daß Friedburga schon drei Tage keine Speise mehr zu sich nehme. Mit diesem fuhr Gallus nach Ueberlingen.

Am frühen Morgen führte man ihn in das Gemach der Kranken. Sie lag im Schooß ihrer Mutter mit geschlossenen Augen, kaum geöffnetem Munde, und ausgestreckten Gliedern, so daß sie wie todt schien. In Gegenwart des Herzogs und seines Hausgesindes warf sich nun Gallus vor der Kranken nieder, und verrichtete unter Thränen ein heißes Gebet. Als er gebetet hatte, stand er auf, ergriff die Rechte

des Mägdleins und sprach zu ihm: „Im Namen Jesu Christi befehle ich dir, du unreiner Geist, daß du ausfahrest aus diesem Leibe!“ Auf diese Worte des frommen Mannes schlug das Mägdlein die Augen auf, blickte auf ihn, und der böse Geist in ihm rief also: „„Bist du es, Gallus, der du mich aus meinen ersten Wohnungen vertrieben? Aus Rache für das Unrecht, das der Herzog dir und deinen Genossen angethan, bin ich in seine Tochter gefahren, und jetzt treibst du mich auch hier aus — wenn ich von da ausziehe, wo soll ich hingehen?““ „Dahin,“ sprach Gallus, „wo dir in der Hölle ewige Strafe bereitet ist!“ Alsbald flog aus dem Munde des Mägdleins ein ganz schwarzer, scheußlicher Rabe. Zur selben Stunde stand Friedburga auf, und der fromme Mann führte sie freudig in die Arme ihrer überseligen Mutter.

Nun ließ Herzog Gunzo dem frommen Manne jene Geschenke herbeibringen, welche Siegbert seiner Braut durch die beiden Priester überschickt hatte, und wollte ihm das Bisthum Konstanz übertragen. Das letztere weigerte sich der fromme Mann anzunehmen, bevor er seinen Vater Kolumban darüber um Rath befragt hätte; im Herzen aber bestimmte er seinen Schüler Johannes zu Grabs für diese Würde, welcher sie auch später erhielt. —

Der fromme Apostel schied vom Herzog und ging nach Arbon zurück. Dort versammelte er Arme und Dürftige um sich, und vertheilte alle jene Geschenke des Herzogs unter sie. Noch nach Arbon folgte ihm der Dank des Herzogs; er gab seinen Beamten Befehl, mit allem Volk nach der Gallus-Zelle aufzubrechen, und nach des frommen Apostels Wunsch Alles zu bauen und einzurichten. —

2. Indessen hatte König Siegbert erfahren, daß seine Braut von ihrer Krankheit wieder genesen sei; alsbald that er dem Herzog zu wissen, daß er die Genesene zu sehen wünsche. Auf dieß ließ Gunzo seine Tochter, begleitet von einer großen Menge von Mädchen und Jünglingen, an den Rhein und von da nach Metz bringen. Siegbert erfuhr nun von Friedburga ausführlich die Geschichte ihrer Heilung. Von Dankbarkeit bewogen, schickte er dem frommen Gallus noch weitere Geschenke, und begabte seine geistliche Niederlassung mit den ersten Freiheiten. Aber mit der Erfüllung seiner langgehegten Herzenswünsche nahm es eine schmerzliche Wendung.

Als Siegbert nämlich wenige Tage darauf mit Friedburga sich vermählen wollte, erbat sie sich eine Frist von Einer Woche, um sich völlig erholen zu können. — Als diese Zeit um war, trat sie Morgens früh, begleitet von zwei Männern und zwei Dienerinnen, in die Kirche des heiligen Stephan, legte ihre kostbaren Gewande ab,

hüllte sich in einen Nonnenschleier, und warf sich in andächtigem Gebet vor dem Altare nieder. Dann stand sie auf, ergriff die Hörner des Altars, und bat den heilgen Stephan flehentlich, er möge doch das Herz des Königs wenden, daß er nimmer diesen Schleier der Himmelsbraut von ihrem Haupte nehme.

Die Männer, die mitgekommen waren, meldeten dem König, was sie eben gesehen.

Da berieth sich der König mit seinen Geistlichen, was zu thun sei. „Du darfst das Gelübde ihres Herzens nicht brechen!" sprach der fromme Cyprianus von Arelat — und Siegbert folgte seinem Rathe. Er trat in die Kirche und ließ das für seine Braut bestimmte Hochzeitkleid und die Königskrone herbeibringen; dann rief er die Jungfrau herzu, aber diese faßte die Hörner des Altars fester, denn sie befürchtete, man wolle sie aus der Kirche ziehen. Da redete ihr Siegbert freundlich zu und sprach: „„Noch heute sollst du alle deine Wünsche erfüllt sehen!"" Jetzt erst beugte Friedburga, zwischen Furcht und Hoffen schwebend, das Haupt auf den Altar hin und sprach: „„Herr, siehe, ich bin deine Magd, mir geschehe nach deinem Willen!"" Nun ließ sie der König durch die Priester zu sich führen, und ihr das königliche Hochzeitkleid anlegen. Als dieß geschehen, sprach der fromme Siegbert, indem er sie innig anschaute: „„Siehe, du bist bereitet, dich mir anzuvermählen, ich trete dich aber dem himmlischen Bräutigam, Jesu Christo, ab!"" Dieß sprechend, faßte er ihre Rechte, und legte sie auf den Altar. Hierauf verließ er die Schwelle des Tempels, jedoch Thränen verriethen die stille Liebe seines Herzens. Am andern Tag ließ er sie noch einmal rufen; sie mußte sich im Palast ihm zur Seite setzen — dann begleitete er sie in ein Nonnenkloster zu Metz, wo Friedburga die einsame Zelle dem Leben im Königspalaste verzog. —

---

191 — 194. Die Königin Hildegardis.

(Von M. Friedheim.)

1. Der Kaiser Carl der Große war ausgezogen mit seinen Rittern und einem ansehnlichen Heergefolge, um die feindseligen Sachsenvölker zu bekriegen, und hatte seinen Hofhalt zu Ingelheim, wie seine junge und schöne Gemahlin Hildegardis der Obhut seines unächten Bruders Taland befohlen. Taland hatte lange Zeit am Hofe des griechischen Kaisers gelebt und sein ursprünglich edelmüthiges und männliches Herz war dort arg von dem Rost lockerer Sitten angefressen worden; dergestalt, daß er an keine Frauen-

Tugend mehr glaubte, vielmehr wähnte, daß der süßen Schmeichelrede der standhaften Gunstbewerbung keiner Jungfrau Unschuld, keiner Gattin Treue zu widerstehen vermöchte. Hoch über allen Frauen und Jungfrauen an des Kaisers Hofe strahlte nun die edle Frau Hildegardis im Glanze der Schönheit und tugendlicher Sitten. Eines geringen Ritters Tochter, hatte sie Carl, den Edelstein in der schlichten Fassung wohl erkennend, aus der Einsamkeit ihrer väterlichen Stammburg sich geholt und sie zur Genossin seines Kaiserthrones erhoben.

Wie aber das glänzendste Kleinod die Habgier des Diebes am stärksten reizt, also auch hatte Taland in lüsternem Muthe seine Augen auf die edle Königin geworfen, und sie, die in ihrer arglosen Unschuld nichts Schlimmes ahnete, zum Ziele seiner freventlichen Bewerbungen gemacht. Was konnte nun dem ehrvergess'nen Ritter erwünschter kommen, als dieser Heereszug seines kaiserlichen Bruders und dessen Befehl, in seiner Abwesenheit der Obwächter und Beschützer seines Hofhalts zu sein. Der sinnenbestrickte Thor benutzte denn auch die seinen verrätherischen Absichten so günstige Gelegenheit, um die hohe Frau erst mit sanften Liebesworten, dann, da sie seine Wünsche gar nicht zu verstehen schien, mit leidenschaftlichen Erklärungen zu bestürmen. Die Königin hoffte nun, den Verirrten durch Milde und Freundlichkeit von seiner Krankheit (als solche betrachtete sie des Ritters Leidenschaft) heilen zu können; allein sie täuschte sich, denn was bei Taland früher nur Eitelkeit und Hofirerei war, wurde jetzt, durch den täglichen Anblick der holdseligen Königin, wie durch ihre milde Begegnung zur heftigen und brennenden Begierde, dergestalt, daß er eines Tages, als er die Frauen der Königin geschickt zu entfernen gewußt hatte, in ihr Gemach eindrang, Hildegardis einen schnöden Antrag machte, und mit der schrecklichen Erklärung schloß, daß er sich tödten werde, falls sie ihn nicht erhöre. Die tugendhafte Königin war darüber erst so erstaunt, daß sie kaum eines Wortes mächtig wurde, endlich aber des Ritters frevelhaftes Ansinnen mit dem größten Unwillen abwies und ihm mit der schweren Ahndung drohte, die ihn bei der Rückkunft ihres Gemahls für seine Verwegenheit ohnfehlbar treffen werde. Da aber weder Bitten noch Drohungen bei dem von Leidenschaft ganz verblendeten Ritter etwas fruchteten, so trachtete Hildegardis, ihre bedrohte Ehre durch eine List zu erretten und den schlimmen Feind derselben für die Zukunft unschädlich zu machen. Sie stellte sich daher, als wenn sie den Wünschen des Ritters allmälig nachgäbe, und sagte ihm endlich eine Zusammenkunft zu, welche aber, da sie in größter Heimlichkeit geschehen müsse, in einem entfernten und verborgenen Zimmer des Palastes stattfinden sollte.

An dem festgesetzten Tage, zu der bestimmten Stunde, fand sich Taland bei der Königin ein. Diese führte ihn alsbald durch einen dunkeln Gang einer Thüre entgegen, welche sie aufschloß und den Ritter voraus gehen hieß. Aber sobald als dieser die Schwelle des Gemaches überschritten hatte, warf sie die Thüre hinter ihm zu und verschloß selbe in Eile, indem sie dem Ritter, der vor Schreck und Bestürzung fast zu Stein geworden war, die Worte zurief: „Nun mögt Ihr, ehrvergess'ner Thor, Eure abscheuliche Leidenschaft zwischen vier feuchten Mauern abkühlen und die Strafe Eurer Vermessenheit bis zur Rückkunft meines Gemahls, Eures Kaisers und Herrn, erwarten!“ Und damit ging sie weg und überließ den Ritter seinem ohnmächtigen Grimm und den schwarzen Racheplänen, welche die Wuth betrogener Leidenschaft in ihm ausbrütete.

Ein Hoffräulein, welches die Königin zur Vertrauten in dieser Sache gemacht hatte, reichte dem Gefangenen täglich durch ein Fensterchen die nöthigen Speisen zu. Diese hinterbrachte eines Tages ihrer Gebieterin, daß der Ritter sie dringend bitten lasse, ihm ein kurzes Gehör zu bewilligen, um der hohen Frau die Erkenntniß seines Fehls und seine tiefe Reue darüber darzulegen. Hildegardis war erfreut dies zu vernehmen und erfüllte die Bitte des Gefangenen. Taland ergoß sich nun in den lautesten Betheuerungen, wie er sein strafwürdiges Beginnen von Herzen bereue, gelobte der Königin mit den schauerlichsten Eidschwüren, daß er hinführo keine unlautere Regung in sich aufkommen lassen werde, und schloß, indem er mit flehenden Geberden auf die Kniee sank, mit der Bitte: daß die Königin ihn doch nicht der harten Strafe, die sein Bruder und König zweifelsohne über ihn verhängen würde, aussetzen wolle. Die mildherzige Hildegardis ward von des Ritters anscheinend so tiefer Reue gerührt, und entließ ihn, seinen Gelöbnissen vertrauend, seiner Haft.

So erschien denn Taland unter dem Vorgeben, daß er auf einer nothwendigen geheimen Reise begriffen gewesen, wieder bei Hofe und keiner von den Hofleuten ahnete etwas von dem wahren Grunde seiner Abwesenheit. —

2. Kurze Zeit nachher trafen Abgesandte des Königs Carl ein, die dessen baldige Rückkunft verkündeten. Alles bei Hofe wurde nun zu seinem Empfange eingerichtet und Taland ritt dem Könige, von einigen Dienern begleitet, entgegen. Nach der ersten Begrüßung fragte der König nach seinem Weibe. Anstatt diese Frage zu beantworten, erbat sich Taland ein geheimes Gehör und bestrickte nun den Kaiser, als er mit ihm allein war, mit einem höllischen Lügengewebe, worin er die Königin der Untreue an ihrem Gemahle bezüchtigte und die schamlosesten Geschichten als Beweise vorbrachte; dergestalt,

daß der Kaiser, welcher heftigen und aufbrausenden Gemüthes war, in den höchsten Zorn gerieth und seinem Bruder den Auftrag gab, die treulose Gattin auf der Stelle einem schmählichen Tode zu überantworten.

Ohne abzuwarten, daß der Kaiser zur ruhigen Besinnung kommen und vielleicht den raschen Befehl widerrufen möchte, ritt der Verräther dem Kaiser voraus nach Hofe zurück und ließ sogleich die Königin gefangen nehmen. Das Hoffräulein indessen, welches der Königin Vertraute bei der Gefangenhaltung Taland's gewesen war, entging dem auch ihr bestimmten Schicksale durch eine schnelle Flucht und verbarg sich im Walde, der das Schloß umgab.

Nachdem Taland das Vergehen der Königin und den Willen des Herrschers am Hofe kundgemacht hatte, übergab er die arme Hildegardis zweien ihm ergebenen Knappen, mit dem Befehle, daß sie dieselbe tödten sollten. Die unschuldige Königin ward demnach von ihren Henkern beim Abenddunkel in den Wald geführt. Als sie an eine tiefverborgene Stelle neben einem weitschattenden Eichenbaum gelangt waren, hießen die Knechte, den rührenden Bitten der edlen Frau nur Hohn und schimpfliche Reden entgegensetzend, sie niederknieen, um ihre Seele dem Himmel zu empfehlen, und sich bereit halten, von ihren Schwertern den Todesstreich zu empfahen. Da erschollen plötzlich aus dem Gezweige des Baumes, wie von einer Engelsstimme, die Worte: „Lasset ab, ihr Frevler, von Eurem schlimmen Werke, sonst trifft Euch des Himmels Strafe!" Schrecken ergriff da die Knechte, als sie dies hörten; ihre zum grausen Morde geschwungenen Arme erstarrten, wie allplötzlich versteint, und ihre Blicke richteten sich scheu und furchtsam nach dem Baume, von dem herab die wunderbare Stimme erschollen war, und flohen, so schnell sie konnten, von dannen. Hildegard wagte in frommer Scheu nicht, ihre Augen zu dem Eichenbaume zu erheben, von dem ihr die wundersame Rettung gekommen und richtete nun ein brünstiges Dankgebet an die heilige Jungfrau. Da hörte sie ein Rauschen in den Zweigen und auf dem Boden, und ehe sie noch umschauen konnte, fühlte sie ihren Arm und ihr Gewand ergriffen und mit Küssen und freudigen Thränen bedeckt. Es war die treue Zofe, welche Taland's Rachsucht entgangen war. Im tiefen Walde nach menschlichen Wohnungen bange umherirrend, hatte sie vor den nahenden rauhen Männerstimmen in dem dichten Laube des Eichenbaumes Schutz gesucht, und war so durch gnädige Fügung des Himmels der Rettungs-Engel ihrer schuldlosen Gebieterin geworden.

Nachdem Beide in wiederholten heißen Gebeten Ruhe und Vertrauen gefunden hatten, bereiteten sie sich unter der Eiche ein Lager

von Blättern und schliefen in süßen Träumen, bis der Morgen von nnzähligen Vogelstimmen schmetternd verkündet wurde. Waldbeeren und Kräuter, welche sie in Menge fanden, dienten den beiden Frauen zum Frühmahl, und, Gottes Hilfe vertrauend, drangen sie hierauf muthigen Herzens in den dichten Wald hinein. —

3. Unterdessen waren die von Taland zum Morde ausgesandten Knappen nach Hofe zurückgekehrt und hatten, in der Furcht, von dem strengen Herrn übel behandelt zu werden, demselben angesagt: daß sie sein Gebot vollzogen hätten, ihm auch zum Beweise ihre noch vom Blute triefenden Schwerter, mit welchen sie vorher eine Hirschkuh getödtet hatten, vorgezeigt.

Taland lobte und belohnte die Knappen und berichtete dem Könige, welcher kurz darauf seinen Einzug hielt, daß sein Befehl vollzogen und die schnöde Verrätherin an der Ehre seines Ehebetts nach Würden bestraft sei. Worauf der König in finsterem Trübsinn durch stummes Kopfnicken seine Zufriedenheit ausdrückte, hinführo aber alle Heiterkeit verlor und an keinerlei Ding mehr Freude hatte.

Als Hildegardis mit ihrer treuen Zofe mehrere Tage lang im Walde herumgeirrt war, fanden sie eine Klausnerhütte, deren Bewohner, ein ehrwürdiger Greis mit langem Silberbarte, ihnen bereitwillig ein, obwohl kümmerliches, Obdach bot. Hier, von der ganzen übrigen Welt abgeschieden, lebten die Frauen eine geraume Zeit und füllten die Stunden des Tages größtentheils mit Gebet und frommen Uebungen aus. Hildegardis benutzte ihre freie Zeit noch besonders, indem sie die Heilkräfte der Pflanzen und Kräuter erforschte, eine Beschäftigung, der sie in früher Jugend schon mit Vorliebe obgelegen hatte, und worin sie der alte Klausner mit seinen weisen Belehrungen unterstützte. Auf den Rath des Greises, dem Hildegardis ihren Stand und auch ihr Geschick entdeckt hatte, verließen sie endlich die Klause, um nach Rom zu pilgern; dort, sagte er, würde die unschuldig Verfolgte beim heiligen Vater Schutz, und, setzte er in feierlich-prophetischem Tone hinzu, Gerechtigkeit finden.

In der nächsten Stadt vertauschten die Frauen ihre Kleidung gegen Pilgeranzüge und wanderten muthigen Herzens nach Rom. Andächtig betraten sie die heilige Stadt, besuchten alle Kirchen und wurden des Segens des heiligen Vaters der Christenheit theilhaftig. Um ihr Leben zu fristen, wie ihren frommen Neigungen Genüge zu thun, fing hier Hildegard an, die Kunst auszuüben, welche sie in fröhlicher Jugendzeit in der Stille ihrer Heimatwälder erlernt hatte, und worin ihr tiefere Kenntniß durch den weisen Waldbruder verschafft worden war. Die Kranken und Gebrechlichen suchte die hohe Frau auf und brachte ihnen Hilfe und Heilung; Denen, die kein

Kraut und keine Salbe mehr retten mochte, erleichterte sie den Heimgang durch frommen, erbaulichen Zuspruch; dergestalt, daß die ganze Stadt Rom die Tugend und göttliche Kunst der Frau Dolorosa (so hatte sie sich genannt) pries, und Alle, die da Gebresten hatten, zu der hohen Dulderin kamen, sich heilen zu lassen, und den Trost ihrer frommen Rede zu empfahen. Und wie nun nach und nach der Ruf der heiligen Aerztin sich weiter und weiter ausbreitete, hörte auch der Papst Hadrian von ihrem wohlthätigen Wirken; und als er einstens in Prozession nach der Kirche zog und die fromme Frau am Eingange niederkniete, den Saum seines Gewandes zu küssen, ertheilte er ihr vor allem Volke seinen Segen.

So geschah es denn auch, daß Pilger, die von Rom nach Deutschland kamen, an dem Hofe König Carl's von der Frau Dolorosa und ihren wunderbaren Heilungen erzählten. —

4. Mit Begierde hörte solche Mähr der Bruder des Königs, Taland, welcher in einer bösen Krankheit das Augenlicht verloren hatte. Gottes Strafgericht in diesem Verhängniß wohl erkennend, hatte der übelberathene Ritter seine Missethat an der unschuldigen Königin innig bereut, aber in Furcht vor Carl's vernichtendem Zorne hatte er diesem nichts zu entdecken gewagt, und die Vergebung seiner schweren Sünde von der Barmherzigkeit Gottes und der Fürsprache des heiligen Geistes der unschuldig Gemordeten erfleht. Als nun der König Carl beschloß, einen Zug nach Rom zu thun, bat ihn Taland, daß er ihn mitnehmen möchte, um von der weitgepriesenen Heilkundigen Genesung zu gewinnen, welches ihm der König auch gern bewilligte.

Das Gerücht von des Königs Anzug verbreitete sich bald in der heiligen Stadt und ward der frommen Dulderin Hildegardis von ihrer getreuen Zofe alsbald hinterbracht. Mit Herzpochen vernahm sie den Bericht und eine Ahnung sagte ihr, daß sich jetzt des Klausners prophetisches Wort an ihr erfüllen und sie das Ende ihres unverdienten Leidens sehen werde. Mit Inbrunst warf sie sich vor dem Altare der Mutter Gottes nieder und erleichterte, unfähig des Wortes, in heißen Zähren ihre beklommene Brust.

Der König Carl zog in Rom ein, sein Bruder mit ihm. Am selbigen Tage noch beschickte Letzterer die fromme Heilkundige und ließ ihr ansagen, daß er am andern Morgen zu ihr kommen würde. Hildegardis erwartete ihn beruhigt und gestärkt; und als nun ihr bitterster Feind, mit Blindheit geschlagen, Hilfe suchend, vor ihr stand, sprach sie zu ihm: „Bevor ich Euch, Herr, im Namen Gottes, seines Sohnes und der heiligen Jungfrau von Euren Gebrechen zu heilen unternehme, ist es nöthig, daß Ihr Euch durch freiwillige

Bekenntniß Eurer Sünden und Vergehen entledigt, damit Ihr der Gnade Gottes durch meine Hand theilhaftig werden möget. Knieet also nieder, bekenet Eure Sünden und thuet mir Eure Reue kund!"

Taland versetzte hierauf: „„Wohl habe ich, heilige Frau, der Sünden mancherlei begangen, als ein schwacher, gebrechlicher Mensch; aber keine drückt mich schwerer als die, so ich an einer reinen und tugendhaften Frau vollführt, welche ich, göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider, verläumdet und elendiglich verderbt habe. So die göttliche Gnade mir diese schwere Sünde verziehe, dürfte ich die Vergebung aller anderen in Gewißheit erhoffen!""

„Und habet Ihr," fuhr die Dulderin fort, „Euer Verbrechen auch Dem bekannt, den Ihr nach **Gott** dadurch am meisten gekränkt und beleidigt habet?"

Zögernd antwortete Taland: „„Ich habe es nicht gewagt aus Furcht vor harter Strafe; denn Der, den ich gekränkt, ist mein Herr.""

Darauf Hildegard: „Des Himmels Zorn ruht schwerer auf dem Sünder, denn irdische Züchtigung; auch kann ich Euch nicht heilen, bevor Ihr Jenem nicht bekannt habt. Wofern Ihr dieß aber thun wollet, öffentlich und unverholen; so will ich für Euch bitten, daß Euch vergeben werde."

Nach kurzem Bedenken erwiederte darauf Taland entschlossen: „„Euer Rath, heilige Frau, ist gut; denn es ist besser, daß ich durch irdischen Tod büße, als daß meine ewige Seligkeit verloren gehe. Kommt, ich bitte Euch, mit mir und seid Zeuge meiner Bekenntniß und wendet, wenn Ihr könnt, meines Herrn Zorn von mir!""

Er ließ sich darauf von seinen Dienern vor den König führen, der eben mit dem heiligen Vater einen Zwiesprach hatte, und Hildegardis mit ihrer Zofe begleiteten ihn. Taland warf sich dem Bruder zu Füßen, während Jene mit der Zofe an der Thüre stehen blieben, und bekannte, indem er eine herzliche Bitte um Vergebung vorausschickte, in demüthigen und reuigen Worten seine Missethat.

Sprachlos vor Staunen und Entrüstung hörte Carl den Bericht von dem schnöden Verrath an, seine Hand, die schnelle Dienerin seines Zorns, ergriff das Schwert, um den Bösewicht zu strafen; — da trat Hildegardis hervor, kniete, den Bedrohten schützend, vor dem König nieder und rief aus: „Haltet ein, hoher Herr, der Himmel hat schon gerichtet; an Euch ist es, zu vergeben!" Der König trat, von neuem Staunen ergriffen, und seinen Augen, welche ihn das Bild der todtgeglaubten Gemahlin erblicken, seinen Ohren, welche ihn die Stimme derselben vernehmen ließen, mißtrauend, zurück; Hildegardis aber ging zu dem Blinden, geleitete ihn zu seinem Sitze,

und da, nachdem sie ihn bedeutet hatte, sich still zu verhalten und seine Seele Gott zuzuwenden, unternahm sie im gebenedeiten Namen Jesu die unschwere Heilung und gab dem Ritter das Licht der Augen wieder. Das Erste, was er erblickte, war seine Retterin; — und, wie der König erstaunt, ja entsetzt, stürzte er zu ihren Füßen nieder, laut ausrufend: „„Wofern nicht ein trügerischer Schein an die Stelle meiner Blindheit getreten ist, so sehen meine Augen den Geist Derer, die ich tödten ließ!““

„Nicht ihren Geist sehet Ihr — sie selbst, die Gott von dem Tode gerettet, Euch vor der Sünde bewahret, und — hier wandte sie sich zu dem in ihre Arme stürzenden Könige — meinem gnädigen Herrn und Gemahl seine treue Gattin erhalten hat!“

Der Papst segnete das wiedervereinigte hohe Paar und der König Carl vergab in der Freude seines Herzens seinem reuevollen Bruder; worauf Alle heimzogen nach Deutschland, wohin die Kunde von dem glücklichen und wunderbaren Ereigniß ihnen bereits vorangegangen war und allgemeine Freude bei Hohen und Niedern verbreitet hatte.

Noch lange Jahre erfreute sich der König Carl des Besitzes seiner vielgeliebten Hildegardis, und konnte nicht satt werden, von Neuem und immer wieder die Geschichte von ihrer Rettung und ihren Wanderungen zu vernehmen, seine Leichtgläubigkeit zu beklagen und Gott zu danken, der Alles so wohl und zum Heile gelenkt hatte. Auch des Hoffräuleins wurde nicht vergessen, welche das Werkzeug der Rettung ihrer Gebieterin und deren treue Begleiterin in allen ihren Fähren und Nöthen gewesen war. Sie wurde zur beständigen Hofdame der Königin ernannt und einem hohen Herrn des Reiches vermählt. —

---

195 — 197. Die Vision des Todtentanzes.

(Nach: Die Dresdener Galerie von A. von Sternberg.)

1. Hans Holbein der Jüngere, (geboren im Jahr 1495), nächst Albrecht Dürer der größte Maler der Deutschen und in Porträts diesem überlegen, berühmt auch als Zeichner, Architekt und Formschneider — folgte seinem Vater Hans Holbein dem Aelteren, bei dem er seine Kunst erlernte, und den er im Malen bald übertraf, nach Basel.

In der wahrhaft gottesfürchtigen und kunstsinnigen Familie des Bürgermeisters von Basel, Jakob Meier, fand der geniale Jüngling eine herzliche Aufnahme; er war daselbst wohlgelitten,

und ihr Haus wurde ihm ein zweites Vaterhaus. Er besaß die Liebe und das Vertrauen Aller im vollsten Maaße. —

Eines Tages gingen die Eltern aus, um einem Feste beizuwohnen. Christine, das zwölfjährige, fromme und züchtige Mädchen war mit ihrer Tante Jakobäa daheim geblieben. Holbein malte sie. Das Bild sollte eine Ueberraschung für die Mutter an ihrem Namenstage sein; deßhalb war diese Stunde gewählt. — Da saß Johannes mit Einem Male da, den Pinsel in der Hand haltend und mit starrem Blicke vor sich hinsehend.

Endlich fragte das junge Mädchen, was ihm sei, ob ihm unwohl geworden?

„Ich will abwarten," entgegnete er, „daß die Wolke sich entferne, die jetzt die Sonne verhüllt. Auch ist mir heute keine gute Malerstunde beschieden."

„„So wollen wir's lassen,"" sagte Christine aufstehend; „„die Eltern werden ja ohnedies bald wieder da sein. Auch ich möchte viel lieber mit dir sprechen, Johannes, als so still dasitzen und vor mich hinsehen.""

„So sprich!" rief der junge Maler.

„„Hast du die Theophania Willmannin gekannt?"" fragte das Mädchen.

Er neigte bejahend das Haupt.

„„Sie ist gestern Nacht gestorben — plötzlich — fast unerklärlich!""

„Ach!" rief Johannes und ließ entsetzt den Pinsel fallen; „so ist's mit dieser Einen bereits eingetroffen!"

„„Was willst du damit sagen?""

„Höre mich an. Nur dir erzähle ich's; die Andern können und wollen mich nicht verstehen. — Mir ist in diesen Tagen etwas Seltsames begegnet. Mädchen, etwas sehr Seltsames! — Wenn wir in den Zeiten der Seher und Propheten lebten, könnte ich glauben, Gott hätte mich auserlesen, um dem verblendeten Geschlechte die furchtbaren Schrecken des Gerichts, die unser warten, in lebendigen Bildern vorzuhalten. — Doch zur Sache! — Es ist dir bekannt, ich gehe öfter an Orte hin, wo ich weiß, daß fröhliche Menschen beisammen sind. Ich thue das, um den innern Drang in mir zu bekämpfen, der immerdar mich zur Einsamkeit, zur Trauer, zur melancholischen Betrachtung treibt. Zuweilen gelingt es mir, diesen finstern Sinn zu bannen, und ich kann dann mit den Frohen froh sein. — So war ich am vergangenen Sonntag im Dorfe Allenzell, wo die Kirmes gefeiert wurde. Das ganze Dorf war mit fröhlichen Menschen angefüllt.

Alles trieb sich bunt durcheinander; die Fiedeln erklangen, die Flöten jubelten, die Metallbecken schlugen hell zusammen, und in diese Fanfaren der Musik mischte sich die singende Menschenstimme, die aus hundert hellgestimmten Kehlen emporwirbelte. Ich trat in die große Halle der Dorfschenke. So eben begann der Tanz. Die Abendsonne warf schräg ihre rothen Lichter durch die niedrigen, geöffneten Fenster, vor denen Weinlaub und Epheu spielten. Ich setzte mich in einen Winkel und sah zu. Ich sah und sah, und mein Auge gerieth in's Starren. Wie im Traum hörte ich, daß man zu mir sprach und mich aufforderte, mitzutanzen. Ich antwortete nicht; Musik und Lärm tobten weiter. Mit Einem Male war es mir, als sähe ich mitten unter den Tänzern ein **Etwas**, das sich rasch bewegte, bald auftauchte, bald verschwand, bald hier, bald dort zu sehen war, und dessen eigentliche Beschaffenheit und Gestalt mir nicht deutlich werden wollte. Es war ein Etwas, das in einen langen, von Wind und Wetter gebleichten, Mantel gehüllt war. Wo es auftauchte, hatte es irgend einen Tänzer oder eine Tänzerin im Arm, und es tanzte mit. Die Anstrengung, mit der ich dieses geheimnißvolle Wesen verfolgte, bewirkte, daß mir die Augen schmerzten und ich sie mit der Hand auf einige Secunden bedecken mußte. Ich redete mir ein, daß Dasjenige, was ich für ein selbstständig Ding hielt, nichts als ein blaßgelber Mantel sei, den Einer der Tänzer sich umgehängt; aber wenn ich nun wieder in den wilden Knäuel der Tanzenden hineinblickte, sah ich ganz deutlich, und höher wie die Andern, das Wesen mit seinem flatternden Tuche auftauchen und wilde, entsetzliche Sprünge machen. Niemand, als nur ich, schien diesen fremden Eindringling zu sehen. Sie Alle tanzten fort, ja sogar mit ihm, ohne sich zu verändern."

„„Halt ein!"" rief Christine schauernd. „„Ich weiß, wer es war!""

„So nenne ihn nicht!" flüsterte der Erzähler und sah sich scheu um.

Tiefe Stille herrschte im Gemache.

„Höre weiter! — Sie tanzten und dieser gräßliche Tänzer tanzte immer mit. Wie wild waren seine Sprünge! Welch ein Hohn lag in der graziösen Haltung, die er zuweilen annahm und mit welcher entsetzlichen Gefallsucht nahte er Denen, mit welchen er zu tanzen beabsichtigte. O über Alles war dieß Bildniß schrecklich! Wen er berührte mit seinem entfleischten Arm, wurde bleich, aber er tanzte fort; ja er tanzte um so wilder. Zuletzt deckte fast alle Tänzer die Blässe des Grabes, denn fast mit Allen hat er der Reih' nach getanzt. — Doch nicht allein bleich wurden sie, eine noch grausen-

vollere Wandlung ging mit ihnen vor; sie verloren das Fleisch von ihren Gebeinen, wie man ein Gewand verliert. Die blonden Lockenflechten des seither blühendsten Mädchens fielen wie Zunder von ihrem Haupte, und sie tanzte weiter mit dem nackten Schädel, ohne es zu bemerken. Der kräftige Arm des jungen Tänzers wurde dünn und der weite Aermel schlotterte herum. Die Knochenhände krallten sich bald um diese und bald um jene lebensgesunde Gestalt und die fleischlos gewordenen Gesichter grinsten einander an. Aber immer tanzten und wirbelten die Paare durcheinander, und immer höhere Sprünge machte der Entsetzliche in ihrer Mitte, der sich jetzt nicht mehr verhüllte, sondern wie ein Sieger über Alle thronte. — Länger konnte ich's nicht mehr anschauen, mein Herz drohte zu brechen. „‚Ach Gott! ach Gott!'‟ rief ich, „‚hast du Diesem so viel Macht gegeben, warum gedenken **Deiner** so Wenige, und sorgen nicht für das Heil ihrer unsterblichen Seele, da das irdische Dasein sobald dahin ist, und die Seele vor deinem Richterstuhle zu erscheinen hat!'‟ Meine Seele zitterte wie ein Blatt im Winde, und ich hätte Ströme von Thränen weinen mögen um die Blindheit so vieler Menschen, meiner Brüder! — Eine Stimme rief: „‚Schau' auf!'‟ und ich sah mich nun selbst im Tanze und das gräßliche Ungethüm hielt mich umschlungen. Ich sah mein eigenes Ende, ich sah es von ungewöhnlichen Schrecken begleitet. — O diese Stunde werde ich nie vergessen! — Wie ich die Halle, das Dorf verlassen habe, weiß ich nicht. Das aber weiß ich noch genau, daß jenes Mädchen, die du Theophania Willmannin genannt, Eine der Ersten war, die ich so jämmerlich erbleichen sah."

Der Erzähler hielt hier inne, übermannt von der Fülle der Eindrücke, die nun auf seine Seele einstürmten. — Seine Zuhörerin richtete kummervolle Blicke auf ihn. Auch sie war erschüttert und ihr sonst so sanftes Auge leuchtete in fieberhafter Glut.

Nach einer Pause sprach Johannes weiter zu Christine: „Seitdem sah ich oft den Verhüllten an mir vorbeischreiten; und kürzlich noch, als ich an einem stürmischen Herbstabend mit deinem Bruder Hubert an der Kirchhofmauer eines Dorfs zusammentraf, ging **er** über ein frischgeschaufeltes Grab und hinter der Kirche weg. Es ist, als forderte er mich zu Etwas auf, als müßten wir in Gemeinschaft ein Werk schaffen. Es geht mir wie ein Gedankensturm im Gehirn umher. Wo ich hinsehe, sehe ich Ihn. Er ist überall und immer winkt er mir, doch nicht so, als sollt' ich ihm jetzt schon folgen; nein, als begehrte er Etwas von mir, als sollte ich ihm dienen, zu seinem Ruhme, zu seiner Ehre und zu seiner Verherrlichung etwas beitragen. — Was ist das? — Was will der Schreck-

liche von mir, gerade von mir? Kann ich ihn los werden? Ach, ich fürchte nicht eher, als bis ich ihm seinen Willen gethan!

Nun — er soll seinen Willen haben! Er soll seinen Triumph sehen, aber zugleich auch alle die Schrecken, die er verbreitet, den entsetzlichen Hohn, mit dem er seine Werke treibt; kurz, ich will ihn als den Beherrscher der Welt zeigen, aber mit einem Antlitz, vor dem Jeder zurückbebt! Er soll wissen und sehen, wie grenzenlos ihn Alles scheut und flieht, was da lebt! Indessen soll er zugleich in Manchem, der ihn auf dem Siegesthron recht aufmerksam beschaut, Reu' und Leid erwecken über alle begangenen Sünden, die Seele zum Kreuze Jesu Christi, des Allerbarmers, hinziehen, und durch ihn aus der Welt und ihrer sündigen Lust zum Heiligen, Himmlischen und Ewigbeseligenden — zur Gnade des dreieinigen Gottes, dessen Liebe und Allmacht am jüngsten Tage den Tod tödten und verklärtes Leben aus den Gräbern der Gerechten hervorrufen wird!" — —

Mit diesen Worten entfernte sich der Künstler, denn er war nicht mehr in der Stimmung, heitern Sinnes die heimkehrende Familie zu empfangen. —

2. Es war am Himmelfahrtstage, als das neue Gemälde an der Kirchhofmauer von St. Peter zu Basel enthüllt und öffentlich dem Volke gezeigt wurde. Der Gegenstand war neu und seltsam. Der **Tod** war dargestellt, wie er alle Stände und jedes Alter zum Tanze auffordert. — Zum Tanze! Wie wundersam! Der Tod — tanzend! — Nie hatte man dergleichen sich vorgestellt.

Der junge Meister ward das Gespräch des Tages. —

Man lief in Schaaren hin, um diesen Todtentanz zu sehen. Grausen und Schrecken bemächtigten sich der Stadt; Niemand wollte mehr tanzen. Die jungen Burschen auf den Kirmessen fanden keine Tänzerinnen, denn die Mädchen dachten in Ernst daran, wie die frische Wange ihres Tänzers nur eine erlogene sei, daß er, während er seine Beute im Tanze herumwirbelte, seine Maske plötzlich abwerfe und als jener fürchterliche Tänzer an der Kirchhofsmauer erscheinen werde. — Kein altes Mütterchen getraute sich spät Abends an dem ehrwürdigen Gottesacker von St. Peter vorbeizugehen, denn sie mußte gewärtig sein, daß der Tänzer hervortreten werde, um sie zu einem Tanze aufzufordern. — Und daß dieser Tänzer zugleich Musikant war, erschien als doppelt schrecken-erregend; denn nun brachte er seine eigene Musik schon mit, und brauchte auf kein zögerndes Stadtmusik-Chor zu warten. Man fragte sich, welches die Weise sei, welche er spielte, und plötzlich kam ein damaliger Lieblingstanz in Verruf, weil Einige zuverlässig behaupteten, sie hätten im Traume

den scheußlichen Tänzer nach dieser Melodie die fleischlosen Glieder schwingen sehen.

Doch nicht allein das Volk und die Jugend geriethen über das neue Bild außer sich; auch die höheren Stände, die Bürgerschaft der Stadt, der hochweise Rath, die Prälaten, die umwohnenden Ritter, Alles entsetzte sich und nährte in sich die ernstesten Bußgesinnungen, denn Jeder sah seinen Stand repräsentirt, bis zum Kaiser und Papst hinauf, bei diesem Grabes-Ballet. In die Gewalt dieses Scheusals (der Tod ist ja der Sünde Sold!) war also die ganze Menschheit hingegeben. Entsetzen über Entsetzen! Die Geistlichen auf den Kanzeln gaben sich Mühe, von der Lieblichkeit des Todes zu reden, sie nannten ihn einen „Boten des Herrn," der unter dem Kosen der Frühlingslüfte kommt, um die Seele in die Rosengärten Salems zu bringen. Man glaubte ihnen nicht; man zeigte auf die Kirchhofmauer von St. Peter und rief: „Das ist er! So sieht er aus!" — Vergebens bemühten sich die gelehrten Poeten zu zeigen, wie die Griechen den Schrecklichen unter der Gestalt eines, die Fackel senkenden Genius dargestellt; man lachte sie aus, man zeigte auf die Kirchhofmauer von St. Peter und rief: „**Das** ist sein getreues Conterfei!" — —

3. Das unbeschreibliche Aufsehen, das dieses Bild machte, lenkte Aller Blicke auf den noch jungen Maler. Unter Vielen die für seine Zukunft zu sorgen sich entschlossen, befand sich auch Erasmus von Rotterdam, der sich damals zu Basel aufhielt, um seine Werke drucken zu lassen. Er forderte den Künstler auf, nach England zu gehen und gab ihm ein Empfehlungsschreiben mit an den Canzler Thomas Morus, jenen berühmten Günstling des Königs Heinrich VIII. Morus nahm ihn in sein Haus auf und beschäftigte ihn gegen drei Jahre, lud hierauf den König Heinrich VIII. zu sich und hing alle Gemälde Holbein's in einer Halle auf. Der König, überrascht und entzückt von dem Anblicke, rief aus: „Lebt der Künstler noch, und ist er für Geld zu haben?" Morus stellte denselben vor. Heinrich nahm ihn in seine Dienste und belohnte ihn reichlich. Wie sehr er die Verdienste desselben schätzte, beweist die Antwort, die er einem Lord gab: „Ich kann aus sieben Bauern sieben Lords machen, aber keinen Maler Holbein!" —

Vor seinem Scheiden nach England machte er auf den Wunsch seines mächtigen Gönners und Beschützers, des Bürgermeisters Jakob Meier, eine Skizze zu dem später von ihm ausgeführten berühmten Gemälde der allerseligsten Jungfrau Maria, vor der die ganze Familie des Bürgermeisters kniet. Meier war damals in Besorgniß, daß ihm nicht lange mehr gegönnt sein könne, mit den Seinigen die

Ruhe und den Frieden zu genießen, die ihm bis jetzt zu Theil geworden. Die kriegerischen Begebenheiten, die politischen Unruhen nahten sich immer mehr dem Gebiete der schweizerischen Städte. Es wetterleuchtete von allen Seiten. Bei solchen trüben Aussichten wollte der fromme Mann sich und die Seinen recht sichtbarlich dem Schutze der mächtigen Gottesmutter empfohlen sehen. Er wollte seine größten irdischen Schätze, sein Weib und seine Kinder, knieend vor der Himmlischen niederlegen. Dieses Bild sollte der Hort der Familie sein; um ihn herum sollten sich künftige Geschlechter schaaren. — Es war ein rührendes Zeichen großer Anerkennung, daß der würdige Mann die Ausführung dieses Bildes dem jungen Holbein übertrug; und Johannes wußte den Werth des ehrenden Auftrags gebührend zu schätzen; nur fühlte er sich noch nicht reif genug, es schon jetzt auszuführen. —

Nach vielen Jahren aus England heimgekehrt, machte Holbein sich erst daran, das Bild der Jokob Meier'schen Familie zu vollenden. Er war jetzt ein gereifter Mann und stand auf der Höhe seiner Kunst. Er wagte es nunmehr, das jungfräuliche Ideal der Himmelskönigin, wie es in ihm lebte, zur Darstellung zu bringen. Und er schuf ein herrliches Meisterwerk; ein Bild, wie es der innigste Glaube und die glühendste Andacht, vereint mit der vollendetsten Kunst und dem feinsten Schönheitssinne, nur schaffen können; ein Bild, für alle Zeiten zur Erbauung, zum Trost und zur Freude gemalt. Es ist, Raphael's Madonna selbst nicht ausgeschlossen, das vollendetste Madonnen-Ideal, das gesehen werden kann. Vielleicht hat Raphael's Madonna noch mehr Hoheit, dafür hat diese mehr Demuth und Liebe. *)

Hans Holbein, der sich nun mit Christine vermählte, kehrte glücklich nach England zurück und lieferte daselbst noch mancherlei Meisterwerke seiner Kunst.

Das Geschick, das er hinsichtlich seines eigenen Todes und unter gar schauerlichen Umständen in der „Vision des Todtentanzes" ehedessen geschaut, ward endlich im Jahre 1554 an ihm erfüllt. Er starb zu London an der daselbst wüthenden Pest. —

Fern von der Heimath ruhen seine Gebeine in fremder Erde. Die Heimath hatte ihn ziehen lassen; diese fremde Erde hatte ihm Glück und Ehre gegeben! —

---

*) Das Bild befindet sich zur Zeit in der Dresdener Gallerie.

198. Peter Paul Rubens bei Diego Velasquez.

(Aus: Legenden über die sieben Todsünden.)

1. An einem schönen Herbstmorgen des Jahres 1629 herrschte große Aufregung in einem eleganten Pavillon des Eskurial, der eine Art speciellen Palast bildete, in einem Flügel jenes ungeheuren Schlosses, in dem die Könige von Spanien residirten, und das man für eine Stadt hätte halten können. Man bestreute den kleinen Hof mit Sand, man brachte Teppiche an, man stellte Gemälde auf, man ordnete besonders sorgfältig ein großes Atelier; denn hier wohnte der junge, berühmte Maler Diego Velasquez; diese Bewegung zeigte deutlich, daß man einen feierlichen Besuch erwartete.

Wiewohl Velasquez erst 34 Jahre zählte, so hatte er sich doch schon in Spanien einen Namen erworben, der sich täglich mehr vergrößerte. Zahlreiche Zöglinge lauschten begierig seinen Lehren. König Philipp IV., der die Künste liebte, hatte als einer der Ersten Velasquez Genie erkannt; er hatte ihn zu seinem Maler ernannt, zum Kammerherrn gemacht, und gewünscht, er solle in seiner Nähe im Eskurial selbst wohnen. Hier besuchte er ihn oft selbst und versuchte mit seiner königlichen Hand Skizzen unter den Augen des Künstlers.

Diego Velasquez hatte Italien, Deutschland und Flandern durchwandert, und Rubens gesehen; als Frucht seiner Reisen hatte er sich jene Kenntnisse erworben, welche für die Kunst sind, was Welterfahrung für die Gesellschaft.

In Velasquez Hause traf man stets ein sonderbares Wesen, einen armen, schüchternen, verlegenen Mulatten, einen Sclaven, den der Maler liebte und beschützte. Doch in seiner Abwesenheit war er das Spielzeug und der Sündenbock der Zöglinge, eines Völkchens, das dann erst Mitleid fühlt, wenn es mehr Lebenserfahrung gemacht hat.

Zum Verständniß des Folgenden müssen wir hier in wenigen Worten die Geschichte dieses Sclaven erzählen.

Als Velasquez auf Philipp's IV. Bitte das Porträt des berühmten Admirals Pareja gemalt, machte ihm der Seemann, entzückt, sich von dem gesuchten Künstler so wundervoll getroffen zu sehen, einen Besuch, gefolgt von einem jungen Mulatten, den er in Indien gekauft, und der dem Maler eine prachtvolle, goldene Kette einhändigen sollte. Als der Admiral wegging, wollte ihm der Sclave, den man Johann hieß, seiner Pflicht gemäß, folgen; doch der rauhe Seemann stieß ihn mit dem Fuß zurück.

„Denkst du," sagte er zu ihm, „ich schenke eine goldene Kette, und sollte das Schmuckkästchen nicht mit inbegriffen haben? Du gehörst

von diesem Augenblick an dem Herrn Velasquez!“ Nach diesen Worten entfernte er sich stolzen Schrittes.

Der arme Sclave mit seinem scheuen Wesen, das die Knechtung im Gefolge hat, dünkte den Zöglingen ein tölpelhafter Bursche, den sie zum Besten haben könnten. Die Weise, wie er in das Atelier gekommen, durch einen Fußtritt, war für sie eine unerschöpfliche Quelle von Witzeleien. Sie fanden es spassig, ihm den großen Namen seines ersten Herrn zu geben und nannten ihn so Juan de Paréja, ein Name, den er stets beibehielt. Velasquez seinerseits bemitleidete ihn und übertrug ihm die Bedienung des Ateliers, was dem Mulatten zwar wenig Mühe machte, aber seine Geduld auf lange Proben stellte. Johann war also glücklich, so oft der Künstler da war; aber so wie er ausging, mußte der Sklave einen Strom von boshaften Scherzen über sich ergehen lassen, der nie vertrocknete. Er ertrug sie lange mit hochherziger Ergebung. Doch da er endlich dieser ewigen Qualen müde wurde, so faßte er den Entschluß, sich, so oft Velasquez abwesend war, vor ihnen auf einen entlegenen Speicher zu flüchten, wo er sich, sicher von Verfolgungen, hinkauerte.

Man sagt, der Mensch ahme nach, Gewerb wecke Gewerb, die Künste pflanzen sich durch Ansteckung fort; zwar ist mehr nöthig, als die Anwendung dieser Sprichwörter, um einen Künstler zu bilden und doch muß man zugestehen, daß die Umstände oft das Gefühl der Kunst in Seelen erwecken, denen es nicht angeschaffen zu sein schien. Johann hatte es nicht über sich vermocht, zwei Jahre lang malen zu sehen, und zu hören, wie die größten Persönlichkeiten die Malerei bis zum Himmel erhoben, ohne eine unerklärliche Lust zu bekommen, selbst den Pinsel zu führen. Um sich also die langen, einsamen Stunden zu kürzen, wo er auf die Rückkehr seines Meisters wartete, probirte Johann das Malen. Er besaß bloß ausgestoßene Pinsel und Farbenrestchen, die er im Atelier auffammelte. Er fühlte selbst, daß er nur klekste, doch er fand Gefallen daran und er bewahrte über seine geheimen Beschäftigungen ein so strenges Schweigen, daß sie Niemand ahnte.

Mitten in der rastlosen Thätigkeit, die, wie gesagt, jetzt in Velasquez Wohnung herrschte, erschien der arme Sklave ganz mit Geschäften überladen; jeder gab ihm Befehle. Man erwartete nämlich erlauchte Besucher. Der eine war König Philipp IV.; für ihn, der ziemlich häufig kam, hätte man diese Vorbereitungen nicht getroffen. Doch der andere war Peter Paul Rubens, und der Bürger von Antwerpen stand für Velasquez und seine Zöglinge weit über dem König von Spanien; er war für sie der Fürst, der große Meister der Künste, der König der Malerei. Damals sprach man

in ganz Europa den Namen Rubens mit ehrfurchtsvoller Begeisterung aus. In seinem ruhmreichen Vaterlande, in Holland, im Kaiserreich, in Frankreich, in Italien, in England, in Spanien, allenthalben war dieser Name nach Gebühr geehrt.

Rubens war der Freund aller Fürsten. Maria von Medicis war ihm gewogen, Philipp IV. hatte ihn mit Würden überhäuft; Karl I., König von England, hatte ihn vor dem versammelten Parlament zum Ritter erklärt; die Infantin Isabella setzte sich gerne neben seine Staffelei. In allen Gallerien Europa's hingen Gemälde von ihm; er hatte Maler- und Kupferstecherschulen in's Leben gerufen, die die Welt in Erstaunen setzen mußten. Als Baumeister hatte er sich einen Palast und die prachtvolle Kirche der Jesuiten zu Antwerpen erbaut. Als Diplomat hatte er Friedensschlüsse zu Stande gebracht, indem er die Machthaber porträtirte. Als Schriftsteller stand er mit den ersten Gelehrten Europa's in Briefwechsel.

Sein Charakter entsprach seinem Genie. Er unterhielt auf eigne Kosten junge Künstler zu Rom. Seine Feinde brachte er durch Wohlthaten zum Schweigen. Cornelius Schut erklärte sich als seinen Gegner; er erfuhr, es mangle ihm an Arbeit; sofort verschaffte er ihm welche. Von van Uden und anderen seiner Zöglinge ließ er die Thiere und Landschaften auf seinen Gemälden malen; man warf ihm vor, er sei darin nicht stark; kurze Zeit darauf stellte er Jagdstücke von außerordentlichem Effekt und prachtvolle Landschaften öffentlich aus, die ganz allein von seiner Hand gemalt waren. Man tadelte den Ausdruck in seinen Köpfen; er malte die Kreuzabnahme. Er entwaffnete die Kritik, indem er das malte, wozu sie ihn unfähig erklärte; er führte das spanische Sprichwort an: „Thue recht, du wirst Neider haben; thue besser und du wirst sie beschämen.“

Velasquez fühlte bei dem Gedanken, daß er von dem größten Künstler seiner Zeit beurtheilt werden sollte, lebhafte Aufregung. — „Mein Ruf ist eitel,“ sagte er, „so lange ich nicht die Anerkennung von **Rubens** habe.“

Er wollte sich ihm bloß von Meisterwerken umgeben zeigen. Gerade für diesen großen Besuch hatte er sein berühmtes Bild: „Joseph's Rock“ gemalt, das die Franzosen 1809 in den Louvre schleppten und das die Ereignisse, welche Napoleon I. stürzten, Spanien wiedergaben. Er zählte auf die Wirkung dieses Gemäldes; denn zwei Jahre zuvor hatte Rubens bei seinem Besuche in Madrid glänzende Produkte seines Pinsels hinterlassen, und der spanische Künstler hatte sich an ihnen begeistert. —

2. Mittags kamen zwei glänzende Gefolge an dem Hofthore des von Diego Velasquez bewohnten Pavillons an.

Das eine dieser Gefolge blieb achtungsvoll stehen, um den König Philipp IV. mit der Elite der spanischen Granden eintreten zu lassen. Dann trat das andere ein: es war Rubens, begleitet von seinen Schülern, Van Dyck, Sneyders, Van Uden, Kaspar, Cräyer Widens und andern Künstlern, die er stets auf seinen Gesandtschaften bei sich hatte. Er kam jetzt zum zweiten Mal mit der Würde eines Gesandten nach Spanien.

Sobald der flämische Künstler in die Nähe des Königs kam, sprang er schnell vom Pferd und verneigte sich vor dem Fürsten. Doch Philipp IV. wollte keine Huldigungen empfangen. —

„„Wir sind hier bei einem Maler,““ sagte er; „„hier sind Sie der Monarch.““

Zu gleicher Zeit nahm er ihn, trotz der ängstlichen Etikette, bei'm Arm, und die beiden Könige traten, von ihren Höfen gefolgt, in das Atelier.

Velasquez und seine Zöglinge verschwendeten an Philipp Höflichkeiten, an Rubens Ehrenbezeugungen. Juan de Paréja, der mulattische Sclave, schien ganz besonders bezaubert. Seine glühenden Augen schienen vor heißer Verehrung den großen Mann verschlingen zu wollen. Man konnte ihm ansehen, er würde sich, hätte er es gewagt, ihm zu Füßen geworfen haben.

Rubens zählte zwei und fünfzig Jahre. Sein Kopf war schön, seine Gestalt ehrfurchtgebietend, seine Haltung edel und gemessen. Gewohnt, die Höfe zu besuchen, verband er mit der Majestät des Genies die eleganten Manieren des Edelmanns.

Die Herzen der Umstehenden schlugen schneller, während das Haupt der flämischen Schule die Werke der spanischen Schule schweigend prüfte. Als er den „Rock Joseph's“ erblickte, drückte er seine Bewunderung aus und reichte Velasquez liebreich die Hand, der sich in seine Arme stürzte. — „Heute ist der größte Tag meines Lebens!“ rief der Maler Philipp's IV. aus. „Sie würden meinem Glücke und meinem Ruhme die Krone aufsetzen, Senor,“ fuhr er zu Rubens gewendet fort, „wenn Sie sich herablassen wollten, mein Atelier durch einige Pinselstriche Ihrer Hand auf eines meiner Gemälde zu Ehren, als Andenken und Denkmal Ihres Besuches.“

Bei diesen Worten zeigte Velasquez mit dem Finger auf seine Hauptgemälde, reichte Rubens Pinsel und Palette, in der Hoffnung, der große Künstler würde auf eine Partie eines seiner Werke einen Strahl seines Geistes bannen.

„„Was ich sehe, ist vollendet,“ sagte Rubens; doch mit Vergnügen will ich Ihnen eine Skizze hinterlassen.““ Er bückte sich, um eine gegen die Wand gelehnte Leinwand aufzunehmen, die er

weiß glaubte. Er stieß einen Schrei der Bewunderung aus; denn diese Leinwand war das später unter dem Namen „Grablegung“ bekannte Gemälde.

Der mulattische Sklave erbleichte vor Schreck, als er in solchen Händen die Leinwand erblickte, die er nicht hier glaubte und die er insgeheim in seiner Einsamkeit gemalt hatte. Er fing an zu zittern, wie ein Verbrecher und senkte den Kopf in doppelter Erwartung: Tadels von seinem Herrn, Spotts von den Zöglingen.

Rubens prüfte indeß aufmerksam dieß Gemälde.

„„Anfangs hatte ich gedacht,““ sagte er endlich, „„dieses Gemälde sei von Ihnen, Velasquez....““ Der Sclave richtete den Kopf in die Höhe, wagte seinen Ohren nicht zu trauen und fühlte sich durch einen goldenen Traum über alle seine Wünsche emporgehoben. Niemand jedoch merkte es.

„„Als ich es näher prüfte,““ fuhr Rubens fort, „„erkannte ich, es müsse von einem ihrer Zöglinge herrühren. Wer immer es ist, er mag sich von jetzt an Meister nennen, denn es verräth Talent und Genie.““

Jedes dieser Worte verdoppelte das Herzklopfen des armen Johann.

„„„Ich weiß nicht,“““ versetzte Velasquez erstaunt, indem auch er das Gemälde prüfte, „„„ich weiß in der That nicht, wer dieß Bild gemalt, das ich nicht in meinem Atelier gesehen.“““

Er warf einen unruhigen Blick auf seine Zöglinge: — „„„Wer von Ihnen, meine Herren,“““ fragte er, „„„wer hat dieses Gemälde gemalt?“““ —

Niemand hatte geantwortet, als seine Augen auf den Mulatten fielen. Johann de Paréja fiel auf die Kniee mit unaussprechlicher Bewegung.

„Ich bin's!“ sagte er.

Van Dyck war genöthigt, ihn zu unterstützen. Er begann zu weinen, ohne ein Wort mehr zufügen zu können. Der König Philipp IV., glücklicher Zeuge dieser großen Scene, näherte sich sofort: — „„Ein Mann von Genie,““ sagte er, „„darf nicht Sclave bleiben; trage kühn dein Haupt und sei frei. Dein Herr wird auf der Stelle zweihundert Unzen Gold als dein Lösegeld erhalten!““ —

„„„Diese zweihundert Unzen Gold gehören dein, Juan!“““ fügte Velasquez bei. „„„Genug habe ich gewonnen, da ich in Dir, statt eines Sclaven, einen Künstler und einen Freund finde.“““

„Ach! stets Ihr Sclave!“ rief Juan de Paréja gerührt aus. „Ja,“ fuhr er fort, „ich will stets Ihr Sclave sein!“

Und er umarmte die Kniee seines Herrn. Rubens hatte, zu

gerührt, Palette und Pinsel weggelegt. Den Gefallen, den Velasquez, von ihm forderte, verschob er auf den folgenden Tag. Die beiden Gefolge entfernten sich. —

Folgenden Tages kam Rubens seinem Versprechen gemäß. Er malte eine Stunde und hinterließ eine Skizze. Juan, der jetzt als Freier gekleidet war, bediente ihn; und er ging nicht weg, ohne diesen neuen Mitbruder, der ihn anzubeten schien, umarmt zu haben. —

3. Vielleicht sind noch einige Worte über das Künstlerleben Juan's de Paréja hier an der Stelle. Nie vergaß er, wie gut ihn Velasquez behandelt; nie willigte er in eine Trennung von ihm. Er begleitete ihn allenthalben und wurde zu Rom am selben Tage, wie er, in die Academie des heiligen Lucas aufgenommen, welche damals unter ihren Mitgliedern Dominichino, Guido, Pietro de Cortone, Poussin, Sandraer, Guerchino und mehrere andere große Namen zählte.

Velasquez starb 1660 zu Madrid an einer ansteckenden Krankheit. Juan verließ sein Todbett nur, um dessen Wittwe seine Dienste zu widmen. Er sah sie acht Tage darauf an derselben Krankheit sterben; jetzt begab er sich zu der Tochter seines Meisters, die seit Kurzem den Landschaftsmaler Martinez del Mazo geheirathet hatte.

„Sennora," sagte er zu ihr; „Sie allein sind mir geblieben. Nehmen Sie mich in ihren Dienst, wenn Sie meinen Tod nicht wollen.

„„Tritt ein; du gehörst zum Haus!"" antwortete Mazo.

Juan schloß sich mit aller Ergebung an den Landschaftsmaler an und rettete ihm sogar das Leben. Denn 1670 ließ ein vornehmer Herr aus Madrid, der sich durch ein satirisches Gemälde, das man noch im Palaste zu Aranjuez zeigt, beleidigt fühlte, dem Martinez del Mazo durch einen Meuchelmörder auflauern, um ihn zu erdolchen. Juan de Paréja, der stets ihn, dem er sich geweiht, begleitete, bot seine Brust dem Dolche dar, empfing den Stich und starb daran. —

Das Museum zu Madrid besitzt mehrere wundervoll gemalte Bilder von dem mulattischen Künstler. Jene Abtheilung des ungeheuren Museums zu Paris, welche man „Spanisches Museum" nennt, bereicherte sich mit zweien seiner Gemälde; das eine ist „die heiligen Frauen am Grabe des Heilands," das andere jenes berühmte Bild die „Grablegung," das in Rubens Händen das Licht erblickte. „Die Berufung des heiligen Matthäus," die man als Juan de Paréja's Meisterwerk betrachtet, befindet sich im Palaste zu Aranjuez. —

199. Die Madonna de la Servilleta.

Bartolomeo Esteban Murillos, der Fürst der Malerschule von Sevilla und der ausgezeichnetste unter den spanischen Malern, geboren 1618 zu Sevilla, empfing den ersten Unterricht im Zeichnen von seinem Verwandten, Juan del Castillo, machte schnelle Fortschritte, arbeitete dann für sich allein und erwarb sich sowohl im Zeichnen wie im Malen große Fertigkeit. Eine Zeit lang folgte er dem damals in Spanien herrschenden florentiner Geschmack, und aus dieser ersten Periode findet sich noch Vieles von ihm zu Sevilla. Um sein Colorit auszubilden, wollte er zu Van Dyk nach London reisen, als er den Tod dieses Meisters erfuhr. Er arbeitete nun mit angestrengtem Fleiße kleine Heiligenbilder und andere Gegenstände für den Handel in Amerika, und verschaffte sich dadurch so viel, daß er 1643 eine Reise nach Madrid unternehmen konnte. Hier erhielt er durch seinen Landsmann Velasquez die Erlaubniß, die Meisterwerke eines Tizian, Rubens, Van Dyk zu copiren, und kehrte 1645 nach Sevilla zurück, wo er durch seine Gemälde im Kloster Franzisko allgemeines Staunen erregte. Sie waren in dem dort noch unbekannten Style der Van Dyk, Spagnolet und Velasquez ausgeführt und erwarben ihm viele Aufträge. — Seine ruhmvollste Periode war indeß von 1670—80, während welcher er, neben andern, acht große Bilder, die Werke der Barmherzigkeit vorstellend, für die Kirche des Hospitals San Jorge de la Caridad malte, die sich durch herrliche Composition, richtige Perspective und überaus treffliches Colorit auszeichnen. — Arbeiten ähnlicher Vollkommenheit lieferte er für die Kirche de los Venerables und des Klosters der Kapuziner, in welchem letzteren er achtundzwanzig Bilder vollendete, die später nach Amerika kamen. —

Murillos war mit den Kapuzinern sehr befreundet, und liebte es, mitunter einige Tage in geistlicher Zurückgezogenheit bei ihnen zuzubringen; er wohnte dann auf dem Krankenzimmer, wahrscheinlich dem einzigen für die Aufnahme eines Gastes geeigneten Zimmer des Klosters! — Als er einst, nachdem er sein frugales Mahl eingenommen hatte, wieder in seine Einsamkeit zurückkehren wollte, bat ihn der gute alte Laienbruder, der ihn bediente, ihm eine Madonna für das Krankenzimmer zu malen. „Sehr gern," antwortete Murillos, „aber ich habe jetzt keine Leinwand dazu!" — „„Taugt diese nicht dazu?"" fragte der alte Mönch, indem er auf die Serviette zeigte, die er gerade vom Tische hinwegnahm. „Warum nicht?" antwortete lächelnd der Maler. — Die Serviette wurde ausgespannt und Murillos hatte bald sein schönes Bild fertig;

es heißt davon „„Nuestra Sennora de la servilleta; Madonna von der Serviette.'" — Der Künstler hätte das nicht für einen Grafen gethan, der ihn prächtig bewirthet; aber er that es für den armen Laienbruder!

Und wer wollte nun wohl nicht gern eine weite Strecke darum gehen, um das schöne Bild an dem Orte zu bewundern, an welchen sich diese anmuthige Legende knüpft? — in dem Zimmer, worin er mit seinem Freunde über die Sache sprach, wo man im Geiste den edlen Künstler sah, unter Lächeln an seinem Bilde arbeitend, und den einfältigen alten Mann mit seinem langen weißen Barte, wie er andächtig jeden hehren Zug beobachtete, der unter dem Pinsel des Meisters entstand, und bald seine Verwunderung und bald sein Entzücken äußerte, und endlich seinen Triumph, als er seine grobe Serviette in ein Bild verwandelt sah, welches so viel werth war, wie das halbe Kloster und dabei so lieblich, so ansprechend, so Vertrauen erweckend zu den milden Fürbitten Maria's im Himmel, und welches nun für immer in seiner Krankenstube hängen sollte? Ach nein, nicht für immer! — nur so lange, bis eine rohe Hand, geleitet von einem kalten Herzen, es von seinem Platze wegnahm und an der Wand eines Museums aufhing, wo sich keine Geschichte und keine Erinnerungen daran knüpfen, es doppelt werth zu machen, sondern wo es unter den Trophäen einer Macht figurirt, wie sie auch ein Vandale besitzt! — —

Beschäftigt mit der Ausführung eines großen Altarblattes für die Kapuziner zu Cadix, darstellend die Verlobung der heiligen Katharina, starb Murillos zu Sevilla im Jahre 1682. —

---

200. Die Ergänzung des noch Fehlenden.

Der König von Spanien Philipp IV. hatte in seinem Palaste dem Maler Velasquez ein Atelier gegeben, und sobald er sich den Staatsgeschäften entziehen konnte, besuchte er den Künstler, den er gerne arbeiten sah, und an dessen Unterhaltung er sich vergnügte.

Velasquez malte die Portraits der königlichen Familie, und erhielt von Philipp IV. die Erlaubniß, auch sich selbst auf dem Gemälde mit darzustellen.

Als dasselbe beendigt war, sagte der König zu ihm: „Das Werk ist bewundernswerth, aber — es fehlt Etwas!"

Der Künstler stand überrascht, seine Eitelkeit fühlte sich tief verletzt, und er fragte, was dieser Tadel bedeute, und setzte hinzu: „„Meiner Ansicht nach ist das Gemälde völlig beendet!""

„Ich selbst will das Fehlende hinzufügen!“ und Velasquez erschrack noch mehr.

Der Gebieter Spaniens, er, in dessen Staate die Sonne nie unterging, war im Malen entsetzlich ungeschickt, und zitternd vor Besorgniß reichte ihm der Maler Pinsel und Palette.

Da malte Philipp an die linke Seite der Brust seines Lieblingskünstlers auf dem Bilde das Kreuz des Ordens vom heiligen Jakobus — eine der höchsten Auszeichnungen in der Monarchie.

„Das war es, mein lieber Velasquez, was dem Gemälde noch fehlte!“ sprach darauf der König zu dem entzückten Künstler. —

Dieser von des Königs Hand gekleckste Stern hat das genannte Gemälde zu einem geschichtlichen Gegenstande gemacht. —

201—203. Der liedersüchtige Bäckerknabe.

1. Im Jahre 1767 lebte zu Neapel ein munterer, fleißiger Knabe, Namens Domenico. An jedem Morgen konnte man ihn in den Straßen sehen, wie er von Haus zu Haus ging und Brod und allerlei Backwaaren den Kunden seines Vaters brachte. So schwer er nur tragen konnte, hatte er in einem Korb auf dem Kopf, und nicht früher kehrte er heim, als bis der Korb leer war. Seine Munterkeit und sein Eifer und seine Pünktlichkeit gefielen den Leuten; sie hatten ihn lieb, und die Kundschaft vergrößerte sich durch ihn mit jedem Tage.

Aber es ist ein langweiliges Geschäft, Brod umher zu tragen und in die Häuser zu bringen, und um so langweiliger, wenn man diesen Dienst täglich zu verrichten hat. Da suchte sich denn der kleine Domenico die Zeit zu vertreiben, indem er auf allen seinen Wegen sang und trillerte; hatte er in der Kirche ein religiöses Lied oder sonstwo ein weltliches Lied gehört, das ihm gefallen, so vergaß er es so bald nicht wieder, und wußte er kein Liedchen mehr, so trillerte er irgend eine Melodie vor sich hin. Dabei blieb er immer fröhlich in Gott, denn Gesang erheitert des Menschen Herz, auch ging seine Arbeit um so schneller von Statten, und die Kunden gewannen den kleinen Sänger täglich lieber, was dem Vater sehr angenehm war.

Der redliche Bäckermeister wußte die gute Laune seines Sohnes zu schätzen; und wenn es ihm einmal schien, als ob Domenico weniger heiter war, wie sonst, so konnte er sich ernstlich darüber betrüben.

Je längere Zeit Domenico sein Brod umhertrug, desto mehr entwickelte sich der Sinn für Musik in ihm; und was Anfangs dem Meister Bäcker angenehm war, weil es ihm Vortheil brachte, fing an, ihm nachtheilig zu werden; denn es kam jetzt mitunter vor, daß der Knabe sich irgendwo aufhielt, um ein Lied, das Jemand sang, zu Ende zu hören, und jede schöne Stimme, die auf seinem Wege je erklang, brachte durch das lange Hinlauschen des Sohnes dem Vater größeren oder geringeren Nachtheil. —

2. Unter den Kunden des Bäckermeisters nahm Agrile, der hochberühmte Sänger, den ersten Platz ein, denn er liebte gute Backwaaren und feilschte nicht um den Preis.

Eines Tages brachte Domenico das bestellte Brod; er steigt die Treppe hinauf, geht über einen etwas dunklen Vorplatz, und eben will er wie gewöhnlich anklopfen — da hört er den Sänger, gerade als er in höchster Begeisterung eines seiner schönsten Kirchenlieder singt. — Der Knabe ist ganz Ohr, mit größter Aufmerksamkeit belauscht er den Gesang, und um vor jeder Störung sicher zu sein, verkriecht er sich in den dunkelsten Winkel des Vorplatzes.

Da wurde der Entzückte plötzlich durch eine sanfte Stimme aus seinen Träumereien geweckt. „Nun, Domenico! was thust du denn in diesem Winkel?“ fragte ihn Theresia, die Haushälterin des Sängers. „Dein Brod und das übrige Backwerk liegt ja zu deinen Füßen? Fehlt dir etwas?“

„„Mir, Theresia, fehlt nichts! Ich hörte nur das hehre Lied!““

„Aber Herr Agrile singt ja gar nicht mehr!“

„„Ja, mir war's, als ob ich ihn noch singen hörte!““

„Aber du hast ihn doch schon öfter gehört, soviel ich weiß, und deßhalb hast du doch dein Brod nicht fallen lassen?“

Bei diesen Worten bückte sich Theresia und sammelte das Brod auf. „Sehen Sie, Herr Agrile!“ sagte sie zu dem Sänger, der eben seine Thür öffnete, „wie Domenico heute sein Brod abliefert!“

„‚So,‘“ sagte Agrile, „‚sorgst du für deines Vaters Kundschaft!‘“

„„Ach, Meister, vergebt!““ antwortete Domenico, ohne außer Fassung zu kommen, „„es war nicht meine Schuld!““

„‚Am Ende bin **ich** wohl schuld, daß das Brod hier auf der Erde liegt?‘“

„„Ganz recht, Meister, so ist's! Warum singen Sie so lieb und schön?““

„‚Warte, Bursche, ich will dich lehren, noch Scherz zu treiben!‘“

„„Nein, nein, ich treibe keinen Scherz, Meister; ich bin ganz

ruhig, mein Brod auf dem Kopfe, hier angekommen, aber Ihr Gesang ist schuld, daß ich's fallen ließ. Ich wußte es nicht einmal, daß es gefallen; Theresia hat mich erst darauf aufmerksam gemacht. Aber ich bitte Sie, sagen Sie meinem Vater nichts davon.““ —

3. Agrile betrachtete den Knaben näher; sein freundliches und bescheidenes Benehmen gefiel ihm. „„Komm herein zu mir!““ sagte er, indem er ihn gütig zu sich in's Zimmer führte. — Agrile setzte sich, Domenico blieb vor ihm stehen, die Mütze in der Hand, und wartete ruhig, was geschehen würde.

„„Du hörtest mich singen?““ fragte der Meister.

„„Ja, Herr, und dadurch ist mein Brod zur Erde gefallen.““

„„Es macht dir also ein großes Vergnügen, Musik zu hören?““

„„O gewiß, ich möchte nur immer Musik hören; aber ich muß meinem Vater im Geschäfte helfen, und da bleibt mir wenig Zeit übrig!““

„„Kannst du singen?““

„„Nicht viel! Heute vernahm ich Euer süßes Gotteslied, aber ich weiß nicht, ob ich es singen kann!““

„„Nun, laß hören, mein Sohn!““

Domenico hustet, stellt sich muthig näher und fängt an.

Kaum hatte Agrile die ersten Noten belauscht, so rief er aus: „„Bravo, bravissimo, mein kleiner Virtuose, du singst ja prächtig!““

Und Domenico sang weiter, und sang so richtig, und so frisch, und so seelenvoll, daß, als er zu Ende war, Agrile unter höchstem Erstaunen zu ihm sprach: „„Komm gleich mit mir, mein Sohn, ich führe dich zu deinem Vater.““

„„Dafür dank' ich Ihnen herzlich, denn nun wird er nicht schelten, weil ich so lange ausgeblieben bin!““

„„Liebst du dein Geschäft?““ fragte Agrile den Knaben, indem sie weiter gingen.

„„Ich möchte lieber Musik lernen!““ erwiederte der Knabe ernsthaft.

Schweigend setzten sie ihren Weg fort, bis sie die Wohnung des Bäckers erreichten.

„„Guten Tag, Signor!““ rief der Sänger dem Vater entgegen.

„Willkommen, Meister!“ antwortete der Bäcker, indem er sich vor einem seiner besten Kunden tief verbeugte; „was verschafft mir die Ehre Eures Besuches?“

„„Euer Sohn, den Ihr hier sehet, ist die Ursache. Saget,

findet Ihr nicht leicht einen andern Knaben, der das Brod herumtragen kann?'"

„Gewiß, Herr, der ist leicht zu finden!"

„,Nun, so sorgt dafür, denn Euer Sohn soll von heute an bei mir bleiben!'"

„„,Ich, Meister?"" rief Domenico, indem er vor Freude aufjauchzte, „„ich soll Ihr Schüler sein?""

„,Ja, mein Sohn, und du wirst mir Ehre machen.'" Und zum Vater gewendet fuhr er fort: „,Morgen schon sendet Ihr mir den Jungen, und Ihr werdet noch von ihm hören!'" Er küßte den Knaben, drückte dem Vater die Hand und ging.

In dem Hause des Bäckers aber herrschte eine unbeschreibliche Freude. — —

Und was ist aus Domenico geworden?

Einer der berühmtesten Componisten Italiens — Domenico Cimarosa. — Er nahm noch weiteren musikalischen Unterricht bei dem gefeierten Componisten Antonio Maria Gasparo Sachini, der es trefflich verstand, Gesang und Declamation mit einander zu vereinigen und ganz besonders in dem religiös-idealen Style glänzte; dann trat er in's Conservatorium von Loretto, und studirte so eifrig, daß er bald sein ausgebildetes Talent in dem „Opfer des Abraham" und in andern ausgezeichneten Kirchenmusik-Stücken darlegte. Mit jeder neuen Tondichtung stieg sein Ruf. Den Namen des zweiundzwanzigjährigen Jünglings nannte mit staunender Anerkennung nicht allein Italien, sondern auch England, Frankreich, Rußland und Deutschland.

Er starb*) zu Venedig am 11. Januar 1801. — Im Pantheon zu Rom wurde im Jahr 1816 seine Büste, von Canova gearbeitet, feierlich neben Sachini und Paisiello aufgestellt. —

---

204. Mozart's Briefe bei'm Tode seiner Mutter.

(Aus: W. A. Mozart von Otto Jahn.)

Um seinen Ruhm und sein Glück zu begründen, reiste der junge Componist Wolfgang Amadeus Mozart mit seiner Mutter am 14. März 1778 nach Paris ab.

---

*) Cimarosa verfaßte auch ein herrliches „Requiem," welches er seinem Freunde Herkules Consalvi, dem Cardinal und ersten Minister des Papstes Pius VII. widmete und übergab. Dieser dagegen ließ es zum Erstenmale bei den Obsequien für den Componisten selbst aufführen. —

Der Vater setzte auf Paris große Hoffnung und glaubte, es könne Wolfgang nicht fehlen, dort bald berühmt zu werden und also auch Geld für das Wohl der armen Familie zu erwerben. Er hatte die überaus glänzende Aufnahme im Gedächtniß, welche er daselbst vor vierzehn Jahren mit seinen Kindern gefunden hatte, und war überzeugt, daß man dem Jüngling, der Das, was er als Kind versprochen, in einer Weise erfüllte, die einem denkenden Beobachter wunderbarer erscheinen mußte, als selbst die unglaublichen Leistungen des Knaben, die gleiche Theilnahme schenken würde. Er rechnete auf das gute Gedächtniß so vieler vornehmer und angesehener Personen, deren Gunst sie erfahren hatten. — Und doch rechnete der kluge Mann in mehr als einer Hinsicht falsch. Er erwog nicht hinreichend, daß die Aufmerksamkeit des Publikums viel eher durch das Auffallende und Ueberraschende in äußerlichen Dingen gewonnen wird als durch die größten inneren Vorzüge, in denen das Wesen der Kunst beruht; daß die Gunst der Vornehmen und Reichen durch Geschmeidigkeit leider! im praktischen Leben gepflegt sein will und durch geschickte Benutzung der socialen Verhältnisse erhalten wird. Ganz besonders galt dieß für Paris, wo damals noch Bildung und Interesse für Musik im Verhältniß zu andern großen Städten weniger allgemein war und nur, wenn ungewöhnliche Umstände hinzutraten, zu einer Art Enthusiasmus sich steigerten. Das Alles war nun für das Auftreten eines jungen Mannes nicht günstig, der es so wenig verstand, sich persönlich geltend zu machen. *)

Mozart blieb jedoch, ohne sich in Paris wohl und behaglich zu fühlen und ohne erhebliche Erfolge seiner Bemühungen wahrzunehmen, in seiner Weise thätig, um es dort zu einer geachteten

---

*) Mozart hatte bereits am 8. Juli 1770 vom Papste zu Rom das Ordenskreuz vom „goldenen Sporn" erhalten, und blieb als „Ritter vom goldenen Sporn" so bescheiden, daß er diese seine ehrenvolle Standeserhöhung in Paris gar nicht zur Geltung brachte.

Der Componist Dittersdorf, der es auch erhielt, sagt in seiner Selbstbiographie darüber: „Dieser Orden wird in Rom ausgetheilt und die Mitglieder desselben führen den Titel Comites Palatini Romani. Sie erhalten ein auf Pergament geschriebenes und durch ein großes Insiegel bestätigtes Diplom. Auch genießen sie in Rom, wie in allen päpstlichen Staaten, alle Freiheiten des Adels und können frei und ungehindert in den päpstlichen Palast eintreten, haben auch daselbst den Rang, den an andern regierenden Höfen die Kammerherren haben. Ihr Ordenszeichen ist ein gelb emaillirtes in Gold gefaßtes Kreuz in Gestalt wie das der Malteser-Ritter. Sie tragen dasselbe sowie Jene um den Hals an einem ponceau-farbenen Bande, auch etwas kleiner und manchmal ganz von Gold an einem rothen Bande im Knopfloch an der Brust." —

Stellung zu bringen — als ein Ereigniß eintrat, das ihn und die Seinigen heftig erschütterte.

Seine Mutter hatte sich in Paris in der schlechten, unfreundlichen, dunklen Wohnung (die so klein war, daß nicht einmal ein Klavier darin Platz fand), wo sie fast den ganzen Tag „allein wie im Arrest saß," weil Wolfgang durch seine Geschäfte meistens außer Hause gehalten wurde, bei der eingeschränkten Lebensweise immer übel befunden; im Mai war sie drei Wochen krank gewesen und dachte daran, wenn sie sich erholt haben würde, ein besseres Quartier zu suchen und dann selbst die Küche zu führen. Allein im Juni erkrankte sie von Neuem; sie ließ sich zur Ader und schrieb darauf noch selbst ihrem Manne, daß sie zwar sehr müde sei und Schmerzen im Arm und in den Augen empfinde, aber sich doch besser fühle. Allein diese Besserung war nur scheinbar, die Krankheit nahm eine bedenkliche Wendung, und nach vierzehn angstvollen Tagen, die Wolfgang am Bette seiner Mutter zugebracht hatte, sah er sie am Abend des 3. Juli sanft verscheiden.

Sein nächster Gedanke war — möglichste Schonung seines Vaters, der von diesem furchtbaren Schlag nichts ahnen konnte. Er schrieb ihm, um ihn vorzubereiten, daß die Mutter krank sei und daß ihr Zustand Bedenken errege; zugleich theilte er dem treuen Freund Bullinger zu Salzburg die volle Wahrheit mit, und bat ihn, die Trauerbotschaft seinem Vater auf eine Weise zu verkünden, daß er nicht durch einen allzu jähen Schreck überrascht würde. — Dieser Brief lautet wörtlich:

„Paris, ce 3 Juillet 1778.

Allerbester Freund!

(Für Sie ganz allein.) Trauern Sie mit mir, mein Freund! — Dieß war der traurigste Tag in meinem Leben — das schreibe ich um 2 Uhr Nachts — ich muß es Ihnen doch sagen, meine Mutter, meine liebe Mutter ist nicht mehr! — Gott hat sie zu sich berufen — er wollte sie haben, das sah ich klar — mithin habe ich mich in den Willen Gottes ergeben. Er hat sie mir gegeben, er konnte sie mir auch nehmen. Stellen Sie sich nur alle meine Unruhe, Angst und Sorgen vor, die ich diese vierzehn Tage ausgestanden habe. — Sie starb, ohne daß sie etwas von sich wußte — löschte aus wie ein Licht. Sie hat drei Tage vorher gebeichtet, ist communicirt worden und hat die heilige Oelung empfangen. — Die letzten drey Tage phantasirte sie beständig, und heut' aber um 5 Uhr 21 Minuten griff sie in Zügen, verlor alsogleich dabei alle Empfindung und alle Sinne — ich drückte ihr die Hand, redete sie an — sie sah mich aber nicht, hörte mich nicht, und

empfand Nichts — so lag sie, bis sie verschied, nämlich in fünf Stunden, um 10 Uhr 21 Minuten Abends — es war Niemand dabei, als ich, ein guter Freund von uns, den mein Vater kennt, Herr Haina, und die Wächterin. — Die ganze Krankheit kann ich Ihnen heute unmöglich schreiben — ich bin der Meynung, daß sie hat sterben müssen — Gott hat es so haben wollen. Ich bitte Sie unterdessen um Nichts, als um das Freundstück, daß Sie meinen armen Vater ganz sachte zu dieser traurigen Nachricht zubereiten — ich habe ihm mit der nämlichen Post geschrieben, aber nur, daß sie schwer krank ist — warte dann nur auf eine Antwort, damit ich mir darnach richten kann. Gott gebe ihm Stärke und Muth! — Mein Freund! Ich bin nicht itzt, sondern schon lange her getröstet! — ich habe aus besonderer Gnade Gottes Alles mit Standhaftigkeit und Gelassenheit übertragen. Wie es so gefährlich wurde, so bat ich Gott nur um zwey Dinge, nämlich um eine glückliche Sterbestunde für meine Mutter, und dann für mich um Stärke und Muth — und der gütige Gott hat mich erhört und mir die zwey Gnaden im größten Maaße verliehen. Ich bitte Sie also, bester Freund, erhalten Sie mir meinen Vater, sprechen Sie ihm Muth zu, daß er es sich nicht gar zu schwer und hart nimmt, wenn er das Aergste erst hören wird. Meine Schwester empfehle ich Ihnen auch von ganzem Herzen — gehen Sie doch gleich hinaus zu ihnen, ich bitte Sie — sagen Sie ihnen noch nicht, daß sie todt ist, sondern präpariren Sie sie nur so dazu — thun Sie, was Sie wollen, — wenden Sie Alles an — machen Sie nur, daß ich ruhig seyn kann — und daß ich nicht etwa ein anderes Unglück noch zu erwarten habe. — Erhalten Sie mir meinen lieben Vater und meine liebe Schwester. Geben Sie mir gleich Antwort, ich bitte Sie — Adieu, ich bin dero gehorsamster, dankbarster Diener

Wolfgang Amadé Mozart."

Der Brief an seinen Vater lautet:

„Paris, ce 9 Juillet 1778.

Monsieur mon très cher Père! — Ich hoffe, Sie werden bereitet sein, eine der traurigsten und schmerzhaftesten Nachrichten mit Standhaftigkeit anzuhören. — Sie werden durch mein letztes Schreiben vom 3ten in die Lage gesetzt worden seyn, nichts Gutes hören zu dürfen. Den nämlichen Tag, den 3ten, ist meine Mutter Abends um 10 Uhr 21 Minuten in Gott selig entschlafen; — als ich Ihnen aber schrieb, war sie schon im Genusse der himmlischen Freuden — Alles war schon vorbey — ich schrieb Ihnen in der Nacht — ich hoffe, Sie und meine liebe Schwester werden mir diesen kleinen und

sehr nothwendigen Betrug verzeihen — denn nachdem ich nach meinen Schmerzen und Traurigkeit auf die Ihrige schloß, so konnte ich es ohnmöglich über's Herz bringen, Sie sogleich mit dieser schröcklichen Nachricht zu überraschen. — Nun hoffe ich aber, werden Sie sich Beyde gefaßt gemacht haben, das Schlimmste zu hören, und nach allen natürlichen und nun gar zu billigenden Schmerzen und Weinen, endlich sich in den Willen Gottes zu geben, und seine unerforschliche, unergründliche und allerweiseste Vorsehung anzubeten. — Sie werden sich leicht vorstellen können, was ich ausgestanden — was ich für Muth und Standhaftigkeit nothwendig, um Alles so nach und nach immer ärger, immer schlimmer, mit Gelassenheit zu übertragen; — und doch, der gütige Gott hat mir diese Gnade verliehen — ich habe Schmerzen genug empfunden, habe genug geweint — was nützte es aber? — Ich mußte mich also trösten. Machen Sie es auch so, mein lieber Vater und liebe Schwester! — Weinen Sie, weinen Sie sich recht aus — trösten Sie sich aber endlich — bedenken Sie, daß es der allmächtige Gott also hat haben wollen — und was wollen wir wider ihn machen? — Wir wollen lieber beten, und ihm danken, daß es so gut abgelaufen ist — denn sie ist sehr glücklich gestorben. — In jenen betrübten Umständen habe ich mich mit drey Sachen getröstet, nämlich durch eine gänzliche, vertrauungsvolle Ergebung in den Willen Gottes — dann durch die Gegenwart ihres so leichten und schönen Todes, indem ich mir vorstellte, wie sie nun in einem Augenblick so glücklich wird — wie viel glücklicher, daß sie nun ist, als wir — so, daß ich mir gewünscht hätte, in diesem Augenblicke mit ihr zu reisen — aus diesem Wunsche und aus dieser Begierde entwickelte sich endlich mein dritter Trost, nämlich, daß sie nicht auf ewig für uns verloren ist — daß wir sie wiedersehen werden — vergnügter und glücklicher beysammen seyn werden, als auf dieser Welt. Nur die Zeit ist uns unbekannt — das macht mir aber gar nicht bang — wann Gott will, dann will ich auch. — Nun, der göttliche, allerheiligste Wille ist vollbracht — beten wir also ein andächtiges Vaterunser für ihre Seele. — Eine große Hilfe zu meiner möglichen Zufriedenheit wird seyn, wenn ich hören werde, daß mein lieber Vater und meine liebe Schwester sich mit Gelassenheit und Standhaftigkeit gänzlich in den Willen des Herrn geben — sich ihm von ganzem Herzen vertrauen, in der festen Ueberzeugung, daß er Alles zu unserm Besten anordnet. — Allerliebster Vater! — schonen Sie sich! — Liebste Schwester! — schone Dich, — Du hast noch nichts von dem guten Herzen Deines Bruders genossen — weil er es noch nicht im Stande war. — Meine liebste Beyde! habt Sorge auf Eure Gesundheit, —

denket, daß Ihr einen Sohn habt, einen Bruder, der all seine Künste anwendet, um Euch glücklich zu machen — wohl wissend, daß Ihr ihm auch einstens seinen Wunsch und sein Vergnügen — welches ihm gewiß Ehre macht, nicht versagen, und auch Alles anwenden werdet, um ihn glücklich zu sehen. — O dann wollen wir so ruhig, so ehrlich, so vergnügt (wie es nur immer auf dieser Welt möglich ist) leben — und endlich, wenn Gott will, dort wieder zusammen kommen, wofür wir bestimmt und erschaffen sind. — Trösten Sie sich und beten sie brav, dieß ist das einzige Mittel, was uns übrig bleibt. — Ich wollte Sie wohl gebeten haben, eine heil. Messe in Maria Plain und zu Loretto lesen zu lassen — ich habe es hier auch gethan." —

205. Componisten-Freude.

Der berühmte Schauspieler August Wilhelm Iffland, vom Jahre 1811—1814 General-Direktor aller Königlichen Schauspiele zu Berlin, besuchte einst den noch berühmteren Componisten Franz Joseph Haydn, den Mann mit der kindlichsten und frömmsten Seele.

In dem vertraulichen Zwiegespräch, das er mit dem ehrwürdigen Greise begonnen, erzählte er ihm auch unter Anderem, daß die Aufführung seiner Composition „die Schöpfung" einstmals zu Berlin, zu einem milden Zwecke veranstaltet, über 2000 Thaler eingetragen habe.

Da blickte Haydn hoch auf, und wiederholte langsam und mit strahlender Freude: „Ueber 2000 Thaler! Für die Armen! Ueber 2000 Thaler! — Hörst du das wohl (zu seinem Bedienten sich umwendend) — meine Schöpfung hat in Berlin 2000 Thaler eingetragen und für die Armen!" — Dann legte er sich ganz zurück in den Stuhl und ließ den Thränen freien Lauf. „Für die Armen! Meine Arbeit hat den Armen einen guten Tag gegeben! — Das ist herrlich! Das ist tröstlich!" —

206—209. Künstler-Launen.

1. Ludwig van Beethoven, der gewaltige Heros im Reich der Töne, begab sich, durch den Kurfürsten von Köln mit den nöthigen Stipendien unterstützt, im Jahr 1792 zu seiner weiteren Ausbildung nach Wien, der Kaiserstadt, die damals den Mittelpunkt musikalischer Kunst bildete.

Der zweiundzwanzigjährige Jüngling wurde in der Familie des

Fürsten Lichnowsky sehr freundschaftlich aufgenommen. Der Fürst selbst war sehr musikalisch gebildet und die neuesten Compositionen Beethoven's wurden zuerst in seinem Salon aufgeführt. Ein Hochgenuß war es, den jungen Meister zu hören, wenn er frei auf dem Piano phantasirte. Die Fürstin behandelte ihn wie ihren Sohn und war voll der zartesten Aufmerksamkeit. Aber gerade dieß war nicht nach dem Sinne des störrischen Genius, der völlig frei und ungehindert ganz nach Belieben schalten und walten wollte, und an Ort und Zeit sich nicht band. Daß er erst $3^1/_2$ Uhr zu Mittag essen, dazu eine sorgfältige Toilette machen sollte, wollte dem Hausfreunde durchaus nicht in den Sinn. — Einstmals hörte er, wie der Fürst einem Kammerdiener den gemessensten Befehl ertheilte: daß wenn Er und Beethoven etwa einmal zu gleicher Zeit schellen würden, er zuerst dem Herrn Beethoven dienen solle. Weit entfernt, von dieser Aufmerksamkeit gerührt zu sein, miethete Beethoven sogleich einen Bedienten für sich allein. Von der Fürstin sagte er, als er das gastfreie Haus ganz verlassen hatte: „Mit großmütterlicher Liebe hat man mich dort erziehen wollen!" —

2. Seinen einfachen Tisch im Wirthshause zog Beethoven dem glänzendsten Diner vor, zu welchem ihn seine Freunde einluden, denn er durfte sich hier gehen lassen und auf Niemand Rücksicht nehmen. — Man kannte auch in Wien den kleinen finstern Mann im grauen Oberrock, der zuweilen mitten auf der Straße stehen blieb, wenn eine neue Idee ihn erfaßte, oder von der Tafel aufstand und nach Hause ging, ehe er noch gegessen hatte. Seine zunehmende Gehörschwäche machte ihn immer melancholischer und mistrauischer, er wollte gar kein Concert mehr geben. Und als einst seine Verehrer, der Graf Lichnowsky, der Violinist Schupanzigh und sein späterer Biograph Schindler sich verabredet hatten, ihn auf gute Manier doch zu einem Concerte zu bewegen: so ging er zwar darauf ein; als sie aber fort waren, merkte er die List, die doch so gut gemeinte, und schrieb folgende drei Billete:

„An den Grafen Lichnowsky.

Falschheiten hasse ich. Besuchen Sie mich nicht mehr. Akademie hat nicht Statt."

„An Herrn Schupanzigh.

Besuche Er mich nicht; ich gebe keine Akademie."

„An Herrn Schindler.

Besuchen Sie mich nicht mehr, bis ich Sie rufen lasse. Keine Akademie." —

3. Beethoven war klein von Wuchs, aber gedrungen und untersetzt. Sein Kopf war außerordentlich groß, und der dichte

Haarwuchs, der ganz der Natur überlassen blieb, gab diesem Kopfe etwas Furchtbares. Die Miene war finster; aber wenn Beethoven einmal lächelte, so soll das einen unbeschreiblich wohlthuenden Eindruck gemacht haben. Die kleinen grauen Augen schossen Blitze, wenn die Hochgedanken im Innern seiner Seele ihr Leben zu regen begannen. Die Stirn war offen und wahrhaft majestätisch. —

Seine Lebensweise war höchst einfach; das Fleisch, das Mittags übrig geblieben war, wurde Abends als kalte Küche verzehrt und dazu ein Glas Bier getrunken und eine Pfeife Tabak geraucht. Mittags kam wohl ein Glas Ofener auf den Tisch. Doch auf einen Gegenstand richtete sich die größte Sorgfalt des merkwürdigen Mannes — auf den Kaffee. Dieser mußte sehr stark sein, und auf die Tasse wurden sechszig Bohnen genommen, die er selbst erst sorgfältig abzählte. Nur Vormittags wurde componirt, der Nachmittag war der Lektüre gewidmet. Die Augsburger Allgemeine Zeitung war die regelmäßige Abend-Lesung, die niemals ausgesetzt wurde. Gern besuchte er die Gottesdienste in dem St. Stephansdome und die hier in ihm entflammten Empfindungen innigster Andacht gaben ihm die Motive zu seinen tief religiösen Melodien. —

Beethoven war, trotz mancher Schwäche und Uebertreibung, ein streng sittlicher Charakter, stets erfüllt mit den erhabensten und reinsten Gedanken. — Nach einer heftigen Krankheit, die ihn im Jahre 1802 überfallen hatte, verfaßte er ein Testament, das er an seine Brüder richtete und worin sich folgende Stelle findet: „Empfehlt euern Kindern Tugend — sie nur allein kann glücklich machen — nicht Geld. Ich spreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich selbst im Elende gehoben; ihr danke ich, nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte!" —

4. Die letzten Jahre seines Lebens verlebte Beethoven, der durch eine Erkältung ganz taub geworden, ganz zurückgezogen in dem Dorfe Mödling, nahe bei Wien, und an seinem Krankenbette wachte keine theilnehmende Seele. — Sein Bruder Johann war Apotheker in Wien und verdankte sein Glück dem Ludwig, der ihn mit großer Freigebigkeit unterstützt hatte. Nun aber, da er wohlhabend geworden war und in eigener Equipage fuhr, besuchte er den „armen Componisten" gar nicht mehr, sondern begnügte sich, ihm zum Neujahr eine Karte zu schicken, worauf nur die Worte standen: „Johann van Beethoven, **Gutsbesitzer**." Und er schrieb auf die Rückseite: „Ludwig van Beethoven, **Hirnbesitzer**," und schickte sie dem eitlen Menschen zurück.

Eine alte Magd war die einzige Pflegerin des großen Mannes, denn auch der Neffe hatte sich schnöde von ihm abgewandt. — Auf

eine Lungenentzündung folgte die Wassersucht, und viermal mußte dem Kranken das Wasser abgezapft werden, der mit aller Geduld die Operation aushielt und lakonisch sich äußerte: „Besser Wasser aus'm Leib als aus der Feder!" Doch alle Kunst der Aerzte Wawruch und des berühmten Malfatti war ohnmächtig. Beethoven empfing (wie A. Schindler in der Biographie des großen Tonsetzers sagt) auf sein Verlangen und mit wahrer Erbauung die heiligen Sterbsakramente, und unterlag gottergeben und betend seinem Uebel am 26. März 1827.

Nun erwachte die allgemeine Theilnahme der Bewohner Wiens, die sich um den kranken Künstler nicht bekümmert hatten und durch ein wahrhaft feierliches Leichenbegängniß ihre Schuld zu tilgen suchten. —

Dieses außerordentlichen Mannes musikalische Werke werden indessen bestehen, so lange noch ein menschliches Ohr auf Erden die Sprache der Töne zu vernehmen im Stande ist. —

210. Bühne und Kloster.

Im siebenzehnten Jahrhunderte kam es in Spanien sehr oft vor, daß die bedeutendsten Schauspieler oder Schauspielerinnen die Bühnen verließen und in's einsame Klosterleben eintraten.

Davon nur ein Beispiel.

Clara Camacho, eine bewunderte Heldin der christlichen Tragödien des Don Pedro Calderon de la Carea, ward bei der Aufführung eines „Auto da fe" der Art von Andacht und Bußgedanken überwältigt, daß sie von diesem Augenblick an die Welt und ihre Freuden verließ. — Sie zählte dreiundzwanzig Jahre, war sehr reich, und noch schöner als reich. Sie spielte gerade die Rolle „Sultana," und bezauberte durch die Pracht ihrer jugendlichen Anmuth und die Macht ihrer Darstellung die Zuschauer bis zur Begeisterung — als sie plötzlich eine lange Pause machte. Sie riß ihren Schmuck von echten Brillanten von dem Haupte herab, schleuderte ihn unter das Publikum, und entsagte so auf immer der ewigen Lüge der Welt und der erlogenen Lüge des Theaters und suchte und fand ihr wahres Heil unter dem Klosterschleier einer Braut Jesu Christi. —

211. Der hochgeehrte und doch bescheidene Sänger.

Carlo Broschi, genannt Farinelli, der berühmteste Sänger seiner Zeit, stammte aus einem verarmten adeligen Geschlechte, und wurde im Jahre 1705 zu Andria im Neapolitanischen geboren.

Sein seltenes Künstlertalent und sein sanfter, bescheidener Charakter verschafften ihm allgemeine Achtung und Liebe. Nachdem er sich einige Zeit am Londoner und Wiener Hofe aufgehalten hatte, trat er im Jahre 1737 in die Dienste Philipp's V., Königs von Spanien, der ihn mit Reichthümern überhäufte. —

Einige Jahre darauf verfiel dieser Fürst in eine tiefe Melancholie, die ihn zu allen Geschäften untauglich machte, und ihn abhielt, sich den Bart abnehmen zu lassen und im Staatsrathe zu erscheinen. Seine Gemahlin wollte nun zu seiner Heilung einen Versuch mit der Stärke der Tonkunst machen; sie ließ heimlich Anstalten zu einem Concerte nahe an dem Zimmer des Königs treffen, und Farinelli eröffnete dasselbe mit seiner ausgezeichnet anmuthigen und zugleich reinen Stimme durch einen seiner schönsten Gesänge. Der König, der bei dem Concerte ungemein aufmerksam wurde, schien Anfangs gerührt, und kurz darauf bewegt zu werden. Bei dem Ende des zweiten Gesanges rief er den Tonkünstler zu sich, überhäufte ihn mit gnädigen Aeußerungen, und fragte ihn, was er für eine Belohnung verlange? Farinelli bat den König, sich den Bart abnehmen zu lassen und dem Staatsrath wieder beizuwohnen. Der König willigte in seine Bitte, und von dieser Zeit an merkte man, daß die Krankheit des Königs täglich abnahm. Philipp gewann ihn jetzt immer lieber, so daß er keinen Tag ohne ihn leben konnte, und ihn zu seinem vertrautesten Freunde machte; ja er gestand ihm endlich so vielen Einfluß zu, als irgend der höchste Staatsbeamte bei ihm hatte. — Aber auch auf dem Gipfel des Glückes und des Ansehens vergaß Farinelli nie, daß er vorher nur ein Sänger gewesen war. Die Herren an Philipp's Hofe, die alle Tage in seinem Palaste speisten, konnten ihn nie dahin bringen, daß er sich mit ihnen zu Tische gesetzt hätte; überhaupt betrug er sich immer mit der äußersten Bescheidenheit, so daß er allgemein hochgeschätzt wurde. Von seinem großmüthigen und bescheidenen Charakter gab er bei mehreren Vorfällen sehr schöne Beweise. — Einst hörte er, als er gerade in des Königs Zimmer ging, daß der Offizier von der Wache zu einem andern, der keine Verrichtung bei Hofe hatte, sagte: „Die Ehrenstellen werden einem Sänger reichlich ertheilt, und ich, der ich nun dreißig Jahre diene, erhalte keine Belohnung!“ — Der Tonkünstler stellte dem König vor, daß er seine Diener vergesse, und veranlaßte ihn, sogleich ein Dekret auszufertigen, welches Farinelli mit den Worten dem Offizier überreichte: „Ich habe Sie sagen hören, Sie dienten schon dreißig Jahre; Sie hatten aber unrecht, wenn Sie sagten, es geschehe ohne Belohnung; hier ist die Belohnung, die Ihnen der König gibt.“ — Gegen Personen von niederem Stande

war er ungemein herablassend und freundlich. Sein Schneider brachte ihm einmal ein neues Kleid, und Farinelli wollte ihn eben bezahlen lassen, als der Schneider sagte: „Ich gehe schon lange bei Ew. Excellenz aus und ein, und habe oft die Ehre, Sie mit den Händen zu berühren und anzukleiden; dennoch habe ich nie das Glück gehabt, Ihren himmlischen Gesang, von dessen Lob der ganze Hof voll ist, zu hören. Darum bitte ich, mir es nicht zu verübeln, wenn ich" — Er hatte noch nicht ausgeredet, als Farinelli ihn lächelnd auf einen Stuhl bei'm Klavier sich niedersetzen hieß, und mit der nämlichen Energie und Kunst, als wenn er vor dem König säße, ihm eine Arie vorsang. Hierauf gab er seinem Kassier Befehl, ihm das Kleid doppelt zu bezahlen. —

---

212. Wo Einer poetische Anregung suchte.

(Aus: Schwanthalers Reliquien von Dr. Franz Trautmann.)

Mit Meister Michael Ludwig Schwanthaler's Christenthum war es gut beschaffen. Der berühmte Bildhauer war ein tief religiöses Gemüth. In jüngeren und älteren Jahren verrichtete er häufig ein inniges Gebet, besonders wenn ihn eine oder die andere Kirche wohl ansprach, und zu München war es die Liebfrauenkirche, welche er vor allen andern liebte.

Also besuchte er sie auch oft, namentlich an schönen Lenz- oder Sommerabenden, wenn es recht feierlich still in den weiten Hallen war und die Fenster in der Glorie ihrer Farben glühten und schimmerten. Da schritt er erst langsam von dem Altar zu jenem. Unter der Orgel stand er gerne still und beschaute den Bau in seiner ganzen Größe; im Glockenhaus suchte er den Grabstein des Baumeisters heim, dann sah er zu den Todtenschilden, die hoch oben an den Wänden hängen, und schritt sinnend an den Grabsteinen der zwei Chorherrn vorbei, hinüber zu jenem des Bischofs Tulpeck. Der gefiel ihm so wohl, daß er sich oft lange dabei aufhielt.

Schlenderte er dann wieder kircheinwärts zur Linken hinauf, hielt er beim St. Benno Altar, nächst bei'm geschnitzten Christophorus ein. Bei der alten Sakristei deßgleichen. Im rechten Seitengang hingegen besah er sich gerne den Grabstein des Ritters und herzoglichen Hofmeisters Leu, weiter das schöne Herzogsfenster und so mehr. Am Längsten verweilte er aber in der Gegend des Chors, darunter die Gruft ist, und beim Denkmal des Kaisers Ludwig.

Allgemach ließ er dann vom Schauen und Sinniren ab, blieb so stehen und folgte dem Zuge der Andacht.

Oft auch bestieg er den Thurm, hielt sich bei den Glocken auf und machte sich allerlei Gedanken. Beim Thürmer oben ebenfalls, wenn er zu den kleinen Fenstern hinauslugte. Auf dem Langhaus oben unter'm Gebälk weilte er ganz besonders gerne und fühlte sich so von absonderlich wohlthätiger, poetischer Stimmung überkommen. —

Also in Kirchen war ihm ausnehmend wohl zu Muth, und einer seiner wärmsten Wünsche war und blieb stets, eine gothische Kapelle zu bauen.

Daß er bei all Diesem gerne Legenden las und was sonst auf Kirchliches Bezug hat, bedarf keiner Erwähnung — und daß er der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens oft und beinahe schwärmerisch eingedenk gewesen, dafür zeugt seine Geneigtheit zu einsamen Betrachtungen auf stillen Friedhöfen. In diesem Betreff ging er wirklich sehr weit, wie eine Bemerkung, von seiner eigenen Hand niedergeschrieben, beweist. Denn es stellt sich heraus, daß er in früheren Jahren zu verschiedenen Malen schöne Sommernächte in der Umgrenzung einer, München nahen, Dorfkirche zubrachte, wobei er vor dem Kircheneingang, auf üppiges Gras hingestreckt, lag, sein Haupt auf einen bemoosten, alten Leichenstein gebettet.

Unentschieden lassend, welchen höheren Antheil bei solchen Maaßnahmen frommes Gefühl, Verlangen nach Abtödtung und dergleichen, oder welchen die Phantasie hatte — steht fest: daß es mit dem bewußten christlichen Gemüthe, bei allem etwa vorhandenen Uebermaaß an Beschaulichkeit, doch eben so richtig und gesund beschaffen war, als dem christlichen Gemüth die jugendlich heitere Lebensfrische keinen Eintrag that — und es ist wohl nichts sicherer und begreiflicher, als daß den Meister zu allen Zeiten seines Lebens — Freigeisterei im höchsten Grade anwiderte.

Immer war er schöpferisch, und er konnte, so zu sagen, nichts, nur einigermaßen Dienliches oder Anregendes sehen und berühren, ohne die Lust zu verspüren, etwas Schönes daraus zu gestalten.

In den späteren Zeiten hatte Schwanthaler eine wahre Hast nach Arbeits-Bestellung. Er wollte nicht zu Viel für sein Talent. Aber er wollte zu Viel für die Kraft eines Einzelnen, um allen Erzeugnissen auch die Weihe feinster Durchbildung geben zu können. Indessen, wie groß auch in einzelnen Fällen die Hast — die Werke sind dennoch trefflich und bewunderungswürdig. Sie sind getragen von der reinsten Unmittelbarkeit eines erhabenen Geistes, der Gottvoll in Verschwendung die Spenden seines Füllhornes ausstreut, wissend, daß auch die bescheidenste Blume würzigen Duft habe, und über der Welt leise Besorgniß lächelt, jener Reichthum könne erschöpft werden. Man nehme es demnach so. Die Quelle übersprudelte

nur in des Künstlers Herzen — aber keine niedere Habsucht vergiftete die spiegelklaren Wasser.

Im Gegentheil, der Mammon der Welt hatte gar keinen Werth für ihn, oder nur in soferne, als er diente, der christlichen Liebe zur Großmuth Mittel an die Hand zu geben. Er wußte das Leid der Armuth zu würdigen, und reich war seine Hilfe. Zumal auch, wenn er einen richtigen Jünger der Kunst wußte, den das Geschick mit prosaischen Sorgen drückte. Da konnte er's nicht unterlassen und nahm ihm in traulichst schonender, oft auch in geheimster Weise, die Last von den Schwingen der Phantasie.

So war es mit Denen, welche Seiner bedurften, und nie verlangte er Dank. Dieser schönste Zug eines edlen Herzens, Geben und Vergessen, war vollkommen sein eigen. Aber wie wenig vergaß er selbst den Dank, wenn die Verpflichtung auf seiner Seite stand. Auch für das Geringste, was ihm zu Gefallen geschah, rückte er zur rechten Zeit mit einer Spende an — gegen ferner Stehende mit Werthvollem im gewöhnlichen Sinne der Welt; seinen Freunden gegenüber mit herrlichen Zeichnungen oder welch anderem Erzeugnisse seines ewig frischen Geistes, seines frommen blüthevollen Gemüthes und der nimmer müden Hand. — —

Im besten Lebensalter entschlief Schwanthaler in christlicher, auch treu kirchlicher Haltung und Ergebung. Er hatte so viel leiden müssen. Nun war er befreit von allem Weh. Auf seinem schönen, bleichen Antlitz lag der Friede. —

---

213. Kunst-Enthusiasmus eines Orgeldrehers.

Gioachimo Rossini, einer der beliebtesten und originellsten Componisten der Neuzeit, wurde zu Pesaro, einem Städtchen in der Romagna Italiens, am 29. Februar 1789 geboren. Zu seiner musikalischen Ausbildung hat vorzüglich der Pater Mattei zu Bologna beigetragen. Was seine Werke so anziehend macht, ist vor Allem der unerschöpfliche Quell wohlklingender Melodien, die sich, sanft in das Ohr einschmeichelnd, sogleich auch dem Gedächtniß einprägen und unwillkürlich zum Nachsingen reizen. Durch ganz Italien sang und singt man seine anmuthigen Lieder, und von da verbreiteten sie sich in alle Welttheile. —

Während seines jüngsten Aufenthaltes zu Paris wurde dem allgemein gefeierten Tondichter eine in ihrer Art ganz eigenthümliche Aufmerksamkeit und Verehrung erwiesen.

Am 29. Februar 1857 stellte sich nämlich ein italienischer

Orgeldreher im Hofe des von Rossini bewohnten Hauses an der Ecke des Boulevard und der Chaussée d'Antin auf und spielte mehrere Arien aus den Werken des berühmten Componisten. Gerade hatte er ein Lied aus „Wilhelm Tell" gespielt, als Rossini in der Begleitung eines Freundes über den Hof ging. Der Maëstro griff in die Tasche, um einige Sous für den wandernden Landsmann zu suchen, und fragte hierbei diesen: ob er wohl wisse, wessen Musik er gespielt habe? „Gewiß," erwiederte der Mann, „sie ist von unserm großen Rossini, und alle die Arien habe ich eben Ihm zu Ehren erschallen lassen." — „„Wie so?"" fragte der Componist. „Weil **heute** sein Geburtstag ist!" versetzte der Orgeldreher. — Rossini war durch diese Antwort tief gerührt; er wandte sich an seinen Begleiter und sagte: „„Dieser arme Kerl ist der Einzige, der sich meines Geburtstages erinnert; alle meine Freunde hatten ihn vergessen. Glauben Sie mir, die größten Triumphe, die ich davongetragen, haben mich nicht so ergriffen, als die Aufmerksamkeit dieses armen Landsmannes!" Nach diesen Worten zog der Maëstro aus seinem Geldbeutel ein Hundert-Franken-Stück, welches er dem Orgelspieler schenkte, der durch diese Freigebigkeit in ungewöhnliche Verwunderung gerieth. „„Es ist Rossini selbst, der mit Euch gesprochen,"" flüsterte der Freund, als der Componist weiter ging. „Rossini!!" rief der Italiener begeistert, und dem Maëstro nacheilend, küßte er den Saum sein Mantels mit den Worten: „Dank, großer Meister! aber Sie haben mir mit diesem Goldstück kein Geld, sondern eine Medaille gegeben, die ich mein Leben lang bewahren will!" —

---

214. Ein außerordentliches Sprachen-Talent.

(Auszug aus der Zeitschrift: „Das Ausland.")

Joseph Caspar Mezzofanti war der Sohn eines schlichten Zimmermannes, und wurde in Bologna am 17. September 1774 geboren. Seine früheren Lebensschicksale sind dunkel. Nach einer beglaubigten Erzählung indessen arbeitete der junge Zimmermann unter freiem Himmel vor dem väterlichen Hause, während im obern Stock der gute Pater Respighi eine Anzahl Schüler im Griechischen und Lateinischen bei offenen Fenstern unterrichtete. Auf diese Art soll Mezzofanti im Stillen an den Lectionen Theil genommen haben, so daß er einst den Pater Respighi überraschte, indem er, ohne je ein griechisches Buch in der Hand gehabt zu haben, vollständig die griechischen Worte und die Ausdrucksweise besaß, so weit sie bei jenem Unterricht in Frage gekommen war. Der Geistliche rettete

das außerordentliche Talent vor dem Zimmermanns-Handwerk, Mezzofanti studirte Latein, Griechisch, Hebräisch, Arabisch, lernte Französisch von einem alten Priester aus Blois, Schwedisch von einem schwedischen Wundarzt in Bologna, Coptisch von dem gelehrten Domherrn Mingarelli.

Im Jahre 1797 empfing Mezzofanti die Weihen und den Lehrstuhl des Arabischen an der Universität. Er hatte in der Zwischenzeit Einladung nach Paris, von Murat nach Neapel, vom Großherzog von Toscana nach Florenz, von Franz I. nach Wien, von Pius VII. nach Rom erhalten, aber er widerstand allen derartigen Versuchungen und blieb seiner Vaterstadt getreu. Bologna war zufällig der Ort, wo man sehr leicht Sprachen lernen konnte, nämlich in den Militär-Hospitälern. Es waren damals durch Italien nicht nur französische Heere, sondern auch österreichische und russische gezogen. In den Heeren Oesterreichs und Rußlands wurden aber mehr Sprachen gesprochen als in den übrigen Heeren von ganz Europa. Mezzofanti galt in der Stadt sehr bald als „Beichtvater der Ausländer" und er wurde überall an das Krankenbett der Leute fremder Zunge geholt. Oft geschah es, daß er einem Kranken die Beicht abhören mußte, ohne daß er selbst die Sprache oder den Dialekt verstand; dann mußte Mezzofanti erst die Sprache selbst von dem Trostbedürftigen erlernen. Sobald er es aber nur dahin brachte, den Kranken das Vaterunser oder das katholische Glaubensbekenntniß ablegen zu lassen, oder sich mit ihm über so allgemeine Begriffe wie Sünde, Tugend, Himmel, Hölle, Gott 2c. zu verständigen, so gelang es ihm mit Hilfe des kleinsten Wortvorraths rasch sich weiter zu helfen. „Die Gasthofbesitzer," erzählt er selbst, „pflegten damals mich bei Ankunft der Fremden in Bologna zu preisen. Ich machte keine Umstände, wo es etwas zu lernen gab, besuchte die Reisenden, fragte sie aus, schrieb ihre Mittheilungen nieder und ließ mich über die Aussprache von ihnen unterrichten. Etliche gelehrte Jesuiten, mehrere Spanier, Portugiesen und Mexicaner, die in Bologna wohnten, unterstützten mich trefflich bei meinem Studium sowohl der alten als der neuen Landessprachen. Ich machte es mir zur Regel, jede neue Grammatik zu lernen und mit jedem fremden, nur erreichbaren Wörterbuch Bekanntschaft zu machen. Ich fuhr fort, mit Fremden umzugehen und namentlich auf die Gesprächs-Formen und die Conversations-Ausdrücke zu lauschen. Ich muß gestehen, es wurde mir sehr leicht, denn Gott hatte mir ein unübertreffliches Gedächtniß und eine unglaubliche Biegsamkeit der Sprachorgane verliehen." —

Er wurde dem europäischen Publikum nicht früher bekannt, als

1819, wo ein Herr Stewart Rose in den Reisebriefen aus Nordamerika von einem Signor Mezzofanti sprach, den er auf sechsunddreißig Jahre schätzt, und von dem er erzählt, er spreche zwanzig Sprachen. —

Um diese Zeit muß ihn auch der englische Dichter Lord Byron besucht haben, der ihn „Mezzophanti“ schreibt und von ihm eingesteht, er sei der einzige fremde Gelehrte, den er noch einmal zu sehen wünsche, ein Mann, der als Universal-Dollmetscher bei der babylonischen Sprachenverwirrung große Dienste hätte leisten können. „Ich setzte ihn in allen Sprachen auf die Probe, wo ich nur einen einzigen Fluch oder eine Verwünschung kannte, gegen Postillone, Wilde, Tataren, Bootsleute, Matrosen, Lootsen, Gondolieri, Maulthiertreiber, Kameeltreiber, Vetturini, Posthäuser, gegen die Post selbst und gegen sonst was, und wahrlich! er überraschte mich — selbst in meinem Englisch.“ —

Europäische Celebrität aber erhielt Mezzofanti erst durch den berühmten Astronomen Baron von Zach, der Italien zur Beobachtung einer Sonnenfinsterniß besuchte, und der über ihn etwas in seiner „astronomischen Correspondenz“ (Februar 1820) veröffentlichte. „Die ringförmige Verfinsterung war eine große Merkwürdigkeit für uns und — Signor Mezzofanti die andere. Dieser außerordentliche Mensch ist wahrhaft ein Rival des Mithridates, er spricht zweiunddreißig lebende und todte Sprachen, und zwar auf eine Weise, wie man sogleich hören wird. Er redete mich ungarisch an, und mit einem so zierlich ausgedrückten Compliment in so excellentem Magyarisch, daß ich völlig betroffen war. Später sprach er deutsch zu mir, erst in gutem (Nieder-)Sächsisch und dann in österreichischer und schwäbischer Mundart, mit einer Aehnlichkeit im Accent, daß ich in das höchste Staunen gerieth und hell auflachte über den seltsamen Contrast zwischen der Sprache und dem Aeußern dieses wunderbaren Gelehrten. *) Er sprach Englisch mit dem Capitän Smyth, Russisch und Polnisch mit dem Fürsten Wolkonski, nicht etwa stotternd oder stammelnd, sondern mit einer Zungenfertigkeit, als wäre es seine Muttersprache gewesen. Ich war nicht im Stande, mich von ihm zu entfernen. Bei einem Diner, welches der Cardinal-Legat della

---

*) Herr von Zach erzählte auch: Ein hannövrischer Obrist, Baron Ulmenstein, befand sich mit seiner Gemahlin in Gesellschaft mit Mezzofanti, und die Unterhaltung wurde lange Zeit deutsch geführt, bis endlich die Baronin den Astronomen bei Seite nahm und ihn fragte: wie es denn komme, daß ein Deutscher (nämlich Mezzofanti) Professor und Bibliothekar an einer italienischen Universität geworden sei?

Spina gab, setzte mich Se. Eminenz neben ihn, und nachdem wir in verschiedenen Sprachen geplaudert, in denen er immer mächtiger war als ich, fielen mir plötzlich ein paar walachische Worte ein, eine Sprache, die ich seit vierzig Jahren nicht gesprochen, und die ich gelernt hatte, als ich mit meinem Regimente in Siebenbürgen lag. Ohne zu zögern, und ohne scheinbar nur zu bemerken, welche abgelegene Sorte von Sprache ich gewählt, ergoß sich mein Polyglott im Walachischen, und so rasch, daß ich genöthigt war, ihn zu unterbrechen: „„Sachte, sachte, Herr Abbé, ich kann Ihnen wirklich nicht folgen, ich bin zu Ende mit meinem walachischen Latein!““ — Aus Mezzofanti's Munde hörte er dann, daß der berühmte Italiener noch eine andere Sprache verstehe, nämlich das Zigeunerische. Er hatte nämlich in einem ungarischen Regiment, das während der italienischen Kriege durch Bologna gekommen, glücklich einen Zigeuner entdeckt, ihn zum Lehrer erkoren und von ihm die merkwürdige Sprache gelernt, die offenbar ein älteres Glied der großen Sanskrit-Familie ist.“ —

Das gewichtigste Zeugniß über die außerordentlichen Fähigkeiten dieses Mannes giebt uns Dr. Guido Görres in den historisch-politischen Blättern (Jahrg. 1842, S. 279). Er sagt: „Mezzofanti ist aller europäischen Sprachen mächtig und darunter verstehen wir nicht nur die alten classischen, und die neueren ersten Ranges, also Griechisch und Latein, Italienisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch und Englisch; seine Kenntniß erstreckt sich auf Sprachen zweiten Ranges, nämlich Holländisch, Dänisch und Schwedisch; auf die ganze slavische Gruppe, das Russische, Polnische, Böhmische oder Czechische, das Serbische; auf das Ungarische und Türkische; und endlich stehen ihm sogar die Sprachen dritten und vierten Ranges, das Irische, Wälsche, Albanesische, Walachische, Bulgarische und Illyrische vollständig zu Gebote. Auch die romanischen Sprachen der Alpen und das Lettische sind ihm nicht fremd, er hat sogar mit dem Lappischen sich vertraut gemacht. Er ist aller Sprachen Meister, die wir zur indo-germanischen Familie zählen, Sanskrit und Persisch, das Kurdische, Armenische, Georgische; er ist bekannt mit allen Gliedern der semitischen Familie, mit dem Hebräischen, Arabischen, Syrischen, Samaritanischen, Chaldäischen, Sabäischen, selbst mit dem Chinesischen, welches er nicht nur liest, sondern auch spricht. Er versteht Koptisch, Aethiopisch, Abyssinisch, Ancharisch und Angolesisch. — Aus eigenem Wissen kann ich nicht behaupten, ob er amerikanische Ursprachen, mit Ausnahme der Californischen, spricht; man hat mir aber erzählt, daß er mehrere andere in Bologna von einem Exjesuiten lernte, der längere Zeit als Missionär auf dem andern Fest-

lande gelebt." *) — Gegen Dr. Guido Görres äußerte Mezzofanti den Wunsch, auch das Baskische zu lernen, welches, beiläufig bemerkt, einige sechzig Conjugationen enthält, und das, wie die Basken selbst behaupten, die Sprache war, in der Eva im Paradies den Adam zum Apfelbiß verführt haben soll. —

Mezzofanti kam erst unter dem Papste Gregor XVI. nach Rom. — Von Bologna aus hatte er nämlich über philologische Fragen mit Pater (später Cardinal) Cappellari correspondirt; und dieser sollte jetzt als Gregor XVI. den apostolischen Stuhl besteigen. Schon als Direktor der Propaganda hatte Se. Heiligkeit eine Probe von Mezzofanti's Uneigennützigkeit erhalten. Der Linguist hatte nämlich dem großen Institut einige Arbeiten geliefert und dafür eine beträchtliche Summe als Honorar erhalten, worauf er aber großmüthig verzichtete. Als Cappellari daher zum Pontificat ernannt war, setzte er sich in den Kopf, das „Bologneser Wunder" nach Rom zu ziehen. Die Gelegenheit kam von selbst. Nach Beendigung der mißglückten Revolution in dem Kirchenstaate wurde Mezzofanti von der Stadt Bologna in eine Deputation an den Papst gewählt. — „Es bedurfte aber," wie sich Se. Heiligkeit scherzend ausdrückte, „einer regelrechten Belagerung, ehe Mezzofanti in die Uebersiedelung einwilligte;" und dieß war, wie Gregor bemerkte, „das einzige Gute, welches man dem Bologneser Aufstand verdankte."

Als hierauf der berühmte Angelo Mai die Bibliothekar-Stelle im Vatican niederlegte, um Secretär der Propaganda zu werden, wurde Mezzofanti an seine Stelle berufen und später mit Angelo Mai zusammen im Jahre 1840 zum Cardinal erhoben.

Mezzofanti war nun in seiner Sphäre. Das Sprachstudium war bei ihm leidenschaftliche Liebhaberei geworden; und wo in der Welt fand er mehr Gelegenheit sich zu üben, als in dem Sprachen-Getümmel zu Rom, wo zu den Osterfesten alle Zungen auf Erden zusammenströmen? Die Propaganda selbst ist eine kleine Welt für sich, und in den Vorzimmern des Vaticans oder in der Secretaria der Propaganda kann man täglich Geistliche und Missionäre aus allen Zonen und Ländern der christlichen Welt antreffen.

Eines Tages (erzählt Manavit) hatte Gregor XVI. sich vorgenommen, den polyglotten Prälaten unversehens zu überraschen. Beide

*) Der englische Essayst sucht des Dr. Guido Görres Zweifel über diese Punkte zu heben, wenigstens bringt er als Thatsache bei, daß sich in des Cardinals Bibliothek nicht nur — merikanische, brasilianische, peruvianische und chilenische Bücher fanden, sondern auch Bücher in nordamerikanischen Sprachen, z. B. im Dehlawarischen.

Männer pflegten Nachmittags in den Gärten des Vaticans spazieren zu gehen. Nun waren hinter einem Gebüsch eine Anzahl Zöglinge der Propaganda in Hinterhalt gelegt worden, die, sobald sich die Spaziergänger nahten, erst vor Sr. Heiligkeit ihren Fußfall verrichteten, dann aber geschwind aufsprangen und sich an den Cardinal hingen, um ihn, Jeder in seiner Muttersprache, anzureden. Der Lärm war so groß, daß man kaum etwas heraushören, viel weniger verstehen konnte. Mezzofanti aber nahm die Knaben, einen nach dem andern, zu sich heran und erwiederte jedem in seiner Sprache mit so viel Witz und Eleganz, daß alle höchlich erstaunten. —

Der englische Essayst erzählt: „Sobald Mezzofanti eine Sprache lernen wollte, in der es gedruckte Bücher gab, hielt er sich zuerst an die Bibeln, den Katechismus, oder ähnliche allgemeine Werke. Oft traf es sich aber, daß eine solche Sprache gar keine Schriften aufzuweisen hatte. Da erinnere ich mich nun, daß bei meiner Anwesenheit in Rom bei der Propaganda zwei californische Knaben anlangten, die kein Wort außer ihrer Landessprache kannten, und mit denen Mezzofanti sehr rasch sich unterhalten konnte. In solchen Fällen suchte er die Zöglinge zu bewegen, irgend ein Gebet zu sprechen, um zuvörderst abzulauschen, was er den „„Rhythmus der Sprache““ nannte. Dann versuchte er zunächst die Partikeln, Affixen, Suffixen zu errathen, die Zeitwörter von den Hauptwörtern, die Substantiva von den Adjectivis zu unterscheiden, und den hauptsächlichsten Beugungen nachzuspüren. Sowie er einmal in der Sprache sich so weit getastet hatte, wurde er durch ein instinctartiges Generalisiren rasch Meister des übrigen Inhalts.“ —

Wir wissen nicht, wie viele Sprachen Mezzofanti gesprochen. — Stewart Rose läßt ihn 20 Sprachen verstehen und 18 sprechen; — Baron von Zach vergrößert die Zahl zu 32; — und Blume widerspricht ihm darin nicht; — Molbech sagt, die Gesammtzahl erreiche 30, und Fleck bereits „einige 30;“ — gegen Lady Morgan äußerte Mezzofanti früher selbst, man habe übertrieben, wenn man ihm 40 Sprachen zuschreibe; — gegen Mrs. Paget erklärte er in späterer Zeit, es seien „einige 40 oder 50;“ — endlich hatte der Cardinal auf die Frage nach dem Wieviel? einem anonymen russischen Touristen den Namen Gottes in 56 Sprachen mit eigener Hand aufgeschrieben; — Herr Manavit giebt ihm noch zwei Sprachen mehr; — und die „Civilta Cattolica“ geht in der Liberalität sogar bis 87. — Wahrscheinlich hat er nur 30 Sprachen gesprochen, als er Bologna verließ, und mehr als 50, als er in Rom starb. Genaues läßt sich nicht ermitteln; auch kommt viel darauf an, wie man zählt: ob man Mundarten als voll mitrechnet oder

nicht. Ebenso wenig läßt sich bestimmen, in welchem Grade er jeder Sprache Meister war. Die Baronin von Ulmenstein hält ihn für einen Deutschen; Fürst Wolkonski bekennt, er wäre froh, wenn sein Sohn so gut russisch spräche, als der Signore; Molbech findet sein Dänisch correct; Baron von Zach wird durch das Ungarische überrascht; Fleck hört ihn Neugriechisch mit einem jungen Mann in der vaticanischen Bibliothek, Hebräisch mit einem Rabbi, Russisch mit einem durchreisenden Fürsten reden; Lord Byron geräth über sein Englisch in das größte Erstaunen. — Das Merkwürdigste in seiner Fertigkeit war aber, daß er sämmtlicher Ausrufungslaute, welche die eingeborene Aussprache so sehr charakterisiren und außerhalb der Grammatik liegen, Meister war. Wenn er z. B. Lateinisch mit einem Ausländer redete, so geschah es völlig mit der nationalen Aussprache, da ja bekanntlich jede Nation das Lateinische anders liest, und gleichsam acclimatisirt. Man hat daher mit Recht Mezzofanti's Begabung mit jenen musikalischen Talenten verglichen, welche sich so häufig finden, daß nämlich Personen nach der Heimkehr von der ersten Aufführung einer neuen musikalischen Composition sich an das Clavier setzen, und nach dem Gehör das Musikstück wiedergeben. Auch hat Mezzofanti selbst erklärt, daß er jeder Sprache vor allen Dingen ihren musikalischen Inhalt, ihren Rhythmus abgehorcht habe.

Mezzofanti's Hauptstärke bestand in einem unvergleichlichen Gedächtniß. Als er einmal bei einem Besuch in Neapel erkranke und in ein Delirium verfiel, verlor er jede Erinnerung an fremde Sprachen; ein Beweis, daß bei ihm Alles reine Gedächtnißsache gewesen. Indessen galt er als sehr unterrichtet im Kirchenrecht, und war überhaupt als Theolog vortrefflich ausgebildet. Alle unbefangenen Zeugen gestehen ihm ein wohlwollendes und freundliches Gemüth zu, und sicherlich war er auch frei von Eitelkeit. Für Letzteres mag eine Bemerkung bürgen, die er einem ihn — ob seiner so vielseitigen Sprachenkenntnisse — allzusehr bewundernden Deutschen machte: „Nicht durch Worte, sondern durch **Werke** wird das Himmelreich gewonnen!“ — —

Während der Monate Februar, März und April des Jahres 1848 erlag er einer schweren Krankheit, von der er sich nie mehr ganz erholte. — Der Gram, den ihm die politischen Verwirrungen Roms verursachten, trug viel zur Verschlimmerung seiner Gesundheit bei, und die Flucht des heiligen Vaters Pius IX. nach Gaëta erschütterte ihn so sehr, daß er oft sagte: „Ich werde nun nicht mehr lange leben!“ —

In der That wurde er gegen Ende Februar 1849 von einem

Seitenstechen befallen, das ihn so sehr entkräftete, daß er schon am 15. März in die ewige Ruhe einging, nachdem er mit der größten Selbstverläugnung gelitten, sich zum Tode der Gerechten vorbereitet und dem heiligen Joseph, seinem Patron, den er noch eine halbe Stunde vor seinem letzten Athemzug anrief, empfohlen hatte.

So allgemein wurde der Cardinal Mezzofanti geachtet und geliebt, daß der Minister des Innern der damals so papst-feindlichen, um nicht zu sagen atheistischen römischen Republik sich erbot, ein öffentliches Leichenbegängniß zu veranstalten, was indessen die Familie ablehnte. Und mit allem Rechte! —

Am 16. März des Abends wurde er wie ein schlichter Privatmann in die Kirche des heiligen Onophrius, seines Cardinals-Titels, getragen, woselbst er durch testamentarische Verfügung seine Beisetzung bestimmt hatte. In dieser kleinen Kirche also, wo auch der berühmte Dichter Torquato Tasso seine Ruhestätte gefunden, ist es, wo man das einfache Grabmal Mezzofanti's bewundert. —

215—219. Züge aus dem Leben Daniel O'Connell's.

(Aus: Leben desselben, von Albert Werfer.)

1. Der echte Volksfreund.

Ganz Irland verehrte den muthigen Streiter für die Emancipation der katholischen Iren — Daniel O'Connell als seinen Vater und König. Seine Reisen sind eben so viele Triumphzüge. Kaum ergeht das Gerücht, daß der Befreier komme, sind auch schon ganze Provinzen in Bewegung, die Abgeordneten der Grafschaften, der Städte, ja die gesammten Einwohnerschaften ziehen ihm in wohlgeordneten Reihen und mit fliegenden Fahnen entgegen. Und sieht man dann den großen Mann von Weitem erscheinen, mit seinen athletischen Formen, mit seiner erhabenen Miene, mit seiner majestätischen Stirne, mit seinem Liebe-strahlenden Blicke, mit seinem holden Lächeln, so steigt ein weithinschallendes Lebehoch, entsprungen aus dem tiefsten Grunde des Herzens, in die Lüfte. Doch er eilt dahin durch die Triumphbogen auf den mit Teppichen und Blumen bestreuten Wegen, zwischen den dichtgedrängten Reihen unzähliger Schaaren, um vor Allem — Gott in seinem Tempel anzubeten. Und in seiner beglückenden Nähe vergißt das gute Volk all' sein Elend, all' seine Drangsale. So oft es ihn auch sieht, es kann ihn nie genug sehen; so oft es ihn auch hört, es kann ihn nie genug hören. Mit welcher Begierde hängt Alles an seinen Lippen! Welche Aufmerksamkeit schenkt Alles seinen Worten! Mit welcher Begeisterung

jauchzt Alles ihm Beifall zu! Welches Vertrauen setzt Alles in seine Rathschläge! Welchen Gehorsam leistet Alles seinen Winken! — Hier steht eine Masse von hunderttausend Menschen; sie murren gegen eine Gewaltthat der Obrigkeit, der Krone Englands. Ein einziges Wort O'Connell's bringt sie zum Schweigen, sie kehren still und ruhig und noch länger duldend in ihre Wohnungen zurück. — Hier ist eine Gegend, bewohnt von einer Million hungernder Menschen. Und, ach! der Hunger ist ein böser Rathgeber. Er kennt keinen Grund, den man hört; kein Recht, das man achtet; keine Gefahr, die man scheut; keine Strafe, die man fürchtet! O'Connell ruft: „Achtung vor dem Eigenthume, so befiehlt es die Religion!" und seine Stimme erwirkt, was alle Geschütze Englands nicht im Stande gewesen wären, zu erwirken: Geduld im Hunger, Ergebung im Tode. Selbst die protestantischen Blätter Irlands und Englands sind voll von Geständnissen aus dem Munde der Grundeigenthümer beider Reiche, welche noch immer erklären, daß sie dem Einflusse und der Thätigkeit O'Connell's die Erhaltung ihrer Güter und ihres Lebens verdanken. Alle Verständigen sehen jetzt ein, daß der Tod O'Connell's im Haushalte der Regierung eine ungeheure Lücke zurückgelassen hat, welche Nichts auszufüllen vermag. Es giebt jetzt keinen so mächtigen Arm mehr, der sich zwischen die Unterdrücker und die Unterdrückten legte, Jenen Mäßigung, Diesen Geduld zu gebieten, und dadurch die bestehende Ordnung zu erhalten. Fürwahr! die Geschichte bietet kein anderes Beispiel einer moralischen Macht, die so groß, so kolossal gewesen wäre und so viel Gehorsam gefunden hätte; sie weiß von keinem Fürsten, dem sein Volk bereitwilliger gehorcht, den es inniger verehrt, den es heißer geliebt hätte! —

Sehet hier einen Mann, der mit wankendem Schritte und zitternder Hand sich der Wahlurne nähert. Es ist ein armer Pächter, Familienvater, der, schon in den Schuldthurm geworfen, die Thüren des Kerkers von der grausam-wohlthätigen Hand seines grundherrlichen Gläubigers unter der Bedingung öffnen sah, daß er gegen O'Connell stimme. — Da hört er den Ruf eines Weibes: „„Elender! was machst du? Denk' an deine Seele und an die Freiheit!"" — Das rufende Weib, mit Namen Brigitta Pruenty, ist die Frau dieses unglücklichen Irländers; es zieht den Sieg O'Connells, der Freiheit ihres Gatten, der Erhaltung des Lebens ihrer Kinder vor! — Dieser Ruf giebt den Unglücklichen sich selbst zurück; er vergißt, daß er Gatte und daß er Vater ist, um sich zu erinnern, daß er Bürger und Katholik ist. Er stimmt für den Befreier und kehrt dann ruhig wieder in sein Gefängniß

zurück. — Das erhabene Wort des hochherzigen Weibes durchhallt schnell die Insel der Heiligen von einem Ende bis zum andern. Es wird auf Erz geprägt, d. h. durch eine Denkmünze verewigt, es wird auf die Fahnen des Katholiken-Vereines gestickt. Denn in diesem großen Worte ist die Geschichte dieses frommen Heldenvolkes zusammengefaßt, in diesem großen Worte drücken sich alle Gefühle des irländischen Herzens aus, das seit sechs Jahrhunderten Gott und dem Vaterlande, der Religion und der Freiheit Alles zum Opfer bringt. —

O'Connell ist aber nicht nur der König, er ist auch der Erzieher seines Irlands. Das heutige Irland ist seine Schöpfung. Und es war keine Kleinigkeit, Irland zu Dem zu erziehen, was es durch Ihn wurde. Es galt vor Allem, im Volke den „Sauf- und Raufteufel" zu beschwören. O'Connell beschwor ihn Hand in Hand mit den Priestern und verwandelte die Tollheit der Verzweiflung in den Muth der Mannhaftigkeit, die Wuth des Grimmes in die moralische Kraft des religiös-reinen Bewußtseins. Während er seine Iren mit der einen Hand vom Abgrunde des Aufruhrs zurückzog, drängte er sie mit der andern zur ruhigen Abwehr der Unterdrückung vorwärts, und machte auf diese Art ein Volk aus ihnen, das die christlichen Pflichten bis zur Aengstlichkeit erfüllt und seine bürgerlichen Rechte bis zum Fanatismus vertheidigt. Er erhielt es in den Grenzen des Gehorsams und entwickelte in ihm den Adel des Charakters und die Größe der Seele; er erhob selbst die rohesten und niedrigsten Klassen zum Bewußtsein der Pflicht und weckte in ihnen das Rechtsgefühl des Bürgers und den Heldenmuth des Christen. Er bildete die Iren zu einem Muster-Volke, das 40 Jahre lang einen schweren, hartnäckigen, unversöhnlichen Kampf gekämpft, ohne ein Recht zu verletzen, ohne eine Pflicht zu vernachlässigen, das mit festem und sicherm Schritte vorwärts ging zur Eroberung seiner religiösen und bürgerlichen Freiheit. —

2. Sein Vertrauen auf die heilige Muttergottes.

Sein Beichtvater hat versichert, daß dieser große Mann die Uebungen des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und der Reue in einer gewissen rohen Mundart hersagte, welche in Irland nur von der niedrigsten Volksklasse gesprochen wird. So betete er erwachsen und alt in der Sprache seiner Kindheit und des Volkes, wie mit dem Volke.

Mitten unter den vielfältigen Sorgen seines politischen Apostolats, gedrückt von der Last der ungeheuern Aufgabe, ein ganzes Volk aufrecht zu halten und ein noch größeres Volk zu bekämpfen,

versäumte er nie, jeden Tag die heilige Messe zu hören und ein- oder mehrmal in der Woche sich dem Richterstuhle der Buße und dem Tische des Herrn zu nähern.

Und wer war ehrfurchtsvoller gegen den göttlichen Namen, als er? Wehe Dem, der ihn in seiner Gegenwart ohne die ihm gebührende Ehrfurcht auszusprechen wagte!

Und wer war zärtlicher gegen die heilige Muttergottes Maria, die Königin des Himmels, und eifriger in ihrer Verehrung? Er sprach von ihr mit dem Volke, wie von der Mutter des Volkes.

Es war der letzte Tag der Fest-Oktave „Mariä-Himmelfahrt" im Jahre 1843, und die Kirchen boten nicht Raum genug, um die ungeheuren Volksmassen aufzunehmen, welche seit mehreren Tagen weither gekommen waren, um O'Connell zu hören. Die heilige Messe wurde unter freiem Himmel gefeiert, an einem Altare, der auf einem schönen offenen Platze sich erhob. — O'Connell nahm davon Veranlassung, vor einer Zuhörerschaft von mehr als hunderttausend Personen verschiedener religiöser Bekenntnisse eine begeisterte Rede zur Verherrlichung der seligsten Jungfrau Maria zu halten, in deren Schutz er sein großes Unternehmen, „die Emancipation der Katholiken in England," gestellt hatte. Die Volksmenge, Katholiken und Protestanten, wie durch einen unwiderstehlichen Zauber an seine Lippen gefesselt, glaubte einen Lehrer, einen Vater der Kirche zu hören, der den Ruhm der heiligen Muttergottes verkündete.

Als nach ihm noch andere Redner über politische Gegenstände sprachen, betete O'Connell während dieser Zeit in stiller Abgeschiedenheit für die Sache Irlands zur Königin des Himmels.

Als nach der berühmten Rede, welche den Katholiken die Thüren des Parlaments geöffnet wissen wollte, mehrere ausgezeichnete Redner über diese große Streitfrage sprachen, stand in diesem schrecklichen Augenblicke, von welchem die Freiheit oder Knechtschaft Irlands abhing, O'Connell zurückgezogen in einer Ecke und betete den Rosenkranz zu Ehren der heiligen Muttergottes, der Vernichterin der Häresie. Von ihrem Schutze mehr als von allen Bemühungen der Menschen erwartete er den Sieg der großen Sache, die er unter ihren Schutz gestellt; und **ihr** schrieb er auch, als er diesen Sieg wirklich errungen hatte, allein den Ruhm davon zu. —

Welch' rührendes und erhebendes Schauspiel war es demnach — den größten Mann der vereinigten Königreiche, den Stolz der Katholiken, die Geißel der Abtrünnigen, die Persönlichkeit, welcher ganz Irland gehorchte, vor welcher ganz England zitterte, welche von der ganzen Welt bewundert wurde, in der Kirche zu sehen, wie

er, vermischt mit dem Volke, die Uebungen der Frömmigkeit theilte, mit der Geistessammlung, Einfalt und Demuth, die den Weisheitsdünkel des Hochmuths und die Selbstzufriedenheit der Prahlerei den Knechten der Welt allein überläßt! —

3. Seine Hochachtung gegen den Clerus.

Nicht nur zu der Zeit, in welcher die katholische Religion anfing, durch O'Connell in's Parlament, in den Staatsrath und in den Hof der Königin zu dringen und Anerkennung bei den Großen des Reiches zu finden; auch in der Zeit, in welcher dieser heilige Glaube aller Rechte beraubt und an allen Orten verachtet und geächtet war, setzte O'Connell, weit entfernt, sich seiner zu schämen, seinen größten Ruhm in denselben.

Nie stellte er sich bei Hofe vor, ohne einen katholischen Priester an seiner Seite zu haben, der ihn stets begleitete. — Nie setzte er sich zu einem politischen Festmahle, so viel immer auch Andersgläubige demselben beiwohnen mochten, ohne daß der Priester, dem er immer und überall den ersten Platz einräumte, seinen Segen über das Mahl gesprochen hätte.

Gebieter von Irland, Lenker der Herzen von acht Millionen Menschen, welche wie Kinder auf seinen Wink gehen, Vorkämpfer und Schirmvogt der katholischen Kirche, die ihm Alles verdankte, als politische Persönlichkeit an der Spitze Aller, gebahrt er sich als Gläubiger wie der Letzte von Allen, und — ein neuer Constantin — wagt er es kaum, den untersten Platz in den Versammlungen des Clerus in Anspruch zu nehmen, wenn man ihn herbeigerufen: seine Meinung auszusprechen und seinen Rath zur Vertheidigung der Freiheit und Religion zu ertheilen. Er gab stets Proben der größten Hochachtung gegen diese ehrwürdige Körperschaft.

Den **Grund** — sich nicht in geheime Gesellschaften einzulassen — bezeichnete er dem Volke in folgenden Worten: „Diese Gesellschaften sind die von Seiten der Erziehungs-Kundigen, von Männern von Charakter und Rang zumeist verworfenen. Sie sind insbesondere von eurer Geistlichkeit verworfen, die so liebenswürdig, so einsichtsvoll, so arbeitsam, so fromm und so innig von euch geliebt ist. Sollte es möglich sein, daß ihr dem Rufe, dem Rathe dieser Geistlichkeit nicht Folge leistet? Wisset ihr nicht, daß er kein anderes Interesse hat, als ihr selbst, und keinen andern Zweck, als euer geistiges und leibliches Wohl?" —

Als er im Jahre 1837 erfahren hatte, daß er in öffentlichen Blättern des Festlandes unehrerbietiger Aeußerungen über den Clerus Spaniens beschuldigt werde, strafte O'Connell diese Verläum-

dungen sogleich in einer öffentlichen Rede Lügen, und schrieb dem Freunde, der ihn davon in Kenntniß gesetzt: „Wie konnte man je glauben, daß ich also von den Dienern des Herrn gesprochen hätte? Die Aeußerungen, die man mir in den Mund legt, erinnern an die Sprache der sogenannten Liberalen Frankreichs, welche größere Feinde der Religion als Freunde der Freiheit sind. Ich glaube, daß Niemand weiter entfernt ist, die Priester des Herrn zu beleidigen und zu lästern, als ich. Stets habe ich Zeugniß von der Hochachtung gegeben, die mir der Priesterstand einflößt. Ich habe noch nie Jemanden gekannt, der die Diener des Altars ungeziemend behandelt und sein Glück in dieser Welt gemacht hätte. Solche Leute sind schon auf Erden verflucht!" —

Besonders waren die religiösen Orden Gegenstand seiner Verehrung und seines Lobes. Seine Zuhörer zerflossen in Thränen, wenn er sie an die glücklichen Tage erinnerte, in denen Irland mit Klöstern, als eben so vielen Schulen der Heiligkeit und Zufluchtstätten der reinen Lehre und Wohlthätigkeits-Anstalten für das Volk, gesegnet war; und seine Rede wurde kräftiger, belebter, feuriger, wenn er Vergleichungen anstellte zwischen dem heutigen Irland, welches Hungers stirbt unter dem Joche des Protestantismus, und dem damaligen Irland, welches eine „Insel der Heiligen," wie es genannt wurde, unabhängig, stark, reich, glücklich, unterstützt und unterrichtet von seinen Mönchen auf den Pfaden der Tugend und Wissenschaft wandelte. —

4. Seine Freude am „Papisten."

Immer hielt O'Connell im Volke die Liebe zu einem früher so großen, so heiligen, so glücklichen und jetzt so beklagenswerthen Vaterlande wach, und belebte zugleich immer mehr die Liebe zum katholischen Glauben, der einzigen Quelle für Irlands entschwundenen Ruhm, dem einzigen Trost- und Rettungsmittel in seiner gegenwärtigen Lage.

Aber was allen Begriff und Ausdruck übersteigt, ist O'Connell's Eifer für diesen Glauben selbst. Er verließ Alles, er opferte Alles, wenn es sich darum handelte, ihn zu fördern, ihn zu verherrlichen. Die armen Gemeinden, welche keine Kirchen hatten, wandten sich an ihn, und er, mit seiner Beredsamkeit fand plötzlich Mittel, ihnen wie durch Zauber die schönsten und großartigsten Tempel erbauen zu lassen. —

Wenn nun gar Jemand sich erfrechte, ihn einen „„Papisten"" zu nennen, so entgegnete er ihm unerschrocken und kalt:

„Bedauernswürdiger! du meinst, mich mit diesem Namen zu

beleidigen — du ehrst mich mit demselben! Ich bin **Papist** und ich rühme mich dessen; denn Papist will heißen: daß mein Glaube vermittelst der ununterbrochenen Reihenfolge der Päpste bis auf Christus zurückgeht, während der deinige nicht weiter hinaufreicht, als bis Luther, bis Calvin, bis Heinrich VIII. und Elisabeth! — Ja wohl Papst! Wenn du nur einen Funken Verstand hättest, so würdest du begreifen: daß es in Sachen der Religion besser ist, vom Papste abzuhängen, als vom Könige; besser von der Tiara, als von der Krone; besser vom Priesterkleid als vom Weiberrock! Schäme dich über dich, und schweige!" — —

5. Seine Nächstenliebe.

In der Liebe gegen seine unterdrückten Landsleute war O'Connell unerschöpflich an Hilfsmitteln, wie an Thätigkeit. Ein Erbe des Geistes wie des Namens des Propheten Daniel, warf er sich furchtlos als Vertheidiger der verfolgten Unschuld auf. —

Eines Tages begegnet er auf der Straße einer Schaar Katholiken, die man vor Gericht geladen, um, wie man sagte, als „Staatsverbrecher" verurtheilt, in der That aber nur — um ihres Glaubens wegen geopfert zu werden. Er stellt sich jedoch an ihre Spitze, übernimmt ihre Vertheidigung, führt ihre Sache mit dem Feuer der Liebe und Begeisterung und spricht mit solcher Kraft, daß die Richter zittern und ihre Beute frei geben. —

Bei den englischen Heeren mußten alle Soldaten, ohne Unterschied ihres Glaubens, Sonntags die protestantische Kirche besuchen. — Nun weigerte sich ein Soldat aus Irland, mit Namen Patrik Spence, diesem ungerechten Gebote Folge zu leisten, indem er sagte: er könne als Katholik den Uebungen eines falschen Cultus nicht anwohnen. — Als man ihn hierauf in ein schmutziges Gefängniß warf und auf Wasser und Brod setzte, erklärte er sich, nach Verfluß der ersten Strafwoche, zum Besuche der protestantischen Kirche bereit. Er ging sofort mit den Uebrigen in dieselbe; aber kaum begann der Geistliche seine Verrichtungen, als der glaubenstreue Katholik ein Gebetbuch aus der Tasche zog und dem Prediger des Irrglaubens den Rücken kehrte. Er ward vom Regimente gejagt und zur Deportation und lebenslänglichen Verbannung aus dem Vaterlande verurtheilt. — O'Connell hörte von dieser Sache und trat mit Löwenmuth als Vertheidiger dieses Soldaten auf; und er brachte es dahin, daß Patrik Spence nicht nur zu seinem Regimente zurückkehren durfte und von aller Strafe freigesprochen wurde, sondern auch: daß man den katholischen Soldaten die Erlaubniß

ertheilte, Sonntags in ihrer Kirche der heiligen Messe anwohnen zu dürfen. —

In dem Augenblicke, als am 6. September 1844, des Abends nach 4 Uhr, zu Dublin O'Connell selbst das Gefängniß verließ, in das man ihn ob seiner Vertheidigung der katholischen Sache gebracht hatte, um von der Schwelle desselben auf den Triumphwagen zu steigen, ließ er sich die Namen Aller angeben, die wegen rückständiger Geldbußen im Kerker saßen, und gab seinem Zahlmeister die Anweisung, Diejenigen von ihnen loszukaufen, die eines guten Rufes genössen. — Vierzig Gefangene erhielten auf diese Art die Freiheit durch ihn, und mit heißem Danke gegen ihren Befreier, den Befreier des ganzen Volkes, kehrten sie zu dem Herde der Ihrigen zurück. —

So bereitwillig und freigebig er bei der Linderung einer Privatnoth war, so thätig und emsig erwies er sich, wenn es galt, der allgemeinen Noth öffentliche und fortlaufende Hilfsquellen zu eröffnen. Wie viele Werkstätten für Arbeiter, Zufluchtshäuser für die Armen, Waisenhäuser, Spitäler, Kinderschulen, Asyle für Schamhaftigkeit errichtete dieser Eine Mann durch den Einfluß seiner Person, durch die Autorität seines Wortes in allen Provinzen des Landes! Fürwahr, kein Monarch war für sein Volk, kein Feldherr für seine Armee, kein Fürst für seine Unterthanen, kein Hirt für seine Heerde, kein Vater für seine Kinder besorgter, zärtlicher, freigebiger, als **O'Connell** für seine theuren Irländer! —

---

220 — 222. Drei Sagen vom Rheine.

1. Die Taufe mit Rheinwasser.

Die heilige Bilhildis war das Töchterlein hochansehnlicher Eltern, aber in einer Zeit und da geboren, wo die Bekenner des heiligen christlichen Glaubens noch oft bittere Verfolgungen erleiden mußten. Das war zu der Zeit des Königs Chlodognus im Ostfrankenland, wo die Anbetung der heidnischen Götzenbilder noch ihre heftigen Vertheidiger fand, und Verfolger der Christen ihre Bosheit verübt haben. Die Eltern von Bilhildis, mit Namen Iberimus und Mechtrida von Hochheim, waren heimliche Christen. Das Kind Bilhildis war noch nicht getauft, da ward es nach Würzburg gebracht, um christlichen Unterricht zu erhalten; aber allda war man der Meinung, das Kind sei schon getauft, und durch diesen Irrthum ist das heilige Sakrament bei dem Mägdlein völlig unterblieben, jedoch in zunehmenden Jahren ward die fromme, gottesfürchtige Jungfrau in allen christlichen Tugenden ein reiner Spiegel. Die

Eltern nahmen sie jetzt zu sich, und sie mußte einen edlen Ritter zum Gemahl nehmen. Da verlor der Ritter in einem Kampfe sein Leben. Der Wittwe Bilhildis starben auch die geliebten Eltern, so daß sie Niemanden zum Trost hatte als ihren Oheim, den frommen Siegebert, damals (797) Bischof von Mainz. Auf dessen Rath kam sie mit ihrem großen Vermögen nach Mainz, erbaute eine Kirche zu Unserer Lieben Frau, und stiftete und begabte dabei ein klösterlich Convent gottseliger Frauen. — Eines Tages wandelt sie mit zwei ihrer Ordensschwestern am Ufer des Rheins; da hörte sie eine Stimme aus dem Wasser herauf schallen: „Bilhildis, ungetaufte Christin! Ich eröffne dir den Gnadenborn der heiligen Taufe im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" Die Aebtin begriff den Sinn dieser Worte nicht, aber sie erschrak heftig. Heimgekehrt überzog sie das Marienbild über dem Hochaltar ihrer Klosterkirche mit einer Decke, begab sich auf ihre Zelle und beschickte voll schmerzhafter Beschämung den Bischof, ihren Oheim. Derselbe erschien, tröstete sie, und da nach seinen genauen Untersuchungen diese Sache sich also befunden hat, taufte er seine Nichte sogleich mit Rheinwasser. Da fiel die Decke vom Bilde der heiligen Jungfrau, und ihr Antlitz erglänzte in holdseliger Freudigkeit. —

2. Das Rhein-Bad.

Die gottesfürchtige Königin Radegundis, (830) des gallischen Königs Chlotar Gemahlin, liebte es, armen, schwachen, gebrechlichen, mit Gicht, oder Krätze und Geschwüren behafteten Menschen — Heilanstalten und besonders Bäder errichten zu lassen. — So hatte sie vor Tours an der Loire ein großes Badehaus gestiftet. — Der heilige Medardus, ihr Rathgeber, bat sie, vorzugsweise am Rhein eine solche Stiftung zu machen, da das Rheinwasser von den ältesten Zeiten her für Bäder vorzugsweise empfohlen sei. Der heilige Martinus, seit vierhundert Jahren todt, erschien der Königin in dem von ihr gestifteten Kloster von Maurusmünster (Marmoûtier) an der Loire und deutete ihr an: sie möge einen am Hofe gefangen gehaltenen Reiher mit einem rothen Kreuz bezeichnen und dann aus seinem Banne frei lassen, alsdann da, wo man den Vogel wieder fände, ein Spital bauen. — Dieses geschah also, und der roth bekreuzte Vogel ward auf einer waldigen Rheinau nahe bei Worms gesehen, wo denn die wohlthätige Königin ungesäumt das „Spital zum rothen Kreuz" in ein wunderwirkendes Leben versetzt hat. —

3. Rheinwasser als Trank zur Genesung.

Der heilige Martinus von Tours hatte dem Bischof Severinus, dem heiligen Bischof von Cöln, durch ein Wunder seinen

Heimgang in das Reich der ewigen Seligkeit angezeigt, und derselbe beeilte sich zur Reise nach dem Grabe des Heiligen. — In Aquitanien im Martins-Stift angelangt, überfiel den Oberhirten der Ubtier ein Weh, das ihn auf's Krankenlager gebannt hielt. Er bekam eine heimwehische Sehnsucht nach seinem nun durch seine Abwesenheit verlassenen Bischofsitz, wo sich die nur halb besiegten Arianer in seine neuen Pflanzungen eingeschlichen und das Unkraut der Ketzerei einzustreuen arglistig bemüht waren, und der feindliche Geist des abgesetzten Bischofs Euphrates immer noch zu fürchten war. Auch sehnte er sich zu seinen getreuen Schäflein, indem er noch viele Katechumenen zur Taufe vorbereitet hatte, und sie gleich nach seiner Rückkunft in seine Hürde, durch das heilige Sakrament der Taufe, dem Christenbunde einzuverleiben besorgt war. Da ward er denn fast trostlos auf dem Siechbett, er dürstete an Leib und Seele, und ihm war, als ob er sterben müsse. Er lechzte, die Lippen brannten, der Gaumen wurde ihm eine trockene Scherbe, aber er konnte kein Wasser trinken, das ihm auf Verlangen gereicht worden. Kein Brunnen in Touron gab ihm Befriedigung seines Durstes; das Wasser der Loire, die das schöne Gelände ihrer Ufer so herrlich mit kräftigem Wachsthum geschmückt, war ihm so zuwider, daß ihm davor ekelte. „Schafft mir Rheinwasser," rief der Schmachtende, „in das so viel heiliges Martyrer-Blut geflossen, vom Rheine, mit dem ich Tausende im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit getauft habe! Nur dieses Wasser, kein anderes vermag den glühenden Durst zu löschen, der mich verzehrt!" — Da blitzte allplötzlich ein Himmelslicht in seine Seele; er verließ mühevoll das Lager, nahm seinen Kreuzesstab und ließ sich in den Bischofshof führen. Dort stieß er ohne Säumen — im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit — den Stab in die Erde. O Wunder! Vor seinen Augen sprang sogleich ein Wasserstrahl von klarem Rheinwasser auf; der Lechzende schöpfte und trank mit großer Begierde, und fühlte neues Leben durch alle seine Adern rinnen. Er war gesund und dankte auf den Knieen im inbrünstigen Gebete dem Dreieinigen Gott für die Rettung seines Lebens. — Er kehrte aber auch zur Stunde an Leib und Seele wie neugeboren an den Rhein, nach Cöln zu seiner Christenheerde zurück, begleitet von dem Burdegalensischen Bischof Amandus, der ihm — in Berufung eines gebietenden himmlischen Gesichtes — auf dieser Reise entgegengewandert war. —

---

223 — 225. Irländische Volkssagen.

1. Die von Sanct Fursey gesendete Glocke.

Bei dem Dorfe Ahascraghs in Irland ist ein ehrwürdiger, von Wallfahrern vielbesuchter Quell, dem Kirchenheiligen des Orts, Sanct Euan geweiht; denn an diesem Quelle pflegte der fromme Priester täglich die einhundert und fünfzig Psalmen des Königs David herzusagen. — Als einmal, an dieser Stätte, seine Mutter seine schönen schwarzen Augen bewunderte, bohrte er sich, damit er nicht darüber eitel werde, alle beide mit dem Zeigefinger aus; und wie er sie wegwarf, kamen zwei Raben und raubten sie; jedoch in demselben Augenblicke erschienen Engel, nahmen hurtig die Augen den Raben aus den Schnäbeln und gaben sie dem Heiligen zurück, damit er nicht fortan in Schmerz und Finsterniß wandle. — Dieses wunderbare Ereigniß ward bald allum bekannt, und Tausende von frommen Leuten strömten herbei, ihn zu sehen. Aus diesen bildete Sanct Euan eine Bruderschaft. Und wie er eines Tages diese Bruderschaft zum gemeinsamen Gebete für die armen Seelen im Fegfeuer versammelt hatte, flog mit Einem Male und schallte eine Glocke über ihren Häuptern. Und als Alle sich verwunderten und fragten, was das wohl bedeuten möge? sprach Euan: „Ihr Brüder! das ist der Sanct Fursey, mein früherer Mitarbeiter im Weinberge des Herrn bei euch; der gute Mann ist jetzt anderwärts so sehr beschäftigt, daß er nicht leiblich hierher kommen kann; allein um zu zeigen, daß er sich im Geiste an unsre Bruderschafts-Versammlung anschließe, hat er seine Glocke geschickt!“ — Und wie nun die Bruderschafts-Genossen weiter frugen: „„Wo befindet sich denn Sanct Fursey, und was mag wohl eben seine Beschäftigung sein?““ da erwiederte Euan: „Bruder Fursey ist aus Irland fort nach Frankreich gereist, und ist jetzt Abt zu Peronne; und kommen kann er nicht, weil er mit seinem Freunde, Sanct Magnance, einen Bund gemacht hat; denn im Eifer ihrer Brüderlichkeit haben sie ihre Krankheiten miteinander ausgetauscht, und da ist Sanct Fursey jetzt mit einem Uebel behaftet, das ihm sein leibliches Erscheinen unter uns unausführbar macht.“ —

2. Das gestohlene Heiligenbild.

Auf dem Felsumgürteten Eiland Innis-Kea, gegenüber dem Mullet-Strande der westirischen Grafschaft Mayo, ist ein kleines hölzernes Bild eines Heiligen, das vor alter Zeit ein gottbegnadeter Priester dort zurückgelassen hat — mit dem Bedeuten: „daß den Eiländern kein Leben durch Schiffbruch verloren gehen solle, so

lange sie es mit gebührender Ehrfurcht bewahrten;" weßhalb denn nie Einer von ihnen auf's Meer fährt, ohne vorher seine Andacht bei dem Heiligen verrichtet zu haben. — Das Bild soll nun einmal von Schleichhändlern gestohlen worden sein, im Wahne: alle ihre Unternehmungen würden ihnen glücken, so lange sie den Heiligen an Bord mit sich führten. Allein von dem Tag an, da sie ihn stahlen, hatten sie lauter Unheil; sie wurden mehr als je von den kreuzenden Zollwachtschiffen aufgestöbert und gejagt, von Stürmen überfallen und auf's Weltmeer hinausverschlagen, so daß sie sich mit Reue und Zerknirschung hasteten, den erzürnten Heiligen wieder an seinen Ort zurückzubringen. Und sie selbst entsagten von dieser Stunde an ihrem unehrlichen Gewerbe. —

3. Die Grabstätte mehrerer Heiligen.

Etwa fünf Stunden von der Küste der nordwestirischen Grafschaft Donegal liegt, hoch aus dem Meere wie eine feste Stadt mit Zinnen und Wällen aufsteigend, die Torry-Insel mit den Trümmern einer vom norwegischen Seekönig Erik Rotharm erbauten Burg. — Auf dem Eiland sind auch die Trümmer einer vom heiligen Columbkill errichteten Kirche und Thurmes, im Kirchhof umher aber die Gräber mehrerer Heiligen, seiner Jünger. — Wer nun so vermessen wäre, dort eine Leiche zu begraben, dem wird sie in der Nacht nach der Beerdigung aus dem Boden wieder gewaltsam ausgeworfen. — Dessen wollte sich einmal ein Mann, der leichten Glaubens gewesen, überzeugen. Er ließ nämlich seine Tochter an dieser hehren Stätte beerdigen; jedoch am andern Morgen nach dem Begräbnisse wurde die Todte wieder auf der Oberfläche gefunden. — Wieder ward sie beerdigt, und wieder am andern Morgen lag sie über dem Grabe. Der Vater beschloß nun, die dritte Nacht an diesem zu wachen, wickelte sich in seinen Mantel, warf sich auf das Grab, und lag da betend für die Seele seines abgeschiedenen Kindes. So lag er, bis die Sterne ihm sagten, daß Mitternacht vorüber sei; da auf Ein Mal drang aus der Tiefe ein Geräusch, die Erddecke hob sich wie von einem mächtigen Erdbeben, und klar und frei lag das Mägdlein in ihrem Sarge auf dem grünen Rasen. — Nach dieser Kundgebung suchte der Vater eine andere Ruhestätte für ihre Gebeine. —

---

226 — 228. Einige Wunder des heiligen Severin.

Nach dem Tode des Hunnenkönigs Attila kam aus dem Orient der fromme Diener Gottes Severin, durchwanderte mit der Kreu-

zes=Predigt die Länder an der Donau und bekehrte viele Heiden zum Christenthum. Dem apostolischen Manne, der, in Gottesfurcht und Keuschheit lebend, seinen Glauben mit guten Werken stets und muthig bekannte, verlieh auch Gottes Gnade die Kraft Wunder zu wirken. — Zum Beispiele:

1. Die Kerzen mit und ohne Flammen.

In der Zeit, wo St. Severin in jenem Theile von Noricum lebte, das an die Donau grenzte, und daher „Ufer=Noricum" genannt wurde, mußten die dort erbauten Castelle beständig des Angriffes der Barbaren gewärtig sein, und alle Einwohner wünschten daher, den Mann Gottes in ihren Mauern zu besitzen, weil sie in diesem Besitze allein vor den Feinden geschützt zu sein glaubten. — So befand er sich nun eines Tages in dem Castelle Cucullis, dessen Bewohner noch zum Theile dem Götzendienst im Stillen anhingen. Als Severin davon Kenntniß erhielt, ließ er durch den Priester des Ortes eine dreitägige Fasten verkünden und befahl: daß aus jedem Hause eine Wachskerze in die Kirche gebracht werde und der Ueberbringer eigenhändig an der Wand befestige. Hierauf bat er mit seinen Diakonen Gott im eifrigen Gebete: er möge durch das Licht seiner Erkenntniß die heimlichen Götzendiener offenbar machen. Nachdem das Gebet einige Zeit lang gewährt hatte — da flammten — in Folge göttlicher Kraft — die Kerzen der Rechtgläubigen auf einmal in herrlichem Lichte auf, während die Kerzen Derjenigen, die der Abgötterei huldigten, dies aber bisher standhaft geläugnet, ohne Flammen blieben. Severin ermahnte nun die Verirrten zum Glauben an den wahren Dreieinigen Gott und zur ernstesten Buße zurückzukehren, und sie bekannten sich alsbald wieder zum christlichen Glauben und bereuten und bekannten öffentlich ihre Sünden. Und das gläubige Volk, das da Zeuge dieses Wunders gewesen, rief erstaunt und in Andacht aus: „O Allmacht Gottes du, die du Herzen und Gemüther entzündest, und bewirkst, daß das wundersam entflammte Feuer an den Kerzen und den Gemüthern erglänze!" —

2. Die Wirkung des anhaltenden Gebets.

Es geschah einst, daß die Heuschrecken alle Früchte abfraßen, die in der Gegend wuchsen. — Um von dieser Landplage befreit zu werden, verfügten sich Priester und Volk zu dem heiligen Severin und sprachen zu ihm: „Wir wissen, Mann Gottes, daß du bei Gott viel vermagst; erwirke uns also durch deine Fürbitte bei ihm, daß wir dieses Uebels entledigt werden!" — Der Heilige antwortete: „Habt ihr nicht gelesen, was Gott dem sündigen Volke durch den

Propheten befahl, indem er sagte: „„Bekehret euch zu mir von eurem ganzen Herzen mit Fasten und Weinen und Klagen!““ und wieder: „„Weihet ein Fasten, rufet zur Versammlung, rufet die Greise, alle Bewohner des Landes in's Haus eures Gottes und rufet zu dem Herrn!““ — Uebet auch gute Werke, und sie werden Euch von dem Uebel der gegenwärtigen Zeit befreien! — „Keiner aber soll hinaus auf den Acker gehen in der Meinung, er könne durch menschliche Kraft die Heuschrecken vertreiben, damit der Zorn Gottes nicht noch mehr angefacht werde!“ — Als nun Alle in der Kirche versammelt waren, sang und betete ein Jeder flehentlich zu Gott, und Alle gaben Almosen nach ihrem Vermögen und verrichteten andere gute Werke, wie ihnen der Diener Gottes befohlen hatte. — Ein einziger Mann aus Allen verließ jedoch die Kirche und begab sich auf seinen Acker und bemühte sich den ganzen Tag hindurch, die Heuschrecken von demselben zu vertreiben, und kehrte erst spät wieder zu dem gemeinschaftlichen Gebete zurück. — Als am andern Tage nun die Leute nach ihrem Gelände schauten, da erkannten sie die Wirkung des heiligen Gebetes, denn es war ganz wohl erhalten, und nur der Acker des Mannes, der die Kirche verlassen und die Heuschrecken durch seine eigne Macht zu vertreiben gesucht, war von den gefräßigen Thieren ganz verwüstet. Darüber wurde dieser Mann sehr bestürzt und fiel den Andern zu Füßeu, und bat nun demüthiglich, sie möchten Fürbitte für ihn einlegen, damit er die Vergebung seines Ungehorsams erlange — Der heilige Severin nahm daraus Veranlassung, Alle zu belehren: daß man Gott gehorchen solle, dessen Befehl ja auch die Heuschrecken gehorchen müßten. — Jener Mann aber versprach unter Weinen und Wehklagen, demüthig dem Befehle Gottes getreu nachzukommen, und bat, ihm doch so viel Frucht zu geben, daß er davon leben könne. Nun sagte der Heilige zu den Uebrigen: es sei billig, daß Jener, der ihnen durch seinen Ungehorsam ein abschreckendes, durch seine Reue aber ein so nachahmenswerthes Beispiel gegeben habe, von ihnen in seiner Noth brüderlich unterstützt werde; worauf sie ihm feierlich versprachen, den armen Mann mit Allem zu versehen, was er zu seinem Lebensunterhalt bedürfe. Dieser indessen zog aus dem wundersamen Ereigniß die ernste Lehre — welchen großen Schaden der Unglaube heimbringe und welch reicher Segen Denjenigen angedeihe, die da Gott getreu und mit kindlich hingebendem Vertrauen ihm dienen. —

3. Die bezähmte Ueberschwemmung.

Quintana (heute Künzen genannt) ist ein an dem Ufer der Donau gelegener Ort, an dem ein kleiner Fluß vorübereilt, der in Folge

der Anschwellung der Donau oft aus seinem Bette trat und alle Felder, die in der Nähe des Castells lagen, überschwemmte. Die Kirche, ein aus Holz ausgeführtes Gebäude, das auf in der Erde eingeschlagenen Pfählen ruhte, und dessen bretterne Wände durch Klammern zusammengefügt waren, ward ebenfalls durch das austretende Wasser immer überschwemmt und zum Theile fortgerissen. — Als St. Severin, der auf die Bitte der Einwohner dahin gekommen, die Baufälligkeit der Kirche sah, fragte er nach der Ursache derselben. Man unterrichtete ihm von den obwaltenden Umständen, und er sagte nun: „Schlaget jetzt im Namen Jesu ein Estrich über das Tafelwerk, und Ihr werdet sehen, daß das Wasser diese Stelle künftig nicht wieder erreichen wird!“ — Nachdem das Estrich bereitet, stellte sich St. Severin mit einer Axt in der Hand auf dasselbe, betete inbrünstig und schlug mit der Axt auf die Pfosten; dann trat er an den Fluß, bezeichnete denselben mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und sprach: „Mein Herr Jesus Christus, wolle das Wasser dieses Flusses nicht über das Zeichen des heiligen Kreuzes kommen lassen!“ — Von dieser Zeit an blieb der Ort, den der Mann Gottes mit dem heiligen Kreuzeszeichen bezeichnet hatte, von der Ueberschwemmung verschont, wenn der Fluß sonst auch an allen übrigen Stellen austrat. —

---

229 — 230. Wie Einer das Verborgene sieht.

Ammon, der selige Stifter und Abt der frommen Einsiedler-Genossenschaften auf dem Berge Nitria in Unter-Aegypten, war mit außergewöhnlichen Gnadengaben beschenkt und las in den Seelen und in den Zeiten, wie in aufgeschlagenen Büchern, verborgene Dinge.

1. Betrübte Eltern führten einst ihren einzigen Sohn in Ketten und Banden auf den Berg Nitria. Der Knabe war von einem tollen Hunde gebissen und versuchte nun in der Wuth über Andere herzufallen. Die Eltern trugen ihr Anliegen vor und flehten um Ammons Fürbitte. „Liebe Leute,“ entgegnete Ammon, „mein armes Gebet vermag in dieser Sache sehr wenig, aber ihr selbst vermöget sehr viel.“ Sie fragten, wie so das? Und er sprach: „Ihr habet eine arme Wittwe ihrer Kuh beraubt; gebt ihr dieselbe zurück und der liebe Gott wird daran solches Wohlgefallen haben, daß Er euch die Gesundheit eures Kindes schenken wird.“ Beschämt, bereuend und hoffnungsvoll gingen sie heim, machten ihre Missethat wieder gut und ihr Sohn wurde gesund. —

2. Ein anderes Mal hatten zwei Männer ihm die Versicherung gegeben, daß sie ihm gern aus Liebe zu Gott einen Dienst leisten

möchten. „Das freuet mich," sagte Ammon, um sie zu prüfen; „dazu will ich euch gleich Gelegenheit geben. In eurem Dorfe hat man uns ein großes neues Faß geschenkt, welches wir sehr nothwendig brauchen, um das Trinkwasser für unsere Gäste aufzubewahren; ich bitt' euch, schafft es mir herauf." Sie versprachen es und gingen fort. Dem Einen that aber seine Zusage leid und er sagte zu dem Andern: „„Ich werde mich hüten, das Faß den Berg hinauf zu schaffen. Das würde mein Kameel ganz zu Grunde richten."" Der Zweite aber, obwohl er nur ein Eselein hatte, erfüllte sein Versprechen, nicht ohne Mühe und Anstrengung für sich und sein Lastthier. Als Ammon ihn daher ziehen sah, ging er ihm freundlich entgegen, dankte ihm und sprach: „Sieh! es hat deinem Gefährten nichts geholfen, sein Kameel so über die Maaßen zu schonen; denn inzwischen haben die Hyänen es zerrissen." Und als der Mann am andern Tage in sein Dorf zurückkam, fand er seinen Gefährten, der sich das Haar vom Kopfe raufte, weil die wilden Thiere über Nacht sein Kameel gefressen hatten. —

231 — 235. Es geht eine Kraft auch von den Heiligen aus.

1. Der Aufenthalt der heiligen Catharina von Schweden, der Tochter der heiligen Brigitta, in Rom, so wie ihre Reise nach dem Vaterlande war für sehr Viele in Nöthen der Seele und des Leibes gesegnet; ihre Heiligkeit war allgemein bekannt und so wurde bei ihr vielfältig Hilfe gesucht und sie um ihre Fürbitte angerufen. — Ein vornehmer Römer hatte eine Schwester, welche in ihrem Wittwenstande der Eitelkeit und allen verderbten Neigungen des Herzens sich hingab und ein auffallend sündhaftes Leben führte. Plötzlich wurde sie von einer tödtlichen Krankheit überfallen und wollte auch jetzt, wiewohl man ihr ihren Zustand offen erklärte, von dem Empfange der heiligen Sakramente nichts hören. Der Bruder bat in dieser Lage die Heilige Catharina, die Schwester zu besuchen und ihre Hartnäckigkeit zu besiegen. Catharina kam mit aller Bereitwilligkeit zur Kranken, erhielt aber auf alles Zureden die trockne Antwort, sie habe keine weitere Beicht mehr nothwendig. Ueberzeugt von der Verstockung warf sich die Heilige auf die Kniee und bat im Vereine mit den Umstehenden für das Heil der Kranken. Da erhob sich aus der Tiber eine schwarze, finstere Rauchwolke und schwebte dann über jenem Hause, in welchem eine solche Finsterniß entstand, daß Eines das Andere nicht sehen konnte, wobei zugleich ein schreckliches Getöse sich hören ließ. Die Kranke rief jetzt voll Schrecken

die heilige Catharina und gelobte unter heißen Thränen, alle ihre Vorschriften genau zu befolgen, legte dann mit aller Zerknirschung eine General=Beicht ab und entschlief am folgenden Tage, versehen mit den heiligen Sakramenten. — Diese Bekehrung schrieb man einzig dem Gebete der heiligen Jungfrau zu; auf dieses wich die Finsterniß der Seele, welche durch jene äußere angedeutet wurde. „Sollt' Ich ein Wohlgefallen haben am Tode des Gottlosen, spricht Gott, der Herr, und nicht vielmehr daran, daß er sich bekehre von seinen Wegen und lebe?“ — (Ezech. 18, 23.)

2. Als die Tiber einen großen Theil Roms durch eine gewaltig zunehmende, reißende Ueberschwemmung zu verheeren drohte, kamen die Einwohner zu Catharina mit der Bitte, mit ihnen an das Gewässer zu gehen und dort zum Herrn um Abwendung des Unglücks zu flehen. Die Jungfrau weigerte sich in ihrer Demuth, ihnen zu folgen, allein sie wurde von ihnen wider ihren Willen dahin getragen; und sieh! kaum hatten ihre Füße das Wasser berührt, so wich es schnell in sein Rinnsaal zurück, und die Ueberschwemmung hörte auf. —

3. Während ihres Aufenthaltes zu Neapel in der Heiligsprechungsangelegenheit der Mutter kam eine vornehme Frau und klagte, unter häufigen Thränen: daß ihre Tochter, eine Wittwe, bei der Nacht von einem unreinen Geiste auf das Heftigste geplagt werde und sich aus Schamhaftigkeit nicht getrauet habe, es sonst Jemanden zu entdecken; daher sie um Hilfe bitte. Catharina betete nach ihrer Gewohnheit, ehe sie in geistlichen Dingen eine Antwort gab, im Stillen ein Ave Maria, und rieth dann, daß Mutter und Tochter eine Alles umfassende Beicht ablegen sollten, indem ungebeichtete Sünden meistens die Ursache solcher Leiden seyen; daß sie dann 8 Tage nach einander mit bloßen Füßen und in aller Demuth in die Kirche des heiligen Kreuzes gehen und vor einem Kreuzbilde sieben Vater Unser und Ave Maria zu Ehren des Leidens des Erlösers beten sollten, versprach auch, ihr Gebet damit zu vereinigen. Alles wurde genau vollzogen und die Wittwe wurde von der Plage befreit. —

4. Auf der Reise in das Vaterland wurde sie allenthalben mit großen Ehren empfangen, und sie wirkte überall durch Wort und Beispiel für Herstellung der Zucht und Ordnung, und Ausrottung greulicher Irrthümer, und der Herr gab ihren Lehren auch hier durch Wunder Zeugniß. So wurde, um nur noch Eines anzuführen, Einer aus dem Gefolge, welcher auf dem Wagen eingeschlafen, unter die Räder gefallen und von diesen an allen Gliedern gebrochen worden war, auf der Stelle vollkommen geheilet, nachdem die Catha=

rina ein kurzes Gebet verrichtet und mit der Hand über die gebrochenen Glieder gestrichen hatte. —

5. Krank war Catharina endlich in dem Kloster Waldstein angekommen, und bald fühlte sie, daß die Stunde ihrer Auflösung nahe. Je schwächer aber der Körper wurde, desto stärker wurde der Geist. Ueberzeugt, welche Kraft in dem würdigen Empfange des heiligen Bußsakramentes liege, wie es die Seele heile, die Fehler ausrotte, die Tugenden befördere, gegen die Versuchungen kräftige und den Eingang zum Himmel eröffne, hatte sie seit dem Aufenthalte bei der Mutter täglich ihr Gewissen darin gereiniget und fuhr damit auch während der Krankheit fort. Das heilige Altarssakrament wagte sie wegen Schwäche des Magens nicht mehr zu empfangen; aber sie ließ Es sich doch noch herbeibringen, um Es anzubeten; dann hob sie die Augen gegen den Himmel und verschied im Herrn. (1381.) — Ueber dem Kloster, in welchem die Jungfrau gestorben war, erschien ein Gestirn, welches dem Leichname zur Kirche folgte, dem Haupte gegenüber stille stand und nach der Beerdigung desselben verschwand. Bei dem Grabe erfolgten viele Wunder. —

---

236. Das Kirchlein „Himmelreich."

In dem lieblichen Thale, durch welches der Neckar sich schlängelt, ragt, nicht weit von dem Städtchen Grundelsheim, ein steiler Berg vor den andern weit hervor, auf dessen Gipfel eine, dem heiligen Erzengel Michael geweihte Kirche steht*, die „Himmelreich" heißt, und von welcher die Sage Folgendes erzählt:

Als noch finstrer Wald den ganzen Berg umgab, lebte hier, abgeschieden von der Welt, der heilige Einsiedler Lukas. Frommen Betrachtungen und stillen Gebeten war sein Leben geweiht, und Wurzeln und wilde Kräuter dienten ihm zur Nahrung. Fand er einen verirrten Wanderer, so labte er ihn, so gut er's vermochte, und brachte ihn dann wieder auf die rechte Straße.

Bald ging die Kunde von dem heiligen Manne in der Gegend umher. Viele pilgerten nach seiner Hütte, und wer die Tröstungen des frommen Greises gehört, wen er gesegnet hatte, der fühlte sich heiterer und kehrte mit mehr Ruhe im Herzen zurück.

Und immer mehr breitete sich der Ruf seiner Heiligkeit aus, und immer zahlreicher pilgerte man nach der heiligen Höhe.

Schon bleichte Lukas's Haar, seine Rechte zitterte, und ein Knotenstock unterstützte seine wankenden Schritte; da pochte es eines

Abends noch spät an seiner Thür. Sogleich öffnete sie der fromme Greis, und ein Pilger trat herein. Seine Kleider trieften vom Regen, und erstarrt waren seine Glieder. Mit geschäftiger Eile zündete Lukas ein Feuer an, trocknete die Kleider des Pilgers, setzte ihm Essen auf und bereitete ein Lager von Moos. Andächtig knieete er alsdann in einem Kämmerlein vor dem kleinen Hausaltare nieder, sein Abendgebet zu verrichten. Da trat der Pilger zu ihm heran. Aber sprachlos staunte der fromme Alte, als er um des Fremden Stirn einen Strahlenkranz schimmern sah, der seine blöden Augen trübte. —

„Dein Gebet ist erhört," flüsterte der Engel des Herrn; „gehe zur ewigen Ruhe!"

Er küßte den Sprachlosen auf die Stirn, da entfloh die Seele mit ihm in's Paradies.

Am andern Morgen fand man den heiligen Mann todt, begrub ihn weinend an jener Stelle und baute eine Kirche dem Erzengel Michael heilig.

„Himmelreich" heißt davon der Berg, und jährlich wallfahrtet das Volk hinauf nach jener Kirche, um sein Gebet dort zu verrichten. —

---

237. Das Dorf „Heiligenblut."

Am südlichen Abhange der Norischen Alpen, welche die Grenze von Salzburg, Tirol und Kärnthen bilden, liegt am Fuße des Großglockners ein enges Alpenthal, durchströmt von der aus dem Gletscher des Großglockners kommenden Möll. Im Hintergrunde des Thals liegt das Alpendorf „Heiligenblut," 4500 Fuß über dem Meere. Dahinter erhebt sich der Gletscher des Großglockners, hoch in die Wolken hineinragend. „Heiligenblut" ist durch ein Fläschchen mit dem Blute Christi ein berühmter Wallfahrtsort geworden. Tausende kommen jährlich dahin, um das kleine Fläschchen, das jetzt in einem goldenen und silbernen Monstranzgehäuse eingeschlossen ist, zu verehren.

Von diesem Fläschchen berichtet aber die Legende:

Als noch in Konstantinopel christliche Kaiser herrschten, da zweifelte einmal ein Jude an der Wahrheit des Christenglaubens. Um ihn zu überzeugen, nahm man ein Crucifix und stach in dasselbe hinein. Da floß aus demselben wirkliches Blut, und man verwahrte dieses Blut Christi sorgfältig in einem Fläschchen.

Zu derselben Zeit war nun auch ein Oesterreicher, Namens Brixius, General in Konstantinopel; und als der Kaiser ihm, bei

seiner Heimkehr erlaubte, sich eine Gnade auszubitten, da bat er sich eben dieses Fläschchen aus.

Er erhält es; aber nachher reut es den Geber.

Brixius wird verfolgt und soll das Fläschchen mit dem heiligen Blute wieder herausgeben.

Schon kommen die Kriegsknechte, ihn zu fangen; da schneidet er, schnell entschlossen, eine Oeffnung in sein Bein und verbirgt darin das Fläschchen.

Heimgekehrt kommt er glücklich in die Gegend des jetzigen Dorfes „Heiligenblut" und wird sammt seinem Fläschchen von einer Lawine verschüttet. Aber da wachsen plötzlich auf dem Schnee drei Waizen-Aehren, und bald streckt auch der Todte das eine Bein aus seinem Schneegrabe heraus. Jetzt gräbt man nach, findet den Todten und auch das Fläschchen, durch das eine Menge Wunder geschehen.

Das ist dasselbe Fläschchen, welches man noch jetzt in der Kirche zu „Heiligenblut" den Gläubigen zeigt; und zum Andenken an den Heiligen selbst steht draußen auf dem Wege nach dem Großglockner eine alte Kapelle, wo das ganze Ereigniß abgemalt ist.

In der unterirdischen Kirche zu „Heiligenblut" liegt aber das hölzerne Bild des heiligen Brixius. Alle Wallfahrer nehmen sich davon einen Span mit, so daß von Zeit zu Zeit ein neues Bild gefertigt werden muß. —

238. Unsers Herrn Ruh bei Friedberg.

(Aus dem Sagenbuche der Bayerischen Lande von A. Schöppner.)

Eine Viertelstunde entfernt von Friedberg in Oberbayern liegt die Wallfahrtsstätte „Unsers Herrn Ruhe" mit dem städtischen Friedhofe. Ein Friedberger Bürger hatte sie in den Zeiten der Kreuzzüge zum Dank für seine Rettung aus türkischer Gefangenschaft erbaut. In den Jahren 1496 und 1606 wurde die Kapelle erweitert.

Um das Jahr 1609 verbreiteten sich Sagen von einer wunderbaren Erscheinung. Viele Personen hörten nämlich während der ganzen heiligen Messe eine so liebliche Musik, als wenn sie mit vielen hundert Glöckchen und Instrumenten gemacht worden wäre. Einige der Anwesenden gingen vor die Kirche hinaus, um zu sehen, ob nicht außen Musik gemacht würde; allein da sahen sie weder Jemanden noch hörten sie die Musik.

Dieselbe Musik soll im Jahre 1720 vernommen worden sein. Ein Jahr früher hatte der Münchener Raths- und Handelsherr, Anton Lechner, als er nächtlicher Weile zu Pferd auf der Straße nach Friedberg reiste, ein sehr helles Licht aus den Kirchenfenstern

schimmern sehen, auch eine herrliche Musik vernommen. Als er in größter Verwunderung auf die Kirche zureiten wollte, wurde er von einem schnell entstandenen heftigen Sturmwinde zurückgehalten. —

239 — 241. Aus dem Volksleben.

(Nach den historisch-politischen Blättern.)

Gehen wir einmal aus dem unheimlichen städtischen Wesen hinaus in Gottes Berg und Thal, da ist ein anderes Leben! Da sind die Pfade staublos und die Wasser klar und die Luft ist frisch und rein, und der lichte Thau hängt strahlend an den Blättern und Knospen. Im einsamen stillen See mit seinem krystallhellen Wasser, mitten im dunklen Waldesgrün spiegeln sich wundersam klar die Berge und Felsen, und lustig spielen unter den Wasserlilien die Fischlein auf seinem Grunde. Der Wind rauscht dazu wie Orgelton in den alten Bäumen; dazwischen klingt das Glöcklein der Waldkapelle; drüben rauschen die Tannen an dem Felsen und braust ein Wasserfall donnernd hinunter in die Schlucht. Höher oben ragt ein harter, nackter, von Wolkenbrüchen abgewaschener Felsenkamm hoch empor und auf seiner Spitze steht ein Kreuz, zu dem die Bewohner der Thäler ringsum jährlich einen Bittgang halten

In dieser eigenen schönen Welt, wo die Wunder Gottes sichtlich und greifbar walten, sind auch jene kleinen wunderbaren Geschichten daheim, die Sagen und Legenden, die von der Macht und Größe, die von der Strenge und Strafe, aber auch von der Milde und Liebe des Herrn erzählen, in denen sich das Gemüth des umwohnenden Volkes, seine Tapferkeit, seine Frömmigkeit, seine Treue und Gewissenhaftigkeit abspiegelt. Diese Geschichten, die sich oft an die abgeschiedensten Felsen des wilden Hochgebirges oder an die unzugänglichsten, einsamsten Schlupfwinkel eines alten Waldes knüpfen, sind wie Pflanzen und Blumen, welche die steilsten Berge noch überspinnen und ausschmücken, oder wie die Erdbeeren, die in Gottes wildem Waldgarten zur Lust und Erquickung der armen Kinder und armen Leute wachsen. Die einsamen Felsen werden dadurch lebendig, indem sie ihnen mit warnender Stimme eine schöne lehrreiche Geschichte erzählen, und Berg und Thal, Bach und Wald wird zu einem großen Bilderbuch, das ihr Herz erheitert oder ihren Geist zu Gott emporrichtet, sie in den Mühseligkeiten dieses Lebens tröstet und sie vom Bösen abschreckt.

Das ist freilich eine andere Welt, als die in den vornehmen Gesellschaften der Städte, wo der „gute Ton der großen Welt" herrscht, wo Bagatellsachen den Ausschlag geben, Perücken die Kahl-

köpfe verbergen und die Menschen die Sprache nur gebrauchen, um ihre Gedanken zu verheimlichen. Wie so altkatholisch fromm, wie altfränkisch ehrlich und gewissenhaft klingt es dagegen, wenn der Vorarlberger und der Anwohner des Bregenzer Waldes zur Winterszeit am Ofen oder im Sommer unter einem alten Baum seinen Enkeln so erzählt:

1. Es war einmal eine Mutter, die hatte ein Büblein, das ihre größte Freude war und das Büblein hatte auch sein Mütterlein gar so lieb. Aber die gute Mutter ist bald darauf gestorben, und da hat ihr Kind den ganzen Tag geweint, und in der Nacht hat es nicht schlafen können und an die Mutter gedacht und geweint. Wie es um Mitternacht immer noch so wach und ganz traurig und müde in seinem Bettchen liegt, geht auf einmal ganz sacht die Thür vom Schlafkämmerchen auf, und da steht die verstorbene Mutter als Geist vor dem Bübchen, in einem Kleid schneeweiß, und glänzend und an einem Aermel war ein kleiner schwarzer Tupfen. Freundlich sagte sie zum Kind: „Gelt Hänschen, du kennst mich noch?“ — „„Ei ja!““ sagte das Bübchen. — „So geh’,“ sagte die Mutter, „und weine nimmer und bet’ fromm für mich einen Rosenkranz, daß mir das schwarze Flecklein am Aermel da vergeht, dann bin ich mackellos und rein und komm’ in den Himmel. Jetzt hat mein Geist noch keine Ruhe, weil ich einmal ein Mäßl Gerste entlehnt und nicht mehr zurückgegeben habe!“ — So sprach die Mutter und verschwand. Das Hänschen betet darauf andächtig den Rosenkranz und wie es fertig ist, erscheint ihm die Mutter zum zweiten Mal aber ohne das schwarze Flecklein, über und über weiß wie Schnee und lieblich wie ein Engel. Mit einer wunderfreundlichen Miene deutet sie lächelnd zum Himmel und spricht: „Hänschen, jetzt komm’ ich hinauf!“ — und verschwunden war sie, und auch dem Hänschen ward da wohl um’s Herz; sein Schmerz ist gestillt, und er fällt in einen süßen Schlaf. —

Das ist eine ziemliche Lehre für Jene, die anderer Leute Hab und Gut, wenn auch nur kleineres, in ihren eigenen Sack spazieren lassen! —

2. Wie sich aber auch die bloße Vernachlässigung von fremdem Eigenthum bestraft, das weist folgende Geschichte aus: Auf der Spullers Alm war eine Sennerin, die hatte nur Acht auf der reichen Leute Vieh und ließ das der Armen Hunger leiden, daß es gar sehr zu Schaden kam. So trieb sie ihr ungerechtes Wesen viele Sommer. Jetzt einmal zur Winterszeit, wo die Sennen schon lang mit dem Vieh von den Alpen ins Thal gefahren waren, geht der Jäger von der Alp von Spullers herunter, und da begegnete ihm

zu seinem Erstaunen dieselbe Sennerin, der Kopf wie von Schnee und Eis und die rothe Joppe zu Stein und Bein gefroren, und am Arm ihren Milcheimer. Der Jäger bleibt stehen, schaut sie an und sagt: „Ja, Sennerin! willst um die Zeit noch auf die Alp?“ — „Ja,“ sagt darauf die gefrorne Eisgestalt, „ich muß hinauf, den armen Leuten das Vieh zu füttern, den reichen hab ich's schon lang gefüttert!“ — so sagt sie und geht den Weg weiter den Berg hinan. Dem Jäger kommt das gar wunderlich und unheimlich vor, und denkt bei sich selber: „Mit der da ist's nicht richtig.“ Wie er drauf ins Dorf kömmt, hört er das Todtenglöcklein läuten, und wie er fragt, Wem man die Seele ausgeläutet habe, antworteten sie ihm: „Der Sennerin von Spullers!“

Diese Geistergeschichte wird sich, obwohl sie gut trifft, schwerlich eines besondern Beifalls von jenen Leuten zu erfreuen haben, die ihren Bedienten strengsten Befehl ertheilt haben, keinen mit einem gemeinen Rock hereinzulassen, und deren Hunde auch schon dazu dressirt sind, daß kein Bettler ihrer Thüre nahekommen darf! —

3. Geradeso — erzählt mein Vorarlberger — haben sie's auch einmal in unserm Ländl auf der Alm bei Brand halten wollen. Jetzt ist dort ein Gletscher der auch im Sommer seinen Eishut nicht abzieht; vor Zeiten ist da eine prächtige Alm gewesen. Schwere Kühe haben im fetten Gras geweidet und manchen Centner Schmalz haben sie ins Thal geführt. Da hat es freilich Niemand geträumt, daß die schöne, blumige Wiese einmal das Eishemd anziehen müßte, und daß es dort, wo der Hirt auf der Schwegelpfeife lustige Ländler gepfiffen, und wo sie getanzt uud gesungen, Jahr aus, Jahr ein schneien würde. Aber über den Sternen wohnt Einer, der kann's und hat's ihnen gezeigt. Als unscheinbarer Bettler ist Er einmal zu der Alm gekommen. Einen Kübel in der Hand und das Senner-Käppchen unterm Arm, so ist Er still seinen Weg gegangen von Hütte zu Hütte, um ein bischen Schmalz in seinen Kübel zu bekommen, wenn die Leute es um Gotteswillen geben wollten. Aber die Leute von der Alm hatten ein Herz wie von Stein und Eis und gaben Nichts. Eine Sennerin hat gar noch ihr Gespött mit ihm treiben wollen. Sie nimmt ihm den Kübel aus der Hand und thut als ob sie Schmalz holen wollt', hat ihn aber mit Kühkoth gefüllt und es oben mit Schmalz gleichgestrichen, daß er's nicht merken sollt'. Aber der Bettler hat's doch gemerkt. Gesagt hat er nichts, sondern der Sennerin den Kübel aus der Hand genommen, sie mit einem ernsten durchdringenden Blick angeschaut und ist weiter bis vor die letzte Hütte gegangen. Da hausten ein Hirt und eine Sennerin, die das Melken besorgten und dem Vieh abwarteten schon seit vielen

Sommern. Im Haar hat's bei den Leutchen zwar schon ein Bischen gewintert, aber ein gutes Herz haben sie gehabt, noch frisch und warm wie die gute Stunde. Sie heißen das arme Männchen freundlich in die Stube treten und setzen ihm zu essen und zu trinken vor, Milch, Butter und Käs, wie's eben auf den Almen der Brauch ist, und vertreiben ihm die Zeit mit kurzweiligen Reden. Das Männchen läßt sich nicht lang bitten, greift zu und ißt und trinkt und erzählt auch, wie es ihm in den Hütten nebenan gegangen ist. Sobald die Sennerin das hört, geht sie geschwind und wascht ihm den Kübel aus und füllt ihn bis oben mit Schmalz an. Wie nun das Männchen mit dem Essen fertig ist, nimmt's seinen Kübel, steht auf, hebt den Zeigefinger in die Höh' und spricht in bedeutsamem Tone: „Weil das Volk hier auf der Alp die Bettler verachtet und verspottet und auch sonst nichts Gutes thut, so wird die Strafe Gottes über sie hereinbrechen, und verflucht wird die Alp sein auf ewige Zeiten, keine Wurzel wird hier mehr treiben, kein Wiesenplätzchen mehr grünen auf ewig; drum ihr Leutchen fliehet, da es noch Zeit ist!" — Und auf einmal war der Alte verschwunden. Der Hirt und die Sennerin staunen einander an und sagen: „„Das ist eine himmlische Schickung!"" — und ziehen mit Hab und Fahrniß fort. Nicht lange darnach gab's eine rabenschwarze Nacht, und von der Alp her hat's unbändig getost und gekracht, als wollt' die Welt zusammenstürzen; und als die Leute sehen wollten, ob's etwa eine Lawine oder ein Bergsturz sei, ist die ganze Alp eingeschneit gewesen und das für immer, denn kein Würzelchen hat dort mehr treiben wollen, noch ein Wiesenplätzchen dort grünen. Und die Sennerin, die den Armen so hartherzig verspottete, watet Nachts um Zwölfe dort auf dem einsamen Gletscher auf dem Schnee herum und jammert. Aber die beiden guten Leutchen, der Hirt und die Sennerin, haben noch ein paar Jahre fromm und gottesfürchtig gelebt und mit der Zeit ein ruhiges Schlafplätzchen auf dem Heiligkreuz gefunden. —

242. Die drei Angelsachsen in Sarmensdorf.

(Aus: Schweizersagen aus dem Aargau von E. L. Rochholz.)

Drei fromme Männer von dem Volke der Angelsachsen waren von einer Wallfahrt aus Einsiedeln her nach Muri in's Freienamt gekommen. Als sie hier am Grabe des heiligen Leontius ihr Gebet verrichtet hatten, wollten sie sich im Dorfe Lebensmittel kaufen und damit selbigen Abend noch nach Sarmensdorf weiter wandern. So wie sie sich aber dem Wirthshause zum Ochsen näherten, war in der Gaststube Musik, und ein fröhliches Brautpaar lud die

Fremdlinge ein, am Hochzeitstische sich zu sättigen und auszuruhen; nach der Hand, hieß es, wolle man sie selbst zum Hofe Bühlisacker, dem Heimathsorte des Brautpaares, begleiten, und von dort aus sei es nicht mehr weit bis nach Sarmensdorf.

So geschah's.

Es war schon spät geworden, da Pilger und Hochzeitsleute zusammen Bühlisacker erreichten; um so weniger wollten nun die Angelsachsen das abermalige Anerbieten annehmen, heute auch hier zu übernachten. Sie sagten dem gastfreundlichen Paare ein dankbares Lebewohl, schenkten der jungen Frau einen goldenen Pfenning zum Andenken und setzten unverweilt ihre Wanderung fort. —

Dies hatten aber drei junge verwogene Gesellen mit angesehen, die schon in Muri bei'm heutigen Tanz sich aufgeregt hatten und raublustig schlichen sie sich nun den Pilgern nach. Die Straße führt von hier weg bis nach Sarmensdorf lange bergan und hat zu beiden Seiten Tannenwald. Um so eher waren hier die Landesfremden einzuholen und ungesehen zu überfallen. Die Bösewichte drangen auf sie ein, hieben ihnen die Häupter ab und schleuderten diese weit weg; als sie jedoch an den Leichen nichts von der verhofften Beute fanden, entrannen sie. Doch die Ermordeten erhoben sich wieder, wandelten ihren abgeschlagenen Häuptern zu, nahmen sie aus dem Staube auf und wuschen sie an einem Weidbrünnlein sauber, das an dem Berge bei Kühlisacker quillt. (Es fließt seitdem mit röthlichem Wasser; sonst war es eine bloße Viehtränke, nun wallfahret man hierher und wäscht alle offenen Wunden, damit sie um so eher zuheilen. Auch der Boden auf dem Mordplatze, obschon er mannstief abgegraben worden ist und weggetragen, läßt sich noch immer in blutrother Färbung auswühlen.) Dann gingen die Angelsachsen die Anhöhe hinunter, und als es eben zu regnen begann, setzten sie sich zusammen in den Schutz eines großen Steines, der bald als Schirmdach über sie hergewachsen sein soll. Ein Bettelmann aus Sarmensdorf fand sie hier todt, den Kopf in die Hand geschmiegt. Ihre Leichen begrub man in der nahen St. Wendelins-Kapelle und erweiterte dieselbe dann; aus ihrer Mauerseite ragt ein Fels weit in den Bau herein; das ist der Stein, unter welchem die drei Pilger verschieden sind. Ein alter Bittgesang, der am Feiertage den Heiligen jetzt noch gesungen wird, sagt darüber:

„Gleichwie ein Dach
Hat Schatten gemacht
Der Stein und hat Schirm geben." —

Neben dem Altar steht ein alter Steinsarg, in den man ihre

Körper gelegt hatte; derselbe trägt eine Inschrift, welche man auf jenen siegreichen Hallwil deutet, der den Burgunder-Herzog Carl in der Schlacht bei Murten überwunden hat; sie lautet:

„In diesem Stein ist ihre Ruh',
Man wollt's gar wohl bewahren.
Alt-Hallwil gab den Stein dazu
Vor mehr denn hundert Jahren. 1471." —

Als man später ihre Gebeine hier erhob und in den Hauptaltar der Sarmensdorfer Pfarrkirche versetzte, verlor dieser Steinsarg freilich nichts von der ihm gewidmeten Verehrung. Man besteckt ihn noch immer mit brennenden Wachskerzen und läßt den Deckel abheben, um drinnen zu beten. —

Auch jenes Brautpaar, ihr Gastfreund, soll ihnen ein Kirchlein haben errichten lassen in der Nähe seines Wohnhauses zu Bühlisacker, wo sie sich von ihm trennten. Es ist dasjenige Kirchlein, welches an der Straße gegen Muri steht, schon dem Einsturze nah. Ein Gemälde zeigt drei Männer, die eben angefallen und niedergemacht werden, und trägt folgende verblichene Inschrift:

„Drei Bilger sind alhier zu todt erschlagen,
Zu Sarmistorff liegen sie begraben,
Aus Saren sind sie harkomen,
Darum thuet man sie Engel-Saren nännen." —

243. „Es kommt auf einige Garben nicht an!"

Der letzte Graf von Froburg in der Schweiz war Eberhard, ein harter Mann gegen seine Unterthanen und ein unersättlicher Jäger. — Er kam an einem Julitage des Jahres 1365 aus der Zofinger Gegend von Adelboden her und ritt scharf auf Olten zu, um dieses Städtchen noch vor dem Losbruch eines drohenden Gewitters zu erreichen. „Gerade Richtung eingehalten," schrie er seinen Vorreitern zu, „es kommt auf einige Garben nicht an!" und so sprengten sie mitten durch die reifen Saaten mit allem Trosse der Oltener Aarbrücke zu. Da erbebte die Erde von einem Donnerschlage, und zugleich steht auf den Höhen des Hauenstein-Passes die Froburg in Feuer, als ob alle Blitze des Himmels auf sie niederregnen wollten. „Was ist das!" rief der Graf betroffen aus, als er droben im Jura das Feuer lodern sah. „„Eure Burg geht in Flammen auf!"" antwortete ihm die heisere Stimme eines alten Weibes. Sie stand vor ihm nahe bei dem Bogen der bedeckten Aarbrücke. An dem schrecklichen Tone erkannte er sogleich das Weib

wieder; sie hatte ihm schon heute Morgen, da er nach Aarburg durchritt, an dieser gleichen Stelle Unheil verkündet gehabt. „So soll," rief der Frevler ingrimmig aus, „mir das Volk so lange an einer neuen Burg bauen, bis kein Pflug mehr im Lande geht; und wo's der Mörtel nicht thut, da behebt Bauernblut!" Aber von demselben Augenblicke reißt ihn ein Blitzstrahl vom Rosse, und als die Knappen nach ihm sahen, lag er schon entseelt am Boden. Die weckten die zunächst Wohnenden und trugen dann, als die nirgend öffnen wollten, die Leiche in die alte Kirche, die noch das einzige Gebäude von jenen vielen Häusern war, die ehemals das Rittergeschlecht hier besaß. Er ward hier ausgestellt und bestattet. —

Am Brückenrain besagte eine öffentliche Inschrift, hier an dieser Stelle sei einst das Froburger Geschlecht erloschen. Die Inschrift wurde später mit einem Gemälde vertauscht, das den vom Blitz unter das Roß geworfenen Grafen darstellt. Ein Eisendraht-Gitter schützte es; es ist durch Wetter und Zeit verblichen. — Die Froburg ist nicht wieder erbaut worden; an ihrem Platze steht heute ein schöner vielbelebter Sennhof. —

244. Wunderbar blühende Lilien.

Vor vielen Jahren hatte in Waibstadt im Lande Baden die seither so sorgsam gepflegte Andacht zum heiligen Antonius von Padua der Art abgenommen, daß man den Schlüssel zu seiner Kapelle zuletzt einem Betteljungen anvertraute.

Dieser Betteljunge, der noch kindliche Gottesfurcht besaß und die Heiligen aufrichtig verehrte, gab am St. Antonius-Tage dem Standbild des Heiligen den Stengel einer weißen Lilie in die Hand, an dem eine Blume und eine Knospe sich befanden. Letzere entfaltete sich darin zur schönsten Blume und blühete nebst der andern so frisch und lange wie in dem besten Boden. Im nächsten Sommer trieb der Stengel, den man nicht aus der Hand des Bildes entfernt hatte, drei herrliche Blumen, welche erst spät verwelkten. — Durch dieses Wunder wurde die Andacht zu dem Heiligen wieder kräftig geweckt, und, in Folge derselben, die Kapelle neu hergerichtet. —

Noch jedes Frühjahr wird ein knospiger Lilienstengel dem Bild in die Hand gegeben, und stets trägt er zur Zeit der Blüthe gar schöne Blumen. — Einmal that man, zum Versuche, nur eine Lilien-Zwiebel in des Bildes Hand, und sie erwuchs darin zum Blumenreichen Stocke. —

245. Der erschreckte Zweifler.

(Aus: Die Himmelskrone von P. Johann N. Stöger.)

Der Graf P. hatte auf seinen Reisen durch die Welt, wo er Jahre lang nichts Anderes, als Vergnügen und Lust suchte, den großen Verlust erlitten, daß der heilige katholische Glaube, der treue Gefährte seiner Kindheit und Jugend, beinahe gänzlich aus seiner Seele schied. Er zweifelte zuletzt an dem Dasein Gottes, an der Ewigkeit und an der Unsterblichkeit der Seele. — Als er in sein Vaterland auf sein Landgut zurückgekommen, beschäftigte er sich mehr als sonst mit diesem Gedanken. — Es giebt zwar auf dieser Welt gar keinen Menschen, der in Wirklichkeit ein Atheist (Gottesläugner) wäre; die großen Wahrheiten von Gott, von der Ewigkeit und von der Unsterblichkeit der Seele sind zu tief in unser Herz geschrieben. Weil aber Leute, die auf dem Wege der Sünde wandeln, lebendig fühlen, daß es um sie schlecht stehe, wenn es einen gerechten Gott, eine Ewigkeit und eine in ihr strafende Vergeltung giebt: so suchen sie durch ihre Zweifel an diesen Wahrheiten sich eine falsche Ruhe zu verschaffen. —

Eines Tags machte der Graf einen Spaziergang, und begegnete einem seiner Unterthanen, der sehr niedergeschlagen schien. „Was fehlt dir?" fragte er. „„Ach,"" erwiederte er, „„mein alter Vater, den Sie kennen, ist gestorben, und ich bin so arm, daß ich kein anständiges Begräbniß ihm verschaffen kann."" Der Graf, von Natur gutherzig, gab ihm einige Goldstücke, Alles, was er eben bei sich hatte. Werke der Liebe und Barmherzigkeit bleiben aber niemals unvergolten; dieß sollte der Graf auch bald erfahren.

Nicht lange darauf, schließt er sich in sein Zimmer ein, und will seine Glaubenszweifel zu Papier bringen. — Sieh' da, auf einmal erblickt er in seinem Zimmer die Gestalt des alten Bauern, zu dessen Begräbniß er mildthätig beigetragen hatte. Dem Grafen wurde bei diesem Anblicke ganz unheimlich zu Muthe. Da sprach der Alte zu ihm: „,Es ist ein Gott! Es giebt eine Ewigkeit und die Seele des Menschen ist unsterblich!"' worauf er verschwand. — Dieß war indessen gerade kein theologischer Beweis von diesen Wahrheiten; doch war dem Grafen hernach die Lust vergangen, sich mit seinen Glaubenszweifeln noch länger zu beschäftigen. —

246 — 249. Der wandernde Stab.

(Aus: Neues deutsches Mährchenbuch von Ludwig Bechstein.)

1. In ein Wirthshaus auf einsamer Haide im Norden trat eines Tags ein Mann von ernstem Aussehen. Sein Gesicht war

braun wie frische Graberde. In seiner Hand trug er einen Stab von festem dunkelm Holze. Diesen Stab stellte er in eine Ecke der Wirthsstube. Im Wirthshause wohnte nur eine alte Frau mit einem Knaben von etwa vierzehn Jahren, nebst einem Knechte und einer Magd. Diese beiden Leute waren draußen beschäftigt; in der Wirthsstube war Niemand als die Wirthin und ihr junger Sohn.

Der düstere Wanderer heischte einen kleinen Imbiß, und die Wirthin ging, diesen herbei zu holen. Der Wanderer blieb allein mit dem Knaben, aber er beachtete den letzteren nicht, sondern trat an ein Fenster das gen Morgen gerichtet war, und seufzte, und stand lange daran, und starrte hinaus über die öde Fläche des Haidelandes.

Der Knabe betrachtete unterdeß mit Neugier den Stab des Fremden. Am Handgriffe des Stabes war mit sieben Silberstiften die Figur eines Kreuzes eingeschlagen.

Diese Stifte glänzten gar hell, wie neu, und dieser Stock reizte den Knaben; seine Neugier wandelte sich in Habgier um. Scheu blickte er nach dem Fremden, der unbeweglich an dem Fenster stand — scheu streckte Jakob, so hieß der Wirthin junger Sohn, die Hand nach dem Stabe aus. Gleich daneben stand eine alte, hohe Wanduhr mit braunem geschnitztem Gehäuse. Leise drehte Jakob am Thürgriffe des Uhrgehäuses, leise öffnete er dessen Thüre, leise faßte er den Stab, und es zitterte seine Hand, als er ihn berührte, aber er nahm ihn, und stellte ihn in das Uhrgehäuse, und schloß die Thüre wieder. Der Stab war weg. —

Jetzt trat die Wirthin, Jakobs Mutter, ein und brachte, was er begehrt hatte. Hinter ihr schlüpfte Jakob aus der Stube.

„So — hier wäre es!" sagte die Wirthin zu ihrem einzigen Gaste. „Gesegne es Euch Gott! Setzt Euch doch!" — Der Fremde neigte sein Haupt zum Zeichen des Dankes, er nahm das Glas, netzte seine bleichen Lippen, aber er setzte sich nicht. Der alten Frau kam ein Grauen an vor dem Manne; draußen begann schon die Abenddämmerung.

Die Wirthin wünschte nicht, daß der Fremdling unter ihrem Dache weile; gleichwohl sagte sie: „Wollt Ihr hier nachten? Schier ist's Abend; seid Ihr nicht müde, da Ihr Euch nicht setzet?" —

„„Kann nicht bleiben, muß wandern — wer fragt, ob ich müde bin? Oh!"" — war die dumpfe Antwort.

Der Wirthin grausete noch mehr. Der Fremde legte ein Stück Geld auf den Tisch, die Wirthin griff nicht danach. Jetzt ging Jener nach der Thüre zu, griff in die Ecke und fragte: „„Wo ist mein Wanderstab?""

„Hattet Ihr einen Stab?" fragte die Wirthin.

„„Ich hatte einen Stab und stellte ihn in diese Ecke!““ antwortete mit hohler Stimme der hohe dunkle Mann.

„Mein Gott! wo könnte der denn hin sein?“ rief das erschrockene Weib. „Sucht ihn — vielleicht irret Ihr Euch? Stelltet den Stock anders wohin?“

„„Er ist hinweg! Er bringt der Hand Dessen der ihn nahm, kein Glück!““ sprach darauf Jener dumpf und gepreßt. —

„Genommen?“ rief die Wirthin heftig. „Wer sollte ihn genommen haben? Es war ja Niemand hier, als Ihr und ich — und —“ da stockte sie.

„„Und Euer Sohn!““ ergänzte der Fremde.

„Gott im Himmel!“ schrie die Frau auf — und lief alsbald aus der Stube, und rief, daß es durch das ganze Haus gellte „Jakob! Jakob!“

Jakob antwortete nicht, er hatte sich versteckt und wußte, weßhalb ihn die Mutter rief, und fürchtete sich. Athemlos kam diese zurück und sprach: „Ich höre und sehe nichts von dem Jungen — ich weiß nicht, that er's oder that er's nicht? doch harret nur noch einen Augenblick!“

Die Wirthin ging in die Kammer, und kam gleich darauf mit einem zwar alten aber schönen Stabe zurück, den sie dem Fremden reichte. „Da — nehmt einstweilen den Gehstock meines seligen Mannes — Ihr sprecht doch wohl einmal wieder hier ein! Findet sich der Euere, so gebt Ihr mir diesen dagegen zurück!“

„„Ich dank' Euch Wirthin!““ sagte der fremde Mann und ging. Es war schon sehr düster, Nebel schwebten über den Haidestrecken — in sie hinein schritt der bleiche Wanderer.

Der Wirthin ward leichter um's Herz, als dieser unheimliche Gast ihr Haus verlassen hatte. Sie nahm das von ihm zurückgelassene Geld — es war eine uralte kleine Silbermünze; die Frau kannte weder Schrift noch Gepräge; sie konnte nicht wissen, daß die Münze unter der Regierung des Römer-Cäsars Tiberius geprägt worden war, desselben Kaisers, welcher Jerusalem zerstörte. —

Leise ging jetzt die Thür auf — schüchtern drehte Jakob sich in die Stube herein. „Unglückssohn!“ kreischte ihm die Mutter entgegen. „Sprich, nahmst du des Fremden Stock?“

Jakob schwieg halb aus Trotz und halb aus Angst vor seiner Mutter Zorn und ihrer strengen Strafe.

„Du schweigst — also nahmst du ihn, du gottvergessener Bube!“ schalt die Wirthin. „Wo ist der Stock? Wohin schlepptest du ihn? Gleich nimm ihn und springe damit dem Fremden nach, und laß dir von ihm deines seligen Vaters Sonntagsstock wieder-

geben, mit dem er in die Kirche ging, und den ich dem Fremden lieh, damit er nicht sage, daß er in meinem Hause bestohlen worden sei, durch mein Kind bestohlen!"

Jakob war ein verstockter Knabe — er blieb stumm, er regte kein Glied, er sagte kein Wort, seine Mutter mochte schelten wie sie wollte, bis sie in Zorn gerieth, ihn heftig schlug und ohne Abendbrod ihn zu Bette gehen ließ. —

2. Am andern Tage, als die Wirthin in der Küche beschäftigt war, drehte Jakob am Riegelgriff des Uhrgehäuses und öffnete die Thüre und langte hinein, und zog den Stab heraus. Mit Wohlgefallen betrachtete er ihn, und doch auch mit Scheu, denn die sieben Silberstifte funkelten gar so sonderbar, und der Stab war so eiskalt, wie eine starre Schlange, und gleichwohl war es, als lebe der Stab. Unwillkürlich zog es Jakob, an diesem Stabe zu gehen, und er ging mit ihm — und ging — und ging — weit, weit von hinnen — über die Haiden hin — längst sah er nicht mehr sein Vaterhaus. Rastlos regte sich der Stab in Jakobs Hand — gegen seinen Willen — und Schauer des Todes durchrieselten den Knaben. Wohin, wohin führte, wohin zwang ihn der Stab? Gehen, gehen mußte er fort und fort, nicht ruhen noch rasten konnte er, an keiner Stelle, an keiner Quelle.

Endlich, als der Tag sich neigte, als die Nebel wieder über den öden, menschenleeren Haiden schwebten, da stand im grauen Nebeldämmer schier gespenstig vor Jakobs Blick ein düsteres Gehöft, auf das er zuschritt, und endlich ganz verwundert gewahrte, daß er zu Hause sei. Uebel und mißgelaunt empfing ihn seine Mutter; sie hatte geglaubt, er sei davongelaufen, hatte sich sehr geängstigt, hatte Knecht und Magd ausgesendet, ihn zu suchen, und fast alle Arbeit eines Tages war versäumt worden. Dergleichen sieht Niemand gern in einem fleißigen Haushalte. Jakob aber war so müde, o! so müde; er wankte auf sein Bett zu und fiel halb ohnmächtig darauf nieder; der Stab entsank seiner Hand, ohne daß Jakob es wahrnahm, die Mutter hob den Stab nicht auf, ihr graute vor demselben. —

Eine Woche verging. Der Stab stand still im Gehäuse der alten Wanduhr. Jakob entsann sich nicht, ihn wiederum dort hinein verborgen zu haben, und hütete sich wohl, ihn wieder anzurühren; doch sah er ihn von Zeit zu Zeit an, und Schauer überrieselten ihn bei dem Anblick. Im Dunkel des braunen Uhrgehäuses leuchteten hell wie Diamanten die sieben ein Kreuz bildenden Punkte.

Ein Freitag war's, gleich jenem Tage, an welchem Jakob des fremden Wandersmannes Stab heimlich genommen und versteckt hatte, und siehe da! mit Einemmale war der Stab in Jakobs Hand, ohne

daß letztere sich nach ersterem ausgestreckt, und Jakob mußte wieder wandern wie das vorige Mal, rastlos, ruhelos, bis am Himmel die Sternlein zu leuchten begannen. Und dann kam Jakob übermüde wieder nach Hause, matt und zitternd, bleich im Gesichte, und redete nicht. Und wenn er redete, so war es schaurig zu hören. Durch Dörfer sei er gekommen, und habe allen Leuten, die ihm in denselben begegnet, gleich ansehen können, ob sie noch selben Jahres sterben würden oder nicht; den Häusern habe er es angesehen, daß nächstens Feuersbrünste sie verzehren, den Fluren, daß der Hagel sie treffen werde. —

Jeden Freitag mußte Jakob wandern — der Stab zwang ihn, mußte sehen alles kommende Weh und Leid aller Orten, wohin der Stab ihn führte, und dann kündete er es daheim der Mutter, der Magd und dem Knechte, und diese kündeten es den einkehrenden Gästen. —

3. Jakob und seine Mutter verwünschten tausend und aber tausend Mal den wandernden Stab. Die Mutter sann auf Rath, wie der Sohn des Stabes sich entledigen solle, und Jakob befolgte den Rath. Auf einer der nächsten Wanderungen trat Jakob in ein Gasthaus, stellte den Stab in eine Ecke, verzehrte Etwas, zahlte, und ging hinweg — ohne den Stab mitzunehmen. Er war aber noch nicht dreißig Schritte gegangen, so kam ihm der Wirth nachgelaufen, schrie überlaut: „Ho! ho! Halt!“ — und als er näher kam, rief er: „Ihr habt euren Stecken vergessen!“ und warf Jakob den Stab nach, der sich alsbald in dessen Hand verfügte. —

Jakob stand am rauschenden Bach. Ha, jetzt hab' ich's! — dachte Jakob erfreut — und da flog vom Steg der Stab in die rollende Fluth. Es war, als winde sich in dieser der Stab wie eine braune Schlange. „„Der läuft mir nun nicht wieder nach!““ jubelte Jakob, und erleichterten Herzens kehrte er heim. Nicht lange aber war Jakob das Herz leicht; nicht länger, bis er im Dunkel des Uhrgehäuses das Siebengestirn des Kreuzes unheimlich blinken und funkeln sah.

Jetzt gab — denn mehr und mehr wurde Jakobs Unglück besprochen — die Magd auch einen Rath. „„V e r n a g e l t den Rumpelkasten!““ rieth sie; „„so ist der Stab gehemmt! Ob die Uhr geht oder nicht, ist all eins!““ —

Das war ein recht guter Rath, schade nur, daß er vergeblich war. Als der nächste Freitag kam, war der Stab in Jakob's Hand; dieser jedoch wußte gar nicht wie? aber er mußte wandern — wandern — wandern vom Morgen bis zum Abend — und kam nach Hause müder und elender denn je zuvor.

„„Wenn mir solches Unglück zustieße,““ sprach Velten, der kluge Knecht, „„ich wüßte lange, was ich thäte. Ich hiebe den Stecken in Stücke. Punktum!““

Auch dieser Rath wurde versucht, ob er sich vielleicht erprobe. Leider that er das nicht — in Stücke zersprang allerdings Etwas, aber nicht der Stab, sondern nur die Axt, mit welcher Jakob Hiebe auf ersteren führte; und wie gelähmt sank seine Hand, die den Stiel der Axt machtlos zu Boden fallen ließ. —

Wandern! wandern! Jeden und jeden Freitag, den Gott werden ließ — körperschwach, seelenkrank, der Verzweiflung nahe. Wandern und voraussehen alles Uebermaaß des menschlichen Elends, das sonst wohlthätig dem Auge der Menschen Gottes Weisheit verbirgt. Kriegerschaaren, welche die Ortschaften verheerten, Ströme, die sie überflutheten, Heerden, mit deren Leichnamen die Pest die Fluren düngte, alles Grauenvolle, was die nächste Zukunft bringen solle, sah Jakob voraus.

Einst kam er in ein Dorf, darin ein Brand lohete, Haus um Haus ergriff die Flamme, von einem Dache sprang sie zum andern Dache. Wieder durchblitzte ein Gedanke Jakobs Seele. „In die Flammenlohe den Stab!“ Und da flog der Stab — blieb hängen an einem brennenden Dachsparren und wurde rothglühend, dann weiß, und die Silberstifte des Kreuzes flammten bläulich. Jakob ging ohne Stab nach Hause.

Da schnarrte die Wanduhr, da ging ihre Thür von selbst auf, spottend der Nägel, mit denen sie zugeschlagen war — da stand der Stab unversehrt. Ohnmächtig sank Jakob in die Arme seiner Mutter — er war vernichtet, und sie sank mit der theueren Last, die sie nicht aufrecht zu halten vermochte, auf ihre Kniee nieder, und betete heiß und innig, und schrie jammernd zum Himmel auf.

Jakob wanderte, mußte wandern, weit aber konnte er nicht mehr wandern — seine Kraft war erschöpft, der matte Quell seines Lebens begann zu versiechen. —

4. Zweiundfünfzig Male hatte Jakob wandern müssen, müssen, ob er stand oder lag, es riß der Stab ihn von dannen, ob er die ganze Woche über todesmatt kein Glied zu rühren vermochte — am Freitag erfolgte die Wanderschaft. Doch war der Stab barmherzig; er führte auf kürzern und immer kürzern Wegen ihn in das Vaterhaus; zuletzt war Jakob so sterbensmatt, daß er zu einem Gange von Einer Stunde einen vollen Tag brauchte, denn rascher sich fortzuschleppen, war ihm unmöglich; er glich einem zitternden Greise von neunzig Jahren, und die Farbe seines Angesichtes glich der Asche.

Jakob glaubte, daß er endlich sterben werde, und seine Mutter und Alle, die ihn sahen, glaubten das Nämliche; Jakob hoffte es.

Da kam am dreiundfünfzigsten Freitag ein Traum über ihn. Er sah ganz lebhaft, als ob es wirklich geschähe, die Thüre der alten Wanduhr aufgehen, den Stab heraus und an das Bette treten, in welchem Jakob lag.

Und da hub der Stab an zu sprechen.

„Jakob," sprach er, „ich bin ein sehr alter Stab. Mit mir in seiner Hand ging der Erzvater, nach dessen Namen du genannt bist, über den Jordan. Ich ruhete in Moses Hand, da Moses mit Gott sprach, und ward zur Schlange und wiederum zum Stabe. Ich ruhete in Aarons Hand, und ward wieder zur Schlange, und verschlang die Schlangenstäbe der Zauberer Pharaonis. Und wieder ward ich aufgehoben von Mosis Hand, und das rothe Meer theilte sich unter mir. Zwei Mal schlug Moses mit mir an den dürren Fels, und es sprang Wasser aus dem Felsen der Wüste und tränkte die Verdürstenden, beide, Menschen und Thiere. Wessen Stab ich **nun** bin, das kannst du Knabe nicht fassen! Du hast große Sünde gethan, daß du dem armen Wanderer seinen Stab und seine Stütze heimlich entwendet hast; dafür hast du wandern müssen im finstern Thale, und hast kosten müssen des Lebens Bitterkeit. Aber fortan wird der Herr deine bußfertige Seele erquicken und dich führen auf rechter Straße um seines Namens willen. Des Herrn Stecken und Stab wird dich trösten!"

Als der Stab also gesprochen hatte, war es — als umweheten Jakob Flügel der Engel mit Himmelsruhe. Er fühlte keine Ermüdung mehr; er schlummerte ein; er erwachte wie neu geboren.

Da brach der Freitag-Morgen an — es war ein Charfreitag. Jakob glaubte jeden Augenblick, er werde die Wanderung wieder beginnen müssen, aber der Stab kam nicht in seine Hand.

Gegen Abend sprach Jakob sanft und fromm mit seiner Mutter, und von so erhabenen und göttlichen Dingen, welche Kinder sonst nicht verstehen. — Da ging die Thüre auf, und ein hoher dunkler Wanderer trat ein, und grüßte: „Friede sei mit Euch!"

Schauer durchbebten Mutter und Sohn; beide kannten den Wanderer.

Und da that sich die Thüre des Wanduhrschrankes auf, und der Stab schwebte heraus in des Fremdlings Hand. Hell durch die abendliche Düsterniß leuchtete das Kreuz am Stabe. Der Fremd-

ling sprach aber noch einmal: „Friede sei mit Euch!“ und wandte sich und ging.

In die Seelen von Mutter und Sohn zog heiliger Friede. Der Stab Wehe war von ihnen genommen. —

250. Christoph Besold.

Dieser sehr gelehrte Mann wurde im Jahre 1577 zu Tübingen geboren. Sein Vater ließ ihm eine vortreffliche Erziehung geben, und der fleißige Schüler erwarb sich wirklich nicht bloß in der Rechtsgelehrsamkeit, sondern auch in der Geschichte und Mathematik ungewöhnliche Kenntnisse, zu denen noch das Verständniß von vielen alten und neuen Sprachen kam; so daß ihn seine Zeitgenossen einen Mann nannten, der unermeßlich viel gelesen, eine vielfache Gelehrsamkeit besitze und nicht weniger als acht Sprachen vollständig verstehe. Er las die heilige Schrift in hebräischer und griechischer Sprache und verband damit das Studium der Kirchenväter. In seinem zwei und dreißigsten Jahre wurde er Professor der Rechte zu Tübingen; und auch hier verwendete er alle übrige Zeit auf das fortgesetzte Studium der heiligen Schrift und der Geschichte. Seine ganze Geistesrichtung neigte sich zur Frömmigkeit, und obwohl er zum lutherischen Glauben sich bekannte, zog ihn doch die katholische Kirche mit ihren Heiligen, mit ihrem erhabenen Gottesdienste und ihren rührenden, die Andacht fördernden Einrichtungen z. B. Bruderschaften mächtig an. Er las den Thomas von Kempis, Tauler, Rußbroch und ähnliche katholische Schriftsteller, und schloß mit dem Prior der Carmeliten zu Rottenburg eine innige Freundschaft; so daß man ihn schon für katholisch hielt und er beinahe sein Amt verloren hätte. Allein damals war er noch nicht vollkommen überzeugt, und er setzte daher seine Forschungen in der heiligen Schrift und in den Kirchenvätern eifrig fort, bis es in seiner Seele ganz licht ward und ihm Gott die Gnade gab, den entscheidenden Schritt zu thun.

Während er noch mit sich selbst im Kampfe war, wohnte er in Scheer einem katholischen Feste zu Ehren der heiligen Wunibald und Wilibald an. Die Andacht der Anwesenden, die Feier des Gottesdienstes wirkte mächtig auf das Gemüth des frommen Mannes. Er gelobte während des Gottesdienstes dem auf dem Altare angebeteten Lamme Gottes, wenn er aus seiner während 29 Jahren unfruchtbaren Ehe innerhalb eines Jahres einen Erben bekomme, sich feierlich zur katholischen Kirche zu bekennen. Sein Gebet ward erhört; eine Tochter wurde ihm geboren. Als nun zudem das erflehte Kind auf Anrufen der obigen Heiligen aus großer Gefahr ihm

errettet wurde, so legte der beglückte Vater am 1. August 1630 zu Heilbronn in der Stille das katholische Glaubensbekenntniß ab. Unterdessen brachen Unruhen des Krieges aus und die Schweden nahmen Rottenburg. Unter solchen Umständen schwieg Besold und blieb noch vier Jahre Professor der Rechte zu Tübingen. Erst als die Kaiserlichen nach der Schlacht bei Nördlingen von den würtembergischen Landen Besitz genommen hatten, verließ er seine Stelle und trat öffentlich zur katholischen Kirche über (1635). Unter der österreichischen Regierung wurde er geheimer Rath und regierte mit einigen Reichshofräthen das ganze Land. Jedoch schon im Jahre 1637 wurde er wieder Professor zu Ingolstadt. Wegen seiner Gelehrsamkeit wurden ihm von verschiedenen Reichsständen ansehnliche Dienste und Aemter angeboten. Selbst der Papst bot ihm eine Professorstelle zu Bologna an mit einem Gehalte von 4000 Scudi (10,000 fl.) Allein ehe Besold sich zur Annahme dieser Stelle entschließen konnte, ereilte ihn der Tod am 15. September 1638 im 61. Lebens-Jahr. Wenige Monate nach seinem Tode trat auch seine Frau zur katholischen Religion zurück. Besold hat die Gründe seiner Bekehrung veröffentlicht in einem Büchlein, worin er zeigt, daß der alleinseligmachende Glaube nur in der katholischen Kirche zu treffen sei. —

251. König Carl II. von England auf dem Sterbebette.

Es war am Sonntag Abend den 1. Februar 1685. Die große Gallerie von Whitehall, ein bewunderungswürdiger Ueberrest der Pracht der Tudors, war gedrängt voll von Menschen; eine Partie von zwanzig Hofleuten saß bei den Karten um eine große Tafel, auf welcher das Gold in Bergen gehäuft lag. Der König saß da plaudernd und tändelnd, klagte aber, daß er sich nicht ganz wohl befinde; er hatte keinen Appetit zu seinem Abendessen, sein Schlaf war unruhig, aber am Morgen stand er wie gewöhnlich zeitig auf. —

Kaum war Carl aus seinem Bette aufgestanden, als die ihm aufwartenden Personen bemerkten, daß seine Aeußerungen verworren waren, und seine Gedanken in die Irre zu gehen schienen. Mehrere vornehme Personen hatten sich, wie gewöhnlich versammelt. Der König machte einen Versuch, sich mit ihnen in der gewohnten heiteren Weise zu unterhalten, aber sein Aussehen bestürzte und beunruhigte. Plötzlich stieß er einen Schrei aus, wankte und fiel in die Arme des Thomas Lord Bruce. Ein Arzt, dem die Sorgen für die königlichen Retorten und Schmelztiegel übertragen war, war zufällig zugegen. Er hatte keine Lanzette, öffnete aber eine Ader

mit einem Federmesser. Das Blut floß ungehemmt, aber der König war immer noch bewußtlos.

Er wurde auf sein Bett gelegt. Die Königin und die Herzogin von York eilten zu dem Zimmer. Die Thore von Whitehall, welche im gewöhnlichen Gange der Dinge allen Kommenden offen standen, wurden geschlossen. Nur Personen, deren Gesichter bekannt waren, wurde der Eintritt noch gestattet. Die Vorzimmer und Gallerien waren bald zum Ueberströmen gefüllt, und selbst im Krankenzimmer drängten sich Peers, Geheimräthe und fremde Gesandte. Alle Mediziner von Ansehen in London wurden gerufen. Ein römisch-katholischer Arzt, dessen Geschicklichkeit damals weit berühmt war, Dr. Thomas Shors, war zugegen. Mehrere Rezepte sind erhalten worden; eins derselben ist von vierzehn Doktoren unterzeichnet. Der Patient bekam seine Besinnung wieder, war aber augenscheinlich in einem Zustande äußerster Gefahr.

Die Königin war eine Zeit lang unverdrossen in der Pflege des Kranken. Der Herzog von York (nachher König Jakob der Zweite) wich kaum von der Seite seines Bruders. Der Primas der englichen Hofkirche und vier andere Bischöfe waren damals in London. Sie blieben den ganzen Tag in Whitehall und übernahmen es auch, die Nacht abwechselnd in des Königs Zimmer zu wachen.

Am Abend des 5. Februar erfuhr man in London, daß die Aerzte alle Hoffnung aufgegeben hätten. Die öffentliche Stimmung war sehr beunruhigt, doch gab es keine Neigung zum Tumult. Der Herzog von York, der es bereits auf sich genommen hatte, Befehle zu ertheilen, überzeugte sich, daß die Stadt vollkommen ruhig sei und daß er ohne Schwierigkeit zum König ausgerufen werden könne, wenn sein Bruder gestorben sei.

Der König litt große Schmerzen und klagte, daß es ihm sei, als wenn ein Feuer in seinem Innern brenne. Doch hielt er gegen seine Leiden mit einem Muthe aus, welcher seinem sanften Naturell nicht eigen zu sein schien. Der Anblick seines elenden Zustandes griff seine Frau so sehr an, daß sie in Ohnmacht fiel und besinnungslos in ihr Zimmer geschafft wurde. Die bei ihm fungirenden Prälaten hatten ihn von Anfang an ermahnt, sich auf sein Ende bereit zu machen. Sie hielten es nun für ihre Pflicht, ihm in einer noch drängenderen Weise zuzusprechen. Der Erzbischof von Canterbury sagte: „Es ist Zeit, sich auszusprechen; denn, Sir, Sie sind daran, vor einem Richter zu erscheinen, der keinen Unterschied der Personen macht.“ Der König erwiederte nicht ein Wort.

Ein anderer Bischof versuchte darauf seine Ueberredungskünste; ihn konnte der König von allen Prälaten am besten leiden. Gleich-

wohl führte es zu nichts, daß der Bischof jetzt seine ganze Beredsamkeit aufbot; Carl ward nicht bewegt. In Erwiederung auf die dringenden Fragen der Geistlichen sagte er, daß es ihm leid thue, worin er sich vergangen habe; aber als er gedrängt wurde zu erklären, daß er in der Gemeinschaft der englischen Kirche sterben wolle, schien er es nicht zu hören, und nichts konnte ihn bewegen, das Abendmahl aus der Hand der Bischöfe zu nehmen. Ein Tisch mit Brod und Wein ward an die Seite seines Bettes gebracht, aber umsonst. Manchmal sagte er, es habe keine Eile, und manchmal, er sei zu schwach.

Dieses merkwürdige Benehmen ward von vielen der Verachtung göttlicher Dinge, und von vielen der Erstarrung zugeschrieben, welche oft dem Tode vorhergeht. Aber es gab im Palaste einige wenige Personen, die es besser wußten; Carl war niemals ein aufrichtiges Mitglied der Staatskirche gewesen; er war in seiner Gesinnung ein römischer Katholik. Der Herzog von York wußte das, war aber so gänzlich mit der Sorge für seine eigenen Interessen beschäftigt, daß er nicht daran dachte, wie sein Bruder in Gefahr sei, ohne die heiligen Sakramente zu sterben. Von einer Hofdame erfuhr der französische Gesandte das Wenigen bekannte Geheimniß, eilte zu dem Schlafzimmer und zog den Herzog bei Seite. Diesen schlug sein Gewissen, er fuhr empor, als wäre er aus dem Schlafe geweckt worden und erklärte, daß nichts ihn hindern solle, die geheiligte Pflicht zu erfüllen, die nur zu lange verzögert worden. Mehrere Pläne wurden überlegt und verworfen. Zuletzt gebot der Herzog dem Haufen, bei Seite zu gehen, ging zu dem Bette, bückte sich nieder und flüsterte etwas, was keiner der Zuschauer hören konnte, wovon sie aber vermutheten, daß es irgend eine Frage über Staatsangelegenheiten sei. Carl antwortete mit heiterer Stimme: „Ja, ja, von ganzem Herzen.“ Niemand von den Umstehenden, außer der französische Botschafter, errieth, daß der König seinen Wunsch erklärte, in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen zu werden. —

„Soll ich einen Priester bringen?“ fragte der Herzog. „Thue es, Bruder,“ erwiederte der Kranke; „um Gottes willen thue es und verliere keine Zeit. Doch nein, es wird Dir Noth machen.“ — „Wenn es mir das Leben kostet,“ sagte der Herzog, „ich will einen Priester schaffen.“

Es war jedoch nicht leicht, einen Priester zu solchem Zwecke im Augenblick zu finden. Denn, wie das Gesetz damals stand, war die Person, welche Proselyten in die römisch katholische Kirche aufnahm, eines Kapitalverbrechens schuldig. Nach mehreren vergeblichen Bemühungen erfuhr der Herzog, daß ein Benediktinermönch,

Namens Huddleston, gerade in Whitehall sei. Dieser Mann hatte mit großer eigener Gefahr des Königs Leben nach der Schlacht von Worcester gerettet, und war aus diesem Grunde immer seit der Restauration eine privilegirte Person gewesen. In den schärfsten Proklamationen, welche gegen katholische Priester erlassen wurden, als falsche Zeugen die Nation zur Wuth entflammt hatten, war Huddleston namentlich ausgenommen worden. Er willigte gern ein, sein Leben ein zweites Mal für seinen Fürsten in Gefahr zu setzen. Ein vertrauter Diener brachte ihn eine Hintertreppe hinauf. Der Herzog befahl nun im Namen des Königs allen Anwesenden außer zwei protestantischen Lords, deren Treue zuverläßig war, das Zimmer zu verlassen.

Den Befehlen des Herzogs wurde gehorcht und selbst die Aerzte zogen sich zurück. Die Hinterthüre wurde nun geöffnet und Vater Huddleston trat ein. Ein Mantel war über seine heiligen Gewänder geworfen. „Sir," sagte der Herzog, „dieser gute Mann rettete einst Ihr Leben. Er kommt jetzt, Ihre Seele zu retten." Carl antwortete schwach: „Er ist willkommen." Huddleston kniete bei dem Bette nieder und hörte die Beichte. Er fragte, ob der König das heilige Abendmahl zu empfangen wünsche. „Gewiß," sagte Carl, „wenn ich nicht unwürdig bin." Die heilige Hostie wurde hereingebracht. Carl machte einen schwachen Versuch aufzustehen und vor ihr niederzuknieen. Der Priester hieß ihn still liegen und versicherte ihm, daß Gott die Demüthigung der Seele annehmen und nicht die Demüthigung des Körpers verlangen werde. Es fiel dem Könige sehr schwer, die heilige Hostie zu nehmen, so daß es nöthig war, die Thüre zu öffnen und ein Glas Wasser zu schaffen. Darnach hielt der Ordensmann ein Crucifix vor dem Bußfertigen empor, ermahnte ihn, seine letzten Gedanken auf die Leiden des Erlösers zu heften und entfernte sich. Die ganze Ceremonie hatte etwa drei Viertelstunden in Anspruch genommen, und während dieser Zeit hatten Höflinge, die das Außenzimmer füllten, sich einander ihren Verdacht durch Flüstern und bezeichnende Blicke mitgetheilt. Endlich ward die Thüre wieder aufgemacht und der Haufen füllte wieder die Kammer des Todes.

Es war jetzt spät am Abend. Der König schien durch das Vorgegangene sehr erleichtert. Während der Nacht empfahl er seine Gemahlin seinem Bruder. Die Königin ließ ihre Abwesenheit entschuldigen. Sie sagte, sie sei zu erschüttert, ihre Stelle am Lager wieder einzunehmen, und bat um Verzeihung für jede Beleidigung, die sie unwissentlich zugefügt haben könne. „Sie bittet um meine Verzeihung!" rief Carl, „ich bitte um die ihrige von ganzem Herzen."

Das Morgenlicht begann durch die Fenster von Whitehall zu blicken und Carl bat die Anwesenden, die Vorhänge bei Seite zu ziehen, damit er den Tag noch einmal sehen möge. Er bemerkte, daß es Zeit sei, eine Uhr aufzuziehen, die in der Nähe seines Bettes stand. Diese kleinen Umstände wurden lange erwähnt, weil sie über allen Zweifel bewiesen, daß er, als er sich als Katholik erklärte, in vollem Besitze seiner Geisteskräfte gewesen. Bald nach dem Morgendämmern ging dem sterbenden König die Sprache aus. Vor zehn Uhr waren seine Sinne entschwunden. Zu Mittag am Freitag, den 6. Februar, verschied er ohne Kampf. —

252—253. Hochwerth des Gehorsams.

1. Der Altvater Pömen pflegte zu erzählen, was ihm, als er noch Novize war, von dem Altvater Joseph widerfuhr. — Dieser hatte nämlich in seinem Kloster einen sehr schönen Feigenbaum, und schickte mich alle Morgen dahin, um von diesem Baume zu essen, was bei einem strengen Abbruche, den damals die Mönche im Essen beobachteten, etwas Außerordentliches war.

Eines Tages, da er mir dieß wieder zu thun befahl, war eben Freitag, und ich getraute mir nicht, damals zu essen, um nicht das herkömmliche Fasten zu brechen, das von Allen unverbrüchlich gehalten wurde. Da mich aber später das Gewissen beunruhigte, weil ich nicht gehorsamt hätte, ging ich zu ihm und sprach: „Verzeih' mir, Vater, daß ich mir erlaube, dich um etwas zu fragen! Aus welcher Ursache, da wir doch so sehr auf die Entsagung im Essen dringen — hast du mir alle Tage geboten, Feigen zu essen? Denn ich muß dir gestehen, daß ich mich in großer Verlegenheit befand, wegen des Fastens, das wir Alle an diesem Tage beobachten, und weßhalb ich es nicht wagte, etwas zu essen. Auf der andern Seite fühle ich Beschämung und Gewissensbisse, daß ich dir hierin nicht gehorchte, indem ich doch weiß, du würdest mir ohne Ursache nichts befohlen haben." — Hierauf antwortete der heilige Greis: „„Sohn! die Altväter der Wüste befahlen den Mönchen, so lange diese noch Neulinge gewesen, nicht so verständig ausgedachte, leicht verrichtbare Dinge, sondern vielmehr Manches, was bei dem ersten Anblicke manchmal ungereimt schien, um sie zu prüfen: ob sie eine Unterwürfigkeit ihres Urtheils und eine wahre Entsagung ihres Willens besäßen; und wenn die Vorgesetzten erkannten, daß die Untergebenen ohne Widerrede und ohne Bedenken dergleichen Dinge verrichteten, dann geboten sie ihnen nicht ferner solche, sondern nur nothwendige und schickliche Dinge."" —

2. In den Lebensgeschichten der Altväter wird erzählt, Einer jener alten Heiligen, habe einmal im Himmel vier Ordnungen der Gerechten gesehen. — Die erste Ordnung bestand aus kranken Personen, die in ihren Krankheiten Geduld bewiesen, und Gott noch gedankt hatten. — Die zweite, höher als die erste, begriff in sich Diejenigen, welche die Armen und Fremdlinge sammelten und beherbergten, den Kranken dienten, und überhaupt Werke der leiblichen Barmherzigkeit ausübten. — In der dritten befanden sich Diejenigen, welche, nach Verlassung alles Irdischen, in der Wüste und Einsamkeit lebten, und zwar in Armuth und Abtödtung, und immer mit Gebet beschäftigt. — Die vierte Ordnung, noch höher als die drei ersten, enthielt Diejenigen, welche nur aus Liebe zu Jesus Christus im Gehorsame, also durchweg einem fremden Willen unterworfen, ihr Leben zubrachten. Und diese sah er, wie sie goldene Ketten und Halsbänder trugen, und an Glorie weit die Andern übertrafen. — Ganz verwundert über diesen Anblick, fragte er, wie doch diese Alle gerade diese höhere Glorie besitzen könnten, als die in der Einsamkeit der Wüste lebenden Mönche, und die Uebrigen? — Und es wurde ihm geantwortet: „Das ist die Ursache: die Mönche in ihrer Einsamkeit, und Jene, welche sich in den Werken der Barmherzigkeit übten, erfüllten in Dem, was sie thaten, ihren eigenen Willen; nicht aber so der Gehorsame, der denselben vielmehr Gott zum Opfer brachte. Da nun der eigene Wille Etwas ist, das an dem Menschen überaus hochgeschätzt wird, so hat auch die Hinopferung desselben ein überaus großes Verdienst bei Gott. Jene Auszeichnung aber mit goldnen Halsbändern deutete an, daß sie ehedessen ihre Nacken unter das Joch des Gehorsams gebeugt hatten." —

254. Der Weinende.

Man traf einst den heiligen Isidor, Priester und Einsiedler von Scete, wie er bitterlich weinte. Der Bruder, der ihn in diesem Zustande sah, fragte ihn: „Warum weinst du so sehr?" Und der Heilige erwiederte: „„Ich beweine meine Sünden und ihre Abscheulichkeit, da um ihretwillen mein Gott und Heiland am Holze des Kreuzes sterben mußte! Hätten wir Gott auch nur ein einziges Mal beleidigt, so würden wir doch nicht Thränen genug haben, um die Abscheulichkeit unserer Sünden und unsern so großen Undank zu beweinen!" —

255. Der immer Lächelnde.

Von dem heiligen Altvater Deicola erzählt man, daß er immer und immer leise zu lächeln pflegte. — Und als man ihn nach der Ursache dieses steten Lächelns fragte, gab er die Antwort: „Niemand kann Jesum Christum von mir nehmen!“

Er wollte damit andeuten: „Sei es wie es wolle, und komme was da wolle, Niemand kann mir meinen Gott und seine Gnade nehmen!“ —

Dieser Deicola hatte die wahre Freude gefunden, weil er sie in Das gesetzt, das nicht abnehmen konnte, und das Niemand ihm zu entreißen vermochte.

Ahmen auch wir ihm hierin nach! —

256. Das Ausharren im Arbeiten und Gottvertrauen.

Ein Einsiedler in der Wüste, mit Namen Zachäus, ließ, obgleich er fortwährend an der hinfallenden Sucht litt, doch nicht um ein Pünktlein von der gewohnten Strenge und Enthaltsamkeit ab, vermöge deren er zum bloßen Brode nichts als Salz nahm. Er war auch im Gebete so fleißig und ausharrend wie die übrigen Einsiedler, welche sich einer guten Gesundheit erfreuten, und stellte sich mit ihnen bei der Mette, wie bei den Tagzeiten ein. Zur Zeit aber, die ihn nicht zum Gebete verband, beschäftigte er sich damit, Matratzen, Körbe und Stricke aus Bast zu verfertigen; und weil derselbe rauh war, hatte er davon so wunde Hände, daß ihm fast immer Blut aus den Rissen floß. Indessen that er dieses nur, um den Müßiggang zu vermeiden. Bei Nacht, ehe er sich zur Ruhe begab, betrachtete er, nach dem Herkommen, Etwas aus der heiligen Schrift, bezeichnete sich dann mit dem heiligen Kreuze und schlief hierauf ein wenig, bis es Zeit zur Mette war, wozu er mit den Andern aufstand, und so lange dabei und im übrigen Gebete aushielt, bis der Tag anbrach. — In dieser Weise theilte der Gottesfürchtige seine Zeit ein, und dieß waren seine gewöhnlichen Uebungen. —

Einst besuchte ihn ein anderer Mönch, und als dieser seine wunden, blutrünstigen Hände sah, gab er ihm den Rath: er möchte sie mit Oel einreiben, und dadurch würde der Schmerz in den Rissen sich mindern. — Zachäus befolgte diesen Rath; aber der Schmerz vergrößerte sich davon, statt gemildert zu werden. —

Später besuchte Zachäus den heiligen Pachomius und erzählte ihm, was er gethan habe, um das Uebel zu vertreiben.

Und der heilige Mann sagte ihm: „Wähnst du, mein Sohn!

daß Gott auf unsere Krankheiten gar nicht schaue, und sie, wenn es ihm gefällt, nicht heben könne? Wenn er sie also wirklich nicht heilt, sondern uns daran schmerzlich leiden läßt, bis er sie, auch ungebeten von uns hinwegnimmt: warum meinst du wohl, daß er dieß thue? — Darum, damit wir alle Sorge für uns — ihm überlassen, und nur auf ihn all' unser Vertrauen setzen; also nur zum Wohl und zum Nutzen unserer Seelen, damit er uns in der Folge für jene zugesendeten kurzen Leiden die Belohnung vermehren und gleichsam verdoppelt geben könne."

Als Zachäus dieses gehört hatte, ward sein Gemüth in hohem Grade von Reue durchdrungen, und er sagte: „„Verzeihe mir, Vater, und bitte Gott, daß er mir die Sünde meines so geringen Vertrauens und Ergebung in den Willen Gottes, nämlich mein Verlangen nach Gesundheit, vergebe!"" — —

Diese leichte Schuld nun büßte Zachäus ein ganzes Jahr lang mit einer so strengen Fasten, daß er nur über den andern Tag Speise, und zwar sehr wenige, mit seinen Thränen vermischt, kostete. —

Der große Pachomius pflegte dieses so denkwürdige Beispiel des Zachäus seinen Brüdern mehrmals in Erinnerung zu bringen, um sie zu ermahnen: in den Arbeiten auszuharren, auf Gott zu vertrauen, und leichte Fehler nicht gering zu achten. —

257. Das stets offene Thor.

Den Altvater Josephus fragte ein Mönch: „Was ist wohl die Ursache, Vater! daß ich von den heißen Kämpfen der Versuchungen, welche Andere so peinlich empfinden, aber auch gar nichts fühle?"

Josephus gab ihm zur Antwort:

„„Weil du einem großen Thore gleichst, durch welches eingeht und ausgeht, wer da will; deßhalb weißt du selbst nicht, was zu dir ein= und ausgeht, und du wirst nicht gewahr, was in deinem Hause sich zuträgt; denn du hast ein weites Gewissen, eine gar geringe Wachsamkeit über dein Herz, keine Umsicht bei deinem Thun, und wenig Sammlung hast du dir in deinen Sinnen angeeignet; — höre darum auf, über Das dich zu verwundern, worüber du mich um die Ursache fragst. Denn hieltest du die Pforte deiner Seele selbst zugeschlossen, und ließest du keine unziemlichen Gedanken dadurch eingehen: dann würdest du auch den Kampf sehen, den sie dir bereiteten, um einzudringen!"" —

258. Wann Einem sogleich der Schlaf kam.

Der ehrwürdige Abt Machetes hatte von Gott die Gnade empfangen, daß ihm sowohl bei Tag als bei Nacht unter geistlichen Gesprächen kein Schlaf kam; sobald er aber eine Rede von weltlichen oder unanständigen Dingen hörte, schlief er sogleich ein. —

---

259. „Ist ein Mal — kein Mal?“

Den heiligen Nilus fragte ein junger Einsiedler: „Wenn ich das ganze Jahr hindurch nur Ein Mal sündige, was wird daran gelegen sein?“ —

Und Nilus antwortete: „„Wenn du das ganze Jahr hindurch frisch und gesund bist, aber in Einer Stunde Ein Bein brichst, was dann?““ —

---

260. Das Brachfeld.

Ein Bruder, der mit großen Geistes-Trübsalen geplagt war, ward darob so kleinmüthig, daß er zuletzt vor Leid und Ueberdruß die Regel gänzlich verabsäumte; und als er dieß endlich wahrnahm und zur Ordnung zurückkehren wollte, hinderte ihn seine Betrübniß hieran, und er sprach: „Nimmermehr werde ich dahin kommen, wo ich einstens war!“ und er ließ den Muth gänzlich sinken.

Da traf er mit einem Altvater zusammen und klagte ihm seine Noth und wie sehr sein ganzes Inneres zerrüttet wäre. Der Greis hörte ihn liebreich an, tröstete ihn und erzählte ihm folgende Parabel:

Es war einst ein Mann, der hatte ein Ackerland und verwahrloste solches gänzlich, so daß es zuletzt ganz mit Dornen und Disteln bedeckt war. Nun besann er sich auf einmal eines Bessern, sah, wie schade es um das schöne Erdreich war, beschloß solches jetzt zu bebauen und sprach zu seinem Sohne: „Mein Sohn geh' hinaus und reinige unser Ackerland!“ Und es ging der Sohn hinaus, dasselbe zu reinigen. Als er aber die große Menge Dornen und Disteln überschaute, von denen es ganz überwachsen war, da entsank ihm aller Muth und er sprach: „„Wie lange hätte ich da zu thun, wenn ich Alles ausrotten und reinigen wollte!““ und er legte sich auf die Erde nieder und schlief. Dieß aber that er mehrere Tage hindurch. Und es ging sein Vater hinaus, daß er sähe, wie weit

der Sohn gekommen wäre. Wie er nun fand, daß dieser ganz und gar nichts angerührt hatte, sprach er zu ihm: „Warum hast du in so langer Zeit nichts gethan?" Der Jüngling aber gab dem Vater betrübt zur Antwort: „„Mein Vater, als ich herauskam und Hand anlegen wollte, da sah ich diese ungeheure Menge Disteln und Dornen, und es entsank mir aller Muth, eine so endlose Arbeit auf mich zu nehmen; und vor Verdruß nnd Unmuth warf ich mich zur Erde nieder und schlief ein."" Da entgegnete der Vater zu ihm: „Mein Sohn, bearbeite du jeden Tag nur so viel Erdreichs als der Raum beträgt, den dein Körper auf der Erde einnimmt, und es wird dein Werk nach und nach vor sich gehen, und dein Kleinmuth wird von dir weichen!" — Und der Jüngling that wie er gehört hatte, und sein Erbe ward in kurzer Zeit gereinigt, blühend und überaus fruchtbar. —

„„Also, mein Bruder, wirke auch du allmälig, und du wirst nicht erliegen, und Gott wird durch seine Gnade dich wieder zu deinem früheren Stande zurückführen."'

Der Bruder aber ging, hierüber gar sehr getröstet, von dannen und bearbeitete, wie der Altvater ihn gelehrt hatte, das Erdreich seiner Seele mit Geduld, und fand endlich Ruhe und gelangte durch die Gnade des Herrn zu größerem Fortgang im Guten. —

261. Zurücksetzung des eigenen Bedürfnisses aus Liebe.

Als der heilige Altvater Pambo eine größere Zahl von Körben geflochten hatte, von deren Erlös das Brod für ihn und seine Schüler angeschafft wurde, gab er einem Schüler den Auftrag in die Stadt zu reisen, um dort ein Kameel zu miethen, dem die Körbe aufgeladen werden könnten. Da der Jünger das Kameel brachte, begegnete ihm ein anderer Altvater der Wüste und sprach: „Wenn ich gewußt hätte, daß du in die Stadt reistest, so hätte ich dich ersucht auch für mich ein Kameel zu bringen." Der Jünger erzählte dieses seinem Lehrmeister Pambo; dieser sprach alsbald: „„Geh' mein Sohn und bringe Jenem unser Kameel und sage, er solle es brauchen und mit demselben in die Stadt reisen und seine Angelegenheiten besorgen; dann solle er es uns wieder zurückführen, damit auch wir unsere Körbe dahin zum Verkauf senden."" Der Jünger machte es so und brachte das Kameel dem Altvater; dieser nahm es an, in der Meinung, Pambo sei noch nicht ganz fertig mit seinen Körben und brauche das Kameel erst später. Er ladete deßhalb dem Lastthier seine Waare auf, reiste in die Stadt und besorgte

seine Angelegenheiten. Als nachher der Jünger das Kameel abholte, da erfuhr der Altvater erst, daß Pambo aus Nächstenliebe sein eigenes Bedürfniß zurückgesetzt habe, um den Andern einen Dienst zu erweisen. Der Greis war darüber beschämt und sagte mit Thränen: „Verzeihet mir, euere Liebe hat mir mein Verdienst fortgetragen!“ —

262. Das Gute bleibt nicht ohne gute Folgen.

Einst geschah es, daß ein Einsiedler mit zwei Jüngern über Land ging. Die Sonne schien heiß, und nirgends war eine Quelle oder ein Baum, weder in der Nähe noch in der Ferne. Und nach langem Wandern kamen sie an ein Haus, und um das Haus her standen Bäume, die gaben Schatten und trugen Früchte. Da sprach der eine von den zwei Jüngern: „Wir wollen die Leute, die in dem Hause sind, bitten, daß sie uns von den Früchten zu essen geben.“ Und er klopfte an der Thüre und rief; Niemand aber antwortete. Da sagte der andere der beiden Jünger: „Es wohnet Niemand in dem Hause. Wir wollen drei Aepfel abbrechen von einem Baume, je einen Apfel für einen Jeden von uns, und sie essen zur Labe.“ Und er streckte die Hand nach dem Baume, der zunächst stand, aus.

Da rief der alte Einsiedler: „„Nicht doch mein Sohn! Es, steht geschrieben: „„Du sollst nicht stehlen!““ Wir dürfen weder ein Blatt dieser Bäume beschädigen, noch weniger eine Frucht davon brechen. Seht, hier ist Schatten, er möge uns genügen!““ Und die Drei legten sich nieder, und ruhten aus im Schatten der Bäume, die da waren; der alte Einsiedler aber fing an zu reden von der verbotenen Frucht im Paradiese, wie daß durch deren Genuß Tod und Verderben in die Welt gekommen sei, und daß wir beherrschen und bezähmen müssen unsere Begierden. — Die beiden Jünger aber hörten auf seine Worte, und vergaßen Speise und Trank.

Und da der Alte zu sprechen aufhörte, und alle Drei zusammen ihres Weges ziehen wollten, ward die Thüre des Hauses aufgethan, und der Herr, der ein Heide war, trat heraus und sprach: „„Seid mir gegrüßt! Wisset, ich hielt mich in dem Hause verborgen, um zu sehen, was ihr mit den Früchten meiner Bäume beginnet. Ich habe die Worte, die ihr sprachet, gehört, und bewahre sie in meinem Herzen. Kommet in mein Haus und esset, was ich euch vorsetze.““ Und sie gingen in das Haus des Mannes, und er brachte ihnen Milch und Brod und Früchte, und sie aßen. Und da sie

gegessen hatten, sagte der heidnische Mann: „„Wessen Glaubens seid ihr?'“ Der Einsiedler sprach: „Wir sind Christen, und glauben an den lieben Gottheiland Jesus Christus.“ Darauf sagte der Heide: „„Erzähle mir von Jesus Christus.'“ Und der Einsiedler begann, ihn den Christenglauben zu lehren und das Evangelium auszulegen. Und der Heide glaubte, und ging mit den Dreien, und da sie an den nächsten Fluß kamen, ließ er sich taufen. —

Sie aber zogen darauf ihres Weges weiter, und der greise Einsiedler sprach zu den zwei Jüngern: „Gott der Herr belohnt das Gute, und nichts Gutes ist ohne gute Folgen! Lasset leuchten euer Licht vor den Menschen, damit sie eure gute Werke sehen, und preisen den Vater, der im Himmel ist!“ —

---

263. Das Leben in der vollkommenen Liebe.

Da wo der Abt Moyses nicht mit Bewunderern und Lobrednern zu verkehren hatte, war er ungemein leutselig und zugänglich.

Ein Jüngling, der sich dem ascetischen Leben zu widmen wünschte, bat einen der Einsiedler der Wüste Scete, ihn zu den frömmsten Vätern zu führen, damit er von denselben Rath und Belehrung empfangen möge. Der Einsiedler ging mit dem Jüngling zu Arsenius. Dieser saß in seiner Zelle, flocht eine Matte, und war so vertieft in Betrachtung, daß er die Eintretenden gar nicht bemerkte, sie nicht grüßte, nicht eine Sylbe mit ihnen sprach. Nach einer Weile entfernten sie sich wieder, stumm, wie sie da gesessen hatten, und der Einsiedler brachte den Jüngling zu Moyses. Dieser empfing ihn so liebevoll, sprach so väterlich wohlwollend über seinen Plan, ermunterte ihn so kräftig, bewies ihm so herzliche Theilnahme, daß der Jüngling, nachdem er sich verabschiedet hatte, zu seinem Begleiter sprach: „O wie viel frömmer und besser ist doch der ehemalige Straßenräuber, als der ehemalige Hofmann!“

Diese Aeußerung wurde den Altvätern bekannt und Einer von ihnen, der äußerst gottselig war und eine hohe Meinung von Arsenius hatte, bat Gott, ihn aufzuklären über die innere Beschaffenheit dieser beiden Männer. „Der Eine meidet um deines Namens Willen, o Herr! jeden Verkehr mit den Menschen, während der Andere aus demselben Grunde zuvorkommend gegen sie ist. Welcher von Beiden hat denn nun Recht?“ — Und er fiel in Extase und sah auf einem Strome zwei Nachen schwimmen. In dem einen fuhr

Arsenius still und ruhig dahin und der heilige Geist schwebte ihm zu Häupten. In dem andern saß Moyses und die Engel fuhren mit ihm und träufelten Honig auf seine Lippen. — Da verstand der Altvater, daß diese beiden seligen Männer in der vollkommenen Liebe lebten, alle Handlungen von ihr leiten ließen und in den verschiedenen Aeußerungen derselben sehr wohlgefällig vor Gott wären. —

264. Heilighaltung des anvertrauten Gutes.

Dem Abte Johannes brachte Jemand in seine Einsiedelei Libische Feigen; für die Einöde, die er bewohnte, gar ungewohnte Früchte.

Der heilige Mann schickte alsbald diese kostbare Gabe durch zwei Jünglinge, die im Einsiedler-Leben noch Anfänger gewesen, einem Greise, der im Innern der Wüste, achtzehntausend Schritte weit von der Kirche entfernt, krank darniederlag.

Die beiden Boten zogen in Freuden hin zu der Zelle des Kranken. — Da überfiel sie plötzlich ein dichter Nebel, und sie verloren, was auch älteren Brüdern in den pfadlosen Wüsten öfters begegnet, jegliche Spur des rechten Weges. Sie eilten mehrere Tage und Nächte hin und her in der weiten, unbetretenen, menschenleeren Wüste; aber die Zelle des Kranken konnten sie nicht finden. Da sinken sie hin, sowohl vor Erschöpfung von der beschwerlichen Wanderung als auch von Hunger und Durst aufgerieben, und mit gebeugten Knieen im heiligen Dienste des Gebetes geben sie ihren Geist auf. —

Als man später ihren Fußtritten nachging (die Spuren der Reisenden sind nämlich im Sande wie im Schnee sichtbar, so lange sie nicht durch ein leises Lüftchen, welches den feinen Sand dahin weht, überdeckt werden) da fand man die Feigen unberührt, wie die Jünglinge dieselben empfangen hatten. —

Diese zwei Jünglinge wollten demnach lieber sterben, als das ihnen anvertraute Gut veruntreuen; sie haben es vorgezogen, das vergängliche Leben eher hinzugeben, als das Gebot der Obern zu verletzen! —

265 — 267. Zwei Einsiedler-Greise.

(Aus: Die Väter der Wüste von Ida Gräfin Hahn-Hahn.)

1. Als der große Bischof St. Cyprian zu Carthago und der heilige Erzdiakon St. Laurentius den Martertod litten — um die Mitte des dritten Jahrhunderts — da lebte in Oberegypten, bei Theben, ein liebenswürdiger Jüngling, Namens Paulus. Er hatte von seinen verstorbenen Eltern eine gute Erziehung und ein beträchtliches Vermögen erhalten; er verstand die griechische Sprache, war in anderen Kenntnissen wohlbewandert, dabei von sanftem Gemüth, von reinem Herzen und über Alles erfüllt von der Liebe zu Gott und von Anhängigkeit an den christlichen Glauben. Die Verfolgung wüthetete heftig und mit ausgesucht langsamen, ermüdenden, und zumeist tödtlichen Qualen in Egypten wie überall. Zagend vor seiner menschlichen Gebrechlichkeit zog sich der Jüngling aus der gefährlichen Nähe der großen Stadt, die gar manches böse Beispiel gab, und aus dem Hause der verheiratheten Schwester, bei der er lebte, auf einen kleinen Meierhof zurück, den er hart an der Grenze zwischen bewohnbarem Land und Wüste besaß. Seine Schwester hatte das Unglück, mit einem heidnischen Gatten verehlicht zu sein, und dieser Mann beschloß, seinen Schwager bei dem römischen Statthalter anzugeben, sei es, daß Haß gegen das Christenthum, oder Habgier nach dem Vermögen, oder Wahn, eine Pflicht gegen die Obrigkeit zu erfüllen, ihn dazu antrieben. Die beklagenswerthe Frau bot umsonst Bitten nnd Flehen und Thränen auf: er blieb auf seinem Entschluß. Die Schwesterliebe ermöglichte ihr aber, ihrem Bruder einen leisen Wink von drohender Gefahr zu geben; und schnell entwich er aus seinem Meierhof in die Wüste, die sich lang und breit, mit Steingeröll und mit felsigen Höhenzügen durchschossen, bis zum rothen Meer erstreckt. Da war er sicher, wollte aus der Noth eine Tugend machen und in irgend einer Felsenhöhle das Ende der Verfolgung erwarten. Als er nun nach einer solchen — und besonders ob trinkbares Wasser in der Nähe sei — umhersuchte, gerieth er tief und immer tiefer in die Wüste hinein. Denn trinkbares Wasser ist etwas gar Seltenes in jenen Gegenden. Kleine Lachen finden sich wohl hie und da; aber ihr Wasser ist von so salzigem oder so bitter morastigem Geschmack, daß es Durst erweckt, statt ihn zu stillen und überdies der Gesundheit nachtheilig ist. Paulus ließ sich aber durch die vergeblichen Nachforschungen nicht abschrecken uud suchte mit großer Geduld und mit gelassener Hinnahme mancher Entbehrung weiter. So gerieth er endlich an eine Felsenwand, die an ihrem Fuß eine ziemlich tiefe Höhle hatte. Er ging hinein und bemerkte, daß die

Hinterwand dieser Höhle durch einen Felsblock geschlossen sei. Mit großer Mühe wälzte er den Stein hinweg, der wirklich vor einem Ausgange lag. Er trat hinaus und befand sich auf einem ziemlich geräumigen, von Felsen umgebenen, freien Platz, in dessen Mitte ein herrlicher Palmbaum sich erhob und ein beschattendes Blätterdach bildete. Daneben sprudelte ein Quell mit kristallklarem Wasser hervor, das aber nur wenig Schritte fortrieselte und dann vom Sande verschluckt wurde. In den Felsenhöhlen, die den Platz umgaben, fand Paulus Ambos, Hammer, Grabstichel und dergleichen Geräthe. Alte Schriften melden, es sei eine Werkstätte von Falschmünzern aus den Tagen der Königin Cleopatra gewesen, also seit Jahrhunderten schon verlassen. Das abgeschiedene friedliche Plätzchen sprach diesen Liebhaber der heiligen Einsamkeit ungemein an. Ihm war, als habe Gott es ihm bereitet und ihn dahin geführt. Da war ja Alles beisammen, was der Mensch zum Leben braucht: klares Wasser, frische Luft, schirmendes Obdach, die wohlschmeckende Frucht der Dattelpalme zur Nahrung, ihre Blätter zur Bekleidung und der Himmel mit seinen Gestirnen. Ein Liebhaber der heiligen Armuth, was braucht er mehr? Paulus nahm Besitz von der kleinen Oase, als er dreiundzwanzig Jahre alt war.

Der Verfolgungssturm legte sich mit der Gefangenschaft Kaiser Valerians bei den Persern. Ueberall kehrten Flüchtlinge in ihre Heimath und zu den Ihrigen zurück; aber Paulus kam nicht wieder. Es gingen lange Jahre voll tiefer Ruhe vorüber, das Christenthum wurde mächtig im Römerreich, drang in den Palast der Imperatoren: aber Paulus kam nicht wieder. Da flammte wie eine verheerende Feuersbrunst Diocletians Verfolgung auf und raffte wieder eine Generation fort. Nun war Paulus verschollen und sein Andenken von den Menschen vergessen. Seine Jugendfreunde, seine Verwandten waren todt; das neue Geschlecht kannte ihn nicht. Eine neue Welt gestaltete sich; das Christenthum kam zum Siege, kam zur Herrschaft; die ganze Welt des Heidenthums ging in Trümmer. Aber unberührt vom Umsturz und Aufbau der Altäre, vom Kommen und Gehen der Menschengeschlechter, vom Krieg oder Frieden der Reiche, vom Sieg oder Marter der streitenden Kirche lebte Paulus unter seiner Palme, als ob er schon der triumphirenden Kirche angehörte, lebte neunzig Jahre, ohne je ein Menschenantlitz zu sehen, eine Menschenstimme zu hören. Doch zum Ersatz dafür hatte er andere Gesichte und andere Einsprachen erquickten seine Seele: die Betrachtung der Vollkommenheit Gottes und der vertraute Umgang mit Ihm. In dem Maße, als er von dem Zeitlichen sich ablöste, trat das Ewige an ihn heran, und dies befriedigte so ganz seine Sehnsucht und nahm so ganz die

höchsten Kräfte seines geistigen Wesens ein, daß er nichts vermißte, nichts entbehrte, nichts verlangte. Er lebte mit Christus verborgen in Gott. Was kann Dem mangeln, dem Gott genügt? —

2. Das Andenken an diesen seligen Greis Paulus sollte aber nicht aus dem Gedächtnisse der Menschen schwinden. Er war 113 Jahre alt; sein Ende nahte und er wußte es und freute sich. Um dieselbe Zeit hatte ein anderer hochberühmter Einsiedler, Antonius, eine Versuchung zum Hochmuth; ihm kam es vor, als sei er der vollkommenste Anachoret in der ganzen Wüste. Seine Seele war von Jugend auf ein Tummelplatz von Geisterschlachten, von Kämpfen zwischen Dämonen der Finsterniß und himmlischen Heerschaaren. Reizten jene ihn auf's Heftigste zum Bösen, so gaben diese ihm sogleich Rath und Hilfe zum Widerstand. Er war jetzt auch schon 90 Jahre alt; aber sein Kampf war nicht zu Ende; der Teufel des Hochmuths suchte seine Seele zu vergiften. Da hatte er ein Traumgesicht, welches ihm offenbarte, daß in der innersten Wüste ein Einsiedler-Patriarch lebe, der viel vollkommeuer sei, als er, und daß er diesen heiligen Greis aufzusuchen habe.

Antonius machte sich auf und ging, wohin es Gott gefallen würde, ihn zu führen. In dieser Wüste giebt es nicht Weg noch Steg, denn keine Caravanenstraße führt hindurch, und soweit das Auge schaut, gewahrt es nichts, als Felsenwände, die aus dem Sande aufschießen und im Sande die Fährte wilder Thiere. Als Antonius fortpilgerte, stiegen satanische Blendwerke vor ihm auf, Ungethüme traten ihm in den Weg. Daraus erkannte er die Arglist des bösen Feindes, der ihn von heilsamer Demüthigung zurückhalten wollte und ihn deßhalb zu schrecken trachtete. Gewöhnt an diesen beständigen Krieg, wie er es längst war, bezeichnete er seine Stirn mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und ging weiter. Die Ungethüme verschwanden; aber der erste Tag ging zu Ende und Antonius wußte nicht, ob er auf dem rechten Wege sei oder nicht. In der nämlichen Weise verfloß auch der zweite Tag in der stillen brennenden Wüste. Fern von Antonius war die Furcht, in ihr zu verschmachten, denn sein abgetödteter Leib war an alle Art von Entbehrung gewöhnt. Um so größer war seine Furcht, er sei vielleicht nicht würdig, den heiligen Anachoreten zu sehen, nach dessen hohem Vorbilde sein Herz doch innig verlangte. Deßhalb verharrte er die ganze zweite Nacht im dringenden Gebet, und als der dritte Tag anbrach, da erblickte er endlich eine lebendige Creatur: eine durstige Wölfin kam von Weitem daher gerannt und verschwand lechzend und athemlos in einer Felsenhöhle. Nach kurzer Zeit kam sie wieder heraus und lief von dannen. Daraus schloß Antonius, es müsse ein Quell in dieser

Höhle sein und folgte der Spur der Wölfin. Aber die Höhle war leer. Als sich sein Auge an ihre Finsterniß gewöhnt hatte, bemerkte er im tiefsten Hintergrund einen schmalen Spalt, durch den das Tageslicht schimmerte, und ging darauf zu. Paulus aber hörte Menschenschritte nahen und statt die Thüre seines Palmensaales zu öffnen, schloß er sie fester durch einen großen Stein, um die Geduld und die Demuth des Nahenden zu prüfen.

Da warf sich Antonius in der Höhle vor der verschlossenen Thüre auf die Erde und bat um Einlaß. „Du weißt,“ sprach er, „wer ich bin; du weißt, weßhalb ich komme. Ich bin's nicht würdig, dein Angesicht zu sehen; aber es ist mein fester Entschluß, nicht von hier zu weichen, bis mir dies Glück widerfahren ist. Die wilden Thiere läßt du ein und nimmst sie freundlich auf und tränkest sie, und die Menschen wolltest du verstoßen? Ach wohl nein! Sieh, gesucht hab' ich dich und habe dich gefunden; jetzt klopfe ich an, damit mir aufgethan werde. Kann ich das nicht erlangen, so bleibe ich hier, um vor deiner Thüre zu sterben.“ So bat und flehte der neunzigjährige heilige Greis von Tagesanbruch bis die Sonne hoch am Himmel stand. Da öffnete endlich Paulus den Eingang und sagte lächelnd: „„Bittet man denn mit solchen Drohungen? Du sprichst, daß du hier sterben willst und wunderst dich, daß man dich nicht einläßt?““ Und die heiligen Greise grüßten sich mit ihren Namen, umarmten sich wie traute Brüder und gaben sich den Friedenskuß und lobten Gott mit Psalmengesang. Dann setzte sich Jeder auf einen Stein und Paulus sprach zu seinem Gast: „„Antonius, jetzt siehst du den Menschen vor dir, den du mit solcher Mühe gesucht hast und der in Kurzem Staub und Asche sein wird. War dieser alte abgezehrte Leib und dies weiße Haar wohl deiner Anstrengung werth?““ Antonius wußte aber, welch ein großer Schatz von Gottseligkeit in dieser gebrechlichen Hülle verborgen war und freute sich, ihn aufgefunden zu haben. Da begann Paulus zu fragen, wie es denn jetzt mit dem menschlichen Geschlecht beschaffen sei? Wer die Völker regiere? und ob es noch Götzendiener gebe? Ob man auch noch immer in den alten Städten neue Häuser baue? und als sie so sprachen, Ernstes und Heiteres, da kam ein Rabe geflogen und legte sanft zu den Füßen des Paulus ein Brod nieder. „„Wie gut ist der Herr!““ sprach der heilige Greis. „„Seit sechzig Jahren bringt mir ein Rabe täglich ein halbes Brod. Heute bist du hier, mein Bruder Antonius, da verdoppelt Christus den Proviant für seine beiden Soldaten.““ Und mit froher Andacht dankten sie Gott, und setzten sich neben dem Brünnlein unter der Palme nieder. Es war aber eine Ehre das Brod zu brechen, weil Christus beim hei-

ligen Abendmahl es gethan; und so entspann sich ein ehrfurchtsvoller Streit zwischen den Greisen: Paulus wollte dem Gast die Ehre zuwenden, Antonius dem hochbetagten Patriarchen. Und so gering war ihr Verlangen nach Speise, daß es fast Abend ward, bevor sie sich darüber vereinigten, sie wollten gemeinschaftlich das Brod brechen und Jeder das Stück behalten, welches er in der Hand hatte. Dann neigten sie sich zum Quell herab und tranken etwas Wasser, begaben sich darauf in's Gebet und durchwachten so die ganze Nacht.

Am nächsten Morgen sprach Paulus: „„Mein Bruder Antonius, ich wußte lange schon, daß du in der Wüste lebtest und Gott hatte mir versprochen, daß ich vor meinem Ende dich sehen würde. Jetzt ist die Stunde meiner Auflösung nahe und da schickt Er dich zu mir, damit du meinen Leib mit Erde bedeckest. Sieh, wie Er so gut ist."" Antonius aber bat den seligen Greis mit strömenden Thränen: „Verweile noch etwas auf Erden oder nimm mich mit dir." — „„Du darfst nicht suchen, was dir angenehm ist!"" entgegnete Paulus. „„Freilich wär' es glückselig und ich wünschte es dir, daß du schon jetzt dem göttlichen Lamme folgen dürftest; aber dein Beispiel ist den Brüdern noch nothwendig. Darum harre aus. Mich aber mußt du begraben, wie ein guter Sohn; und da bitte ich dich denn, wenn du die Mühe nicht scheust, den Mantel zu holen, den der Bischof Athanasius dir geschenkt hat und mich darin zu beerdigen."" Es war dem seligen Greise höchst gleichgiltig, mit oder ohne Mantel in die Erde gelegt zu werden; er wollte nur dem Antonius den Schmerz ersparen, ihn sterben zu sehen, vielleicht auch ein Zeugniß ablegen, daß er lebend und sterbend in der Gemeinschaft des Glaubens mit Athanasius verharren wolle, der dazumal von den Arianern verfolgt wurde. Antonius staunte, daß Paulus überhaupt von Athanasius und dem Mantel wußte, verehrte in ihm das durchschauende Auge Gottes, küßte schweigend mit Thränen seine Hände und machte sich auf den Heimweg, um den letzten Wunsch des seligen Greises zu erfüllen. —

3. Antonius war selbst im höchsten Alter und ganz abgezehrt von Fasten und Nachtwachen; doch mit jugendlicher Kraft und ohne sich Ruhe und Rast zu gönnen, eilte er seinem Berge Colzim am rothen Meere zu. Zwei seiner Schüler, die schon länger bei ihm waren und ihm mit Freuden kleine Liebesdienste erwiesen, kamen ihm frohlockend entgegen und riefen; „„O Vater, wo bist du all' diese Tage gewesen?"" Statt aller Antwort schlug Antonius wider seine Brust und sprach: „O weh mir armen Sünder! fälschlich trage ich den Namen eines Einsiedlers! er gebührt mir nicht! Das weiß

ich jetzt, denn ich habe Elias in der Wüste und Johannes in der Wildniß getroffen, ich habe Paulus im Paradiese gesehen.“ So eilte er in seine Zelle und holte den Mantel. Die Jünger versuchten noch eine Frage an ihn zu richten; doch Antonius sagte: „Es giebt eine Zeit zu reden und eine Zeit zu schweigen.“ Und damit wanderte er ebenso rüstig von dannen, als er gekommen war, in der Hoffnung, den seligen Greis noch am Leben zu finden. Der nächste Morgen zeigte ihm aber in einer Vision, daß Paulus von der Erde geschieden sei, denn er sah die Himmel sich öffnen und Engelschaaren die verklärte Seele empfangen. Da fiel Antonius auf sein Angesicht, streute Staub auf sein Haupt und wehklagte: „O Paulus, warum scheidest du ohne Lebewohl von mir? ich hatte ja keinen Abschied von dir genommen! Ach, wie spät hab' ich dich gefunden und wie früh verlier' ich dich!“ Mehr fliegend als gehend legte Antonius den letzten Theil des Weges zurück und hatte, als er endlich die Höhle erreichte, die frohe Täuschung, daß Paulus noch lebe, denn unter der Palme und in seiner gewöhnlichen betenden Stellung kniete der selige Greis. Aber er war todt, und Antonius bemerkte es, als er neben ihm niederkniete und keinen Athemzug mehr hörte. Noch im Tode drückte der heilige Patriarch den Grundgedanken seines Lebens aus: „„Den Herrn, dem Alles lebt, lasset uns anbeten!““ —

Mit weinenden Augen und zärtlicher Ehrerbietung hüllte Antonius die Leiche in den Mantel ein, indem er die Psalmen und geistlichen Gesänge betete, die nach christlicher Sitte bei der Beerdigung üblich waren. Aber nun that es ihm sehr leid, daß er nirgends ein Grabscheid oder sonst ein Werkzeug vorfand, um eine Grube zu machen. Er besann sich, ob es vielleicht der Wille Gottes sei, daß auch er in dieser Höhle bis zum Ende seines Lebens verweile, oder ob er aus seinem Kloster das nothwendige Werkzeug holen solle. Da machten zwei Löwen seinem Schwanken ein Ende. Aus tiefer Wüste rannten sie mit fliegenden Mähnen auf ihn zu. Antonius erschrack einen Augenblick, hob aber sogleich sein Herz zu Gott empor und erwartete sie so gelassen, als ob es zwei Tauben wären. Die Löwen beachteten ihn gar nicht. Sie sprangen auf die Leiche zu, schmiegten sich zu ihren Füßen nieder, wedelten mit dem Schweife und brüllten dumpf und leise. Dann begannen sie mit ihren Klauen den Sand aufzuscharren und eine lange und tiefe Grube zu machen. Antonius freute sich über die klugen Thiere, die so geschickte Todtengräber waren und die wahrscheinlich, wie jene Wölfin, oftmals ihren Durst am Brünnlein des heiligen Paulus gestillt hatten. Inzwischen war das Grab fertig und die Löwen naheten sich jetzt mit

unterwürfiger Geberde dem Antonius, senkten die Köpfe bis zu seinen Füßen herab, bewegten die Ohren, leckten seine Hände, geberdeten sich wie Hündchen, die ihren Herrn liebkosen und die eine Anerkennung begehren. Da verstand er, daß sie von ihm gesegnet sein wollten, und brach in Lobgesänge aus, weil selbst die unvernünftigen Thiere Gottes Allmacht erkennen. „Mein Herr und Gott!“ rief er, „ohne dessen Willen kein Blatt vom Baume, kein Sperling vom Dache fällt, gieb diesen Thieren, was Du weißt und was Du willst.“ Dann winkte er ihnen mit der Hand, sich zu enfernen und nachdem die Löwen gehorcht hatten, nahm er andächtig die Leiche des heiligen Paulus auf seine Arme, legte sie in das Grab und bedeckte sie mit Erde. Die einzige Hinterlassenschaft des großen Einsiedlers nahm Antonius an sich: das war das entsetzliche Bußkleid, das Paulus selbst angefertigt und immer getragen hatte, ein Geflecht von Palmblättern, welches man allgemein nur zu Matten und Körben verwendete. Antonius kehrte mit seinem Kleinod in sein Kloster zurück und erzählte seinen Schülern die ganze Begebenheit. An den hohen Festen des Jahres, zu Ostern und Pfingsten, prangte er selbst in diesem Kleide des vollkommenen Armen in Christo.

Der heilige Hieronymus, der dies Leben beschreibt, schließt so: „Ich bitte dich, mein Leser, gedenke des armen Sünders Hieronymus, der, wenn ihm Gott die Wahl ließe, den Rock des heiligen Paulus, mit seinen Verdiensten — dem Purpur der Könige mit Land und Leuten vorziehen würde!“ —

---

268. Das versagte Almosen.

In dem Kloster Scopuli in Palästina hatte der Altvater Theodosius ein Vermächtniß hinterlassen, dem zu Folge am heiligen Gründonnerstage und Charfreitage jeden Jahres etwas Waizenmehl, Zwieback, Wein und Honig ausgetheilt werden mußte. —

Einst entstand nun eine große Theuerung, da kamen die Brüder zu ihrem Abte und sagten: „Lieber Vater! in diesem Jahre werden wir schwerlich die gewöhnlichen Almosen austheilen können, denn der Waizen ist nicht gerathen, und unser Vorrath dürfte kaum zu unserem eigenen Unterhalte ausreichen!“ Der gewissenhafte Abt erwiederte: „„Dieß geht nicht an, daß wir dem Vermächtnisse unsers Altvaters zuwider handeln; wir würden dadurch seiner Fürbitte und des Segens Gottes verlustig werden!““ — Allein die Brüder entgegneten: „Das sehen wir nicht ein; in Zeiten so schwerer Noth ist ein Jeder sich selbst der Nächste! Wenn wir also kaum für uns selbst genug haben, dann können wir nichts den Armen geben!“ — Der Abt erwiederte mit ernst verweisendem Tone: „„Ihr könnt euch

leicht über meine Warnung hinwegsetzen; aber ihr werdet schon erfahren, daß es euch nicht zum Segen gedeihen wird!""

Doch die Brüder achteten der väterlichen Worte nicht, und ließen — nach ihrem einmüthigen Beschlusse — in der gnadenreichen Charwoche die Armen mit leeren Händen nach Hause gehen.

Bald darauf öffnete der Kasten-Verwalter den Fruchtboden, und gewahrte zu seinem größten Schrecken, daß der ganze Getraide-Vorrath der Art verdorben war, daß man ihn wegwerfen mußte.

Nun rief der Abt die Brüder zusammen und sagte: „„Da sehet ihr jetzt, was ihr mit eurer Kargheit gewonnen habt! der kleinen Gabe wegen, die ihr — dem Willen des Altvaters zuwiderhandelnd — den Armen verweigertet, hat euch der gerechte Gott euern ganzen Vorrath verderben lassen. Der Art wird das Mißtrauen auf Gottes Vorsehung, und die Unbarmherzigkeit und die ängstliche kluge Sorgfalt um das liebe Ich bestraft! Laßt euch dieß zur Warnung dienen und nehmet bußfertig die uns jetzt bevorstehendee Hungersnoth als eine Züchtigung von der Gerechtigkeit Gottes an!"" —

---

269. Die Kapital-Anlegung bei Jesus Christus.

Es war in der Stadt Nisibe ein christliches Weib, das einen heidnischen Ehemann hatte; beide aber waren einfache Leute und ziemlich arm; denn ihre ganze Habe bestand aus fünfzig silbernen Doppeldrachmen, die der Mann auf Zinsen legen wollte, damit sie einigen Nutzen von dem Gelde hätten, und solches nicht allmälig ausgegeben würde.

Da sprach das fromme Weib zu dem Mann: „Wenn du gesonnen bist, das Geld auf Wucher zu leihen, so wollen wir solches dem Gott der Christen zu einem Darlehen übergeben." Der Mann fragte, wo dieser Gott anzutreffen sei; sie aber antwortete ihm: „Das will ich dir wohl anzeigen; und wofern du das Geld Ihm anvertraust, wird Er dir gewiß reichlichen Zins bezahlen und die Hauptsumme zweifach erstatten. Und es glaubte der Mann dem Worte; und sie führte ihn mit sich in die katholische Kirche. Die Kirche aber hatte fünf Pforten, woselbst viele Bettler versammelt saßen. Da sprach die Frau: „So du das Geld unter diese armen Christen vertheilest, nimmt der Gott der Christen solches als empfangen an; denn alle diese Armen sind Ihm gleich Brüdern und Schwestern." Der Mann vertraute der Versicherung der Frau, und spendete das Geld mit fröhlichem Herzen unter die Armen aus; worauf beide im Frieden nach Hause kehrten.

Es ergab sich aber nach zwei Monaten, daß sie in große Geldnoth geriethen. Darum sprach der Mann zu seiner Hausfrau: „„Wie ist es nun, meine Schwester! wird der Gott der Christen denn nicht beginnen, uns einigen Zins zu geben; denn wir sind nun in ziemlicher Noth?““ Die Frau antwortete ihm mit großem Vertrauen: „Ganz sicherlich wird Er uns helfen; begieb dich nur hin an den Ort, wo du das Geld ausgespendet hast; und sei versichert, Er wird dich nicht leer heimkehren lassen!“ — Mit diesem Trost ging der Mann zur Kirche, wo er das Geld ausgespendet hatte, wandelte bei allen Pforten und in der Kirche selbst umher; es war aber daselbst Niemand als die Bettler; und auch Niemand hatte Verlangen, ihm etwas zu geben. Indeß er sich aber bedachte, Wen er deßfalls anzusprechen habe, sah er auf einer Marmorplatte zu seinen Füßen eine silberne Doppeldrachme liegen, dergleichen er unter die Armen vertheilt hatte; und er bückte sich, hob selbe auf, kehrte damit heim und sprach zu seiner Hausfrau: „„Sieh, meine Schwester! ich bin in der Kirche gewesen, wie du mir gesagt hast, habe aber den Gott der Christen nicht gesehen; auch hat Niemand Verlangen getragen, mir etwas zu geben; doch habe ich an dem Ort, wo ich unser Geld ausgetheilt, diesen Silberling gefunden.““ Die Gott vertrauende Christin aber antwortete ihm: „Glaube mir, der Gott der Christen, und Niemand anders, hat dieß Geld dir auf unsichtbare Weise vor die Füße gelegt; denn Er ist's, der durch seine unsichtbare Gewalt die ganze Schöpfung regiert. So geh denn nun hin, mein Herr! und kaufe uns, was wir heute essen; und habe gutes Vertrauen; denn Gott wird gewißlich weiter für uns sorgen!“ Es ging also der Mann hin kaufte Brod und Wein und auch einen Fisch, und brachte dieß Alles seiner Hausfrau. Sie aber nahm den Fisch und fing an ihn abzuschuppen und auszuweiden, und da fand sie in dessen Eingeweiden einen glänzenden Stein, über dessen Schönheit sie sich gar sehr verwunderte, wiewohl sie nicht wußte, was für ein Stein es wäre. Und sie zeigte solchen ihrem Ehegatten und sprach: „Sieh, diesen Stein habe ich in dem Fisch gefunden!“ Der Mann besah den Stein deßgleichen, wurde ebenfalls über die Schönheit desselben erfreut; aber auch er erkannte den Werth des Steines nicht.

Nach dem Essen also sprach er zu seiner Hausfrau: „„Gieb mir doch den Stein her, ich will sehen, daß ich denselben verkaufe; vielleicht können wir ein paar Silberlinge daraus erlösen!““ denn er kannte, wie gesagt, den Werth des Steines nicht, denn er war ein sehr einfacher und schlichter Mann. Sogleich also nahm er den vielbesagten Stein und ging damit zu einem Wechsler, welcher derlei Dinge

zu kaufen und zu verkaufen pflegte. Der Wechsler aber hatte bereits seine Bude geschlossen, dieweil es Abend geworden war. Gleichwohl redete er ihn an und sprach: „„Hast du nicht Lust, diesen Stein zu kaufen?"" Der Wechsler besah den Stein genau und fragte sogleich: „„Wie viel willst du dafür haben?"" Der gute Mann sprach: „„Gieb mir, was du meinest, daß solcher werth sei!"" Darauf sprach Jener: „„Ich will dir fünf Doppeldrachmen dafür geben."" Der schlichte Verkäufer aber antwortete erfreut: „„Ei, so Viel willst du dafür geben!"" Denn er vermeinte, der Stein sei kaum zwei Silberlinge werth. Jener aber, welcher erachtete, das Angebot sei dem Manne zu gering, bot ihm zehn Doppeldrachmen, er aber schwieg dazu; und so bot er, durch die Einfalt des Mannes getäuscht, ihm zwanzig, dann dreißig, bis er ihm zuletzt dreihundert Doppeldrachmen bot, die er ihm auch baar bezahlte.

Der Mann aber lief in großen Freuden mit dem Gelde nach Haus. Als seine Frau ihn so fröhlich sah, fragte sie ihn sogleich: „Wie theuer hast du den Stein verkauft?" Denn auch sie vermeinte, er werde kaum wenige Groschen dafür empfangen haben. Und da zog der Mann die dreihundert Silbermünzen heraus, gab sie seinem Weibe und sprach: „„Sieh, dies Alles habe ich für den Stein bekommen!"" Die fromme Frau aber erstaunte über die so wunderbare Güte Gottes aufs Höchste und sprach: „Siehst du, mein Herr! wie der Gott der Christen so gütig ist, und wie reich Er vergilt! denn nicht nur hat Er deine fünfzig Doppeldrachmen, die du ihm geliehen, dir getreu zurückgestellt; sondern in kurzer Zeit, dir solche auch sechsfach ersetzt. So erkenne dann und bekenne, daß kein anderer Gott, weder im Himmel noch auf Erden ist, außer Er allein!"

Der Mann aber konnte das Wunder nicht läugnen, das ihnen durch Christum wiederfahren war; und er fing an, den Gott der Christen zu verehren. Und so ward er allmälig zum christlichen Glauben bekehrt, empfing die heilige Taufe und lobte den Herrn Jesus Christus mit dem Vater und dem heiligen Geiste; dankte auch seiner klugen Hausfrau gar sehr, die ihn auf solche Weise zur Erkenntniß Gottes und der Wahrheit geleitet hatte; und beide führten ein frommes und Gott gefälliges Leben bis an ihr Ende. —

270. Der Traum der Aebtissin.

(Nach: Die Dresdener Galerie von A. von Sternberg.)

An der Pforte des Sanct Annen-Klosters stand, nachdem schon das Abendgeläute zum Angelus Domini verklungen war, ein Bauernmäd-

chen und bettelte. Die Aebtissin, die gerade im Pförtner-Stübchen sich befand, sah das bleiche Bettelkind und vernahm auch seine eben so bescheidene als rührende Bitte: „Gebt mir doch zu Ehren der heiligen Mutter Anna, der Schutzpatronin eures Klosters, nur ein wenig frische Milch, um mit derselben meine arme kranke Mutter zu erquicken! Sie leidet sehr und schmachtet nach solch einem Trunke! Vielleicht ist es das Letzte, was die gute Seele hienieden genießen wird!" — Die Aebtissin gebot alsbald der Schaffnerin — für das Bettelkind, das selbst so jämmerlich aussah, einen ganzen Topf voll frischer Milch zu Ehren der heiligen Mutter Anna herbeizubringen. Die Schaffnerin that augenblicklich, wie man ihr befohlen, und die Aebtissin übergab den Topf voll frischer Milch dem Kind und sagte überaus freundlich zu ihm: „„Die eine Hälfte dieser Milch ist für dich, und die andere Hälfte ist für deine kranke Mutter daheim!"" — Das Bettelkind ging rasch von dannen, dankte unter Thränen für die große Liebesgabe und blickte noch oftmals recht vergnügt zurück nach der Pforte des so guten Sanct Annen-Klosters.

Und als es Spät-Abend geworden, lag die Aebtissin in ihrer friedlichen Zelle auf der hölzernen Bettstatt und schlief nach des Tages Mühen sanft ein, wie der müde Schnitter draußen im Feld auf den Garbenbündlein ruhig einschlummert.

Da hatte sie einen süßen Traum, in welchem sie den Himmel geöffnet schaute. Sie erblickte Maria, die Gebenedeite unter den Weibern, auf dem Throne, wie sie anmuthig in ihrer Himmelsglorie da saß, und einem Feste zusah, das eben gefeiert wurde. Es galt, eine gute That zu belohnen, die auf der Erde war vollführt worden, irgend einen Sieg, den die Gottnatur über die wiederstrebende Weltnatur davon getragen. Es wurde in himmlischen Zungen gesprochen. Dabei rauschten die Fittige der Engel hellklingend durcheinander, es flossen unzählige Gestalten wie Wolken bald dahin, bald dorthin, und endlich gelang es ihr, unter den Chören der Glückseligen die heilige Anna zu bemerken die eben der Mutter Gottes in tiefster Demuth Bericht erstattete. Sancta Anna machte eben ihre dritte Verbeugung vor der gnadenreichen Himmelskönigin, dann zeigte sie hinab auf die Erde und sagte: „Nimm meine Fürbitte an, Maria, und beglücke mit deiner mütterlichen Huld das weibliche Wesen, das dort den Kampf der Tugend gekämpft und darin gesiegt hat!" Die Heilige zeigte dabei ganz deutlich auf eine halbzerfallene Hütte hin, die wie verloren außerhalb des Dorfes stand, das sich malerisch zu den Füßen des Berges ausbreitete, auf dessen Kuppe das Sanct Annen-Kloster den so nahen Himmel begrüßt. — Da theilten sich mit einem Male die Wolken und heranschwebend in einem prächtigen blauen Mantel, der

in breiten Falten sich um seine Glieder schlug, nahte sich der heilige Petrus dem Throne. Alles an diesem ehrwürdigsten Greise war Heiterkeit und hehre Ueberraschung „„Sie hat wirklich gesiegt!““ rief er, und in diesem Augenblicke stimmten viele tausend Harfen einen jubelnden Hymnus an. Nun erschienen die beiden Namens-Patroninnen der Siegerin auf der Erde, die heilige Agatha und Theresia, die erste einen Kranz von rothen und die andere einen Kranz von weißen Himmelsrosen emsig flechtend. Auf einen Moment schwiegen die Harfen, und man sah vor ihrer Orgel die heilige Cäcilie sitzen und himmlische Klänge ihr entlocken. Alles war Licht, Alles war Freude. Da rollten ungeheure Wolkenmassen auseinander, die Accorde einer Jubelhymne, von Millionen Stimmen in einem Tumult des höchsten Gottentzücktseins ausgetönt, machte die Gewölbe des Himmels erzittern und oben auf der Wolken-Altane erschien der himmlische Vater, den göttlichen Sohn und den heiligen Geist zur Rechten und zur Linken. Aufs Neue strömten die Harfen Siegeslieder aus, und von der Altane der allerheiligsten Dreifaltigkeit senkte sich eine Wolke hinab, die aus ihrem Schooße ein Schneegestöber von Lilien niederwehen ließ. — Als dieser schöne Anblick beendet war, näherte sich die heilige Anna nochmals dem Throne der Jungfrau, und empfing von ihr den Befehl, jenes weibliche Wesen, das so herrlich gesiegt, hinaufzuführen und ihm im Traume den Himmel zu zeigen. — Da brachte die heilige Anna an ihrer Hand ein Mädchen, das in ein Mieder von Kattun, ein grobes wollenes Röckchen und eine blau und weiß gewürfelte Schürze gekleidet war. — Jetzt konnte man das bleiche, in Entzückung emporgerichtete Antlitz der Kleinen sehen, die Anna an der Hand hielt, und ihre gehobenen magern Händchen, die sie gleichsam demüthig bittend, als wolle sie all den Glanz und die hohe Ehre von sich abwenden, gegen die Heilige richtete. Aber die Namens-Patroninnen dieser Kleinen, Sancta Agatha und Theresia, setzten ihr den Kranz von rothen und von weißen süßduftenden Himmelsrosen auf. — —

Und Wer war diese Kleine? — Es war Niemand anders, als das arme Bettelmädchen, das an der Klosterpforte den Topf voll frischer Milch in Empfang genommen. — Und was war die Ursache, daß im Himmel solch eine Freude herrschte und ihm selbst der Himmel gezeigt wurde? Das Bettelmädchen hatte, trotzdem, daß es bereits zwei Tage gehungert, seinem Gelüste widerstanden, und die ihm zukommende Hälfte der Milch ebenfalls der armen Mutter gegeben. —

271. Die veräußerten Kirchengeräthe.

(Aus: Teutsche Chrestomatie. Leipzig 1777.)

Während des Krieges, den der Kaiser Theodosius mit den Persern führte, plünderten die raubgierigen Römer die persische Provinz Agazene und 7000 Perser wurden als Gefangene in die Stadt Amida gebracht, wo sie nach und nach durch Noth und Krankheiten aller Art in die jammervollste Lage geriethen.

Akases, der Bischof dieses Ortes, der mit der größten Opferwilligkeit diese heidnischen Gefangenen lange Zeit hindurch väterlich unterstützte, fand alle seine Hilfsquellen zu der weiteren so sehr nöthigen Hilfeleistung endlich erschöpft. Und er ließ seinen Clerus um sich versammeln, der mit ihm in gleicher Weise die christliche Milde an den unglücklichen Fremdlingen gar väterlich geübt, und sprach: „Wir besitzen nun nichts mehr, als die werthvollen Geräthe in unsern Kirchen! Wir wollen auch diese noch veräußern, und helfen, bis wir selbst mit unserm Entbehren erliegen werden! Der Herr der ewigen Barmherzigkeit wird dann auch uns armen Sündern in unserer Todes-Noth gewiß gnädig und barmherzig sein!“

Die Geistlichkeit unterstützte diesen rührenden Vortrag ihres Bischofs nicht nur mit dem Beifalle ihres Herzens, sondern auch mit der Glorie der liebevollen That.

Man verkaufte alle heiligen Gefäße und unterhielt die Gefangenen bis zu dem Friedens-Abschlusse, und schickte sie dann frei, und noch mit Reisegeld versehen, in ihre Heimath.

Varanes, der König von Persien, vernahm mit dem größten Erstaunen die Großthat der christlichen Geistlichkeit zu Amida gegen seine Gefangenen. Er lud den Bischof Akases zum Besuch an seinen Hof ein, empfing ihn mit der größten Ehrfurcht und Freude, und verstattete — als Gegengabe der Dankbarkeit — dem Bischof auf dessen Ersuchen viele Privilegien zum Wohl und zum Schutze der Christen in Persien. —

272. Die selige Lucia von Verona.

Die Herkunft der seligen Lucia ist unbekannt, doch ist gewiß, daß sie zu Verona in den dritten Orden der Dienerinnen Mariens aufgenommen wurde, und in der Stadt wegen ihres auferbaulichen Tugendwandels als ein Spiegel der Heiligkeit galt.

Sechzig Jahre hindurch widmete sie sich mit hinopferndem Eifer den Werken der christlichen Liebe, indem sie den Kranken und Armen, jederzeit bereitwillig mit Rath und That beisprang, und vielen Unglücklichen in ihrem Hause Pflege und Unterkunft darbot. Damit

noch nicht zufrieden, besuchte sie zwölf Jahre hindurch zu gewissen Stunden des Tages das Hospital zu Verona, und pflegte dort mit aller Zartheit der christlichen Liebe die leidende Menschheit. Sie glich in dieser Uebung der Krankenpflege der heil. Katharina von Siena, denn auch sie scheute keine Mühe und Arbeit, und erwies den Kranken alle erdenkliche Dienstleistungen mit heiliger Freude; ja sie küßte ihre ekelhaften Geschwüre, und preßte aus denselben die eiternde Materie heraus, und das Alles um Jesu und Mariens Willen. Wann sie aber bei einigen Kranken Ungeduld und Trostlosigkeit bemerkte, so sprach sie ihnen mit so liebevollen ermunternden Worten zu, daß die Kranken sich im Innersten der Seele getröstet, und zur geduldigen Ertragung der Krankheit gestärkt fühlten.

Als sich nun Lucia auf solche Weise eine Menge von Verdiensten bei Gott gesammelt hatte, nahte sich auch der Zeitpunkt, an dem sie den ewigen Lohn ihrer guten Werke empfangen sollte. Es brach nämlich 1574 zu Verona die Pest mit aller Heftigkeit aus. Lucia widmete sich mit verdoppeltem Eifer ihren Liebeswerken, und pflegte unermüdet Tag und Nacht die Kranken, bis sie selbst vom tödtlichen Gifte ergriffen wurde. Freudig vernahm sie den Ruf des Herrn, und bereitete sich zum Tode vor, als dem letzten Opfer, das sie bereitwillig dem Herrn brachte. Als sie dem Sterben sich nahe fühlte, bat sie ihre Mitschwester, Barbara, die ebenfalls krank lag, vor ihrem Tod noch die Litanei abwechselnd zu beten. Barbara entschuldigte sich, sie könne vor Größe der Krankheit nicht. Darauf antwortete Lucia: „Nun denn, so will ich für dich und für mich beten!“ Und als sie selbe vollendet, empfahl sie ihre Seele Gott und der göttlichen Mutter Maria, sagte dann noch zu ihrer Mitschwester Barbara: „O meine liebe Schwester, sieh', ich habe meinen Lauf vollendet, und verlasse nun die schnöde Welt, um dem Paradiese zuzueilen!“ und gab sanft und selig ihren Geist auf in die Hände Desjenigen, um dessentwillen sie die Werke der Liebe so heldenmäßig vollbrachte! —

Die aufrichtige Liebe gegen den Nächsten ist der goldene Schlüssel, der uns die Schatzkammer der göttlichen Gnaden öffnet, und die Pforten des Himmels aufthut. Der liebe Heiland hat ja verheissen: „Wer Einem von diesen Geringsten nur einen Becher kalten Wassers zu trinken reicht im Namen eines Jüngers, wahrlich, sage ich euch, der wird seinen Lohn nicht verlieren!“ Matth. 10. 42. —

273. Die zu theueren Handschuhe.

(Aus: Das Friedensopfer von Dr. Johann Emanuel Veith.)

Der heilige Thomas von Villanova, Erzbischof von Valenzia, hatte einst ein Paar Handschuhe bestellt; aber als sie ihm gebracht wurden, fand er den Preis zu hoch, handelte mit dem Handschuhmacher eine ziemlich lange Zeit, und befahl dann endlich, ihm wohlfeilere zu bringen.

Der Meister ging verdrießlich fort, und ergoß sich überall, wo immer Geschäft oder Zeit ihn hinführten, in bittere Schmachreden, welche den schnöden Geiz des Erzbischofs zum Thema hatten.

Einige Tage nachher hatte sich eine sehr günstige Gelegenheit für die Verheirathung seiner Tochter gefunden; allein durch seine Armuth außer Stande gesetzt, ihr die erforderliche Aussteuer mitzugeben, kam er zu einem Freunde, ihm seine Noth zu klagen. Der Freund rieth ihm, zum Erzbischof zu gehen, als zu einem Manne, dessen milde Freigebigkeit zum Sprichwort geworden. Dem Handschuhmacher aber konnte nichts Gefährlicheres gesagt werden, um seine Erbitterung neu aufzureizen; er lachte höhnisch, und zündete auch diesem das rechte Licht an, in welchem der heilig gepriesene Mann zu betrachten wäre.

Inzwischen hatten die Commissäre des Erzbischofs, die von allen besondern Fällen der Bedürftigkeit ihm Bericht geben mußten auch von dieser dürftigen Bürgerstochter Notiz bekommen, und sogleich ward die, zur Aussteuer bestimmte, Gabe von siebenzig Thalern in's Haus gesendet.

Der arme Handwerker erschrack, war vor Beschämung und Staunen wie außer sich, und kaum hatte er von seiner Bestürzung sich erholt, als er schon zu seinem Wohlthäter eilte, ihm zu Füßen fiel, und für seine Bosheit weinend um Verzeihung bat.

Thomas aber sagte, freundlichen Angesicht's, zu ihm: „Mein Sohn, wenn ich für deine Handschuhe — so viel gegeben hätte, als du verlangt hast, so wäre die Aussteuer deiner Tochter um diesen Betrag geringer ausgefallen. Schweige also davon, und danke Gott, der ihr die Hilfe verliehen hat.“ —

---

274. Die Spinnerin von Straßburg.

(Nach einer Erzählung in: „Der katholische Christ.“)

Vor ungefähr hundert Jahren lebte bei Straßburg ein Edelmann, der nur ein Töchterlein von etwa acht Jahren und eine alte Magd bei sich hatte; sein Vermögen bestand zumeist in Schulden.

Das Mädchen hieß Pauline, die Magd Katharine; sie war in der Gegend nur unter dem Namen die „Spinnerin von Straßburg" bekannt, weil sie immer den Spinnrocken bei sich führte. Sie spann vom Morgen bis zum Abend und oft noch vom Abend bis zum Morgen, ohne daß die Schulden ihres Herrn deßhalb weniger wurden. Der ließ sich aber um seine Schulden kein graues Haar wachsen, sondern lebte in den Tag hinein. Nachdem er früher sein Vermögen durch kostbares Essen vergeudet hatte, ergab er sich jetzt dem Trinken, um die Sache gleich zu machen, und als er nirgends mehr Kredit bekam, legte er sich hin und starb.

Natürlich kamen die Gläubiger in größter Eile gelaufen und legten Beschlag auf alle liegende Habe. Die Möbel versteigerten sie, in die Felder und Wiesen theilten sie sich, und ein reicher Kaufmann, der sich eben den Baron-Titel gekauft hatte, zog in das Haus des Edelmanns. Katharine nahm Spindel und Rocken, schnürte ihr Päckchen und das der kleinen Pauline und trat vor den neuen Hausbesitzer, um Abschied zu nehmen. Als dieser das Mädchen sah, fragte er Katharinen, ob sie es zu Verwandten führen wolle?

„Nein," sagte Katharine und trocknete die Augen mit dem Zipfel ihrer Schürze, „die arme Unschuld hat im ganzen Lande keinen Angehörigen, der sie annehmen würde."

„„Nun, warum bringt Ihr sie denn nicht in das Armenhaus?"" entgegnete der neue Edelherr. „„Man nimmt da nicht nur Arme, sondern auch Kinder auf, die ganz verlassen sind!""

„Nein, bei Gott," rief heftig die Alte, „so lange ich nicht in der Erde des Kirchhofs ruhe, wird sie immer Jemand haben! Ich habe zwanzig Jahre das Brod der Familie gegessen, ich habe die Kleine auf meine Arme empfangen, ich habe sie zur Taufe in die Kirche getragen, ich habe sie gehen und beten gelehrt; wenn sie auch nicht mein leibliches Kind ist, so ist sie das Kind meiner Sorgen und Mühen. Nein, Pauline so lange die alte Katharine noch einen Finger rühren kann, sollst du nicht ins Armenhaus!" Mit diesen Worten hob sie das Kind auf und ging in die Stadt.

Bei den Ursulinerinnen kannte sie eine fromme Schwester, der sie Paulinen sammt einer Summe Geldes übergab und sagte: „Erzieht sie wie die Tochter eines Edelmannes, versagt ihr Nichts, wodurch sie dem Namen, den sie trägt, Ehre machen kann; bevor diese Börse leer sein wird, komme ich wieder, sie zu füllen." Darauf umarmte sie unter heißen Thränen das Kind und ging.

Nach drei Monaten kam sie wieder und brachte mehr Geld mit, als sie das erste Mal zurückeglassen hatte. So kam sie regelmäßig alle Vierteljahre, brachte Geld und erkundigte sich jedesmal, ob

Pauline gut versorgt und brav sei. Katharine selbst blieb immer dieselbe; sie trug einen ärmlichen Rock und drehte im Gehen emsig die Spindel. Und wenn man sie fragte, wie sie zu dem Gelde komme, antwortete sie lächelnd: „Gott hat immer einen Sparpfennig für die Waisen übrig!“ —

Unterdessen wurde aus dem Kinde eine Jungfrau, so schön, so gescheidt und so fromm, daß man von ihr in Straßburg und in der ganzen Umgegend sprach. Die vornehmsten Damen besuchten sie im Kloster, und eine davon nahm sie sogar zu sich auf ihr Schloß. Da lernte Pauline einen der reichsten und bravsten Edelleute kennen, der von ihrer Tugend und Schönheit so eingenommen wurde, daß er um ihre Hand anhielt. Da erschien auch die alte Katharine wieder und zwar nicht allein, sondern von einem Dutzend Kaufleuten begleitet, welche ihr schöne Kleider und Schmucksachen zur Ausstattung brachten. Der Bräutigam staunte zwar über diese reichen Geschenke der armen Spinnerin auch hatte er den Kopf geschüttelt, als er von den Summen hörte, welche sie für die Erziehung des Mädchens ins Kloster gebracht hatte; aber er hatte doch so viel Zutrauen in seine Braut und in die Redlichkeit ihrer alten Beschützerin, daß er seine Zweifel nicht offenbaren mochte.

Am Tage der Vermählung wurde die junge reichgeschmückte Braut in dem Staatswagen einer vornehmen Dame in die Kirche gefahren. Als sie vor den Stufen der Kirche ausstieg, sah sie sich von Bettlern umgeben, die, wie es gebräuchlich war, ihre Glückswünsche ihr zuriefen und sie um eine Gabe ansprachen. Etwas seitwärts kniete eine alte Frau, in der Pauline an dem Spinnrocken und der Spindel sogleich ihre treue Katharine erkannte. Sie eilte auf die Alte zu, ergriff sie bei der Hand und fragte sie, was sie da thue?

„Dasselbe, was ich neun Jahre gethan habe!“ antwortete die alte Frau, die ihre Thränen nicht mehr zurückhalten konnte. „Jetzt kann ich dir es gestehen. Nachdem ich dich im Kloster untergebracht hatte, durchwanderte ich das Land spinnend, und im Namen Gottes um milde Gaben bittend. Meine Arbeit warf nur wenig ab, und das war für mich; das Almosen brachte mehr ein und, das war für dich. Aber dein Gemahl darf darüber nicht erröthen, denn die Gabe, die im Namen Gottes gegeben wird, kann für Niemand eine Schande sein. Von heute an sammle ich keine Almosen mehr; da du jetzt nichts mehr bedarfst, habe ich auch um nichts mehr zu bitten.“

Pauline war zuerst stumm vor Erstaunen, dann wurde sie von der innigsten Rührung ergriffen und umarmte unter Thränen die treue Dienerin. Der Bräutigam, dessen Augen sich auch mit Thrä-

nen gefüllt hatten, legte die Hand seiner Braut in die der Alten und sagte zu ihr: „„Ihr seid ihr eine Mutter gewesen, als sie verlassen war; an Euch ist es, sie zum Altare zu führen und sie mir zu geben!““

So geschah es auch, zur großen Rührung aller Anwesenden. Pauline geschmückt mit Seide, Spitzen und Gold, wurde von der Katharine in ihrem armen Anzuge dem Pfarrer zugeführt, und als die heilige Handlung beendet war, kniete die junge Neuvermählte vor der alten Bettlerin nieder und bat um ihren Segen. Die ganze versammelte Menge weinte und von allen Seiten hörte man die Worte wiederholen: „„Gott segne sie!““

Pauline und ihr Gatte thaten bis zu ihrem Lebensende nichts als Gutes und pflegten die alte Katharine mit einer dankbaren, kindlichen Verehrung. Wenn die vornehmsten Herren und Damen in den Sälen ihres Schlosses versammelt waren, sah man die Spinnerin von Straßburg auf dem Ehrenplatze. —

275. Der seltsame Auftrag.

(Aus: Des Knaben Lust und Lehre.)

Thaddäus Kosciuszko, der letzte Oberfeldherr der polnischen Republik, hatte einst seinen Einzug in Warschau gehalten und man begrüßte ihn als den „Retter des Vaterlandes.“ Der hochherzige Mann war alsbald umringt von vielen Armen und Unglücklichen, die ihm ihre Noth und Mühsal klagten und auch Hilfe erlangten. Unter den Bittenden befand sich auch ein in den schweren Kriegszeiten zurückgekommener Riemer aus der Fretagasse.

„Was begehrst du, mein Lieber?“ fragte Kosciuszko mit der freundlichsten Miene den Eintretenden.

„„Ich flehe um Hilfe, Herr!““ entgegnete der Riemer und neigte sich tief ihm zu Füßen.

„Verbeuge dich nicht so, mein Freund! vor mir, sondern allein vor Gott! ich bin nichts mehr, als dein Bruder; aber erzähle mir dreist deine Noth!“

„„Ich bin ein armer Riemer,““ erwiederte der Bittende, „„habe zu Hause einen alten Vater, ein krankes Weib, viel hungrige Kinder und nicht die mindeste Arbeit. Ich bin bei den Nachbarn in Schulden gerathen und so werden wir, bei der anhaltenden Theuerung der Lebensmittel, noch Hungers sterben müssen!““

„Arme Leute!“ rief der Held und Patriot gerührt; „ach warum bin ich nicht reich! Hier nimm wenigstens, was ich bei mir trage, diese zwanzig Gulden; kaufe davon das Nöthigste für Vater, Frau

und Kinder! — mehr kann ich dir nicht geben.“ Er sann bei diesen Worten betrübt nach; plötzlich aber erheiterte sich sein Antlitz. „Weißt du was, Freund? wenn auch nicht mit Geld, so vermag ich vielleicht auf eine andere Weise dir zu helfen. Wo wohnst du?“

„„An der Ecke der Fretagasse, linker Hand,““ war die Antwort.

„Gut,“ fuhr der Feldherr fort, „verfertige auf das Schnellste einige Dutzend kurzer Reitpeitschen, bis morgen früh; ich werde dort anreiten. Vergiß es ja nicht! Leb' wohl, Gott helfe dir! Laß das Danken, hast keine Ursache!“ —

Der Riemer ging, entzückt über das Geschenk und die gütigen Worte des Wohlthäters, aber verwundert über dessen seltsamen Auftrag. Schnell hatte er sich Nahrung für die Seinen gekauft, ihnen den Vorgang seines Glückes erzählt, und schritt nun eilig an die bestellte Arbeit. Er nahm ein Paar Gesellen an und hatte für den folgenden Tag eine gute Anzahl kurzer Reitpeitschen. Ganz frühe schon stellte er sich mit dem alten Vater in den Laden. Die Kinder, mitwissend von Kosciuszko's Versprechen, liefen ungeduldig hin und her; sogar die kranke Frau verließ heute das Bette und setzte sich ans Fenster, um ihren Retter auch zu sehen.

Und sie brauchten nicht lange zu warten.

Bei allen seinen Sorgen vergaß Kosciuszko nie des Unglücklichen, dem er ja Hilfe zugesagt. Indem er nach der Festung ritt, wählte er absichtlich den Weg durch die Fretagasse. Bald sah man den alten Feldherrn, umgeben von zahlreichem Gefolge, namentlich aus dem höchsten Adel; denn die Blüthe der polnischen Jugend drängte sich mit solcher Liebe und Begeisterung unter seine Fahne, wie an die Seite ihres Vaters. Kosciuszko erkannte den Riemer schon von Ferne und hielt vor seinem Laden an. „Hier wohnt ein Riemer, der gute Reitpeitschen, wie ich weiß, verfertigt. Ich möchte mir eine kaufen.“ Darauf befahl er, man solle ihm Einige zur Auswahl herbringen.

Der enzückte Handwerker brachte deren ein ganzes Bündel und überreichte es ehrerbietigst. „Bedeck' dein Haupt,“ fuhr Kosciuszko fort, „dann wollen wir Handelseins werden. Was willst du für solch' eine Peitsche?“ setzte er hinzu indem er eine in die Hand nahm und durch die Luft schwang.

„„Es hängt ganz von Ew. Excellenz Gnade ab!““ entgegnete der Bestürzte.

„Ich habe keine Zeit zum Dingen,“ erwiederte der Feldherr. „Hier, nimm das, Bruder!“ — und er reichte ihm ein Achtguldenstück.

Der Riemer wollte Geld herausgeben, der Feldherr ließ es aber nicht zu, sondern sprach, indem er sich zu seinen Begleitern wandte:

„Auf mein Wort, ihr Herren, die Peitsche ist gut!“ und er versetzte hierauf seinem Pferde einen leichten Hieb damit und ritt langsam weiter.

Alle die mit ihm waren, ließen sich nun gleichfalls solche Peitschen geben. Diejenigen, welche keine mehr bekamen, bestellten solche auf den folgenden Tag. Keiner zahlte unter acht Gulden und Mancher gab noch mehr. Der Riemer blieb wie versteinert stehen. In kurzer Zeit war seine Schublade im Laden mit Gold und Silber angefüllt. Alles gerieth in Erstaunen.

„Das sieht dem Kosciuszko ähnlich!“ rief endlich eine Stimme. „Auf solche Weise benutzt er seine Gewalt über die Herzen! — Er lebe hoch!“

„„Er lebe hoch!““ wiederholte die ganze Menge. —

Dieser Vorfall wurde schnell in Warschau bekannt. Noch tausende Andere kauften solche Reitpeitschen. Viele bestellten auch sonst noch Arbeiten bei dem Riemer, und so gelangte er bald zu einem großen Wohlstande. Aber auch er vergaß in seinem Glücke der Armen nicht, und spendete ihnen reichliche **„Kosciuszko's Hilfe,“** wie er nun seine Werke der Barmherzigkeit dankbarlich zu nennen pflegte. —

276 — 279. Diamanten in der Königskrone.

1. Der Abgebrannte.

Ein Kleingütler aus den Dörfern der Ampergegend in Bayern hatte das Unglück, durch Brand sein Hab und Gut zu verlieren. Er war ein fleißiger, braver Landmann, weßhalb ihm auch das königliche Landgericht ein gutes Zeugniß gab; damit ging der Unglückliche in die Residenzstadt, dort dem Könige sein bitteres, unverschuldetes Schicksal zu klagen. Denn er hatte schon oft von der Menschenfreundlichkeit und Güte des Monarchen Maximilian I. gehört, womit er jeden wahrhaft Unglücklichen unterstütze. Der Mann kam also auch ganz getröstet nach München und in die Residenz. Dort die hohen Gänge und Treppen durchwandernd, wurde er alsbald von einem Gensdarm angehalten, und angewiesen, sich vorher auf der Polizei zu melden. Der Bauer aber wollte durchaus ohne alle Umstände zu seinem Landesvater; allein der Gensdarm machte es ganz unmöglich. Darüber sehr betrübt, verließ er die Residenz.

Den andern Morgen früh ging er in den Hofgarten, sich der Residenz gegenüberstellend, und blickte immer nach den Zimmern des Königs, in der Hoffnung, Ihn wenigstens von ferne zu sehen. Während also der Landmann unbeweglich die Residenz forschend anschaute,

ging der König aus derselben in den Hofgarten, um einen Morgenspaziergang in den englischen Garten zu machen. Er bemerkte den Bauer, aus dessen Haltung und Geberde leicht abzunehmen war, daß er in Bedrängniß sei. Der König ging auf ihn zu, und fragte ihn, warum er beständig das Residenzgebäude anschaue, und dabei so seufze? Der Bauer, welcher den König nicht kannte, erzählte ganz umständlich sein Unglück, seine Absicht, und endlich, wie es ihm gestern in der Residenz gegangen sei, dann endete er: „I moan, i sollt den König do am Fensta segn, i thats ihm zu verstehn gebn, daß mi d'Gensdarm nit vorlaßn. I hob khört, der König soi a schöna rischa und groߧa Herr sein und so guet, daß i gewiß woas, er that mi dahörn."

Als der König genau unterrichtet war, fragte er ihn, ob er keine Zeugnisse habe, worauf der Bauer in die Tasche griff, und die Papiere dem Könige überreichte, welcher sie ihm wieder zurückgab, und sagte: „„Versuche es nochmals, Mann Gottes; komm um 10 Uhr in die Residenz, und sag dem Gensdarm, der König habe dich, da du schon mit Ihm gesprochen hättest, in die Kammer bestellt."" — Aber der Bauer erwiederte, indem er weit entfernt war, den König in dem mit ihm Sprechenden zu vermuthen: „Dös waar schön, dahätt i glogn; i hob den König nit gsegn und nit g'sprochn, dös kon i nit sogn." Der König munterte ihn aber lebhaft auf, den Muth zu haben, und dieß zu sagen, und ohne weiters in die Kammer zu gehen. Darauf verließ Er den Mann, und ging in den englischen Garten.

Der Bauer entschloß sich, nach vielem Hin- und Herdenken, in die Residenz zu gehen. Als er dort ankam, und ein Gensdarm bemüht war, ihn wieder zurückzuweisen, sagte er ganz muthig, daß der König ihn in die Kammer bestellt habe, worauf man den Unbekannten hinführte. Dort sagte er dem Kammerdiener Dasselbe, und dieser meldete den Fremdling ohne Anstand in dem Kabinette, wohin alsogleich derselbe gerufen wurde. Dort eintretend erstaunte der Ueberraschte. Als ihm der König freundlich mit den Worten entgegenkam: „„Nun, hast du gelogen, daß dich der König Selbst hieher bestellt hat?"" wollte er vor Schrecken auf die Kniee sinken; allein der König richtete ihn auf, und nun gütigst über das Unglück und die Verhältnisse mit dem Armen sprechend, sagte Er zu ihm: „„Da hast du 100 fl.; kaufe du dir wieder Ochsen und Kühe, dann geh' bis Morgen um zehn Uhr in Meinen Hofstall, und hol' dir dort ein Pferd; nun

adieu, grüß auch dein Weib und deine Kinder!"" — Von Freuden und Staunen hingerissen, mit der Rolle Geldes in der Hand, sprang der Beglückte durch die Residenzhallen hinab auf die Straße und zur Kirche, um mit Andacht für die Wohlthat dem Herrn zu danken, und gleichsam im Gebete von dem Allen, was vorging, sich zu erholen. Denn ihm war es noch ein Traum, daß jener Herr in dem Hofgarten derselbe gewesen wäre, der als König ihn wirklich so gnädig beschenkte und mit ihm sprach. —

Andern Tages eilte er zur gegebenen Stunde in den Hofstall, wo auf Befehl des Königs demselben ein mit Sattel und Zeug versehenes Pferd übergeben wurde. Als er das schöne Pferd als sein Eigenthum sah, rief er voll Freude den Namen des Königs aus, griff in die Tasche, und wollte dem Oberstallmeister, den er nicht kannte, einen Thaler schenken, in der guten Meinung für das übliche Sattelgeld. Auch hier erfuhr er bald, Wen er vor sich habe, dankte auf die ergebenste Weise, und ritt, wie in einem Freudentaumel, durch die Stadt, der Heimath zu, dort seinen harrenden Angehörigen die königliche, unvergeßliche Wohlthat zu erzählen. Mit Unterstützung der Assekuranz und der Behörden baute er schnell seinen Hof, kaufte sich mit dem Gelde des Königs das Nöthigste, und ist ein glücklicher Unterthan und braver Familienvater. —

2. Die wandernden Handwerksburschen

Unweit des Schlosses Tegernsee ging der König Maximilian I. eines Abends spazieren. Auf der Straße kam Ihm ein Haufe wandernder Handwerksbursche entgegen, welche durch Tirol nach Bayern eingetreten waren. Sie eilten wohlgemuth bei dem Könige, den keiner gekannt hatte, vorüber.

Da rief der König: „Wo aus, und wohin, meine Leute?"

Handwerksbursche: „„Nach Bayern wandern wir, und suchen Meister.""

König: „Das ist recht. Wie sieht's mit der Kasse aus?"

H. „„Mein Herr, nicht am besten. Man giebt jetzt den Handwerksburschen zur Zehrung fast nichts mehr!""

K. „Nun so fechtet man also. Nicht wahr?"

H. „„Nicht gerne, außer die Noth zwingt uns.""

K. „Probirt's einmal mit Mir, und sehet wer gewinnt!"

Die Jünglinge sahen einander verlegen an, und wußten nicht, was sie sagen sollten.

Endlich unterbrach sie der König: „Nun, so kommt, und rührt euch, her mit der Hand!" Darauf gab der König lächelnd einem Jeden einen Thaler, und ging vergnügt weiter.

Die Bursche aber blieben auf demselben Platze stehen, und sich verwundernd, daß einer wie der andere dieses köstliche Weggeschenk erhielt, fragten sie einen nahen Holzarbeiter, wer der gütige, fröhliche Geber wäre; dieser antwortete ihnen ganz trocken: „Do braucht's nit lang z'fragn. Dös is scho unsa König Max, der koan leer ausgehn laßt, wenn's Noth giebt." Darauf gingen die Müden in das Wirthshaus, und waren auf ihrer Wanderung nie so glückerfüllt, als dort, wo Max sich befand. —

3. Der Holzkauf.

In den ersteren Jahren der Regierung ging König Maximilian I. sehr oft durch die Straßen Münchens, um Sich persönlich unter dem Volke umzusehen.

Er wanderte eines Morgens durch eine Seitenstraße, durch welche ein Landmann ein Füderchen Holz, welches er auf dem Markte nicht verkaufen konnte, mit dem gewöhnlichen Rufe: „Kaft's Holz!" führte. Als der König vorüberging, sagte der Bauer: „„Herr kaft's miar dös Holz ab; i geb's wohlfeil."" Der König lachte und sagte: „Was kostet denn der Plunder?" Der Bauer erwiederte: „„Drei Gulda."" Da griff der König in die Tasche, und gab ihm einen Dukaten. Ersterer wußte sich nun nicht zu helfen, in der Meinung, er müsse wechseln; und während der König und der Bauer deßhalb im Gespräche waren, und dieser fragte, wo er nun das Holz hinführen soll, ging nicht weit von diesem Platze ein altes Weib mit einem Schubkarren vorüber, auf dem ein Kind saß.

Der König sagte zu dem Weibe: „Brauchst du kein Holz?" Es antwortete erstaunt: „„Dös glab i, daß ihs braucha kunnt."" Da wendete sich der König zu dem Bauer mit den Worten: „Nun führ du das Holz diesem Weib nach!" und dem armen Weibe gab Er einen Thaler mit den Worten: „Da hast du den Hackerlohn!" und eilte davon.

Einige Leute, die von den Fenstern dieß sahen, entdeckten dann dem Bauer und dem Weibe, daß dieser Herr der gütige Monarch selbst gewesen sei. —

4. Die armselige Gestalt.

Fast täglich begaben sich Nothleidende oder durch Unglück Bedrängte in die Gänge der königlichen Residenz. Besonders drängten sich dieselben Nachmittags an die Vorthüre, aus welcher der König Maximilian, von der Tafel weg, in Seine Zimmer ging. Diesen Augenblick wählten sie, um ihre Bitten und Klagen vor Seine Majestät persönlich zu bringen. Der stets überhand nehmende Zudrang veranlaßte, daß die Wachen und Gensdarmen Befehl erhielten, solche

Leute nur mit Unterschied und in mäßiger Anzahl in den Gang einzulassen. Denn die menschenfreundliche Güte des Königs wurde nicht selten mit lästigem Ungestüm in Anspruch genommen. Desto vorsichtiger waren daher die Wachen.

Eines Tages hinkte ein altes, armseliges Mütterchen die Treppe herauf. Ihr ärmlicher Anzug, ein im ganzen Wesen liegender Ausdruck von Armuth und Noth, ließ selbst die Wache kein Bedenken tragen, dieser Alten, welche, ohnedieß mühsam und mit ermattetem Körper an der Mauer sich haltend, und langsam fortschleppend, das Mitleiden auf sich zog, einen Platz anzuweisen, an welchem sie auf keinem Falle der Aufmerksamkeit des Königs entgehen konnte. Der Augenblick nahte. Das arme Weib, überrascht von dem Nahen des Monarchen, erschrocken und außer Fassung, konnte kaum die Worte ihrer Bitte stammeln. Der König, ungeachtet der angebornen Fröhlichkeit und des heiteren Gemüthes, manchmal ob der Last Seiner Regierungs- und Hofangelegenheiten, und gerade in dieser Stunde etwas mißmuthig gestimmt, ward durch den Anblick dieser armseligen Gestalt desto ungünstiger betroffen, und mit dem Ausdrucke von Unwillen schritt Er bei dem Weibe vorüber.

Dieses, so Vieles von seinem bittern Gange hoffend, eilte mit dem Stabe, so weit es die Kräfte erlaubten, voll Furcht und Angst zurück zu den Treppen, welche es mit Trost und Hoffnung vor Kurzem heraufwankte. Der König aber, schon entfernt, in Seiner Herzensgüte fühlend, und noch lebhaft Sich erinnernd, daß die Thränen dieses armen Weibes Sein königliches Wohlwollen anflehten, und Er sie nicht getrocknet habe, rief bald darauf einen in der Nähe Wache stehenden Gensdarm, mit dem Befehle: daß, wenn er das alte Weib noch in der Residenz treffe, er es halten und warten lassen, und es Ihm sogleich melden solle.

Der Gensdarm sprang mit großer Theilnahme die letzten Treppen hinab, und erreichte die Alte noch glücklich. Diese, erschrocken, und fürchtend, gar verhaftet zu werden, wurde bald durch die freundliche Mittheilung wieder ermuntert. Der Gensdarm brachte dann von Seiner Majestät dem König der Alten ein Geschenk von achtzehn Kronenthalern, mit dem Bemerken: Namen und Wohnort anzuzeigen. Wie glücklich sie nun jene Hallen verließ, und wie dankbar sie ihrer Hütte zueilte, und wie herzlich sie den königlichen Wohlthäter segnete, beschreiben Worte nicht.—

---

280. Die angebotene Theilung einer Geldsumme.

Zu den reinsten Freuden des edeln Mannes und Priesters, des Reichsfreiherrn Carl Theodor von Dalberg, der zuerst Kurfürst Reichs-Erzkanzler, dann Fürst Primas des Rheinbundes, und endlich Erzbischof von Regensburg gewesen, gehörte es, wohlzuthun, wo und wie er es nur vermochte. Seine Wohlthätigkeit war um so reicher und umfassender, je weniger er selbst bedurfte; sie wurde aber auch von allen Seiten und in einem Maße in Anspruch genommen, daß sie oft das reichere Maß seiner Liebe und Barmherzigkeit überschritt, und es kamen Fälle in seinem Leben vor, wo er, mit einer Thräne im Auge, bekennen mußte, er sei so arm wie Die, welche Hilfe bei ihm suchten, und das war volle, runde, reine Wahrheit. Eine Scene dieser Art sollen die nachfolgenden Zeilen erzählen.

Einst wendete sich eine Familienmutter an Dalberg um eine Beihilfe. Die Familie war eine angesehene, einst sehr bemittelte, aber die Zeitverhältnisse und ihre Ungunst, Verluste bedeutender Art und andere Unglücksfälle hatten sie in ihrem Vermögen so weit zurückgebracht, daß sie fremder Hilfe bedurfte. An Wen konnte sie sich vertrauensvoller, der Verschwiegenheit sicherer wenden, als an den edeln Dalberg, dessen Wohlthätigkeit bekannt war? Es war nicht eigentlich ein Almosen, welches die Frau wollte. Die Familie bedurfte eines Kapitals von siebenhundert Gulden, um der Schmach einer Klage und der Pfändung zu entgehen. Sie hielt an dem letzten Faden eines ihr entrissenen Ansehens in der bürgerlichen Gesellschaft. Sie trat voll Hoffnung bei ihm ein und sprach vertrauensvoll ihre Bitte aus.

Dalberg blickte sie traurig an. „Wie gerne," sagte er „wollte und würde ich noch helfen, wenn ich könnte. Aber jetzt ist es beim besten Willen unmöglich. In sechs Wochen wird wieder Geld in meine Hände kommen, dann rechnen Sie auf mich!"

Die bitter getäuschte Frau erbleichte, nicht aus Schrecken allein: es war ihr unglaublich, daß der Fürstbischof mittellos sein sollte. Sie gab dem Zweifel an Dalberg's gutem Willen Raum und hielt es für eine jener Ausreden, hinter die leider! so oft im Leben sich das Nichtwollen verschanzt. Dieses Gefühl konnte sie nicht ganz unterdrücken und sagte etwas scharf betont: „„Kann einem so hohen Fürsten es je an Mitteln fehlen, in der drückenden Noth einer schuldlos gebeugten Familie zu helfen?""

Gelassen, ruhig, aber schmerzlich berührt durch den durchleuchtenden Zweifel an seinem Herzen und Willen, nahm Dalberg die Frau an der Hand und führte sie zu seinem Pulte. Er schloß

schweigend seine Kasse auf und sagte sanft: „Kommen Sie, wir theilen Alles was ich habe!“ Er nahm daher Alles heraus, was die Kasse enthielt und — es waren siebenundvierzig Gulden! Er theilte die Summe und sagte, indem ein schmerzliches Lächeln um seinen Mund schwebte: „Nehmen Sie die Hälfte, die andere mag meine Bedürfnisse decken; dieselben sind geringe, und ich bescheide mich gerne, um Ihnen wenigstens Etwas geben zu können!“ Mit tiefer Scham und inniger Rührung ergriff die Frau seine Hand, bat ihm ihr Mißtrauen ab und kniete vor ihm nieder, indem sie um seinen Segen bat, den er gerne ertheilte. Sie nahm die Hälfte nicht und ging weinend weg. — Als die sechs Wochen, von denen Dalberg gesprochen, um waren, sandte er der Familie die siebenhundert Gulden mit innerer Genugthuung, obwohl er kaum eine solche Summe zu entbehren hatte. —

281. Der vermuthete Diebstahl.

Als Papst Pius IX. noch Bischof zu Imola war, wurde ihm von seiner theuren Mutter ein kostbares Service, welches aus goldenem Löffel, goldenem Messer und Gabel bestand, verehrt und er hielt dieses Geschenk so hoch, daß er dasselbe höchst selten im Jahre gebrauchte. Bei einer außerordentlichen Gelegenheit aber, wo mehrere vornehme Gäste zu Tisch geladen waren, befahl der Bischof, ihm das Service seiner Mutter vorzulegen. Solches geschah. Die geladenen Gäste fanden sich nach und nach in dem Empfangssalon ein, wo sie vom Bischof auf's Freundlichste unterhalten wurden. Auf einmal wurde aber derselbe aus dem Salon gerufen, da ihn ein gewisser Herr sprechen wollte. Der Bischof ließ Niemanden abweisen und gab darum auch diesem Herrn Gehör. Derselbe brachte eine Bitte vor und sagte: „Hochwürdigster Herr Bischof! Sie selbst wissen, daß ich vor einigen Jahren noch unter die ersten Bürger in unserer Stadt gezählt wurde, aber durch ein Mißgeschick in dem Handelsgeschäft so weit zurückkam, daß ich aus Liebe zu meiner Familie, um dieselbe spärlich ernähren zu können, Handlungsdiener werden mußte. Jetzt aber hätte ich Aussichten, wieder in den Besitz meines früheren Vermögens zu gelangen, wenn mir augenblicklich eine gewisse Summe vorgestreckt würde; ich habe schon an mehreren Häusern angeklopft, wurde aber überall abgewiesen; wenn Sie mir nicht helfen, ist mein ganzes Glück für immer dahin!“ Der Bischof erwiederte sehr freundlich: „„Mein Theurer! Es ist zwar nicht schön, daß ich es sagen muß, aber es ist die Wahrheit: ich habe in meiner Kasse gegenwärtig keinen Scudo, aber da Sie in so dringender Noth sind, so muß geholfen werden.““ Der Bischof lief in den menschenleeren

Speisesaal und nahm das goldene Service, wickelte dasselbe ein und übergab es dem Manne mit den Worten: „„Gehen Sie in ein Pfandhaus, nehmen Sie einen Pfandschein auf einen Monat, denn ich glaube, während dieser Zeit werde ich Alles auslösen können, und sie werden die nöthige Summe erhalten."" Der Kaufmann verabschiedete sich und vollzog freudig den Befehl des Bischofs. Derselbe ging zu seinen Gästen zurück und vergaß gänzlich dieses Vorfalls. Die gewöhnliche Zeit zur Tafel zu gehen war vorüber. Der Bischof hatte noch ein wenig Geduld, indem er glaubte, daß die Dienerschaft etwas mehr Zeit für mehrere Gäste brauchte, um die Vorbereitungen zu treffen, als gewöhnlich. Als es aber zu lange dauerte, zog er die Glocke, um von der Dienerschaft zu erfahren, was eine so lange Zögerung bedeuten solle. Die ganze Dienerschaft erschien, sich zu den Füßen des Bischofs werfend und wie aus Einem Munde rufend: „„Herr Bischof, ich bin es nicht, ich habe keine so schändliche That begangen und es ist doch von Jemanden im Hause geschehen, denn kein fremder Mensch ist dorthin gekommen!"" — Der Bischof konnte sich diesen Auftritt gar nicht erklären. Endlich fragte er, was denn vorgefallen sei? Alle riefen: „„Ihr goldenes Service ist gestohlen und wir werden nicht eher von dem Platze weichen, bis der Dieb entdeckt sein wird."" — Jetzt lächelte der Bischof und sprach: „„O mein Gott! dieser Dieb bin ich selbst. Leget nur mein gewöhnliches Service vor und besorget schnell den Tisch."" Freudig war nun wieder das ganze Haus und die Gäste riefen scherzend aus: „Heute zum Erstenmal ist es eine Ehrensache geworden, an der Tafel eines Diebes zu speisen!" —

Dem Kaufmann glückte sein Unternehmen und er wurde durch die geliehene Summe ein reicher Mann. Dieser Kaufmann aber vergaß der erzeigten Wohlthat nicht, sondern er wurde ein großer Gutthäter der Bedrängten und ein Vater der Armen. —

---

282. Edelmuth eines Galeeren-Sträflings

Ein schöner, großer und in gleichem Maaß auch starker Mensch war des Lebens im Bagno (so berichtet ein französisches Journal im Jahre 1850) herzlich müde, und doch hatte er noch manches liebe, lange Jahr in Jammer und Qual darin zu verleben. Da gelingt es ihm, die Wachsamkeit der hundertäugigen Wächter zu täuschen; er entwischt. Jetzt ist er auf freiem, offenem Felde, schwelgt im warmen Sonnenstrahl und bewegt sich ungehindert im weiten, großen Weltraum. Der Bagno liegt schon weit hinter ihm; ja, er ist gerettet.

Da steht er plötzlich vor einem kleinen Pächterhause; er will eintreten, will um ein Stück Brod bitten, oder falls man ihm dasselbe verweigert — es stehlen. Er bleibt aber stehen, als er einen alten Landmann gewahrt, der, umgeben von Weib und Kindern, seine heißen Thränen weint.

„Was fehlt euch?“ fragte der Galeeren-Sträfling.

„„Ach, man will Alles, was ich an Hausgeräth besitze, mir verkaufen, weil ich meinen Pachtzins nicht bezahlen kann! Es fehlen mir noch vierzig Francs!““

„Ihr müßt sie borgen oder sie . . .“ Der Sträfling spricht das Wort nicht aus, denn er gewahrt, wie sein Gedanke in einem besseren Gefühle schmilzt; er ist innig bewegt.

„„Ich habe überall, aber immer vergeblich angeklopft; Niemand will mir auch nur einen Heller leihen! Ich bin zu Grunde gerichtet, bin verloren! O mein armes Weib, meine armen Kinder!““

Und es begann die ganze Familie zu schluchzen und zu weinen.

„Nun, gebt euch zufrieden!“ sagte der Sträfling. „Ihr wißt ja, daß wer einen entsprungenen Galeeren-Sträfling zurückbringt, fünfzig Francs Belohnung erhält. Seht mich einmal an, ich — bin ein solcher Sträfling. Hier, rasch! legt mir einen Strick um die Hüfte und führt mich in's Bagno!

Wer vermöchte das Erstaunen des Landmannes bei diesen eben so unerhört wie erhaben klingenden Worten zu schildern! Verstummt steht er da, er will und kann es nicht glauben. Dann endlich bricht er das Schweigen mit der Bemerkung: „„Zugegeben, die Sache sei wahr: wer wird denn mir Glauben schenken, daß ich, der kleine schwächliche Mensch, Euch, den baumstarken Mann, den Riesen, sollte gefangen genommen haben, wenn ich Euch in's Bagno zurückführte!““

Aber des Sträflings Herz ist nun einmal besseren Gefühlen erschlossen; es ist wie von allen Schlacken gereinigt und Gott verleiht ihm die Kraft, nicht zu wanken. Noch einmal sagt er der süßen Freiheit Lebewohl und geht — geht mit Lammesgeduld zurück zum Bagno.

Als er dort wieder eintritt, erhebt sich unter dem Schwarme der Sträflinge ein tausendfacher Ruf des Erstaunens.

Man zahlt dem Landmanne die fünfzig Francs Belohnung und bestürmt ihn mit Fragen: wie es ihm, dem so schwächlichen Menschen, gelungen sei, sich des so großen und kräftigen Mannes zu bemächtigen, den er da, wie einen gelehrigen Hund, wie am Leitseil herbeigeführt. Als der Landmann versichert, wie er diesen Fang bewerkstelligte, entläßt man ihn, und erzählt dem Ober-Aufseher des

Bagno diese Geschichte. Dieser läßt den Sträfling zu sich kommen und bringt ihn nach langem Hin- und Herfragen dahin, daß er die Wahrheit gesteht.

Noch mehr überrascht, da er diesen einfachen Bericht hört, als er es schon durch die Habhaftwerdung seines Gefangenen gewesen war, schreibt der Ober-Aufseher mit bewegtem Herzen an den Justiz-Minister und bittet ihn, die Strafe des edlen Galeeren-Sträflings zu mildern.

Der Brief gelangte zu Paris an, und der Minister selbst hat die wahrhaft bewundernswerthe Geschichte erzählt. Alles ließ vermuthen, jener Sträfling, der sich durch eine solche Handlung der lautersten Menschenliebe wieder einen Platz in der menschlichen Gesellschaft erobert hat, müßte von der obersten Staatsbehörde vollständig begnadigt werden. — Und es geschah auch. —

---

283. Das Oster-Ei.

Ein Pfarrer aus der Umgegend von Paris bat vor einiger Zeit (1855) den berühmten Komiker Levassor, mit seinem ausgezeichneten Talente zur Verherrlichung eines Festes beizutragen, das zu einem wohlthätigen Zwecke gegeben werden sollte.

Mit Vergnügen ging Levassor auf die Einladung des frommen Pfarrers ein, und es brauchte nur sein Name auf dem Programme zu stehen, um dem Unternehmen einen glänzenden Erfolg zu sichern.

Der Pfarrer wollte für die freundliche Mitwirkung des Künstlers seine Dankbarkeit bezeigen; er nahm daher zehn Goldstücke aus seiner eigenen Kasse und steckte sie mit freiem Zartgefühl in ein reich verziertes Oster-Ei, um sie so an Levassor gelangen zu lassen.

Als Levassor die Goldstücke fand, schrieb er dem Pfarrer ein Billet des Inhalts: „Herr Abbé! Welche liebevolle Freundlichkeit erweisen Sie mir! Sie wissen also, daß ich die Eier liebe, und haben mir ein so schönes überschickt. Meinen herzlichen Dank! Nur Eins wissen Sie nicht, und sie werden mir erlauben, daß ich Sie davon in Kenntniß setze: Ich pflege nur das Weiße des Eies zu essen; das Ei-Gelb schenke ich den Armen.“

Diesem Billet schloß er die zehn Goldstücke wieder bei und der Pfarrer war nicht wenig erfreut, die Ernte des veranstalteten Festes durch den Edelmuth des Künstlers noch um diesen Betrag erhöht zu sehen. —

---

284. Das Sechster-Almosen.

(Aus: Dürkheim in der Rheinpfalz von H. Mayer.)

Nur Eine, aber reiche und sehr wohlthätige Stiftung besteht zu Dürkheim schon Jahrhunderte hindurch, das sogenannte „Sechster-Almosen," von seinen sechs Verwaltern so genannt.

Seinen Ursprung verdankt es einem gebornen Dürkheimer, Valentin Ostertag, der zwar der Sohn armer Eltern gewesen und in der Jugend die Gänse hütete, aber auch wegen seiner Talente hilfreiche Gönner fand, die ihn unterstützten, so daß er studiren konnte, Dr. juris und Kaiserlicher Reichs-Fiskal wurde und als solcher in Wien starb. — Aus Dankbarkeit bestimmte er und seine Frau, Margaretha Pfrem, in verschiedenen Schenkungen von den Jahren 1509, 1511, 1521 und 1529 ein Kapital von 2000 Goldgulden nebst seiner Bibliothek, um — theils drei ehrsamen und rechtschaffenen Braut-Paaren aus Dürkheim eine Aussteuer (à 60 fl.) zu geben, theils Studirende mit Stipendien (120 fl. auf drei Jahre) zu unterstützen, theils Geld und Brod an würdige und fromme Arme und an alle Kinder Dürkheims zu vertheilen. Letzteres geschieht jährlich am Sanct Valentins-Tag (14. Februar), welchen die ganze Jugend in der Kirche zur Erinnerung an die edlen Stifter festlich begeht. An diesem Tage werden auch die Bestimmungen der Stiftung vollzogen; ebenso erhalten alle Lehrer und Kinder Wecke (jährlich gegen 1900) und die Armen Geld und Brod. — Das Kapital, dessen Zinsen zu diesen Ausgaben verwendet werden, ist im Laufe der Zeit durch verschiedene Menschenfreunde bedeutend vermehrt worden, und beläuft sich jetzt auf die Summe von 28,000 Gulden. —

285. Die Stiftung des Sanct Josephs-Spitales zu München.

Der fromme Herzog von Bayern Maximilian I. ist der Gründer des Sanct Josephs-Spitales zu München. Der Zweck desselben ist in dem am 30. Juni 1626 von dem frommen Wohlthäter selbst ausgefertigten Siftungs-Briefe näher bezeichnet.

Derselbe lautet nach seinem Inhalte:

„Nachdem der allmächtige Gott uns während unseres Lebens und unserer Regierung viele und mannichfache Gnaden, Gaben und Wohlthaten erwiesen hat und uns noch ohne Unterlaß ertheilt, wofür wir ihm billig demüthig und unaufhörlich Dank sagen müssen und auch zugleich befleißen, mit solchen zeitlichen Gütern, über welche wir

als Schaffner und Verwalter von Gott bestellt sind, uns einen ewigen himmlischen Schatz zu sammeln, wie er denn Selber gelehrt und versprochen hat — was man den lieben Armen um seinetwegen thue, das geschehe Ihm selbst und er werde dasselbe hundertfältig vergelten, ja das ewige Leben dafür geben: so haben wir uns entschlossen, Ihm zu gebührendem Lob und schuldigstem Dank für die empfangenen Gnaden und Wohlthaten, auch zur Ehre der heiligsten Jungfrau Maria und ihres geliebten Gesponses des heiligen Joseph und aller Auserwählten lieben Heiligen Gottes, auch zum Trost und Heil unserer Seele — ein Spital zu stiften für Einhundert arme kranke und bresthafte Menschen, sowohl Weibs- als Manns-Personen, welche so elend und krank sind, daß sie entweder gar nicht, oder doch schwerlich mögen geheilt werden und welche anderwärts keine Hilfe oder Mittel haben, sich heilen zu lassen und in ihrer Schwachheit selbst nicht einmal Almosen suchen können und deßhalb ohne Labung verderben müßten.

Dieses Spital stiften wir denn für ewige Zeiten zu Ehren des heiligen Joseph unter seinem Namen und Schutz in München mit den nöthigen Krankenwärtern; es soll eingerichtet werden für Einhundert Personen, die mit solchen unheilsamen schweren innerlichen oder äußerlichen Krankheiten behaftet sind, daß sie im Spital zu St. Elisabeth oder in anderen Spitälern entweder gar nicht oder schwerlich zu heilen sind und nicht die Mittel haben, ihr Leben zu fristen. Aufnahme finden nur die Einwohner Münchens und insbesondere Diejenigen, die im fürstlichen Hofdienste stehen, dann auch andere Landeskinder, die vor den ausländischen sollen bedacht und aufgenommen werden. — Wenn sich in der Folge das Stiftungs-Kapital vermehrt, so mögen nach dem Verhältnisse des Wachsthums desselben auch mehrere Kranken aufgenommen werden als Anfangs bestimmt wurde. Und dieses Einkommen soll nur immer zu diesem Zwecke verwendet und der Ueberschuß nicht etwa auf Zinsen gelegt werden, damit immer so viel Arme als möglich sich dieser Wohlthat erfreuen können. Nur wenn weniger Personen als Hundert zur Aufnahme gefunden werden, soll die in demselben Jahr ersparte Summe angelegt und damit das Stiftungs-Kapital vermehrt werden, damit man in Zukunft desto mehr Arme einnehmen und dieselben mit Speise und Trank desto besser halten könne.

Im Spital sollen wohnen die nöthigen Wärter und Wärterinnen, ein geschickter Arzt für innerliche Krankheiten und ein erfahrener Wundarzt, die bei der Behandlung der Armen auch gebührendes Mitleiden haben.

Für die geistliche Arznei aber sollen zwei Priester sorgen, die

täglich das Opfer der heiligen Messe im Spital halten und den Armen beistehen mit geistlichem Zuspruch, Trost und Beichthören, auch alle Sonntage predigen und überhaupt nichts unterlassen, was denselben zu geistlichem Trost und Nutzen gereichen mag. Deßwegen sollen nur solche Priester aufgenommen werden, welche eines musterhaften Lebenswandels und in Lehre und Unterweisung besonders geschickt sind. Welcher Priester seiner Pflicht nicht nachkommt, soll sogleich von dem Fürsten entlassen und ein Anderer gesetzt werden.

Auch soll ein fleißiger und gewissenhafter gottesfürchtiger Haushalter oder Pfleger im Spital wohnen und die Hauswirthschaft führen, alle Nothdurft ins Haus schaffen und für die Armen mit gutem Essen und Trinken und mit Arzneien sorgen, auch über Einnehmen und Ausgaben Rechnung halten und leisten und sich den Armen mild erzeigen. Die Besoldung dieses Pflegers kann nach Umständen verbessert oder verändert werden.

Die Ober-Aufsicht über das Spital sollen zwei Männer führen, die von dem Fürsten eigens dazu bestimmt werden; und damit sich dieselbe der Sorge und Pflege des Spitals und der armen Menschen desto eifriger und unverdrossener angelegen sein lassen, soll jeder von ihnen alljährlich Hundert Gulden erhalten." — —

Diese Stiftung ließ Maximilian I. sogleich vollziehen, kaufte dazu ein Haus mit einem Garten, richtete dasselbe zur Aufnahme der Kranken ein mit Bettgewand, Küchengeschirr und allem Hausgeräth, und wies als ewiges Einkommen alljährlich dreizehn Tausend Gulden an von dem gewährten Zweihundert und sechzig Tausend Gulden Stiftungs-Kapital. —

Bald wuchs das Stammgut zum besten Gedeihen durch zahlreiche fromme Gaben und Stiftungen anderer Personen. —

286. Die Abtei Siegburg.

Der heilige Anno, Erzbischof von Köln, pflegte während der Nacht die einzelnen Kirchen Kölns zu besuchen, um dort in der Stille der Betrachtung und dem Gebete obzuliegen.

Als er nun einst zur Kirche des heiligen Martinus kam und dort die Mönche in den Nachtstunden singen hörte, sagte er zu einem vertrauten Priester, der ihn begleitete: „Erfüllt dein Herz nicht auch Betrübniß darüber, daß, während in Köln Alles schläft, diese allein Gott den ihm gebührenden Dank erweisen? Mich wenigstens betrübt es sehr, daß ich bis jetzt noch immer unnütz und nicht als Wohlthäter für die Mönche gelebt habe!" Darauf schlug er an seine Brust, hob seine Augen zum Himmel empor und betete: „Ich bitte

dich, Herr des Lebens und des Todes, höchster Vater! ich bitte dich — lasse mich noch so lange leben, bis ich dir wahrhaft gedient und für den Ordensstand etwas Erhebliches ausgeführt habe!" — Am frühen Morgen begab er sich zur St. Peterskirche, dem Dome, und betete dort in der Krypta seine Tagzeiten. — Siehe! plötzlich trat ein Greis vor ihn und sprach zu ihm folgende Worte: „„Zögere nicht, ehrwürdiger Kirchenfürst! und baue dir eine Grabstätte auf jenem Berge, der von dem dort vorbei gleitenden Flusse den Namen „Siegberg"' erhalten hat."" — Die Umstehenden belächelten den Greis und wiesen ihn zurück; Anno aber blieb von nun an immer darauf bedacht, dieser feierlichen Aufforderung recht bald nachzukommen.

Die Ausführung dieser Absicht wurde nun auch noch durch einige Vorzeichen beschleunigt. — Ungefähr eine Meile von Siegburg entfernt liegt ein Dorf, Stieldorf genannt. Als nun eines Tages die Bewohner desselben zur Kirche gingen und nach dem Siegberge hin ihre Blicke richteten, sahen sie über dem Gipfel desselben ein Kreuz schweben, das einen großen Glanz verbreitete und woraus sie erkannten, daß dort der Triumph des Kreuzes einst werde gefeiert werden. — Zu derselben Zeit erblickten zwei Pilger, die bei Bonn (damals Verona genannt) übernachteten, im Traum eine Leiter, welche vom Gipfel des Siegberges bis zum Himmel reichte und auf welcher Lämmer von blendend weißer Wolle aufstiegen. —

Diese Visionen förderten das Werk; eifrigst wurde an demselben gearbeitet und am 22. September 1066 die Kirche zu Ehren des heiligen Michael, der himmlischen Heerschaaren und unter dem Schutze des heiligen Mauritius und seiner Martyrer-Schaar eingeweiht. — Als Sanct Anno den Altar zu Ehren des heiligen Kreuzes weihte und in denselben die ehrwürdigen Reliquien legte, erschien ein Licht vom Himmel und verschwand im Altare. — Nachdem er aber die Kapelle des heiligen Martinus, die gegen Norden liegt, geweiht und an dem Altar das hochheilige Meßopfer darbrachte, erschien ein himmlisches Feuer und ließ sich in den Kelch nieder. Erschrocken wußte der Erzbischof nicht, was er beginnen solle; doch zuletzt sich fassend, setzte er die Feier des hochheiligen Meßopfers fort, überzeugt, daß der liebe Gott gnädiglich sein Werk angenommen. —

Hierauf wurden die übrigen Gebäude vollendet und die Abtei mit vielen Landgütern beschenkt. Sie wurde mit Mönchen aus dem Kloster St. Maximin besetzt und der seitherige Klostervorstand zu Gladbach, der heilige Wolphelmus, ihr zum Oberen gegeben. —

287. Das Kloster Ettal.

Die Volkssage über die Entstehung des Klosters Ettal in Bayern erzählt:

Als Ludwig der Bayer im Jahre 1327 nach Italien zog und sich in Mailand mit der eisernen Krone der Lombarden schmückte, darauf in Rom mit der kaiserlichen Krone gekrönt ward und sein Aufenthalt länger in der Stadt währte, als er gedacht, und die Unterhaltung des treuen deutschen Heeres, das ihn begleitete, und die großen Gaben, welche er da und dort spenden mußte, seinen Schatz geleert hatten: da gerieth er wegen des nöthigen Geldes zum Heimzug über die Alpen in große Verlegenheit.

Er wußte kein Mittel zu ersinnen, sich aus der großen Noth zu helfen. Deßhalb begab er sich in eine Kapelle, die zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria geweiht war, und suchte Hilfe im Gebet zu ihrer Fürsprache bei Gott. — Und während er noch betete, trat ein in Mönchshabit gekleideter Mann zu ihm, redete ihn an, und versprach ihm Hilfe und Beistand, wenn er seinem Rathe folgen wolle, und fuhr dann fort: „Du hast in deinem Bayerlande einen Ort „„Ampferang““ genannt. Diesen gelobe dem Herrn und errichte dort der himmlischen Jungfrau Maria zu Ehren ein Kloster.“ Als der Kaiser erwiederte: „„Ein Ort dieses Namens ist mir nicht bekannt; aber ich will thun, was du verlangst!““ versetzte der Mönch: „Der Ort wird dir gezeigt werden, sobald du an die Grenzen deines Landes kommst.“ Darauf gab er dem Kaiser ein schönes, vom reinsten Alabaster verfertigtes Bildniß der gebenedeiten Mutter des Herrn, und fuhr fort: „Bald wird ein Graf zu dir kommen, dem bestätige seine Grafschaft und er wird dir so viel Geld geben, als du bedarfst.“ — Nach diesen Worten verschwand er aus den Augen Ludwigs. — Alsobald aber trat ein Mann zu diesem und bot ihm mehr Geldes, als er nöthig hatte. Der Kaiser bewilligte ihm sein Begehren und kehrte, aus großen Gefahren gerettet, nach Bayern zurück. —

Bei seinem Eintritt in die Heimath begegnete ihm ein Jäger, der ihm — auf seine Frage — die Beschaffenheit und Lage des Ortes Ampferang anzeigte; es war ein wilder, unwegsamer Wald im Gebirge. Der Kaiser aber gedachte seines Versprechens und sann, das Gelübde zu erfüllen. — Oft weilte er dort, von den Sorgen seines Herrscheramtes oder von den Mühen der Jagd ausruhend.

Am 28. April des Jahres 1330 wurde der Grundstein zu dem Kloster zu „Ettal““ gelegt, und im Jahre 1332 erhob es sich in seiner Vollendung, „daß da Gott dem Herrn löblich und andächtig

gedient, der Kaiser selbst und alle seine Ahnen und Nachkommen und auch alle Christenheit an Seele und an Leib gegen Gott getröstet würden.“ —

288. Das Kloster Hirschau.

Im Jahre 645 lebte eine reiche fromme Wittwe aus dem Geschlechte der Edelknechte von Kalw, Namens Helizena; sie betete alle Tage zu Gott, weil er ihr keine Kinder beschert hatte, ihr doch zu offenbaren: wie sie ihre Güter auf eine ihm wohlgefällige Weise verwenden sollte.

Da schien es ihr einst bei Nacht, als ob sie eine Stimme hörte, die ihr zurief: „Helizena, gieb Acht! dein Gebet ist erhört worden. Und dessen zum gewissen Zeichen, sieh' hier dieses ebene Feld, auf welchem drei Fichtenbäume stehen, die aus Einem Stamme gewachsen sind. Da sollst du zur Ehre Gottes eine Kirche bauen!“

Als sie vom Schlaf erwachte, wußte sie sich Dessen, was sie gesehen und gehört, noch wohl zu erinnern, als ob sie gewacht hätte, und sah gleichsam Alles klar vor Augen, obschon sie vordem niemals zu der ihr geoffenbarten Stätte gekommen war. Doch sagte sie von der ganzen Sache keinem Menschen etwas, sondern legte am andern Morgen, als es Tag geworden, ein kostbares Feierkleid an, und ging in Begleitung von zwei Dienern und einer Magd ins Freie, als wenn sie spazieren gehen wollte, und wandte sich in ein Thal hinab, ihren Gütern zu; darnach stieg sie auf einen hohen Berg. Auf diesem erblickte sie die Ebene, die ihr im Schlaf erschienen war. Sogleich eilte sie dieser Gegend zu und fand auf dem anmuthigen flachen Felde — drei schöne Fichten auf **Einem** Stamme. Da fiel sie nieder auf ihr Angesicht und weinte herzlich vor großer Freude, und legte ihr Kleid zu den Bäumen hin, um damit anzuzeigen: daß sie an diesem Orte zur Ehre Gottes all ihr Vermögen anlegen wolle. —

In drei Jahren war auch die Kirche glücklich vollendet; jedoch ehe sie eingeweiht werden konnte, starb Helizena und wurde zu Tübingen begraben. —

Dieser erste Bau wurde bei der alten Mühle, auf der rechten Seite der Nagold, angelegt. — Dann wurde, nach der gewöhnlichen Angabe, um das Jahr 830 durch Erlafried von Kalw die alte byzantinische Kirche erbaut. — Endlich, weil das Wasser oft Schaden anrichtete, verlegte man im Jahre 1083 das ganze Kloster auf einen Hügel des gegenüberliegenden Thales. —

289. Das Benediktiner-Kloster in Aschaffenburg.

(Aus: Sagen des Spessarts von Adalbert von Herrlein.)

Die Römer hatten bald nach Christi Geburt ihre Vorposten bis in die Mitte des Spessarts, der ihnen ein Theil des großen hercynischen Waldes war, vorgeschoben; zu Aschaffenburg stand eines ihrer Kastelle. Im vierten und fünften Jahrhunderte wurden sie von dem rechten Rheinufer verdrängt, Hunnen, Vandalen, Franken, Alemannen und andere Völker besetzten die Gegend und vertilgten mit der Römer-Herrschaft auch die Blüthe des Landes. Ihre stolzen Vesten wurden zertrümmert, ewiger Hader und Kampf unter den Franken und Alemannen lichtete die Bevölkerung, daß nur wenige Familien übrig blieben — und der Wald wucherte auf's Neue, wo früher reiche Ernten gereift waren.

Auch zu Aschaffenburg waren das Kastell und die Ansiedelungen der Römer zerstört worden. Im achten Jahrhunderte stand an der Stelle der Stadt nur ein halbzerstörter kleiner Dianentempel und die Rabensburg oder Ravensburg mit einigen unter ihrem Schutze errichteten Hütten. Die Burg war aus den Trümmern eines Römerwerkes, das unfern des Kastells, jedoch durch eine tiefe Schlucht davon getrennt, lag, erbaut worden und hatte ihren Namen von den vielen Raben, welche die Ruinen bevölkerten.

Der heilige Bonifacius, der allen deutschen Volksstämmen das Evangelium verkündete, kam auch nach Aschaffenburg. Er ließ den römischen Dianentempel auf dem Badberge, wo jetzt das Stadtgerichtsgebäude steht, herrichten und weihte ihn zu einer christlichen Kirche, der ersten in Aschaffenburg. Sie wurde dem heiligen Martinus gewidmet, deßhalb führt auch heute noch die Stadt den heiligen Martinus mit dem bischöflichen Ornate angethan in ihrem Siegel.

Ein Bild der Göttin Diana aus geschlagenem Kupfer, welches sich in dem Dianentempel gefunden hatte, wurde später auf den Thurm zwischen den Thoren versetzt, der davon den Namen „Dinges-Thurm" erhielt.

Die Sanct Martins-Kapelle, arm wie sie war, hatte keinen eigenen Geistlichen. In dem Felsen, worauf der Pavillon im schönen Thale steht, befand sich damals gegen den Main zu eine Grotte, welche nun zugemauert ist; dort wohnte ein frommer Einsiedler, der die priesterlichen Weihen empfangen hatte und den Gottesdienst in der Sanct Martins-Kapelle versah. Die Kapelle, wenn auch baufällig, bestand bis zum Jahre 1770, wo sie in einen Pferdestall umgewandelt wurde; aber die Pferde, welche man in den neuen Stall eingestellt hatte, schlugen und tobten dergestalt, daß sie zu Grunde

gingen — und es gab in dem Stalle keine Ruhe, bis der Kanonikus, dem die Benutzung des Stalles zustand, in der Stiftskirche den Sanct Martinsaltar gestiftet hatte. — Dieser Altar stand bis zum Jahre 1813, wo er abgebrochen wurde, um Platz für das Denkmal des Kurfürsten Friedrich Carl Joseph zu gewinnen. —

Carl der Große weilte gern an den Ufern des Maines, an dem seine Burgen und Paläste, seine Meierhöfe, seine Jagdschlösser lagen. Auch die Ravensburg diente dem Kaiser und seinem Jagdgefolge zur Wohnung, wenn er sich durch die Jagd im Spessart von seinen schweren Regierungssorgen erholen wollte, und der Kaiser liebte den Spessart sehr, und nannte ihn darum vorzugsweise „seinen Wald." Der Spessart erstreckte sich damals bis an die Mauern der Sanct Martins-Kapelle und der Ravensburg.

Bei einer dieser Jagden im Spessart war der Kaiser von seinem Gefolge abgekommen; nur ein Knappe war in seiner Nähe. Je mehr sie sich Mühe gaben, zu einem der kaiserlichen Jagdschlösser zu gelangen oder das Gefolge aufzufinden, desto mehr wurden sie irre; die Nacht brach herein und der Kaiser mußte sich entschließen, sie im Forste zuzubringen. Die Verirrten banden ihre Rosse an zwei Lindenbäume und streckten sich unter ihr Blätterdach, der Kaiser that aber das Gelübde, daß er da, wo ihm der erste Mensch begegnen würde, ein Kloster stiften wolle. Dann schlief er ruhig ein. Bei dem ersten Strahl der Sonne wurde er durch die Schläge einer Axt geweckt; ganz in seiner Nähe war ein Mann mit Holzfällen beschäftigt. Der Kaiser, der sich tief im Spessart glaubte, hatte nur einige hundert Schritte von der Ravensburg übernachtet.

An jener Stelle nun baute der Kaiser, der kurz vorher das Benediktiner-Kloster zu Neustadt am Maine gestiftet hatte, gleichfalls ein Benediktiner-Kloster und Aschaffenburg hatte nun einen geregelten Gottesdienst, der die erste Veranlassung zur Vergrößerung der Stadt gab. Der Kreuzgang des neuen Klosters wurde um die Lindenbäume geführt, die dem Kaiser und seinem Knappen Schutz gewährt hatten. Im Verlaufe der Zeit starben die Bäume ab; es wurden aber immer neue nachgepflanzt, auch dann noch, als das Benediktiner-Kloster längst in das Collegiatstift zu den heiligen Peter und Alexander umgewandelt war. Die letzten Bäume waren im Jahre 1574 gesetzt worden, wie dieses die Inschrift am Kreuzgange „Tiliae sunt pactae 1574" beweist. Der eine fiel im Jahre 1811, der andere im Jahre 1841 durch den Sturmwind. Jetzt streben dort wieder ein Paar junge Linden empor.

Der Holzhauer, dessen Axtschläge den Kaiser geweckt, ging auch

nicht leer aus. Carl schenkte ihm die Ravensburg und schlug ihn zum Ritter, und das Geschlecht der Edlen von Ravensburg blühte bis tief in das dreizehnte Jahrhundert. —

290. Das Kloster auf dem Berge Karmel.

(Aus: Die heiligen Stätten von Otto Georgi.)

Der schöne, vielgipflige Gebirgszug des Karmel, von Hunderten größerer und kleinerer Schluchten durchfurcht, ist nur eine kleine Tagreise von Nazareth entfernt und der Weg zu ihm führt längs der Hügelketten, welche nördlich die Ebene Jesreel einschließen, westlich, bis man den Kisonfluß erreicht, der von hier aus den nordwestlichen Zug des Gebirgsrückens begleitet, um bei Kaifa, wo der Karmel als höchstes Vorgebirge Syriens schroff in den Ocean hinaustritt, seine trüben Fluthen in das Mittelmeer zu ergießen. Ungleich den meisten Gebirgen Palästina's bedecken schöne Waldungen von Pinien und Eichen nebst einem unvergleichlichen Blumenflor, zwischen denen die Felsenmassen oft ernst und düster hervorschauen, die Abhänge und den Rücken dieses Berges, den seine alttestamentarischen Erinnerungen wie seine Geschicke seit der christlichen Aera zu einem der merkwürdigsten Punkte machen.

Auf ihm opferten die Baalspriester vergeblich, während das Feuer des Herrn das Opfer des Elias zündete; hier stand Elias, als er bei der erschrecklichen Dürre um Regen flehte und die Wolken dem Meere entsteigen sah (1. König. 18, 17—19 u. 42—45); auf dem Karmel war es, da die Sunamitin zu Elisa kam. — Den alten Griechen galt er als „heiliger Berg des Zeus," der Profanen unzugänglich sei, und in dem Tempel auf dem Gipfel suchte Pythagoras oft die Einsamkeit. — Dem Vespasian wurde, als er hier opferte, seine Erhebung zum Kaiser von dem Priester geweissagt.

Da erschien das Christenthum, und der heidnische Tempel mußte einer christlichen Kirche weichen, welche die heilige Helena auf diesem weitumherschauenden Punkte gründete. —

Zu den Zeiten der Kreuzzüge siedelten sich Barfüßer-Mönche auf dem Berge an, gründeten im Jahre 1180 ein Kloster bei der Kirche, wobei sie den heiligen Elias zum Schutzpatron nahmen und mit ihnen entstand der Orden der Karmeliter. Dieses älteste Karmeliterkloster, das von Sanct Basilius und seinen Nachfolgern geregelt worden, bestand nur aus etlichen Zellen und Brunnen, die in den harten Felsen gehauen waren. — Im Jahre 1217 versahen die Tempelherren den Berg mit einer Warte. Von dieser Zeit an führten

die Karmeliter dort ein Höhlen-Leben bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts, wo ein größeres Elias-Kloster gebaut wurde, dessen gesunde Luft und Räumlichkeit indeß zu seinem Untergange führte. Als nämlich Bonaparte im Jahre 1799 vor St. Jean d'Acre (Akka) lag, öffneten die Mönche ihre Räume den Verwundeten und Pestkranken. Bald aber stürmten die siegenden Türken den Berg Karmel herauf, vertrieben die Mönche, mordeten die französischen Pfleglinge und verwüsteten das ganze Kloster. — Der greise Mönch Fra Giovanni Battista, der von seinem Ordensgeneral hierher geschickt ward, um nach den Mitteln zum Wiederaufbau des Klosters zu forschen, fand nur einige Ruinen, und auch diese wurden noch vertilgt, da die türkische Regierung fürchtete, man könnte hier aus der Klosterruine eine christliche Veste machen. Battista verlor jedoch nicht den Muth. Er wußte sich im Jahre 1826 durch französischen Einfluß einen Großherrlichen Firman zu verschaffen, der einen Neubau des Kloster gestattete, und bald entwarf sein scharfsinniger Geist an Ort und Stelle den Bauplan. Er brauchte zur Ausführung dieses Bauplanes etwa 350,000 Francs, und um diese Summe herbeizubringen, durchzog er, um milde Beisteuern bittend, ganz Europa. Viele werden sich erinnern, den stattlichen Greis mit seinem langen Barte zu jener Zeit in dieser oder jener Stadt Europa's getroffen zu haben. Elfmal zog er vom Karmel nach dem Abendlande und eben so oft kehrte er reich beladen mit Unterstützungen wieder heim, bis endlich ein neues Kloster dastand. Es war ein mächtig schönes Gebäude geworden und kostete 500,000 Francs. Gleichwohl war Fra Battista nicht ganz befriedigt. Er wünschte dem Kloster noch ein anderes Gebäude anzuhängen und das Ganze durch eine Mauer vor den wilden Thieren zu schützen. Nochmals nahm er bittend zu dem Westen seine Zuflucht, und auch dieses Mal konnte er seinen Wunsch ausführen. Zwanzig Jahre eiserner Beharrlichkeit hatten diesen mehr als siebenzigjährigen Mönch sein Ziel erreichen lassen, denn Alles, was er angestrebt, stand vollendet da, und er konnte in dem schönen Kloster sein Leben ruhig beschließen. —

Schon von dem Seestädtchen Kaifa, wo sich auch ein armenisches Kloster befindet, erblickt man an dem in's Meer hinausragenden Abhange des Karmel das Obdach verheißende Kloster und trifft am Fuße des Berges einen Weg, der ziemlich bequem zu ihm hinaufführt, wobei man zur Linken die oft von Höhlen durchzogene Felswand, zur Rechten die prächtige Aussicht auf das blaue Mittelmeer, die Kisons-Mündung und auf das ferne Akka hat. Höhlen giebt es eine bedeutende Anzahl in den Felswänden, von denen seit alten Zeiten viele den Einsiedlern zur Zuflucht dienten. — In der soge-

nannten „Höhle der Ordensbrüder," welche einen Theil des frühesten Klosters bildete, sieht man noch über vierhundert abgesonderte Felsenzellen, deren jede ein Fenster nach Außen und eine aus dem Felsen gehauene Schlafstelle hat. — Eine andere Grotte, die sich durch ihre besondere Größe auszeichnet, liegt tiefer unten in harter Kalksteinwand, hat zwanzig Schritte Länge und fünfzehn Schritte Breite, mit ungewöhnlich starkem Wiederhall. Man bezeichnet sie als „Grotte des Elias," wo der Prophet seine Jünger versammelt und sie belehrt habe. Diese Grotte, wo ein Eremit eine ewige Lampe unterhält, ist ein von den Mohamedanern sehr verehrter Ort und beständig von christlichen und türkischen Wallfahrern besucht.

So einladend das neue Elias=Kloster schon von ferne erscheint, so überrascht findet sich doch der Pilger, wenn er in das Innere tritt. Die Einrichtung ist so heimathlich bequem und doch so großartig vornehm, daß es ein Fürstensitz scheint und sich jedem der neuern Klöster Deutschlands zum Beispiel an die Seite stellen kann, in Syrien aber nicht seines Gleichen findet. — Wenn dem Pater Battista der Ruhm gebührt, durch Unermüdlichkeit und Beharrlichkeit die Mittel zum Bau des Klosters herbeigeschafft zu haben; so gebührt dem Pater Matteo im Kloster die Ehre, diese Hilfsmittel, wie die Vergünstigungen, die Ibrahim Pascha den Vätern gewährte, so richtig und so klug angewendet zu haben, daß er diesen Wohlstand durch das Innere verbreiten und auch erhalten konnte. Ein Saal, wie in einer deutschen gefürsteten Abtei, Zimmer, die allen Ansprüchen auf Bequemlichkeit genügen, und eine Küche, welche die Producte, die das Meer und die fruchtbare Umgegend liefern, geschickt zu benutzen weiß, vermögen den Wanderer, gern einige Tage nach der oft sehr beschwerlichen Reise durch das heilige Land hier bei den Vätern Karmelitern auszuruhen.

Die Kirche des Klosters ist ein schönes einfaches Gebäude, deren Hauptschatz in den bildlichen Darstellungen im Innern besteht. Das Bild der heiligen Jungfrau am Altar ist eine sehr kunstreiche Holzschnitzerei. Einen außerordentlichen Kunstwerth aber hat die aus Holz gearbeitete Darstellung eines spanischen Meisters, welche sich in der Sacristei befindet. Es zeigt dieses Werk den Elias, wie er das Flammenschwert in seiner Rechten gegen den zu seinen Füßen liegenden Baalspriester kehrt. Besonders schön dargestellt ist der Ausdruck der beiden Gesichter; denn während das Antlitz des Propheten von edlem Zorne und göttlichem Eifer erglüht, bietet das des Andern nur die Züge der gemeinen Wuth und der Verzweiflung. — Eine kleine Kapelle befindet sich unter der Ebene der neuen Hauptkirche.

Die vortheilhafte Lage des Klosters in freier Höhe, 582 Fuß

über dem Meere, während sich der Gipfel des Berges mehr zurück noch bis zu 1500 Fuß erhebt; der kühle Luftstrom, der selbst im heißesten Sommer von den Höhen des Libanon und Antilibanon herüberkommt und mit dem Seewinde erfrischend wirkt, wie das schöne Grün der Umgebungen und das gute Wasser macht diese lateinische Pilgerherberge zu einem so gesunden Punkte, daß man selten, wenn auch ringsherum bösartige Krankheiten herrschen, von einer Erkrankung hier oben hört und die Kranken, die man von der sumpfigen Ebene heraufbringt, in der gesunden Luft bald wieder genesen. Hierzu kommt noch, daß die reiche Pflanzenwelt des Gebirgs den Mönchen Arzneimittel und Gewürze liefert, wie man sie nirgends besser finden kann.

Die Aussicht von der Plattform des Klosters ist zwar durch den Karmel selbst nach Südost und Ost beschränkt, gewährt aber dagegen einen weiten Blick über das Meer und die südlich sich hinziehenden Küstengegenden. Im Norden sind es vorzüglich die schöne Bai von Akka (St. Jean d'Acre, Ptolemais) mit dem Hafen und der Stadt, deren Gebäude, Moscheen und Minarets man bei heiterem Wetter deutlich erkennen kann, das dahinter sich gegen das Meer vorstreckende Vorgebirge, die Tyrische Leiter, und die nordöstlich mit ihren Schneegipfeln heraufsteigenden hohen Züge des Libanon und Antilibanon, die den Blick fesseln, indeß wir an der südlich laufenden Seeküste die Ruinen von Athlit und nach der Ebene von Cäsarea hin die von Tartura (Dor) erblicken. Besonders malerischen Anblick gewähren die Ruinen der Burg Athlit (Castellum peregrinorum) auf ihrem vorspringenden Meeresfelsen, welche für den Christen noch dadurch denkwürdig sind, daß dieses Castell nebst Tortosa die letzten Punkte waren, in denen sich im Jahre 1291 das Panier des Kreuzes gegen die Ungläubigen noch hielt, während Ptolemais schon längst gefallen war. —

Indem wir den Berg verlassen, besehen wir noch das ansehnliche Gebäude am Bergabhange, das den Karmelitern von dem duldsamen Ibrahim Pascha zu besserer Aufnahme der Pilger und zur Verpflegung Kranker geschenkt worden ist. —

---

291. Schreiben eines Vaters an seine Tochter.

(Aus der Zeitschrift: Sion.)

Der hier folgende Brief wurde von einem durch Geburt und Adel der Gesinnung ausgezeichneten Mann an seine Tochter zur Feier ihrer Einkleidung im Kloster zu D..... geschrieben:

„München, den 2. December 1842.

Meine innigst geliebte Tochter!

Deine liebe Schwester Maria, die ich eigens zu Deinem so feierlichen Tage sende, wird Dir dieß Schreiben behändigen und mündlich sagen, wie sehr ich bedauere, nicht persönlich Theil nehmen zu können: um Zeuge einer Feier zu sein, die Dein fester Entschluß, Dich für immer dem Dienste des Allmächtigen zu weihen, herbeiführt, und Dein heiliger frommer Beruf zu einer wahrhaft heiligen Handlung erhebt. Ich begleite Dich in Gedanken, innigst geliebtes Kind! bis an die Stufen des Altars, wo sich für Dich Zeit und Ewigkeit umarmen; und indem mein bester und kräftigster Segen Dir zu Theil wird, weihe ich dem Ewigen ein liebes Kind, das sich vom Stamm des väterlichen Herzens auf Erden losreißt, um auf ewig in die himmlische Erde versetzt zu werden, und dort fortzusprossen und Früchte und Blüthen nur dem himmlischen Vaterlande zu bringen. Der Allerbarmer, der Deinen Beruf leitete, der die unauslöschliche Sehnsucht, Ihm allein zu leben und zu sterben, Dir in's Herz flößte, wird Dich segnen, und Dir auch die Kraft geben, die schweren Pflichten zu erfüllen, und in einem Stande ganz glücklich zu sein, den unsere Zeit so wenig zu würdigen und zu beurtheilen weiß, wie ein Blindgeborener die Farbe. Ich liebe Dich, Ignatia Salesia, und preise Dich glücklich; ich danke Gott, daß er Dich zu seiner Braut erkor und werde am ..... bei einem feierlichen Gottesdienst Gott dafür danken und ihn um Heil und Segen für Dich anflehen im heißen Gebet. Zum Letztenmale drücke ich Dich als Kind der Welt in Gedanken an mein Herz, und mit Thränen der Rührung und Freude im Auge ringe ich mich von Dir los, und übergebe Dich dem von Dir heißgeliebten, Dich ewig beglückenden Bräutigam Jesus Christus, und rufe Dir schluchzend zu: „„Gehe, mein Kind, denn Du hast den besten Theil erkoren, und werfe Dich nieder vor Deinem Bräutigam, und flehe zu ihm um Gnade und Barmherzigkeit für Dich, Deinen alten grauen Vater, Deine Geschwister und alle Lieben und Theuren!““ Sei versichert, daß in dem feierlichen Augenblicke, wo Du Dich auf ewig mit dem lieben Gott vereinigst, ich mit freudeklopfendem Herzen im Geiste bei Dir bin, und ein dreimaliges „„Heil Dir, o Glückliche!““ zurufe. — Nun lebe wohl, heiß und innig geliebtes Kind, — Kind, das mich nie betrübte, auf welches ich wahrhaft stolz bin! Der Segen des allmächtigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes ruhe auf Dir jetzt und in Ewigkeit! Amen. Ich schließe, denn meine nassen Augen machen mir die Buchstaben verschwimmen. Lebe wohl!“ —

292—294. Fünfzehn Studenten als Klostergäste.

(Aus: Ludwig und Edeltrudis von F. J. Holzwarth.)

1. Fröhlich, wie es der Jugend eigen ist, zogen fünfzehn Studenten von Paris in die deutsche Heimath, Vakanz zu halten. Unter ihnen befand sich Otto.

Der fromme Markgraf von Oesterreich, der heilige Leopold, dessen Fest alljährlich am 15. Oktober begangen wird, und Agnes, seine Hausfrau, die Kaiserstochter, das Kind des unglückseligen Heinrich IV., die nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Friedrich's des Staufers, an Leopold vermählt worden, erwarteten mit elterlicher Sehnsucht ihren Otto. Er war erst etliche und zwanzig Jahre alt und ging zum Erstenmal in die Vakanz. Im August war er, wie die Briefe besagten, von Paris abgereist; es kam das Ende des Monats heran und brachte den vielgeliebten Sohn nicht; der September kam und ging, und Otto war nicht in der Heimath angelangt.

Düstere Ahnungen stiegen bei den Eltern auf; sie dachten an die Unsicherheit der Wege, die durch die Fehden und Räuber mit Gefahren drohten. Jeder Tag, der keine Botschaft brachte, steigerte ihre Angst, bis der Brief endlich kam, der wie ein Bote Gottes Friede und Freude in die markgräfliche Hofburg brachte.

Gegen Ende des August war der Studenten-Trupp nach Morimund gekommen, dem Cisterzienser-Kloster, das, am Wege nach Deutschland liegend, allen Reisenden zur Herberge diente. — Hier wollten die Wegemüden Rast und Erquickung finden, um am andern Tage den Weg in die Heimath rüstig fortzusetzen; aber statt der Herberge, welche der Wanderer wieder verläßt, fanden sie den Ort ihrer Ruhe, eine neue dauernde Heimath. —

2. Es war schon spät am Abend; die Laienbrüder hatten sich bereits Alle, betend und vom Schweiß der harten Feldarbeit triefend, im Kloster eingefunden, die große Pforte war geschlossen, und das Glöcklein rief die Brüder in's Oratorium, den Rest des Abends im Gebet zu feiern.

Da hörte der Pförtner Pferdegetrappel und Menschenstimmen dem Kloster nahen. Bald dröhnte die Pforte von den Schlägen des Klöpfels; es kamen die fünfzehn Studenten, die für sich und ihr Gefolge Nachtherberge begehrten.

„Deo gratias! Gott sei Dank!“ sagte der Pförtner, als er ihren Wunsch vernahm; und als er geöffnet hatte und die Schaar in die stille Umfriedung der Klostermauern drang, begrüßte er sie mit dem

Segensgruße: „Benedicite!" und kniete vor ihnen nieder. Dann eilte er in das Oratorium, den Abt herbeizuholen.

Wie es seine, ihm von der Ordensregel ausdrücklich vorgeschriebene Pflicht war, verließ dieser alsbald den bereits begonnenen Psalmengesang und begab sich zu seinen Gästen, die ihm der Engel des Herrn noch so spät am Abend in's Haus geführt hatte.

Nicht wie fremde Menschen, die ihn nichts angingen, sondern als Solche, die ihm Gott gesandt, die als Miterlöste das Ebenbild Gottes trugen und in Christo Jesu seine Brüder waren, begrüßte er sie, demüthig sich vor ihnen niederwerfend. Er fragte nicht nach ihrem Namen und Stande, woher sie kommen und wohin sie wollen, er durfte es nicht fragen; daß es Fremde seien, welche die Gastfreundschaft des Klosters in Anspruch nehmen, das allein zu wissen mußte ihm genügen. —

Ein Zittern und ein heiliger Schauer ging durch die Jünglinge, als die ehrwürdige Gestalt des Abtes ihnen zu Füßen lag und das durch Fasten und Geistesarbeit gebleichte Angesicht mild zu ihnen aufblickte.

Der Abt sollte sie — nach des Ordens Vorschrift — in's Oratorium zum Gebete führen; aber weil die Brüder dort schon im Psalmengesang versammelt waren, geleitete er sie in ein Gemach, und nachdem er mit ihnen gebetet und etwas Erbauliches vorgelesen hatte, übergab er sie dem Gastbruder und verließ sie.

Aus dem Oratorium herüber tönte der einfache, gehaltene Gesang der Brüder. „In manus tuas Domine commendo spiritum meum! In deine Hände, o Herr, befehl' ich meine Seele!" sang die einzelne Stimme des Vorsängers, und der ganze Chor antwortete in den nämlichen Worten und Tönen, worauf der Vorsänger wieder begann: „Redemisti Domine Deus veritatis! Du hast erlöst, o Herr, Gott der Wahrheit!" wie eine Aufforderung an den Herrn, seine Erlösung an ihnen durch Erhörung des allgemeinen, sehnsüchtigen Gebetes: „In manus tuas Domine commendo spiritum meum!" zu vollenden. Sie waren der Verheißung des Herrn gewiß, denn jubelnd stimmte der Vorsänger das: „Gloria patri et filio et spiritui sancto! Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste!" an, worauf die Brüder ihr langgedehntes: „In manus tuas Domine commendo spiritum meum!" wiederholten, und kräftig, überzeugt, unerschütterlich festhaltend dem gehobenen Rufe des Vorsängers: „Custodi nos Domine Deus veritatis! Behüte uns, o Herr, Gott der Wahrheit!" antworteten: „„Sub umbra alarum tuarum protege nos! Unter dem Schatten deiner Flügel beschütze uns!""

Den nämlichen Gesang hatten die Studenten schon oft gehört,

ihn wohl auch selber schon mitgesungen, er ist ja ein Theil des in der ganzen Kirche gebeteten Completoriums.

Aber wunderbar tönte er dieses Mal in ihre Seele hinein; schweigend schauten sie einander an, und Keinem kam ein Wort, durch das die heilige Stimmung abgekühlt worden wäre, auf die Lippen. — —

3. Nach der Complet trat der Gastbruder in die Zelle der Gäste von noch zwei andern Brüdern gefolgt. Der Eine, der ältere, trug ein Gefäß mit lauwarmem Wasser und der jüngere frische Linnen. Sie knieten vor den Jünglingen nieder, und der Eine wusch, und der Andere trocknete ihnen die ermüdeten Füße. Nachdem dieß geschehen, beugten Beide noch einmal die Kniee und sprachen: „Wir haben, o Herr, deine Barmherzigkeit empfangen!" Dann zogen sie ihre Kapuzen über das Haupt und entfernten sich, während der Gastbruder die Fremdlinge bewirthete und nach der Mahlzeit Jedem seine Schlafzelle anwies.

Aber die Studenten konnten nicht schlafen. Die blasse ergreifende Gestalt des Abtes stand immer vor ihnen, in ihren Ohren ertönte der Gesang der Brüder, durch die Fenster herein funkelten die freundlichen Sterne, die weite Erde schwieg und wie unter einem Bahrtuch lagen die Freuden und Ehren begraben, während darüber in lichtem Glanze der Himmel aufgethan war. —

Als vor Sonnenaufgang die Ordensleute zu den Metten gerufen wurden, sprangen auch die Studenten von ihrem Lager. Aber Keiner dachte an's Gehen; der Eine sagte zum Andern: „Hier ist der Ort meiner Ruhe; hier will ich wohnen an dem Orte meiner Wahl!"

Sie ließen den Abt kommen, und wie gestern Er vor ihnen auf den Knieen lag, das Begehren seiner Gäste zu vernehmen, so fielen heute sie ihm zu Füßen und verlangten mit inständiger Bitte — seines Ordens heiliges Kleid. — —

Nun erst fragte er sie nach ihrem Namen, Herkunft und Stand, und hocherstaunt vernahm er, daß sie aus den ersten Familien des Reiches entsproßt waren. — Da war neben Otto, dem Markgrafensohn, Heinrich, Sohn des Markgrafen von Kärnthen, Herbert von Mähren, Konrad von Thüringen und Andere, alle aus edlem Geblüte.

Sie Alle blieben mit Otto und wurden demüthige Söhne des heiligen Bernardus, und der Name der Abtei „Morimund" ward genannt im ganzen Reiche als ein Ort, an den Deutschland von seinen edelsten Söhnen eine gute Zahl abgegeben, um sie als weise

Lehrer, fromme Hirten und gottgeliebte Priester in die heimathlichen Kirchen zurückzuerhalten. —

Otto wurde später noch Bischof von Freising. —

295 und 296. Besiegter Wankelmuth.

1. Ein Mönch wurde sehr versucht hinsichtlich seines Berufs; es schien ihm, als könne er die Strenge seines Ordens nicht vertragen, und er müsse wohl in der Welt glücklicher werden. Schon wollte er austreten, und er wendete sich deßhalb mit seinem Anliegen an den heiligen Benediktus selbst. Der erklärte ihm dieses Vorhaben als eine Versuchung des bösen Feindes, und gab ihm recht väterliche Unterweisungen. Der Novize ließ jedoch von seinem Entschlusse nicht ab und zuletzt drang er mit ungestümen Bitten in den Heiligen, daß er ihn doch ziehen lassen möge.

Benediktus, müde der lästigen Zudringlichkeit, gab ihm endlich seine Entlassung und auch die weltlichen Kleider zurück. Mit Wehmuth blickte er dem Wankelmüthigen nach, und bedrängt vom Schmerze des Mitleids fiel er auf die Kniee und betete inniglich für das Seelenheil des Abscheidenden.

Als der Novize zur Klosterpforte hinausging, sah er allplötzlich einen großen Drachen auf sich zustürzen, der mit aufgesperrtem Rachen ihn verschlingen wollte. Da zitterte und bebte er in Todesangst und schrie: „Kommt mir zu Hilfe, Brüder! kommt mir zu Hilfe; denn dieser Drache will mich verschlingen!“

Die Mönche liefen auf diesen Jammerruf herbei und sahen keinen Drachen, fanden aber den in Todesangst zitternden Novizen. Sie brachten ihn, den Abtrünnigen, in's Kloster zurück. Dort legte er alsbald das feierliche Gelübde des Bleibens ab, und er hielt es auch getreu bis an das Ende seiner Tage, und lebte und starb im Frieden Gottes. — —

Der heilige Gregorius der Große, der dieses Ereigniß im zweiten Buche seiner „Dialogen“ erzählt, bemerkt: daß der Novize auf das Gebet des heiligen Benediktus den Drachen, der ihn verschlingen wollte, jetzt sah, und den er vorher nicht gesehen hatte, und dem er anfangs folgte, weil er ihn eben nicht für einen Drachen noch für den bösen Feind hielt. Als er ihn aber sah und erkannte, rief er um Hilfe und wurde auf diese Weise von ihm befreit. — Ja, der böse Feind ist's, der uns durch Versuchungen angreift und von unserem Berufe zum Heil abwendig machen will. Daher warnt uns der heilige Petrus als ein guter Hirt vor demselben und ruft uns ernstlich zu: „Brüder, seid nüchtern und wachet, weil der Teu-

fel, euer Widersacher, umhergeht wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlinge; widerstehet ihm starkmüthig im Glauben!" 1. Petr. 5, 8. —

2. In den Chroniken des Ordens des heiligen Franziskus von Assisi wird erzählt, daß zu Paris ein Magister der Theologie in den genannten Orden trat. Die Mutter hatte ihn durch Almosen und Erduldung großer Armuth erhalten, bis sie ihn zur völligen Reife in den wissenschaftlichen Studien brachte; und als sie vernahm, daß ihr Sohn Mönch geworden, ging sie zum Kloster, und forderte unter vielen Thränen und lautem Schluchzen ihren Sohn zurück, und zeigte ihm die Hände, hart von Schwielen, indem sie der Arbeiten und Mühen erwähnte, mit welchen sie ihn aufgezogen habe; auch stellte sie ihm die Noth und das Elend vor die Augen, worin er sie zurücklasse, wenn er im Kloster verbleiben würde.

Durch diese Thränen, Schilderungen und Bitten tief bewegt, entschloß sich der Magister, am andern Morgen schon aus dem Orden zu treten.

Während er nun über diesen Schritt einen schweren Kampf im Herzen kämpfte, nahm er — nach seiner Gewohnheit — seine Zuflucht zum Gebete, und hingesunken vor einem Bilde des Gekreuzigten, rief er aus der angstvollen Seele: „O Herr, ich will dich nicht verlassen; auch gestatte du so Etwas nicht; aber ich will nur meiner armen Mutter helfen, die sich in großer Noth befindet!" — Während er diese Worte sprach und sein Blick andächtig auf dem Gekreuzigten ruhte, sah er mit Einem Male, daß aus der durchbohrten Seite des Herrn wahres Blut hervorträufelte, und zugleich auch vernahm er eine Stimme, die ihm zurief: „„Viel theuerer bist du **mir** zu stehen gekommen als deiner Mutter; denn ich habe dich erschaffen und mit diesem Blute erlöst; du solltest mich nicht aus Liebe zu deiner Mutter verlassen!"" — Bei dieser Ermahnung und Warnung, so rührend und so erhebend, zog er die Liebe zu dem Gottmenschen Jesus Christus der natürlichen Liebe zu seiner Mutter vor.

Der Magister verblieb im Orden und führte ein beschauliches, mit vielen Gnaden beschenktes Leben.

Aber auch für das Wohlergehen seiner Mutter draußen sorgte väterlich die Güte des himmlischen Vaters, der ja ein schützender Vater der Wittwen und Waisen ist. —

---

297. Der leichte Habit und das schwere Kreuz.

Dionysius, der Karthäuser, erzählt:

In einem Kloster Spaniens befand sich ein Novize, der in

der ersteren Zeit mit vielem Eifer diesem heiligen Still-Leben oblag; später jedoch verfiel er der Lauheit und Gleichgiltigkeit, diesem Tod alles religiösen Lebens. Am Anfange war ihm Alles leicht; nach und nach aber wurden ihm die niederen Dienstleistungen und die in der Regel vorgeschriebenen Abtödtungen mehr als beschwerlich; unter Anderem fiel es ihm sehr lästig, den ärmlichen und schlechten Habit der Novizen zu tragen. — Da sah er eines Tages im Traume Christum, unsern Heiland, welcher mit einem langen und sehr schweren Kreuze belastet umherging, und ermüdet und keuchend mit demselben eine nahe Treppe hinaufsteigen wollte; weil jedoch das Kreuz überaus groß war, so konnte er es die Treppe nicht recht hinauf bringen. Als dieß der Novize sah, hatte er großes Mitleid, ihn in solcher Noth zu erblicken, und des Willens, ihm zu helfen, sprach er: „Ich bitte dich, o Herr, erlaube gütigst, daß ich dir dieses Kreuz tragen helfe!" Der Heiland schaute ihn mit einem ernst-wehmüthigen Blicke an und sprach zu ihm: „„Wie vermissest du dich, dieses mein so schweres Kreuz zu tragen, indem du nicht einmal Mir zu Lieb es über dich bringen kannst, jenen Habit zu tragen, der doch so leicht ist?"" — Mit diesen Worten verschwand er. — Der Novize aber erwachte, und fand sich durch diesen Tadel der Art beschämt, aber auch der Art ermuthigt, daß, so groß seither sein Mißfallen gewesen, um so größer von nun an seine Freude und Lust war, jenen ärmlichen und schlechten Habit tragen zu können. —

---

298. Gespräch während der Recreation.

Wir befinden uns auf einer gewaltigen Berghöhe. Vor uns stürzt dieselbe steil ab, und wir sehen zu einem engen Wiesengrunde nieder, durch welchen ein tobender Bergbach, dunkelwellig brausend, daß der weiße Schaum aufspritzt, über Felsen stürzt. So hoch wir droben sind, haben wir doch keinen freien Ausblick, denn gleich gegenüber und ringsum steigen ähnliche Berge wie der unsere in die Höhe, der eine über dem andern, weit hinaus, und alle sind mit Wäldern bewachsen. Zwischen diese ist braunes und düsteres, kahles und moosbewachsenes und epheuumranktes Felsgestein hineingesäet, das von dem dunklen Grunde der Tannen sich wunderlich abhebt.

Hier oben bemerken wir zwei Karthäuser-Mönche, der eine ist ein ehrwürdiger Alter, der andere ein blutjunger Mensch; seine schwarze Kapuze bezeichnet ihn als einen Novizen.

Sie sind mit dem Sammeln von Heilkräutern beschäftigt.

Aus dem Thale läßt sich ein heller Glockenklang vernehmen. Da unten steht die Karthause, das Klösterlein mit der hölzernen

Kirche, darum her sind im Walde die Einsiedeleien der Mönche zerstreut, und bei einer jeden befindet sich ein kleines Gärtlein.

Bei dem ersten Glockenklang knieten die Beiden, der Alte und der Junge, in das Moos nieder und verrichteten ein kurzes Gebet; dann setzten sie sich auf den Rasen und begannen eine Unterhaltung, denn mit dem Glockenzug war die Stunde für geistliche Unterhaltung und Belehrung des Novizen eingeläutet worden.

„Memento mori!" sagte der Greis zu dem Novizen.

Dieser antwortete: „„Amen.""

„„Ihr seid glücklicher im Kräuterfinden als ich, Vater!"" fuhr er fort, indem er sein Kräuterbüschlein auf seinen Schooß ausbreitete und die Pflanzen nach ihren besondern Arten und einwohnenden Kräften aussonderte und zusammenlegte.

„Das macht die Uebung, mein Sohn!" erwiederte der Mönch; sei du nur fleißig und getreu, dann wirst du auch in dieser Kunst, die Arzneikräfte zu entdecken, bald eine größere Erfahrung gesammelt haben, und mitten unter den Dornen und dem Felsengestein die köstlichsten Pflanzen entdecken!"

„„Ich werde fleißig und getreu sein,"" bemerkte der Novize, „„denn darum bin ich ein Mönch geworden, um unter dem Felsgestein der Erde die Wunderkräfte des geistlichen Lebens zu suchen.""

Der Mönch lächelte und sagte dann:

„Du thust recht daran, in dieser Wildniß ein Bild der Welt zu sehen; Alles ist von Gott erschaffen worden, und überall, in den unscheinbarsten Pflanzen, wie in dem herrlichen Sternenhimmel wird seine Weisheit offenbar, und diese Werke seiner Allmacht müssen die Leiter sein, woran unsere Seele zu ihm in der Betrachtung sich erhebt. Mitten in diesen wilden Wäldern, unter diesem Felsgestein, unter diesen rauhen Dornen, aus diesem armen Boden hervor läßt er die Heilkräuter sprießen. Laß dich darum das rauhe Leben deines Ordens nicht verdrießen. Du bist in die Einöde gegangen, hast den Sonnenschein des Weltlebens hinter dir gelassen, und die arme Zelle ist dein ganzer Palast geworden. Eine rauhe Kutte ist dein einziges Kleid; ein stechendes Cilicium umgürtet deine Lenden; Fleisch darfst du niemals essen; von der Ueppigkeit des Lebens dringt lediglich nichts zu dir ein. Dazu mußt du arbeiten, sei es, daß du Bücher abschreibest, oder dein Gartenfeld bebauest oder etwas Anderes thuest, und Tag und Nacht wandelt deine Seele betrachtend vor dem Herrn, und auf deinen Lippen darf das Psalmengebet nicht verstummen, und für jedes weltliche Gespräch müssen sie, wie das Grab, auf immer geschlossen sein. Dafür ist dir aber auch das ewige Leben verheißen, und aus dem armen Erdreich deiner Seele erweckt Gottes Gnade

und liebevolle Vorsehung in dieser rauhen Einsamkeit die edelsten Kräfte und Tugenden, daß man mit dem Psalmisten sagen muß — die Wüste jauchze auf vor Freude."

„„Ich begreife wohl,"" sagte der Novize, warum unser heiliger Vater Bruno seine Zöglinge in die Wildniß geführt und Uebungen angeordnet hat, welche dem fleischlichen Menschen so rauh und hart vorkommen wollen; am Kreuze war der Herr entblöst und war keinem Menschen mehr gleich, sondern wie ein Wurm geworden. Sollen wir uns nicht unter sein heiliges Kreuz stellen und ihm ähnlich werden durch die Kreuzigung des sinnlichen Menschen?""

„Der hiedurch erhöht werden wird, wie auch das Kreuz Jesu Christi glorreich dereinst am Himmel erscheinen wird!" bemerkte der Greis. — „In der Nacht, bevor Bruno, unser heiliger Vater, zum heiligen Bischof Hugo von Grenoble kam, sah dieser sieben leuchtende Sterne über der Wüstenei seiner bischöflichen Stadt. Und als am andern Tage der Vater Bruno mit seinen sechs Genossen kam, erkannte der heilige Bischof in ihnen die sieben leuchtenden Sterne. Durch sie ist die Karthause bei Grenoble licht geworden, und ....."

Ein Glockenzeichen tönte wieder von der Schlucht herauf.

Der Mönch unterbrach seinen Satz und sagte: „Memento mori!"

„„Amen!"" antwortete der Novize, und Beide schwiegen, standen auf und gingen wieder ihrer Arbeit nach.

Die Zeit der Erholung und gegenseitigen Belehrung war vorüber. Die Wälder rauschten sacht im Winde. Der Friede Gottes waltete ringsum. —

---

299. Der Peiniger mit guten Absichten.

Der heilige Nilus hatte einen Jünger, der ihm der liebste war, den er aber gerade am härtesten behandelte — weil er in ihm die Fähigkeit fand, den höchsten Grad der Demuth, des Gehorsams und der Geduld zu erreichen. Er hieß Stephanus und war von Natur ungeschickt und langsam.

Weil er oft schläfrig wurde, machte ihm Nilus einen Stuhl mit einem einzigen Stollen, wie die Pflästerer haben, so daß er stets Acht haben mußte, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren und umzufallen. — Nilus brauchte diesen gottergebenen Jüngling wie ein Werkzeug, um Andere, die noch unbotmäßig und unordentlich waren, zu bessern. Wenn z. B. Jemand schwätzte, während er in der Kirche die heilige Schrift auslegte, sprach er: „Es ist gewiß Niemand, der schwätzt, als Stephanus; treibet ihn hinaus, damit er Euch kein

schlechtes Beispiel gebe!“ — Manchmal jagte Nilus ihn vom Tische unter dem Vorwurfe, er esse hastig und unmäßig, indem er damit solche Brüder zurechtweisen wollte, die es wirklich thaten. — Ueberhaupt was irgend für eine Unordnung unter den Mönchen vorkam, so wurde Stephanus gerügt, als sei er von Allem die Ursache. — Und da er schon stark alterte, so wurde ihm keine Erleichterung bei den Arbeiten gestattet, sondern wo es irgend ein niedriges, mühsames, widerwärtiges Geschäft gab, da wurde Stephanus dazu verwendet. — Der heilige Nilus machte es mit diesem Lieblingsjünger gerade so, wie es Gott mit seinen Auserwählten oft macht, nämlich: daß er ihnen mehr Widerwärtigkeiten und Plagen sendet, als andern Menschen. —

Als diese treue Seele am Abscheiden war und die Mönche um ihn versammelt, sprach Nilus zu ihm: „Bruder Stephanus, du stirbst jetzt, segne die Brüder!“

Der Sterbende richtete sich still und gehorsam auf und segnete. — Da sprach Nilus: „Ruhe nun aus, denn du hast keine Kraft mehr!“ Da legte sich Stephanus zurück und starb gleichsam aus Gehorsam. — Der heilige Nilus aber fing an zu klagen: „O guter Stephanus, der du so lange mein Mitarbeiter gewesen bist, jetzt werden wir getrennt; du gehst zur wohlverdienten Ruhe, ich aber bleibe zur Strafe zurück; du bist ein Kämpfer und Martyrer, denn ich bin dein Peiniger gewesen!“

Dann befahl er, daß eine doppelte Grabstätte gemacht werde, denn er wollte nach seinem Tode selbst bei dem seligen Stephanus beerdigt werden. —

---

300. Die Tafel im Klosterkreuzgange.

In einem der anmuthigsten Thäler Nieder-Oesterreichs liegt, umströmt von den Wellen des Kamp-Flusses, das Cistercienser-Kloster Zwettl, eine Stiftung aus dem Jahre 1138.

Hat man seine herrliche Kirche, die zu den schönsten gothischen Bauten Deutschlands zählt, besehen; tritt man dann in den alterthümlichen Kreuzgang und blickt man, überrascht von seinen edlen Formen, um sich, so begegnet eine über der Pforte hängende Tafel dem Auge, welche in lateinischer Sprache die Worte enthält: „Bernardus! **wozu** bist du hierher gekommen?“ — Wahrhaftig eine Frage, welche bei der feierlichen Stille des Ortes, die nur von den fallenden Wassern des Springbrunnens unterbrochen wird, schon manchen Leser zu ernsteren Gedanken gestimmt haben mag! —

Wie man erzählt, hat Sanct Bernardus diese Frage sehr oft an sich gerichtet; und wenn man bedenkt, welch ein großer Mann er in der Kirche Gottes geworden, welche Thaten er verübt, wie er im wahrsten Sinne des Wortes „ein Träger seiner Zeit" genannt werden konnte; so darf man den Satz aussprechen: Bernardus habe die richtige Antwort auf diese Frage gewußt, die Größe und Bedeutung ihres Inhaltes gewürdigt und durch die Verwirklichung desselben jene Höhe errungen, von der er bis an das Ende der Zeiten den Christen vorleuchten wird. —

Mein Christ! sprich auch du an jeglicher Stätte, wo du dich eben befindest, die ernste Frage: „Seele! wozu bist du hierher gekommen?" und wirke daselbst der Art, daß dein Thun jedenfalls zur Ehre Gottes, zur Vervollkommnung deiner eigenen Seele und zur Erbauung deiner Mitmenschen gedeihen möge; dann wird kein Ort in der Welt je dein Ankläger bei Gott, sondern jeglicher für dich und für Andere eine Quelle des Heiles werden! —

301—304. Ein kindliches Gemüth.

1. Der liebe Heiland Jesus Christus erschien einmal dem heiligen Franziskus von Assisi, und befahl, er solle ihm ein dreifaches Opfer bringen.

Franziskus erwiederte in der tiefsten Verdemüthigung: „O Herr, du weißt es ja, daß ich mich schon gänzlich deiner göttlichen Majestät aufgeopfert habe und daß ich gänzlich dein bin; und ich habe nichts auf der Welt, als diesen Habit und diesen Strick, welche auch dein sind! Was werde ich also deiner unermeßlichen Majestät noch zu opfern vermögen? Ich wollte, o Herr, ich hätte eine zweite Seele, um sie dir opfern zu können; und weil du mir befiehlst zu opfern, ach, so gieb du selbst mir, was ich dir opfere, damit es mir möglich wird, dir zu gehorchen und zu dienen!"

Da sprach der Herr zu ihm: „„Reiche mit der Hand in deine Brust, und opfere mir, was du dort unter deinem Kleid verborgen finden wirst."" Er that es; und als er eine Münze von Gold gefunden, so groß und so schön, daß er nie eine ähnliche gesehen hatte; so erhob er sogleich den Arm und opferte sie dem Herrn. Dasselbe zu thun befahl er ihm zum zweiten und dritten Mal; und der Heilige, gehorchend, zog ein jedes Mal aus der Brust eine andere, der ersten ähnliche Münze hervor und opferte sie dem Herrn. Christus erklärte ihm nun, daß diese drei Gaben bedeuten: den goldenen Gehorsam, die kostbare Armuth und die anmuthige Keuschheit.

Und der Heilige opferte alsbald mit der Gnade Gottes diese drei Tugenden dem Herrn so vollkommen, daß er, der Demüthigste unter allen Demüthigen, von sich bezeugen konnte: „Ich habe diese drei Opfer so vollkommen dem Allerhöchsten dargebracht, daß mir mein Gewissen nichts vorwirft!“ —

Wohl einem Jeden, der nicht allein mit dem heiligen Franziskus von Assisi, sondern auch mit dem frommen Hiob (27, 6.) von sich bezeugen kann: „„Nicht hat mich mein Herz getadelt in meinem ganzen Leben!““ —

2. Wiewohl der heilige Franziskus von Assisi sich für den größten Sünder auf der Erde erachtete, ließ er es dennoch einmal geschehen, daß die Inwohner eines Fleckens, durch den er gehen mußte, ihm Hände, Füße und das Kleid küßten. —

Da es indessen dem Bruder, der ihn begleitete, in den Sinn kam, Franziskus fände Vergnügen daran, sich solche Ehre erweisen zu lassen, so offenbarte er ihm hierüber seine Gedanken. — Der Heilige aber antwortete: „Mein Bruder, diese Menschen thun bei weitem noch nicht so viel, als sie thun sollten!“ — Und als der Bruder Aergerniß an dieser Rede nahm, fuhr Franziskus fort: „Nicht mir gebührt diese Ehre, der ich Asche und Erde bin, sondern Gott, den diese Menschen in seinem Geschöpfe ehren. Wer aber bin ich, daß ich Gott diese Ehren entziehen, sie aber um das Verdienst ihrer Demuth bringen soll!?“ —

3. Der heilige Franziskus von Assisi sprach einmal zu einem seiner Jünger: „Gehe mit mir hinaus auf die öffentliche Straße und schimpfe mich einen Dieb und Räuber, einen Ehebrecher und Trunkenbold.“ — „„Vater!““ erwiederte Jener, „„wie kann ich dieß thun? Ich wäre ja der unverschämteste Lügner!““ — „Sohn!“ erwiederte der Heilige, „dieses Alles und noch mehr würde ich sein, hätte mich davor die Gnade des Herrn nicht bewahrt!“ —

4. Der heilige Franziskus von Assisi ging einst mit einem Bruder aus, um in einem Dorfe zu predigen. Während sie neben dem Po hergingen, überfiel sie dunkle Nacht und wandelten so den gefährlichsten Weg zwischen Fluß und Sumpf. — Der Bruder, sehr geängstigt, rief: „Bitte, Vater! daß wir aus der Gefahr errettet werden!“ Der Mann Gottes aber antwortete voll kindlicher Zuversicht: „„Gott ist allmächtig; wenn es ihm gefällt, kann er die Finsterniß vertreiben und uns die Wohlthat des Lichtes schenken!““ — Kaum hatte er so geredet, siehe! da begann durch Gottes schützende Kraft alsbald ein so mächtiges Licht über ihnen zu leuch-

ten, daß, obgleich um sie her allenthalben finstere Nacht sich lagerte, sie selbst im klaren Lichte nicht nur den Weg, sondern auch weit um sich sahen und glücklich die Herberge erreichten. —

305. Befehl und Gehorsam.

Der heilige Ignatius von Loyola pflegte zu sagen: „Wenn der Papst mir befähle, ich sollte im Hafen bei Ostia (derselbe befindet sich sehr nahe bei Rom) die nächste beste Barke besteigen, die ich träfe, und ohne Mastbaum, ohne Segel, ohne Ruder, und ohne andere zur Schifffahrt und zu meinem Lebensunterhalt nothwendigen Dinge in die See hinausfahren; so würde ich es thun und gehorchen, nicht nur mit aller Ruhe, sondern mit aller Zufriedenheit und Freudigkeit der Seele."

Und als dieses Wort ein sehr hochgestellter Mann hörte und ganz verwundert fragte: „„Was würde das aber für eine Klugheit sein?"" — antwortete der Heilige: „Die Klugheit, mein Herr, muß man nicht so fast von Demjenigen erwarten, welcher gehorcht und vollzieht, als von Jenem, der da befiehlt und anordnet." —

306 und 307. Hoher Grad der Selbst-Ueberwindung.

1. Der heilige Franziskus von Borgia, früher Herzog von Gandien, ging einmal spät von Valladolid nach Sinmankas, wo das Noviziat oder Probehaus der Gesellschaft Jesu sich befand. Es schneite viel; ein sehr rauher und kalter Wind stürmte.

Der Reisende langte erst bei vorgerückter Nacht und zu der Zeit an, da die Novizen bereits schliefen; deßwegen stand er eine lange Zeit hindurch vor der Pforte, und rief beständig um Einlaß, während die Schneeflocken ihn nach und nach ganz zudeckten; denn da die Zeit des ersten und tiefsten Schlafes und die Pforte von den Wohnzimmern sehr weit entfernt war, so fand sich Keiner, welcher Antwort gab.

Endlich hörte man ihn und ließ ihn ein, und die Novizen fühlten sich nicht wenig beschämt, daß sie ihren Vater so lange hatten warten lassen, und daß sie ihn jetzt ganz erstarrt und zitternd vor Frost vor sich sahen.

Aber der Heilige sagte ganz liebreich und mit der heitersten Miene zu ihnen: „Seid unbesorgt, meine Brüder! Ich versichere Euch, der Herr hat mich reichlich belohnet für die Zeit, da ich draußen stand und wartete. Denn ich dachte fort und fort: der Herr ist es, der die Schneeflocken auf mich wirft und die frostigen

Lüfte über mich sendet; und er wirkt Alles, was er wirkt, mit unendlicher Freude und zu seinem Wohlgefallen; deßwegen muß auch ich mich erfreuen, wenn ich betrachte, daß es Gott wohlgefällt, mich zu strafen und zu plagen; und ich muß Lust empfinden über jene Lust, welche der Herr an diesem seinem Werke hat. Hetzt man ja auch einen Löwen oder ein anderes wildes Thier vor einem großen Fürsten, einzig um diesem ein Vergnügen zu machen. — Auf die nämliche Weise sollen auch wir alle Gelegenheiten zur Abtödtung mit Freuden hinnehmen; und unsre Lust und Wonne muß dabei sein: daß und weil es Gott, unserm Herrn, also beliebt, es ihm auch wohlgefällig ist." —

2. Ein Kaufmann aus Toledo war auf einer Geschäftsreise begriffen, und verblieb eines Mittags zwischen Valencia und Xativa in einem öffentlichen Gasthause. Kurze Zeit darauf traf auch der heilige P. Franziskus von Borgia daselbst ein. Er fragte den Wirth, ob er nicht ein Plätzchen hätte, wo er sich bis zu seiner Weiterreise ein wenig ausruhen könne; und dieser führte ihn mit aller Höflichkeit in das Zimmer, welches jener Kaufmann, ohne daß der Wirth darum wußte, bereits eingenommen. Der Heilige trat ein, und warf sich sogleich nieder, um zu beten; denn dieß war immer die Ruhe, die er auf seinen Reisen für die Seele suchte; an Erholung des Körpers von seiner Ermüdung dachte er nicht. Unterdessen erschien auch der Kaufmann; und als er den Heiligen in seinem Zimmer sah, fuhr er ihn so fürchterlich tobend an, daß er ihn mit lauter Stimme mit den ehrenrührigsten Ausdrücken angriff, ihn einen vermessenen, unverschämten, gemeinen Menschen nannte; ihn fragte, wie er sich habe unterstehen können, in das Zimmer zu kommen, wohin er seine Sachen gelegt habe? und es fehlte wenig daran, daß er ihm nicht in's Angesicht schlug, um ihm zu zeigen, welche Achtung er ihm schuldig sei. Der P. Franziskus schwieg zu den mündlichen Beleidigungen ganz still; als es aber zu thätlichen Drohungen kam, sah er den Kaufmann ganz freudig an, und sagte: „Daß er Alles annehme, und gern ertragen würde, was er mit ihm vornähme; für jeden Schlag, den er ihm geben möchte, würde er Gott seinen Dank darbringen. Er habe Alles verdient, weil er ihm Veranlassung gegeben, sich zu beschweren; es thäte ihm sehr leid, obschon er seine Sachen nicht gesehen, auch von ihm gar nichts gewußt hätte, sondern von dem Wirthe selbst in das Zimmer geführt worden wäre. Zugleich bat er ihn knieend um Verzeihung wegen der unfreiwilligen Beleidigung. Jener Pöbelhafte fuhr aber dennoch fort, ihn zu schimpfen und zu schreien, so daß sich der Capitän D. Martin von Contreras e Pegnalosa bewogen fand, in das Zimmer

zu treten. Als er sah, was hier vorging, zog er den Dolch, und fiel über den elenden Kaufmann her; der, als er dieß gewahr wurde, jämmerlich um Schonung seines Lebens bat. Es wäre sicher fruchtlos gewesen, wenn der heilige Pater nicht herbeigeeilt wäre, und den Hauptmann zurückgehalten hätte, bis jener die Flucht ergriff. Dieser D. Contreras war so eben erst in das Wirthshaus getreten, und kannte den P. Franziskus noch von der Zeit her, da er als Herzog von Gandien in der Welt lebte. — Als inzwischen der Kaufmann erfuhr, daß Derjenige, den er also gemißhandelt hatte, der heilige Herzog von Borgia sei, erschrack er sehr, und sagte: „„Daß es der Herzog von Borgia wäre, wußte ich nicht, daß er aber ein Heiliger ist, das kann ich jetzt wohl sagen."" Hierauf lief er hin, warf sich zu seinen Füßen nieder, bat ihn ganz beschämt und wehklagend, er möchte mit ihm, dem Schuldigen, thun, womit er selbst ihn, den Unschuldigen, bedroht hätte, und weinte. Auch der Heilige weinte, umarmte ihn zärtlich, hob ihn mit dem Ausdrucke der größten Liebe von der Erde auf, und wollte sogar mit Rücksicht auf ihn zu Mittag essen, um ihn an seinem Tische zu haben, und ihn noch mehr seiner Liebe zu versichern. Dem Contreras aber machte er liebreiche Vorwürfe über jenen Ausbruch von Zorn, den er fälschlich für Eifer genommen hätte. Endlich zwang er ihn zu dem Versprechen, einigen Cavalieren, die von Valencia gekommen waren, um den Heiligen zu besuchen, nichts von Dem erzählen zu wollen, was vorgefallen war. —

308 — 317. Der erste Barfüßer-Karmeliten-Prior.

1. Wider die Besuche.

Kaum hatte der erste Barfüßer-Karmelit Sanct Johannes vom Kreuz am Anfange des Jahres 1581 in der stillen Kloster-Behausung zu Baeza in Spanien einen süßen Monat in Gebet und Betrachtung verlebt, als die Botschaft anlangte, der Convent von Granada habe ihn zum Prior erwählt. — Im Namen Jesu betrat er diesen neuen Wirkungskreis und arbeitete auch hier, wie seither an andern Orten, mit großem Segen. Er verband die Religiosen innig unter sich selber, mit Gott und mit den Obern; er lehrte sie lieben die Betrachtung und den Umgang mit Gott, die Selbstverleugnung, die Demuth, den Gehorsam.

Sein Augenmerk war immer dem Einen Nothwendigen zugewendet, und darum hielt er sowohl sich, als die Seinigen in besonderer Zurückgezogenheit. Er glaubte sich — nach diesem Grundsatze nicht verbunden, den vornehmen Personen, die ihn besuchten, einen Gegenbe-

such abzustatten. Und Denen, die ihn dazu bereden wollten, erwiederte er: „Gott verlange nicht, daß sie Hofleute seien, und so große Sorge trügen, den eitlen Regeln der weltlichen Höflichkeit zu genügen; auch sollten die Weltleute von ihnen keine solche Besuche erwarten, außer sie bedürften ihres Trostes in Krankheiten und Todesnöthen." —

Doch einmal wollte Johannes hinsichtlich dieses Grundsatzes — aus ganz besonderen Rücksichten eine Ausnahme eintreten lassen; er faßte nämlich den Entschluß, die hochheilige Weihnachtszeit zu benützen, um beim Erzbischof und dann auch beim Präsidenten seine Gratulation darzubringen. — Der Weg führte ihn zuerst zu dem Präsidenten, bei dem er sich alsbald über die seither versäumten Aufwartungen entschuldigte. Doch wie erstaunte er, die Antwort dieses Mannes zu vernehmen. „„Pater Prior,"" sagte derselbe, „„wir erbauen uns mehr daran, die Religiosen in ihren Conventen zu sehen, als in unsern Häusern, und sie verbinden uns durch dieses Verhalten mehr zur Bedachtnahme auf Almosen an sie, als durch die Besuche. Denn da wissen wir, daß sie an dem Orte sind, wohin sie Gott gestellt hat. Je weniger wir sie sehen, desto mehr achten wir sie."" —

Johannes fühlte sich tief gerührt durch diese Worte und unterließ daher den Besuch des Erzbischofs. Zu seinem Gefährten aber, dem Pater Augustin von Sanct Joseph, sprach er: „Dieser Mann hat uns in Wahrheit beschämt. Ich wollte, daß alle Religiosen das Gesagte gehört hätten, um sich zu überzeugen, wie wenig wir gewinnen mit jenem Ueberflusse der Besuche, die der Teufel unter dem Vorwande der Nothwendigkeit bei uns eingeführt hat. Denn Gott, der uns Tag und Nacht in unsern Zellen bleiben heißt, wird uns ohne diese Besuche dennoch Alles geben, was wir bedürfen. Ich kehre darum nach Hause zurück, mit dem Verlangen, die Stimme zu erheben und allen Brüdern diese Rüge kund zu machen, damit die unnützen Besuche verbannt und alles Augenmerk auf die heilige Zurückgezogenheit gerichtet werde." —

Als in der Zeit etwas später ihn ein Mann zu bereden suchte, gewisse reiche Personen in der Stadt zu besuchen, um dadurch von ihnen Beiträge zum Kirchenbaue zu erlangen, unterbrach ihn Johannes mit den Worten: „Werden diese Herren den Beitrag geben aus Liebe zu Gott, dann ist es nicht nothwendig, sie durch andere Mittel dazu zu bewegen; wenn aus Liebe zu mir, dann ist es nicht vernünftig, daß ich sie ihr Geld zu einem so niedrigen Zwecke geben heiße!" —

2. Unwandelhaftes Gottvertrauen.

Der Pater Johann Evangelist meldete einst dem heiligen Johannes vom Kreuz, daß kein Brod und nur noch wenige Kräuter

zum Essen vorhanden, und bat um Erlaubniß, betteln gehen zu dürfen. Aber der Prior sagte: „Ist es möglich, mein Sohn! daß wir uns nicht einen einzigen Tag ohne Essen gedulden wollen, zumal Gott unsere Tugend prüfen möchte? Lassen Sie doch diese Sorge, und gehen Sie, um Gott diese Noth zu empfehlen!“ Der Prokurator gehorchte; aber alsbald der Kranken eingedenk, begab er sich wieder zu Johannes zurück und fragte, was denn mit ihnen zu machen. Der Heilige hieß ihn beten und vertrauen. Es ward indessen Mittag und noch gab es Nichts. Da nahte ihm der Bedrängte aufs Neue und sagte: „„Vater Prior, das heißt ja Gott versuchen, der uns keineswegs frei spricht, den menschlichen Fleiß anzuwenden, wenn die Noth drängt!““ Der Heilige lächelte über diese starke Rede und versetzte: „So nehmen Sie denn einen Gefährten und gehen Sie; denn Sie werden erfahren, wie schnell der liebe Gott Sie wegen Ihres schwachen Glaubens zu Schanden machen wird!“ — Und so geschah es auch. — Kaum war der Prokurator einige Schritte vom Kloster entfernt, da begegnete ihm ein Beamter der königlichen Staats-Kanzlei, der ihn fragte, wohin er gehe, und nach erhaltener Antwort ihm sogleich 12 Goldstücke aushändigte, welche von dem Rathskollegium dem Kloster zugedacht worden. — Beschämt erschien der Prokurator nun vor dem Prior, welcher nach erhaltenem Berichte ihm die Worte an das Herz legte: „O Sohn, wie weit größeren Trost würden Sie haben, wenn Sie in der Zelle geblieben und Gott hätten Hilfe in der Noth bringen lassen! Lernen Sie vertrauen auf Ihn! Denn der Religiose, der Nichts mehr will, um Alles Gott zu geben, wird niemals ohne Gottes Hilfe bleiben!“ —

3. Treue Liebe zur Armuth.

Der heilige Johannes vom Kreuz hielt fest an seinem Gelöbnisse der Armuth. Er änderte niemals die Tunica, wenn nicht die Brüder im Dienste ihn dazu nöthigten, oder wenn er nicht bei der Visitation der Kleiderkammer eine schlechtere fand, gegen die er seine bessere unverweilt vertauschte. — Es bot ihm eines Tags der Pater Johann Evangelist ein sehr schönes, Andacht erweckendes Bild zum Geschenke dar; er schlug es jedoch entschieden aus, indem er in der Annahme eine Bereicherung seiner Armuth erblickte. — Man wollte ihm ein anderes Mal das wohl getroffene, obwohl erst nach dem Tode gemalte Porträt der heiligen Mutter Theresia von Jesu zum Geschenke geben. Er nahm es für den Augenblick an und fand großen Trost in der Anschauung desselben; bald jedoch beraubte er sich dessen wieder; die Armuth war ihm lieber, als das Bild der Freundin der Armuth! —

4. Auf der Reise.

Es war viele Jahre hindurch des heiligen Johannes vom Kreuz Gewohnheit, zu Fuße zu reisen, mochten die Wege noch so rauh und die Entfernung der Orte, wohin der Gehorsam ihn rief, noch so groß sein. Jedoch da sein Amt als Provinzial-Vikar ihn immer von einem Orte zum andern rief, erwiesen sich seine Kräfte nicht mehr als ausreichend, die Reisen zu Fuß zu machen. Er nahm daher ein Reitthier und zwar ein sehr unansehnliches. Ruhig auf dem Sattel sitzend, oblag er entweder dem Lesen der heiligen Schrift oder der Meditation. Oefter sang er einen Psalm oder sonst ein religiöses Lied. Wo es die Noth oder die Liebe erforderte, öffnete er den Mund zu gottseligen Gesprächen mit dem Begleiter, oder mit dem Volke, das sich um ihn sammelte. Seine Affekte rissen ihn oft dahin, daß er selbst die leblosen Geschöpfe, besonders die Bäume, anredete und sie aufforderte, ihm Gelegenheit zu verschaffen, ein Martyrer für Christus zu werden. —

Einst entdeckte sein Begleiter beim Besteigen des Reitthiers jenes Bußhemd an ihm, das er schon von der Zeit seiner Studien zu Salamanca zu tragen pflegte und welches aus Meerschilf und Roßhaaren gewebt war. Aus Mitleid suchte er ihn zu bereden, es wenigstens auf der Reise abzulegen; allein der Heilige erwiederte: „Es genüge dem Thierlein meines Leibes, daß es reiten darf; wir wollen es nicht auch noch pflegen mit delicater Kleidung!" —

In den Herbergen suchte er immer den entlegensten Winkel aus, um sein Brevier und die marianischen Tagzeiten zu beten. Sein Bett war im Winter eine Decke, die er unter dem Sattel auf dem Reitthiere mit sich führte. Das Essen betreffend, dispensirte er sich in keiner Weise und aß ärmlich und sparsam wie zu Hause; was übrig blieb, nahm er nicht mit sich auf den Weg, sondern verschenkte es an die Armen oder die Spitäler. — Er wohnte einst in dem Flecken Sabiote der Profeßfeier einer Nonne bei. Da stellte man ihm eine Reissuppe zu Mittag vor. Er schöpfte Verdacht, es möchte Fleischbrühe daran sein, und wies sie zurück; und als man ihn erinnerte an die Nachsicht, die in diesem Stücke die Ordens-Regel gewährte, erwiederte er: „Für mich ist diese Nachsicht nicht nöthig, denn wo es Brod giebt, da bedarf man nichts weiter!" — Als er ein andres Mal auf einer Reise unpäßlich in einem Gasthof anlangte, fand sich keine Nahrung für ihn vor, worüber sein Begleiter zu jammern anfing. Da kam ein Fischer mit einigen Forellen, und bot seine Waare, weil keine anderen Käufer sich fanden, um einen so geringen Preis an, als sonst die gemeinen Sardellen kosten. Das war dem Bruder sehr willkommen, und er kaufte deren zwei, noch ehe der heilige Vater sie

gesehen, zwei von den kleinsten. Allein sobald dieser sie sah, bestrafte er mit den ernstesten Vorstellungen den Bruder, weil er ein so böses Beispiel gegeben habe. „Barfüßer-Mönche und so vornehme Fische, was ist das?“ sagte er. Nur mit Mühe konnte ihm der Bruder begreiflich machen, daß hier ein Fall der Noth vorhanden, und daß ja Niemand gegenwärtig sei, der ein übles Beispiel nehmen könnte. —

Die Neugierde, welche die Reisenden gewöhnlich mächtig stachelt, schien bei dem Heiligen gänzlich erstorben. — Es lud ihn einst sein Begleiter ein, die prachtvollen Bauten von Viso, die dem ersten Markgrafen vom heiligen Kreuze gehörten, näher zu betrachten. Aber seine Antwort lautete: „Vater, wir reisen, um nicht zu sehen, nicht — um zu sehen!“ —

Als Sanct Johannes auf dem Wege von Granada nach Mancha Reale dahin ritt und dem Gasthofe von Benalva näher kam, sah er zwei Männer, die, furchtbar ereifert, sich zum Thore herausbalgten und dann im wüthendsten Zweikampfe wider einander rannten. Der Eine blutete bereits am Kopfe sehr stark; er führte aber seine Streiche fort wie ein Rasender. — Da eilte Johannes auf sie zu und schrie laut: „In der Kraft unsers Herrn Jesu Christi befehle ich Euch, stille zu halten!“ und warf seinen Hut zwischen die Kämpfenden. Die Wuth machte der Kraft dieses gewaltigen Wortes Platz. Beide ließen die Arme sinken und blickten einander an. Unterdessen stieg der Friedensbringer von seinem Reitthier, stellte sich zwischen Beide und redete ihnen so eindringlich an das Herz, daß Einer dem Andern versöhnt die Hand bot, ja daß sie einander zu Füßen fielen und sich im Namen Jesu herzlichst den Kuß des Friedens gaben. — Die Anwesenden, die den zügellosen Charakter der Kämpfer wohl kannten, vermochten keinen Ausdruck zu finden für ihre hohe Bewunderung über dieses Ereigniß. —

5. Die Visitationen.

Wenn Sanct Johannes in einem Ordenshause zur Visitation anlangte, ging er nach dem Segen, der ihm mit dem Allerheiligsten in der Kirche ertheilt wurde, zuerst in die Wohnung der Kranken desselben, um ihren Bedürfnissen und Wünschen zu entsprechen. Alsdann traf er Anstalt, für jede Art von Verrichtungen die geeigneten Personen zu ernennen oder, je nachdem es die Regel bestimmte, wählen zu lassen. Er empfahl aber dabei den Wählenden gar sehr, das Vertrauen auf Gott zu setzen, nicht auf menschliches Einsehen und Mühen, und berief sich dabei auf die Worte Jesu: „Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich in ihrer Mitte.“ — War so das Allgemeine abgethan, dann wendete er sich zu

den Personen im Einzelnen. Er hörte einen Jeden eigens an und schenkte ihm die regste Theilnahme. Er fragte ihn um seine Nöthen, und seine Versuchungen, um den Fort= oder Rück=Schritt in der Regel=Beobachtung, und zwar auf eine Weise, daß der Gefragte sich mit Vergnügen ihm offenbarte und all den Lehren, die er ihm gab, geneigtes Gehör schenkte. — Er sorgte, daß die Werkstätten einerseits mit allem Nothwendigen versehen seien, andererseits aber auch das Bild der Armuth boten. Er gab den Hausobern die nothwendigen Winke und Weisungen. Er berechnete die Lasten, die er Einem auflegte, immer nach den Kräften, die er gerade besaß. — Die geringste Aufmerksamkeit richtete er aber seiner Person zu. Denn außerhalb der Amtsverrichtungen nahm er immer die geringste Stelle ein und setzte sich sehr oft sogar auf den Boden. Nicht leicht trieb es ein Heiliger weiter in dieser schweren Uebung der Selbstverachtung! —

Als er sich im Jahre 1588 zu Segovia aufhielt, wählte er sich zur Wohnung die engste und schlechteste Zelle des Klosters, und zwar unter einer Stiege, wo kaum die zwei Bretter Platz hatten, die ihm zur Lagerstätte dienten. Um schreiben zu können, mußte er ein Brett an der Wand anbringen. Seine sonstige Habschaft und Einrichtung bestand in einem hölzernen Kreuze, einem papiernen Marienbild, der Bibel und dem Brevier. Unter Tags hielt er sich zumeist in der Höhle eines Steinfelsens auf, die jedoch nur ganz engen und beschränkten Raum darbot. —

6. Geduld mit einem Schmähenden.

Ein Bruder des Karmeliten=Ordens erlaubte sich gegen seinen Vorgesetzten im Kloster, den heiligen Johannes vom Kreuz, wegen einer Zurechtweisung, die er sich zugezogen, in heftige Schmähworte auszubrechen, und zwar in der Gegenwart eines anderen Paters. Da zog Johannes seine Kapuze über den Kopf, streckte sich auf den Boden hin und geberdete sich wie ein Schuldiger, der seiner Schuld geständig ist.

Der Schmähende schwieg.

Johannes aber stand auf, küßte demselben das Scapulier und sagte: „Alles aus Liebe zu Gott!" Dieß überwältigte das Herz des Schuldigen. Von innigstem Reueschmerz ergriffen, fiel er nieder vor dem Heiligen und bat mit tausend Thränen um Verzeihung. —

O wunderbare Kraft der heiligen Liebe! —

7. Die Wahl des rechten Mittels.

Mußte Sanct Johannes seinen Eifer an den Untergebenen üben, so that er es immer mit Weisheit und Liebe. — Einst verkündete er zu Segovia auf den zweiten hochheiligen Ostertag die

Abhaltung einer Predigt, wozu die Stifter des dortigen Klosters und ein großer Theil des Adels eingeladen wurden. Das feierliche Hochamt hatte bereits begonnen und es nahte die Zeit, daß der Prediger den Segen erhalten sollte, um die Kanzel zu besteigen. Da ließ dieser ihm plötzlich sagen, er befinde sich unwohl und könne nicht predigen. Der Prior fragte, ob er im Bette läge, und als man mit „nein!" antwortete, ließ er ihm vorstellen, er möchte doch Rücksicht nehmen auf das versammelte Volk und das Aufsehen, welches die Unterlassung der Predigt verursachen würde. Doch der Prediger, von Leidenschaft eingenommen, hatte keinen Sinn mehr für ruhige Ueberlegung und beharrte auf seiner Ausrede. Der Prior erkannte die Quelle und die Absicht der Ausrede, behielt aber seine ruhige Fassung und ließ dem Priester am Altare sagen, er möchte fortfahren, denn es sei keine Predigt. — Nach dem Hochamte ließ er den leidenschaftlichen Religiosen nichts merken von dem Leide, das er ihm bereitet hatte, sondern verhielt sich gegen ihn wie gegen einen Kranken. Er ließ daher Niemand zu ihm von Denen, die sich zu Besuch meldeten, selbst nicht den liebsten und vertrautesten seiner Freunde, und flehte nur inniglich zu Gott, er möchte sein Inneres erleuchten, um ihn zur Erkenntniß seines Fehlers und zur aufrichtigen Reue bringen. — Er that es nicht vergebens. — Das Fernehalten alles Zuganges von Außen und die innerlich wirkende Gnade Gottes erreichten, daß derselbe von seinem Schlummer erwachte. — Der Heilige hatte aber kaum Kunde davon erhalten, als er sogleich Kapitel hielt, den Fehlenden ernstlich bestrafte und mit einer schweren Buße belegte, die derselbe auch bereitwilligst ertrug. Mit vielen Thränen bekannte der Büßende laut, er hätte wohl eine viel größere Strafe verdient. — Er konnte es auch später nicht unterlassen, die Klugheit des Heiligen zu rühmen, die das rechte Mittel gewählt hätte, ihn zur Erkenntniß zu bringen; er gestand es aber auch gleichfalls, daß ein leidenschaftliches Verfahren von Seite des Obern ihn sicher in den Untergang würde gebracht haben. —

8. Heilige Sorgfalt für die Leidenden.

Sanct Johannes vom Kreuz zeigte eine große Liebe gegen die Leidenden unter seinen Ordensbrüdern. —

Als Einer derselben an Appetitlosigkeit litt und keinerlei Nahrung mehr zu sich nehmen konnte, stellte er sich ganz nah an dessen Bett und suchte auf allerlei Weise durch Nennung verschiedener Speisen den Appetit rege zu machen. Es war jedoch umsonst. Da sagte er plötzlich: „Sei du nur guter Dinge, mein Sohn! ich will eine Speise zurichten und eigenhändig dir darreichen. Ich werde

dir ein Gericht mit Salz bereiten, das dir schmecken wird." Sofort ließ er ein Stück Huhn braten und legte es auf einen Teller mit Brühe aus Wasser und Salz. Er bot es ihm dar und sprach: „Das soll dir nun sicherlich schmecken und du wirst es auch ohne Zweifel mit Appetit essen!" Der Kranke aß zur Verwunderung Aller das vorgelegte Gericht und fühlte seinen verlornen Appetit wieder hergestellt. —

Ein Laienbruder litt gar sehr am Keuchhusten. Johannes fragte die Aerzte, ob es denn gar kein Mittel gebe. Die Antwort lautete, es gebe wohl eines, aber es koste mehrere Dukaten. Ohne Verzug ließ er das Recept schreiben und die theure Arznei ankaufen. —

9. Das putzsüchtige Beichtkind.

Es lebte damals zu Segovia ein adeliges Fräulein Namens Angela de Aleman, die zwar sich ferne hielt von schweren Sünden, aber ganz besonders einer unmäßigen Putz- und Gefallsucht sich ergeben hatte. — Theils aus Neugierde, theils aus Willfährde gegen das Zureden Anderer kam sie an einem Festtage zu dem heiligen Johannes vom Kreuz in den Beichtstuhl, und zwar angethan mit einer außerordentlichen Pracht an Kleidern, Gold und Edelsteinen. — Allein kaum war sie eingetreten, da erblickte sie das Antlitz des Gottesmannes mit solchem himmlischen Glanz umgeben, wie man die Bilder der Heiligen mit der Strahlen-Glorie umflossen zu malen pflegt. Dieser Himmelsglanz fiel aber nicht nur in ihre Augen, sondern auch tief in ihre Seele. Sie erkannte jetzt hell und klar ihre nichtige Eitelkeit; und sie erkannte sie noch mehr durch das väterlich-milde Zureden des Heiligen. Unter Thränen bekannte sie ihre Schuld, und gleichfalls unter Thränen verließ sie den Beichtstuhl. — Zu Hause angelangt, schnitt sie sich also gleich die Haare ab, legte hinweg den eitlen Kopfschmuck und sonstigen Aufputz, nahm ein grobes Tuch als Kopfhülle und zog ein rauhes Kleid von Zwilch an mit dem Scapulier nach der Art desjenigen, welches die Barfüßerinnen tragen. Sie begann fortan ein strenges Büßerleben, durch welches sie ihre eigenen und fremde Sünden abzubüßen suchte. Wären nicht unüberwindliche Hindernisse im Wege gestanden, sie hätte dann auch noch den Schleier genommen. —

10. Die Frage nach dem Lohne.

Als einst in der Kirche des Karmeliten-Klosters zu Segovia Nachts, da die Brüder schliefen, der heilige Johannes vom Kreuz betend vor einem Bilde verweilte, welches die Kreuztragung Christi vorstellte, und welches er mit besonderer Andacht verehrte; da vernahm er aus dem Munde Jesu die Worte: „Johannes! welchen Lohn ver-

langst du für Das, was du gewirkt und gelitten hast?" Der Heilige erzitterte bei diesen Worten, wohl wissend, daß hier leicht Täuschungen unterlaufen, und antwortete nichts darauf. Er schaute alsdann nach allen Seiten um sich, ob er Niemand entdecken möchte, der etwa diese Worte gesprochen haben könnte. Er entdeckte Niemand und setzte sein Gebet fort. — Da vernahm er dieselben Worte auch das zweite Mal, und indem er selbst jetzt noch Bedenken trug, sie als göttlich anzunehmen, hörte er sie in lauterem und hellerem Tone zum dritten Male und spürte dabei solche innere Einsprechungen, die ihn nicht zweifeln ließen, die Worte kämen von Gott. — Er antwortete deßhalb: „Herr, ich will keinen andern Lohn, als für dich leiden und verachtet werden!" —

Das genannte Bild, welches eine halbe Elle im Quadrate mißt, bewahrte man mit großer Ehrfurcht unter einem azurnen Baldachin vor dem Prior-Sitze im Chore auf. — Auf das Gebet vor demselben verlieh im Jahre 1625 der Bischof von Moscoso einen Ablaß von vierzig Tagen. — Sein Bruder Balthasar, Bischof von Jaen, nachher Erzbischof von Toledo und Kardinal, schenkte ihm im Jahre 1630 eine ewige Lampe von Silber und dotirte sie. —

318 — 325. Anmuthige Aussprüche.

Außer seinen seltenen Tugenden und seiner Heiligkeit glänzte Bruder Jordanus, der zweite General des Dominikaner-Ordens, besonders auch durch seine weise Besonnenheit und durch die Gabe, anmuthig zu sprechen und den Nächsten zum Heil zu leiten. Er lebte zu den Zeiten Kaiser Friedrich's II., welcher der Kirche schwere Wunden schlug, und dem Niemand die Wahrheit zu sagen wagte (was bei großen Fürsten oft der Fall ist); noch auch Jemand von seinen bösen Thaten abmahnte, die er jeden Tag beging.

1. Da nun dieser Ordens-General einst Deutschland bereiste und auch durch die Residenz des Kaisers kam, ging er, dem Kaiser seine Ehrfurcht zu bezeigen, nach Hofe und sprach nach den ersten Begrüßungen: „Gnädigster Herr, es liegt wohl die schwerste Last meines Ordens auf mir; denn nimmer ist es mir erlaubt, an Einem Orte mich aufzuhalten; sondern ohne Unterlaß muß ich unsre Klöster besuchen, meine Untergebenen, wo es nothwendig ist, bessern und allen Mängeln des Ordens abhelfen. Da ich nun beständig durch so viele Länder wandere, höre ich Neuigkeiten aller Art, und es wundert mich, daß Eure Majestät es nicht der Mühe werth achten, von mir zu erfahren, was man in der Welt sagt." — Es antwortete ihm aber der Kaiser, es werde ihm durch seine Gesandten fortwährend berichtet,

was an den Höfen anderer Fürsten sich ereigne; weßhalb auch nichts Neues sich ergebe, wovon er nicht in Kenntniß gesetzt werde. Jordanus erwiederte: „Herr! Christus wußte genau, was in der Welt vorging, da selbst die Gedanken der Menschen ihm nicht verborgen waren; und nichts desto minder fragte er den heiligen Petrus und die übrigen Apostel: „„Wer sagen die Menschen, daß des Menschen Sohn sei?““ da er durch sie erfahren wollte, was das Volk von seiner Person spräche. Ihr, erlauchter Herr, seid kein Gott, und nothwendiger Weise müssen Euch viele Dinge gänzlich unbekannt bleiben, die, wofern Ihr Kunde davon hättet, Euch zu großer Hilfe gereichen würden.“ Und nach solchem Eingang unterließ er nicht, dem Fürsten eine zwar ehrfürchtige und bescheidene, doch sehr ernste Vorstellung zu machen; die zwar, wie er wohl vorhersah, wenig nützte, doch das Gewissen des Gottesmannes entlastete; der, gleich einem Elias und einem Täufer Johannes, durch seinen heiligen Eifer der Todesgefahr sich aussetzte. —

2. Dieser heilige Mann war ein geschworner Feind hoher Würden, und mehr bemitleidete er Diejenigen, als er sie beneidete, die nach Aemtern strebten, welche eine so große und so erhabene Heiligkeit erfordern und so offenbaren Gefahren ausgesetzt sind, das Heil zu verscherzen. Als daher einmal von einem betagten und sehr frommen Ordensmann die Rede war und man sagte, er sei eines Bisthums würdig gewesen, antwortete er: „Lieber möchte ich ihm im Sarg und Begräbniß, als auf dem bischöflichen Thron und in der Infel Gesellschaft leisten!“ —

3. Man fragte ihn einmal, welche Ordnung und Lebensweise er in seinem Leben befolgt habe. Hierauf antwortete er: „Das Leben der Prediger-Mönche, das dem Geiste ihres Ordens gemäß ist, besteht in drei Punkten; nämlich, daß sie ein tugendhaftes Leben führen, lernen und lehren; und dieß sind genau jene drei Dinge, um welche der heilige König David zu Gott flehte, als er sprach: „Lehre mich die Güte, die Zucht und die Weisheit!“ Ps. 118. — Auch sagte er, da es so schwer wäre und für die christliche Vollkommenheit so viel daran läge, die Zunge zu hüten und gehörig zu mäßigen, müßte man nicht nur vor ungeziemenden und sündlichen Worten sorglich auf der Hut sein; sondern auch fleißig in erbaulichen und geistigen Reden sich üben. „Denn,“ sprach er, „oft ergiebt sich in Unterredungen, wenn man nicht Acht hat, was bei dem Chorgesang geschieht, wo man oft einen Psalm in einem hohen Ton anstimmt, der dann nach und nach, ohne daß man selbst wisse wie, gegen das Ende hin bedeutend niedriger herabgestimmt werde. Also beginnt auch oft die Unterredung bei einem tugendhaften und erbaulichen Gespräche; ist

man aber nicht auf seiner Hut, so geschieht es leicht, daß die Zunge zu irgend einem müßigen Gespräche ausgleitet, das am Ende sündlich wird; von welcher Art das Murren und andere Laster sind, in das ja Schwätzer leicht verfallen!" —

4. Ein Mal fragte man ihn, welche Uebung der Seele heilsamer wäre, das Gebet oder das Lesen der heiligen Schrift? Er aber antwortete: „Es ist keine besonnene Frage, ob man immer essen und nicht trinken, oder immer trinken und nicht essen soll? Auf gleiche Weise aber müssen diese beiden Beschäftigungen einander begleiten, weil ja eine der andern überaus große Hilfe zu einem guten Vorsatze gewähret." —

5. Wenn von der Pflicht der ersten Vorgesetzten eines Ordens die Rede war, Untergebene zu Obern zu erwählen und zu ernennen, pflegte Jordanus zu sagen: „Ein solcher Vorgesetzter muß die Maurer nachahmen, die, wenn sie eine Mauer aufrichten und sehen, daß Steine sich hervordrängen, zum Hammer greifen und sie so lange zurückschlagen, bis sie den übrigen gleichstehen; jene Steine dagegen, die zurück sind, hervorziehen. Also nämlich soll man auch Ordensmänner, welche aus Bescheidenheit und Demuth sich zurückziehen, befördern; jene hingegen, die sich ehrsüchtig hervordrängen, soll man als solche zurückweisen, die auf arglistige Weise nach Aemtern und Würden streben, und dadurch selbst derselben unwürdig sind!" —

6. Einigen wollte es mißfallen, daß Jordanus in seinen Predigten oftmals dieselben Dinge wiederholte. Er entgegnete ihnen: „Darum, daß ihr gestern und vorgestern Salat gepflückt und euch eine Speise daraus bereitet habet, unterlasset ihr nicht, heute und morgen wieder dahin zu gehen, euch desselben zu pflücken. Ebenso soll auch ein Prediger nicht unterlassen, die nämlichen Dinge zu wieholen, wenn sie seinen Zuhörern zum Nutzen gereichen!" —

7. Einst bat ein Schaffner des Conventes zu Paris, der seines Amtes herzlich müde war, den gottseligen Ordens-General Jordanus, dieses Amtes ihn zu entheben. Er aber gab ihm zur Antwort: „Mein Sohn, mit deinem Amte sind immer vier Dinge vereint: Nachlässigkeit, Ungeduld, Arbeit und Verdienst. Die ersten Beiden sehe ich dir nach; die andern Beiden lege ich dir zur Buße und zur Erlassung deiner Sünden auf!" —

8. Ein gewisser Prälat, der zugleich von adeliger Geburt war, vergeudete seine Zeit zumeist mit Gastereien, Jagen, Spielen, Comödien, und bemerkte hierüber: „Ich thue dieß Alles nicht als Prälat, sondern als Cavalier!" — „„Aber um Gotteswillen sagen Sie mir,"" entgegnete Jordanus: „„wenn der Cavalier zur Hölle fährt, wohin will dann der Prälat?"" — —

Diese und viele andere Aussprüche des heiligen Mannes sammelte Pater Ferdinando del Castiglio im ersten Bande der Chronik des Predigerordens, und sie gestalten eine schöne Sammlung, die **weit mehr** geeignet ist zu ergetzen, zu belehren und zu erbauen, als so viele Sammlungen der Aussprüche heidnischer Weltweisen, die sich fast in Aller Händen befinden! —

326 — 327. Zwei rührende Gedenkblätter.

Christoph von Schmid schrieb in seinen „Erinnerungen" folgende zwei rührende Gedenkblätter bezüglich einiger Karmeliten- und Kapuziner-Mönche, indem er erzählt:

1. Was die Klöster betrifft, die damals in meiner Vaterstadt „Dinkelsbühl" noch bestanden, so hatten die **Karmeliten**, von dem ersten Kloster ihres Ordens auf dem Berge Karmel so genannt, eine schöne, helle und heitere Kirche. Die Deckengemälde stellten die Geschichte des Propheten Elias vor. — Den Hochaltar zierte ein großes, herrliches Gemälde, auf dem die heilige Katharina als königliche Prinzessin vor dem Throne des Kaisers Maximian in einem Kreise von Weltweisen stehend abgebildet war. Die Weltweisen mit großen Bärten und ernsten, etwas verwirrten Mienen suchten auf Befehl des Kaisers die Jungfrau vom Glauben an Jesus Christus abwendig zu machen. Katharina aber, deren Angesicht so heiter erschien, daß man sah, sie sei ihrer Sache gewiß, besiegte die heidnischen Philosophen und bekehrte sie zum Glauben an den Gottheiland. — An der Wand seitwärts vom Hochaltar, befand sich das breite Fenster eines Oratoriums. Von da aus sah man an der Wand gegenüber ein anderes, sehr schönes Gemälde, die heilige Familie vorstellend. Maria, unter einem Palmbaum sitzend, hatte das Jesuskind auf dem Schooße. Joseph bricht von einem andern Baume Früchte in ein Körbchen ab. Es hat sich mir so tief eingeprägt, daß ich es jetzt noch nachzeichnen könnte.

Der Chorgesang der Klostergeistlichen war ein einfacher Choral, von vortrefflichem Orgelspiele begleitet. Nur an besonderen Festen hatten sie figurirte Musik, die von den Musikern der Pfarrkirche vorgetragen wurde. Ueberall im Kloster erblickte ich gute Ordnung, Stille, Andacht und religiöses, rein sittliches Betragen.

Die Geistlichen predigten in ihrer Kirche zur Erbauung des Volkes an besonders festgesetzten Sonntagen und Festtagen unbeschadet des pfarrlichen Gottesdienstes. Sie hörten sehr fleißig Beicht, und halfen auf dem Lande in der Seelsorge fleißig aus. Hie und da wurde auch Einer in ein adeliges Schloß auf einige Zeit als Schloßkaplan berufen.

Es befanden sich unter ihnen manche würdige Männer, von denen ich aber nur einige nennen will, deren Bild mir noch besonders lebhaft vorschwebt. Pater Lotharius, nach einander Prior, Provinzial und Definitor, war ein Mann von großem Verstande, der aus seinen großen, hellen, schwarzen Augen hervorleuchtete. Sein Angesicht, röthlichbraun von Farbe, war meistens ernst. Er und mein Vater schätzten einander sehr und besuchten sich gegenseitig öfter. Ich hatte das kleine Geschäft, die Zeitungen, die mein Vater hielt und ihm mittheilte, ihm zweimal in der Woche zu überbringen. Seine Zelle war hell und reinlich, aber einfach und ohne allen Schmuck. Vor den Fenstern der andern Zellen sah man allerlei Blumen; auf seinem Fenstersimse stand immer nur eine Resede, die das ganze Zimmer mit Wohlgeruch erfüllte. So oft ich die Zeitungen brachte, schenkte er mir einen Apfel, ein paar Birnen oder eine Traube und sagte mir einige ermahnende Worte. —

Pater Berengar war ansehnlich und groß von Gestalt, entschlossen, gewandt und welterfahren. Er hatte, als er noch Theologie studirte, preußischer Soldat werden müssen, wurde bald Unteroffizier und machte den ganzen siebenjährigen Krieg mit. Als es Friede wurde, begab er sich in den Karmeliten-Orden. Da er auf seiner kriegerischen Laufbahn mit mancherlei Menschen umzugehen hatte, öfter vor Generalen und hohen Offizieren erscheinen mußte, ja selbst vor König Friedrich II., so hatte er sich im Verkehr mit Menschen aller Art eine ungemeine Gewandtheit und Sicherheit erworben. Er war immer heiter und fröhlich und wußte sich über Alles, was in Gesprächen vorkam, kurz und treffend auszudrücken. Zu Anfang seines Klosterlebens wurde er zum Hopfensammeln ausgeschickt. Der letzte Markgraf von Ansbach, dem er einmal aufwartete, schätzte ihn sehr und ließ ihn, so oft er in die Gegend von Ansbach kam, allemal zur Tafel einladen. Er mußte von den Schlachten erzählen, in denen er mitgekämpft hatte und von Friedrich II. Der Markgraf hörte ihm mit Vergnügen zu und erweiterte die Grenzen des Bezirks, in dem die Karmeliten Hopfen als Almosen sammeln durften, das sie Terminiren nannten. —

Pater Benignus war ein sanfter, freundlicher und sehr gebildeter Mann. Er schaffte sich alle religiösen und moralischen Schriften an, die damals besonders geschätzt wurden. Mir schenkte er einmal ein Buch, betitelt: „Das Geschäft des Menschen von Schönberg.“ Wir Kinder durchgingen es sehr oft nicht wegen des Textes, sondern wegen der ungemein schönen Vignetten, die dem Texte eingedruckt waren. —

Pater Narciß, klein von Gestalt, hatte nur wenig Verstand,

war aber überaus fromm. Von Beidem nur ein Beispiel. Als die Markgrafschaft Ansbach an die Krone Preußens kam, wurde den Karmeliten der Stadt das Terminiren innerhalb der Grenzen dieses Landes verboten. Der Prior publicirte dieses Verbot dem versammelten Konvente. Da rief Pater Narciß jammernd: „Mein Gott! mein Gott! was fangen wir an? Wenn wir nicht mehr terminiren dürfen, müssen wir noch gar betteln." Alle konnten ungeachtet ihrer großen Bestürzung sich des Lachens kaum enthalten. — Wenn Pater Narciß für Verstorbene Messe las und im schwarzen Meßgewande den Altar betrat, so brauchte er zu solchen Messen, obwohl diese die kürzesten sind, eine bis zwei Stunden. Die Ministranten konnten es im Winter so lange nicht aushalten und gingen von Zeit zu Zeit in die Sakristei, um sich zu wärmen. Pater Narciß kam endlich auch ganz blau und erstarrt zurück in die Sakristei. Wenn man ihn fragte, warum er denn zu solchen Messen, welche die kürzesten seien, so lange am Altare verweile, so sagte er: „Ich halte es mit der Sentenz, daß die armen Seelen, so lange ein Priester für sie Messe lese, nichts zu leiden haben." Man verwarf diese Meinung als gänzlich ungegründet. Mein Vater aber sprach: „Obwohl diese Meinung dem Verstande des frommen Paters eben nicht zum Ruhme gereiche, so sei doch sein wohlwollendes, liebevolles Herz gegen Lebende und Verstorbene aller Verehrung werth." —

Den ersten Unterricht erhielten wir von Pater Adrian. Er war mit uns verwandt, und gab aus besonderer Gefälligkeit täglich einige Stunden Unterricht. Man hielt ihn für sehr gelehrt. Er war auch Organist der Klosterkirche, und hatte seine Stärke vorzüglich in Fugen. Seine Handschrift war überaus schön und zierlich. Die lateinische Sprache hatte er vollkommen inne und machte sogar lateinische Verse, die mein Vater sehr lobte. — So hart er uns bei dem Lateinlernen hielt, so war er bei andern Gegenständen dennoch mild und schonend, ja wohl heiter und unterhaltend. Besonders gefiel uns der Unterricht in der Erdbeschreibung. Eines Tages, zum Beispiele, legte er uns die Karte von Europa vor und zeigte uns alle Hauptstädte. Als wir am andern Tage kamen, lag die Karte wieder aufgeschlagen auf dem Tische, und der Name einer jeden Stadt war mit einem Mandelkerne bedeckt. „Wenn ihr die Städte zu nennen wißt," sagte er, „so gehören die Früchte euch!" Wir wußten viele Städte zu nennen. Er wiederholte diese Uebung öfter, bis wir in den Namen nicht mehr irrten. Ebenso machte er es mit dem Namen der Flüsse, die er mit kleinen Stückchen überzuckerter Pomeranzenschalen bedeckt hatte. Ich kann aber sagen, daß seine Erzählungen von den fernen Ländern, in denen Rosinen und Man-

deln, Pomeranzen und Zitronen wachsen, uns noch mehr Vergnügen machten, als die kleinen Müsterchen dieser Früchte, die er uns gab. — Wir liebten ihn, so streng er sonst war, dennoch. Ja, seine Frömmigkeit machte ihn uns ehrwürdig. O wie so herzlich, wie so dringend, ermahnte er zum Gebete, und warnte uns vor jeder, auch der kleinsten, Sünde! Wir sahen, es sei ihm eine wahre Herzensangelegenheit, daß wir fromm werden möchten. Als einmal in der Stadt ein Haus abbrannte, sagte er: „Ein so großes Unglück dieses ist, so ist die kleinste Sünde doch ein viel größeres Uebel!" — Er hatte uns eigene Gebete aufgeschrieben, die wir jedes Mal in der kleinen düstern Zelle, auf seinem Betstuhle knieend, beten mußten. Einst hatten wir diese geschriebenen Gebete verlegt und fürchteten uns sehr vor Bestrafung. Wir beteten sie jedoch auswendig ohne Fehler. Da stand er aus seinem Lehnsessel auf, öffnete sein Wandkästchen, und beschenkte Jeden von uns, unter vielen Lobsprüchen, mit einem Bildchen. An die Worte dieser Gebete, sowie an die Worte seiner Ermahnungen kann ich mich nicht mehr erinnern; allein die Andacht, die Mienen und die Geberden, womit er betete, bleiben mir unvergeßlich. — Er litt am Podagra und konnte oft nicht mehr die Treppe hinab in die Kirche gehen; er las daher die heilige Messe in der Krankenkapelle, die sich in einem Nebengebäude des Klosters befand, wohin ein langer aber ganz ebener Gang führte. Er war manchmal so angegriffen, daß er keinen Fuß aufheben, sondern nur in sehr kleinen Schritten weiter kommen konnte. Mein Bruder und ich mußten dann vor ihm hergehen, und Jedem legte er, damit er nicht etwa falle, eine Hand auf den Kopf. Der für uns kurze Gang war für ihn eine lange Reise, die Andacht aber, mit der er am Altare stand, sein blasses Angesicht, die Thränen, die über seine hageren Wangen flossen, schweben mir noch immer vor Augen. Es war in der Kapelle eine heilige Stille; nur das Knistern der brennenden Kerzen hörte man! —

2. Die Kirche der **Kapuziner** lag auf der höchsten Anhöhe der Stadt, von wo aus man eine schöne Aussicht über alle Thürme, Kirchen und Häuser hatte. In der Kirche sah man freilich nichts von Gold und Silber, sondern nur Holz, das jedoch von schöner, glänzendbrauner Farbe war. Die Altäre prangten so schön mit Blumen geziert, daß Jedermann sie bewunderte. Der Garten des Klosters war wegen seiner Blumenpracht einzig in seiner Art; besonders erblickte man da ausgezeichnet schöne Ranunkeln. Ich kam nur wenig in dieses Kloster. Nur einmal, wie ich mich erinnere, als die Honorationen der Stadt dort speisten, erlaubte mir mein Vater zum Nachtische dahin zu kommen. Es war eben Weihnachten und

die Patres, welche gegen mich sehr freundlich waren, zeigten mir in einer Seitenkapelle der Kirche ihre Krippe. Ein junger Pater hob mich auf, stellte mich unter die Hirten der Krippe, und zum allgemeinen Vergnügen war ich nicht größer als einer derselben. Da ich nur selten in dieses Kloster kam, so waren mir die Mitglieder desselben auch wenig bekannt, ausgenommen den Pater Kolumbus, einen sehr würdigen Mann, der zuerst Stadtfarr-Prediger zu Dinkelsbühl war, dann Quardian im Kapuzinerkloster zu Ellwangen und endlich katholischer Stadtpfarrer zu Nördlingen.

Ueberhaupt standen die Kapuziner in der ganzen Stadt bei Katholiken und Protestanten in großer Achtung. Die Zeit, oder vielmehr die Menschen waren damals ganz anders. Die Söhne angesehener Beamten und reicher Kaufleute traten in den Orden der Kapuziner. In Dinkelsbühl war ein Noviziat. Ich erinnere mich noch, daß einige Studirende als Novizen aufgenommen wurden. Jeder trug gleich einem Hochzeiter einen Blumenstrauß am Arme. Ehe sie in die Klosterpforte traten, warfen sie ihr Taschengeld weg; Kinder und arme Leute klaubten es emsig auf, dieß war keine leere Ceremonie. Die jungen Männer bezeugten hiemit, daß sie auf allen Besitz von Geld und Gut Verzicht leisten wollten. Es befand sich damals ein Kaufmannssohn aus Augsburg unter ihnen, der sein väterliches Erbtheil von 20,000 Gulden seinen Geschwistern überließ und Kapuziner wurde.

Obwohl die Kapuziner von Almosen lebten, so waren sie für das Beste der menschlichen Gesellschaft doch nicht unthätig. Einer aus ihnen war Stadtpfarr-Prediger, andere halfen vielfältig in der Seelsorge auf dem Lande aus. Auch in ihrer eigenen Kirche hatten sie manchen Gottesdienst, der zahlreich besucht wurde. Schon das Beispiel ihres frommen, armen Lebens blieb nicht unbeachtet. Auch die Protestanten wurden davon gerührt, und mancher Wirth gab ihnen alle Jahre einen ganzen Sud weißes Bier, das ihr gewöhnlicher Trank war. Wenn fröhliche Familiengesellschaften, die sich an die Polizeistunde nicht zu halten brauchten, Nachts länger beisammen blieben und endlich um zwölf Uhr das Glöcklein ertönte, das die Kapuziner in den Chor rief, gingen alle fröhlichen Gäste williger, als durch ein Machtgebot dazu aufgefordert, auseinander. Mancher Pater trug durch seine Kenntnisse nicht nur zu Beförderung der Blumenzucht, sondern vorzüglich zu Veredlung der Obstbäume bei. Bei Feuersbrünsten leisteten sie mit großer Anstrengung bedeutende, sehr dankenswerthe Dienste. Besonders vertraute man Kostbarkeiten oder sonst Sachen von Werth ihren Händen, um sie in Sicherheit zu bringen.

Nur noch Ein Beispiel, das ihren Gesinnungen Ehre macht, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Damals wurde, um den Menschen einen recht tiefen Abscheu gegen Verbrechen einzuflößen, die von den Gerichten bestraft werden, selbst der Scharfrichter für „unehrlich“ gehalten und alle Gemeinschaft mit ihm, so viel nur möglich, gemieden. Sogar in der Kirche war ihm ein ganz eigener, abgesonderter Kirchenstuhl angewiesen. Nun starb ein Knecht desselben und Niemand wollte die Leiche zu Grabe tragen. Selbst arme Taglöhner und Bettler ließen sich nicht einmal durch Verheißung großen Lohnes dazu bewegen. Da erboten sich die Kapuziner, die Leiche zu Grabe zu tragen. Eine große Menge Volkes fand sich bei dem Leichenbegängnisse ein, von dem in jenen Tagen so viel gesprochen wurde. „Es ist etwas Unerhörtes,“ sagten die Leute, „daß die Leiche eines armen, verachteten Knechtes von vier Priestern den weiten Weg hinaus zum Gottesacker getragen worden; keinem Bürgermeister ist je eine solche Ehre widerfahren!“ Man lobte die Bereitwilligkeit der frommen Väter, sich allen, auch den geringsten Diensten zu unterziehen. Ihre Demuth, ihre Menschenliebe wurde noch in den spätesten Zeiten gepriesen. —

---

328. Sehnsucht nach dem alten Kloster.

Ein Reisender besuchte im Jahre 1858 zu Sassari in Sardinien auch das Kloster der „Claustrali di San Francisco.“

Bei'm Durchwandern des anmuthigen Gartens und bei'm Bewundern der herrlichen Orangenbäume, die eben in der reichsten Blüthe prangten, erläuterte dem Fremden der ihn begleitende junge Mönch unter Anderem:

„Hier hat jeder Bruder des Klosters seinen Orangenbaum, der ihm angehört und den er warten muß. Und bei dieser Gelegenheit kann ich Ihnen eine gar rührende Geschichte erzählen. — Einer unserer Ordensbrüder wurde von seinem Obern aus Sassari fortgeschickt und einem Kloster im südlichen Theile der Insel zugewiesen. Nun aber hing der Mensch mit unglaublicher Liebe an uns Allen, ganz besonders an unserm Kloster, in welchem er Jahre lang gelebt, an seiner Zelle, seinem Garten, seinem Orangenbaume. Er that Alles, um die Erlaubniß zu erhalten, zurückkehren zu dürfen; der Prior indessen weigerte sich aus nur ihm bekannten Gründen. Endlich starb der Prior, und der Bruder Andrea, so hieß er, durfte wieder in's Kloster der Claustrali di San Francisco ziehen. — Ach, wie alt war er geworden, wie verändert, als er bei uns eintrat! — Doch er hatte kaum unsern Gruß erwiedert, als er schon in den

Garten eilt, um seinen geliebten Orangenbaum zu sehen. Er setzte sich in dessen Schatten, faltete unter stillem Lächeln seine Hände zum Gebet, und wir ließen ihn allein. — Es ward Abend, Andrea kam nicht wieder; man geht ihn zurückzuholen — er war todt. Er hatte die Freude nicht überlebt, war ruhig eingeschlafen, um hienieden nicht mehr zu erwachen." — —

329. Die Regeln für den erkrankten Trappisten.

Armand Jean le Bouthillier de Rancé, der strenge Büßer und Reformator des Cisterzienser-Ordens zu La Trappe, gab in seinem Codex der Reform für die erkrankten Mönche folgende Verhaltungs-Regeln:

„Das Erste, was ein kranker Mönch zu thun hat, ist, daß er Bedacht nimmt, sich mit Gott auszusöhnen durch das heilige Sakrament der Buße. —

Obgleich das Leben eines Mönchs ein Leben der Leiden und der Arbeit ist, und da ein Einsiedler keine gewöhnlicheren Gedanken als die des Todes haben soll, wohin ihn ja merkbar der größte Theil seiner Uebungen führt; so muß er nichts destoweniger unterlassen, seine körperlichen Gebrechen, selbst diejenigen, die er für leicht hält, seinen Obern zu entdecken, und zwar mit eben so großer Sorgfalt, als er sie jedem Andern verbergen muß, und die Brüder werden ihn davon mit demselben Zutrauen benachrichtigen, wie sie ihm den Zustand ihrer Seelen kund thun, ohne zu erwarten, daß sie durch seine Sorge der Erklärung, die sie ihm zu machen schuldig sind, enthoben werden; hierauf werden sie ruhig verbleiben, indem sie sich für Das, was die Heilmittel anbetrifft, vollkommen gleichgiltig verhalten. Da man von sich selbst keines verlangen soll, so darf man auch keines von denen ausschlagen, welche auf Befehl der Obern dargereicht werden; der Widerwille, den man dagegen hegt, ist gewöhnlich eine Wirkung der Sinnlichkeit, die uns gegen alle Medikamente wegen ihrer Unannehmlichkeit einen Abscheu einflößt, oder auch ein geheimer Hochmuth, der da ermuthigt, alle erlaubten und gesetzlichen Erleichterungen auszuschlagen. —

Wenn der Superior die Krankheit nicht für so bedeutend hält, als sie ihm angezeigt wurde, so muß man, im Fall sie zunehmen sollte, ihn einfach davon benachrichtigen, aber sich dabei ruhig benehmen, indem man ihm die Sorge für seine Person, seine Gesundheit und sein Leben überläßt. Man muß sich erinnern, daß man sich der unsichtbaren Leitung Gottes überlassen hat, indem man sich der sichtbaren des Superiors unterwarf, und daß es einem Mönch nicht

mehr erlaubt ist, sich über Das, was ihn während seiner Krankheit wie während seiner Gesundheit angeht, zu bekümmern. —

Die Kranken werden sich niemals bemühen, den Gang der Krankheit kennen zu lernen, als in sofern es ihnen befohlen wird, und sie werden niemals ein Mittel einnehmen, als auf Befehl ihres Superiors. —

Wenn einem kranken Mönche etwas übel bekam, so wird er sich niemals deßhalb bei dem Krankenwärter beschweren, sondern den Superior davon benachrichtigen. Das Erste ist eine große Unregelmäßigkeit, während das Andere in der Ordnung und selbst eine Pflicht ist. —

Man wird nie das Verlangen kundgeben, daß man Fleisch wünscht; obgleich die Regel den Gebrauch desselben erlaubt, so verbietet sie doch den Wunsch desselben. —

Man muß sich meistern, um niemals die geringste Unruhe hinsichtlich der Nahrung merken zu lassen; der Kranke wird so wenig als möglich davon sprechen, und wird es sorgfältig vermeiden, in die gewöhnlichen Fehler der Kranken zu fallen, die keine Tugend besitzen, und die darin bestehen, die Abwechselung in dem Essen, sowohl in den Speisen selbst, als in der Zeit zu suchen. Er muß für das Eine wie für das Andere höchst gleichgiltig sein, und den Befehlen, die ihm von Denjenigen ertheilt werden, welche der Superior bestimmt, ihn während der Krankheit zu versorgen, auf das Pünktlichste gehorchen. —

Er muß den Wunsch hegen, sobald als möglich die Erleichterungen, die man ihm während seiner Krankheit geboten hat, zu entbehren, er muß aber nicht unruhig werden und zu viel Eifer zeigen; dieß würde nur Eigenliebe und keinen wahren Geist der Buße beweisen. —

Die Kranken werden niemals Obst noch etwas Anderes essen, als Das, was ihnen der Krankenwärter auf Befehl des Superiors, und nur zu ihrer Mahlzeit giebt. —

Sie werden sich, um ihr Mahl einzunehmen, unfehlbar zu der Zeit einfinden, die ihnen der Krankenwärter bestimmt hat. —

Der Jüngste unter ihnen, oder der am wenigsten angegriffen ist, wird beim Anfang des Mahles acht oder neun Zeilen aus einem frommen Buche lesen, und sie werden Alle zusammen das „Benedicite“ und die „Gnaden“ auf dieselbe Weise wie in der Gemeinde hersagen. —

Sie werden niemals bei Tische reden, es sei denn mit dem ersten Superior, der sie zu besuchen kömmt. —

Sie werden eben so bescheiden und so höflich als wie im Speisesaale sein. —

Sie werden Jeder seine Portion besonders erhalten, und nie werden Mehrere aus Einer Schüssel essen. Sie werden auch nie nahe am Feuer essen, sondern immer am Tische, auch nicht in ihrem Bett, wenn sie die Krankheit nicht dazu nöthigt. —

Sie werden sich zu den Stunden der Gemeinden schlafen legen, und im Sommer wie im Winter mit der Glocke der Laienbrüder aufstehen, es sei denn, daß das Uebel so bedeutend ist, daß man sie davon freispricht. —

Sie werden den Abendgottesdienst in dem Krankenhause zusammen verrichten, wenn sie die Krankheit nicht daran verhindert oder man sie nicht davon befreit. Sie sind nicht gezwungen, dem gewöhnlichen Dienste für die Todten beizuwohnen, sondern nur dem feierlichen. —

Sie werden während dem Gottesdienste niemals mit dem Krankenwärter sprechen, und werden sich während dieser Zeit nicht, ohne daß es wirklich nöthig wäre, wärmen.

Wenn sie in die Kirche gehen werden oder aus derselben kommen, sowie an jedem andern Orte im Krankenhaus, werden sie das Begegnen der Mönche und besonders der Gäste vermeiden. —

Sie werden während dem Gottesdienst oder der Arbeit nicht im Garten spazieren gehen. —

Sie werden immer mit Sanftmuth mit dem Krankenwärter sprechen, und werden den Krankensaal nicht auf lange verlassen, ohne ihn davon zu benachrichtigen. —

Sie werden dasselbe Schweigen gegen einander beobachten, wie während ihrer Gesundheit. Sie werden ohne absolute Nothwendigkeit es sogar vermeiden, sich Zeichen zu geben. —

Sie werden nicht Zwei, zumal in demselben Gang des Gartens, spazieren gehen. —

Niemand wird ohne die Erlaubniß des Superiors in das Krankenhaus kommen. —

Man wird das Kapitel ein- oder zweimal die Woche für die Kranken in dem Krankenhaus halten; so wie sie selbst wird auch der Krankenwärter die Fehler bekennen, die seinen Dienst betreffen. Dieß hindert jedoch die Kranken nicht, sich bei dem Kapitel der Gemeinde einzufinden, um ihre Schuld zu bekennen, im Fall sie es können und wenn es der ehrwürdige Pater Abt für gut findet. —

Die Weltleute ohne Ausnahme, und selbst die nächsten Verwandten, werden, mit Ausnahme des Wundarztes, nicht in das Krankenhaus kommen, und selbst der letztere wird es nie thun, ohne vom Superior eingeführt zu werden, den der Pförtner sogleich nach dessen Ankunft im Kloster benachrichtigen wird. Wenn der Pater

Abt verhindert ist, ihn selbst zu bringen, so wird er einem andern Obern befehlen, es an seiner Stelle zu thun. —

Den Wundarzt muß man benachrichtigen, daß er niemals seine Meinung, hinsichtlich der Kranken, sagen, und nichts in Gegenwart der Untergebenen anordnen darf." —

So waren die Gesetze des Krankenhauses zu La Trappe, wo auch selbst die Krankheit der Mönche die Stelle ihrer Bußübungen einnehmen sollte. — Da aber alle körperlichen Opfer nicht zählen, wenn sie nicht von der Frömmigkeit geleitet werden, so nahm der durch die Uebung geläuterte Geist eine außergewöhnliche Schwungkraft an, und das von Rancé vorgeschriebene Gesetz wurde streng und ohne Murren befolgt. Man hätte sagen sollen, daß diese Menschen, die in der Einöde lebten, der Welt und sich selbst gestorben, nichts Sterbliches mehr an sich hätten! — —

---

330 und 331. Die Einsiedler zu Kreßbrunn auf dem Villanderer- und Josephs-Berge.

(Aus: Tirol und die Reformation von Beda Weber.)

Die Ueberfülle des andächtigen Geistes, den die Noth der Zeit in Tirol im siebenzehnten Jahrhunderte hervorgerufen hatte, äußerte sich besonders durch den überall lebendigen Drang, aus der Zerrissenheit des Lebens herauszutreten, und in einsamer Stille die süßen Freuden völliger Versunkenheit in Gott vollauf zu genießen. Das oft nur früher als Staffage romantischer Lebensbilder dienende Einsiedlerwesen erglühte mit gesammelter Innigkeit zu lebenskräftiger Wahrheit und Würde in der Kirche Gottes. Auch Tirol fing mehrere Gluthfunken dieser geistigen Erwachung für die höchsten Interessen des Menschenlebens auf, und entflammte sie zu einer Leuchte, die mit der Kraft der herzlichsten Gottesliebe gegen die betrübten Folgen der Reformation in den Gebirgen ankämpfte.

1. Jakob Müller, 1619 in Schwaben geboren, war der erste, welcher sich auf diesem Felde schaffend voranstellte. In seiner frühern Jugend hatte er als Hauslehrer den reichen Grafen Fugger in Augsburg gedient, und alles Zartgefühl der Bessern seiner Zeit für das Heilige in seine empfindsame Seele aufgenommen. Nach einigen Jahren aus diesen Dienstverhältnissen gelöst, wanderte er als Pilger nach Rom, und machte an den Gräbern der Apostel und Martyrer den Vorsatz, allen Aussichten dieser Welt zu entsagen. Einem höhern Rufe gehorsam, machte er im Jahre 1642 heimkehrend in Kollmann Stillstand, schenkte seine Baarschaft von zwölf Dukaten einem stummen

Bettler, und wählte auf dem darüberliegenden Berge von Villanders den einsamen Alpenort Kreßbrunn zu seiner Einsiedlerstätte, fünf Stunden über der Heerstraße des Eisackthales, in der Region der Alpen. Hier höhlte er sich in einer Waldvertiefung, von Föhrendunkel umschattet, eine Grube aus, sechs Schuh tief, und bedeckte sie mit einem Dache von Aesten und Baumrinden. Sein Bett war ein nacktes Brett, sein Kopfkissen ein harter Stein. Sein Essen bestand größtentheils in Wasser, Brod und Kräutern. Ein Feind alles Umherschweifens, lebte er einzig von dem Wenigen, was ihm bisweilen fromme Nachbarn als Almosen schenkten. Sein Lebensgrundsatz war: „Hier schneide und brenne, o Gott! damit du mich in der Ewigkeit verschonest." An Freitagen trug er eine stechende Dornenkrone auf dem Haupte, mitleidend mit Jesus, dem Ziele seiner Seufzer und Thränen. Nur bisweilen stieg er nach dem uralten Bergorte Dreikirchen herunter, wohl eine gute Stunde tiefer, durch steile Bergpfade, um seiner Andacht zu pflegen, und einem Geistlichen von Villanders seine Sünden zu beichten. Keine einzige urkundliche Spur klärt uns über Dreikirchen auf. Sein Name rührt von drei uralten Kirchlein her, die in der Gestalt eines rechtschenkeligen Dreieckes an einander gebaut sind, jede mit einem besondern Eingange, im Ausblicke auf eine der schönsten Berglandschaften Tirols, in einer Vertiefung am sogenannten Zarggenbache, nach näherer Erwägung offenbar eine mystische Feier der allerheiligsten Dreieinigkeit auf der Stätte, wo vielleicht hartnäckiger Sonnendienst das Volk verführte. In der Magdalenenkirche sieht man noch Spuren uralter Wandgemälde licht durchschimmernd durch die spätere Tünche barbarischer Ausbesserer, bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hinaufreichend, wohin auch der Bau der Kirche selbst weist. Müller faßte diese Dreifaltigkeitsidee liebend auf, und suchte sie in Kreßbrunn durch ein heiliges Leben zu verwirklichen, auch äußerlich darstellend, was ihm innerlich die Seele bewegte.

Bisher war er ganz allein gewesen, nach zehnjähriger Abtödtung wendete er sich zur Theologie, die er bei einem frommen Priester im benachbarten Fassa studirte, und ließ sich hierauf zu Brixen vom Weihbischofe Jesse Perghofer zum Priester weihen. Eine unwiderstehliche Sehnsucht erwachte, seine mystischen Ideen von der Dreizahl weiter auszubilden, und bald fand er Gelegenheit, seinen Wunsch zu verwirklichen. Zwei Genossen schlossen sich ihm an. Der erste war Philipp Steigleder, im Jahre 1625 zu Bamberg geboren, der Sohn eines Richters, und zum Studiren bestimmt. Er trieb eine Zeit lang zu Würzburg Latein und Musik, ein fröhlicher Geselle, sich mit der leichtsinnigsten Gier in alle Freuden der Welt hinein-

stürzend. Darunter mißglückte der geregelte Fortschritt in der Wissenschaft, er wurde des Studentenlebens überdrüssig, und beschloß, den Frevel einer stürmenden Jugend durch strenge Buße zu sühnen. Aus dem Vermögen seines Vaters, der unterdessen gestorben war, baute er sich in seiner Heimath eine Einsiedlerzelle, und lebte einige Zeit in strengster Abtödtung. Dann trieb es ihn wieder ins Weite; er zog pilgernd nach Rom, und ließ sich daselbst vom Geiste der katholischen Kirche ganz durchdringen. Auf seiner Heimreise hörte er zu Botzen von Jakob Müller, gesellte sich im Jahre 1663 zu ihm, wurde auf sein Zureden schnell Priester, und ging in alle seine geistlichen Vorsätze mit feurigem Geiste ein. Er ging in seinem Eifer so weit, daß er einmal neunzehn Tage gar nichts aß, zu einem blutlosen Schemen zusammenschwindend. Auf seiner Brust trug er ein hölzernes Kreuz, mit drei und dreißig Nägeln von Eisen, einwärts aufs bloße Fleisch gekehrt, und über den ganzen Leib einen eisernen Panzer, versteckt unter der Einsiedlerkleidung. Bisweilen stieg er als beliebter Prediger in die benachbarten Dörfer herab, und regte mit seinem feurigen Ungestüm alle Tiefen des christlichen Gemüthes auf. War Jakob Müller einer ruhigklaren Welle vergleichbar, so brauste Steigleder wie ein Waldstrom ins Leben nieder, und ließ überall tiefe Spuren seines eingreifenden Wesens zurück. Zu ihnen gesellte sich als Dritter Andreas Planer, zu Kastelruth im Jahre 1648 geboren, ein blondlockiger Jüngling von achtzehn Jahren, ebenfalls aus dem Strudel eines unheiligen Studirens zurückflüchtend in die Einsamkeit, um das verlorne Glück des Lebens zu finden. In heiliger Dreizahl vereint bauten sie drei Hütten und drei Kapellen zu Kreßbrunn nach dem Muster in Dreikirchen. —

Als Planer nach dreizehn Monaten strengen Noviziates nach Josephsberg bei Meran auswanderte, trat anstatt seiner Wolfgang Holzer ein. — Er hatte am 22. Jänner 1651 zu Warngau in Oberbayern das Licht der Welt erblickt, das eilfte Kind ganz gemeiner Eltern, bei der Geburt so schwach, daß er kaum die Taufe zu überleben schien. Sein Vater, früher Kriegsmann in bayerischen Diensten, machte als verlassener Krüppel den Krämer und Hausirer mit Rosenkränzen und ähnlichen Andachtsgegenständen die Seinigen kärglich ernährend, daher unvermögend, viel auf die Bildung seines Sohnes zu verwenden. Wolfgang, im Laufe der Jahre immer mehr erstarkend, ein lebhafter, ruheloser Knabe, diente Anfangs im Kloster Polling als Messediener, und trat später, neun Jahre alt, in die Dienste des Grafen Fritz von Hardegg, dem er als Page zwei Jahre eifrig anhing. Er reiste mit ihm durch fast ganz Europa, und hielt sich längere Zeit in Wien auf, wo er sich durch seinen jugendlichen Unge-

stüm in allerlei Händel verwickelte, und als Raufbold einen in der damaligen Zeit charakteristischen Ruhm erwarb. Aber gerade dieser Umstand eignete ihn nicht ganz für den Grafendienst, er wanderte aus seinen bisherigen Verhältnissen wieder nach München zurück, und trat bei den barfüßigen Karmeliten als Sakristan und Gärtner ein, mit der Gluth seines aufgeregten Lebens sich ganz in die geistliche Abgeschiedenheit verbergend. In seinen Freistunden lernte er unter dem Hofbildhauer Wolfgang Leiter die Bildhauerkunst und das Wachsbossiren, hierin ungemein gefördert durch seine entschiedenen, wenn auch nicht vollständig ausgebildeten Geistesanlagen. In dieser Stellung hatte er das Glück, der frommen Churfürstin Adelheid zu gefallen. Diese bestellte ihn zum Meßner am Kloster der Ursulinerinnen, die sie nach München verpflanzt hatte. Er benützte die Gunst dieser Lage, um sich ganz von der Welt abzulösen und ins himmlische Leben der beschaulichen Andacht zu vertiefen, durch sein Beispiel mächtig einwirkend auf die Herzen mehrerer, ihm befreundeter Jünglinge. Der ungestüme Drang seiner Natur machte sich auch im geistlichen Leben geltend. Er fühlte sich in seinen Meßnerdienstverhältnissen zu beengt, und wanderte im Jahre 1669 in den Ebersbergerwald hinaus, um dort in einer Grube, die er mit Baumrinden überwölbte, einsam und verborgen dem Erlöser zu dienen. Das Evangelium, die Nachfolge Christi des Thomas von Kempen, und ein Kalender bildeten seine ganze Bibliothek. Vom nüchternen Geiste dieser Welt aufgespürt, und als Sonderling verfolgt, zog er immer tiefer in die Gebirge, und flüchtete endlich aus der Gegend von Tegernsee ins Tirol herein, wo damals eine Freistätte aufgethan war für jedes religiöse Gefühl, das im Menschenherzen anklang. Der aus dem südlichen Tirol stammende Pfarrer von Villanders, Stefano Ricci, ein überaus andächtiger Mann, nahm ihn liebevoll auf, und wies ihn zu Jakob Müller auf Kreßbrunn. Dort wirkte er eine Zeit lang mit allem Eifer, um die drei Einsiedlerstätten vollkommen auszubauen. Der Zulauf des Volkes vermehrte sich ungemein; Müller stand als Beichtvater im besten Rufe, und zog viele büßende Seelen zur Lebensbesserung an. Da er sich aber weigerte, seine heilige Dreizahl zu überschreiten, so zogen seine Jünger weiter, vom Uebermaße ihres andachtglühenden Herzens getrieben, die stille heilige Einsamkeit für weltausgediente, zerknirschte Seelen in Tirol zu verbreiten. —

2. Die Ersten, welche auf diese Weise als neuer Samen der Buße und Andacht von Kreßbrunn hinwegwanderten, waren, wie zum Theil gemeldet, Andreas Planer und Wolfgang Holzer. Planer kam bei rauhem Winter nach Meran, und wählte sich den dunkeln Schattenwald ob Forst zum künftigen Aufenthalt. Der letztere gehörte

dem Grafen Adam von Brandis, dem Verfasser des berühmten Ehrenkränzels, welcher zur Fahlburg in der Gemeinde Tisens hauste. Durch ein heimliches, tiefeinschneidendes Leiden an Leib und Seele erkrankt, von unüberwindlicher Traurigkeit und Wehmuth verzehrt, sah er einst im Traume eine Waldgegend und darin ein Brünnlein, hell hervorsprudelnd aus dem Felsen des Gebirges, und eine Stimme im Herzen sagte ihm, wenn er auf dieser Stelle eine Kapelle zu Ehren des heiligen Joseph baute, so würde der Stein von seinem Herzen fallen. Er kam bald darauf zufällig nach Forst, ein Waldbrand von oben herab drohte den seinigen ebenfalls zu verderben, er eilte empor, dem Unheile zu steuern, und entdeckte an der Stelle des heutigen Josephsberg das klare helle Brünnlein, das er im Traume gesehen. Schnell war der Entschluß gefaßt, hier eine Kapelle zur Ehre des heiligen Joseph zu bauen. Wolfgang Holzer, den er ebenfalls hier als Einsiedler entdeckte, kam ihm vor wie von Gott als Meßner der einsamen Waldkapelle gesandt. Bald war die gelobte Josephskapelle fertig, die der Graf mit 300 Gulden für eine alltägliche Messe ausstattete. Planer, darüber unendlich erfreut, baute sich aus seinem Erbtheile von 50 Gulden eine Einsiedelei, und wartete derselben in stiller Abtödtung. Mittlerweile gesellte sich auch Wolfgang Holzer zu ihm, der nach Nauders hinauf gezogen, aber aus den dortigen Wäldern durch Kälte und Schneelavinen vertrieben worden war. Beide ließen sich vom Priester Schulthaus zu Lavis im Latein und in der Theologie unterrichten, und brachten es darin so weit, daß sie zu Priestern geweiht werden konnten.

So lebten Beide vereint, mit braunen Kutten angethan, in äußerster Armuth, als „Drittordensbrüder vom Berge Karmel," und unterwarfen sich zu strengem Gehorsam an den Pfarrer Laicharding zu Meran. — Die Brüder schliefen auf harten Brettern, um Mitternacht weckte sie das Mettenglöcklein der Dominikanernonnen zu Steinach zu zweistündigem Gebete, bei Tage wechselte unabläßig Gebet, Betrachtung und Handarbeit. Mit sauerem Schweiße legten sie auf rauhem Felsen ein Gärtchen an, das ihnen Gemüse lieferte. Fleisch und Wein kosteten sie nie, alle Anmuthung sinnlicher Lust erlag unter der schweren Kreuzigung, die sie mit unerbittlicher Strenge über sich selbst verhängten. So wuchs der Einsiedlerverein still empor, nur desto tiefere Wurzeln in die Heimath senkend, je unverständiger er umbraust wurde von Mühsalen und Verfolgungen aller Art, grünend und blühend in der Kraft vom Kreuze Christi, welcher das einzige Ziel ihrer frommen Abgeschiedenheit war. Wolfgang Holzer entwickelte eine ungemeine Geistesstärke und den

kühnsten Muth, das gute Werk zu fördern. Um mehrere Klausen zu erbauen, wanderte er nach Bayern, suchte und fand überall Geldunterstützungen. Namentlich schenkte ihm sein ehemaliger Lehrer, der Hofbildhauer Leiter, ein sehr andächtiges Josephsbild von kunstreicher Wachsarbeit, das er als süßes Unterpfand des Gelingens aller seiner Pläne nach Tirol zurückbrachte. Ausgezeichnete Männer von Geist und Vermögen traten dem Vereine bei, darunter vorzüglich die vorgenannten Priester, Philipp Schulthaus von Lavis und Stefano Ricci, ein geborner Nonsberger, und schon seit zwanzig Jahren Pfarrer von Villanders, beide mit ihren bedeutenden Geldmitteln das Aufblühen der Klausnergemeinde fördernd, noch mehr aber durch Bildung und Gelehrsamkeit das innere Leben erhöhend. Eleonora, Königin von Polen und später Gemahlin des Gubernators Carl von Lothringen in Innsbruck, nahm sich der Verfolgten an gegen alle Thorheit dieser Welt, und schlug mit ihrem Einflusse die letzten Zuckungen des blinden Eifers gegen Josephsberg nieder. Auch Kaiser Leopold I. und seine heiligmäßige Gemahlin Eleonora schützten die fromme Ansiedlung. Die Verehrung, in welcher der heilige Joseph im ganzen Tirolerlande stand, zog von allen Gegenden Pilger zu den Waldbrüdern empor, die als Mittler dieser zarten Andacht zum Nährvater Christi dienten. Milde Spenden flossen in den Schatz der Kapelle, die Einsiedler sahen sich im Stande, ein neues Kloster zu bauen mit einer schönen Kirche, allen Andächtigen zum innigsten Herzenstrost. Um sich in der äußern Welt ordenskräftig festzustellen, nahmen sie im Jahre 1696 die Regel der Hieronymitaner-Mönche an, welche Hieronymus von Pisa im Jahre 1488 für seine Einsiedlervereine bekannt gemacht hatte. Wolfgang Holzer ließ sich, der Erste auf einer Reise nach Rom, zu Fano in diesen Orden einkleiden, und führte ihn auch zu Josephsberg ein, wo im Jahre 1694 bereits vierzehn Mitglieder gezählt wurden.

Der auf diese Weise aus Italien nach Deutschland vorgedrungene Hieronymitaner-Orden verbreitete sich aus Tirol nach Bayern und Oesterreich, stets durch die unermüdliche Thätigkeit des Wolfgang Holzer, welcher im Orden den Namen Onufrius angenommen hatte. Es entstanden ähnliche Vereine zu Wallersee in Bayern, zu Schönbach bei Baden in Oesterreich und zu Ortensee in Kärnthen, überall das Feuer der Andacht anzündend, die Liebe zur einsamen Betrachtung weckend, und verschämten Büßern sichere Zufluchtsstätten gewährend. Ricci wurde der erste Obervorstand aller derartigen Ordensvereine in Deutschland. Onufrius starb mit dem Troste, den Gedanken seines Lebens verwirklicht zu sehen, an Steinschmerzen im Jahre

1724. Längst schon war ihm sein Freund und Lehrer, der fromme Jakob Müller, im Tode vorausgegangen. Er wurde nach seinem Tode, welcher ums Jahr 1677 erfolgte, nach Dreikirchen herabgebracht und in der Magdalenenkirche begraben, lange noch fortlebend im Andenken der Frommen, die er durch sein wundervolles Leben erbaut und getröstet hatte. Der von ihm gegründete Einsiedlerverein wollte sich auch zum Ordenshause umgestalten, und denen von Josephsberg sich anschließen. Aber die Pfarrer von Villanders waren dagegen, und so ging Kreßbrunn allmälig ein. Man sieht heut zu Tage nichts mehr als wenige Spuren verfallenen Gemäuers. —

Wenn wir diese Männer, welche den ersten Grund zum Hieronymitaner-Orden in Deutschland von Tirol aus gelegt und befestiget haben, näher betrachten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Wolfgang Holzer unter ihnen der genialste und geistreichste war, dessen kühner Thatkraft das Glück des Unternehmens zugeschrieben werden muß. Findig in allen Dingen, allschmiegsam um ein gutes Werk durchzusetzen, eben so gewandt in der Rede als in der Schrift, blieb er gleichwohl innerlich in Gott stets versammelt, und schöpfte aus dieser Einigung mit dem höchsten Gute das Feuer und die Kraft seiner That. Seine zahlreichen Briefe nach allen Seiten von Süddeutschland fielen liebeweckend ins christliche Gemüth, sein Buch: „Spiegel einer gottliebenden Seele," gewann sehr viele Seelen für den Dienst des Erlösers. Trotz seiner Einsiedlerstrengheit war sein ganzes äußeres Wesen doch ungemein anmuthig, herzbezaubernd, sich mit linden Banden um den Weltling legend, und ihn in das Gebiet des geistlichen Lebens herüberziehend. Kein Glück konnte seine Thätigkeit zur Ruhe einsingen, kein Unglück ihn entmuthigen, sein Grundsatz war: „Die That allein besiegt die Welt!" Zu Wien, wo er sich während der Ordens-Ausbreitung länger aufhielt, wählten ihn die angesehensten Hofleute zum Beichtvater, in welcher Eigenschaft er das herzerschütterndste Zurechtführen mit unwiderstehlicher Liebe und Milde verband, hierin wie von Gott besonders belehrt und auserwählt. — Sein Gegenbild war Jakob Müller, eine hochgestellte Alpenblume, die nur in der Einsamkeit gedeihen konnte, fern von allen Weltläufen, durch Tugendwohlgeruch den sinnlichen Menschen aus der Tiefe zu sich hinaufziehend, mit seinem schuldlosen Gebete seinen Kämpfer Wolfgang Holzer gegen die Arglist der Welt kräftigend. Steigleder leistete als Feuergeist in untergeordneter Stellung sehr gute Dienste, und die Kenntniß der italienischen Sprache kam ihm zur größern Wirksamkeit wohl zu Statten. Deßhalb wurde er auch als Dolmetscher der damals so häufig aus Italien nach Deutschland vordringenden Glaubensprediger gebraucht,

wie wir ihn denn namentlich als Begleiter des berühmten Pater Marco von Aviano sehen, wesentlich beitragend zu der herzenrührenden Wirkung der Predigten dieses großen Mannes. Planer war der stillste, ungebildetste, aber mit dem klarsten natürlichsten Sinne, und dem unentweihten Kraftgefühle einer heiligen Jugend. Diesen vier Männern gelang es, einen Orden zu gründen, der es sich zur Aufgabe machte, an einsamen Stätten zerknirschten Beichtkindern Gelegenheit zur Buße und ernstlichen Sinnesänderung zu bereiten, mit dem feinsten Gefühle für die Bedürfnisse des menschlichen Herzens, in einer Zeit, wo die Lauigkeit der Zeit auch in diesem wichtigsten Geschäfte so wenig Zutrauen einflößte. Sogar ihre einsamen Klösterlein galten mit Recht als Weckzeichen für die Zerstreuten zur Einkehr in sich selbst. Es ist sehr zu bedauern, daß diese, aus dem tiefsten Bedürfnisse menschlicher Befangenheit im Bekenntnisse der eigenen Schuld hervorgegangene Blüthe der katholischen Kirche nicht weiter ausgebildet und gewissenhafter festgehalten worden ist. —

332—334. Wider die Gotteslästerung.

1. In der Gegenwart des heiligen Hieronymus stieß einst ein gottentfremdeter Mensch gotteslästerliche Worte aus. — Der Heilige verwies es ihm gemessenen Tones, indem er sprach: „Hunde bellen für ihren Herrn; und du wolltest dich wundern, daß ich meine Stimme für die Ehre des Herrn ertönen lasse? Wie, ich sollte schweigen, wenn man den Namen meines Gottes lästert!? Davor bewahre mich der Ewige! Sterben kann ich; aber stumm sein zu solchen Reden kann ich nicht!" —

2. Eusebius berichtet in seiner Kirchengeschichte: Der Kaiser Maximian, vom Hasse gegen die Christen getrieben, ließ eigene Büchlein schreiben, in welchen die abscheulichsten Lästerungen gegen den Gott der Christen standen. Diese Büchlein wurden dann in den Schulen unter die Kinder vertheilt, mit dem Auftrage, deren Inhalt auswendig zu lernen und dann auf den Gassen zum Aerger der Christen laut herzusagen, welchem Befehle die leichtsinnige Schuljugend auch gerne willfahrte. — Allein bald brach die Strafe Gottes herein. Eine Unzahl der Heiden wurde von der Pest ergriffen, so daß die Gassen und Häuser mit Leichen überfüllt waren, und es an Händen fehlte, so Viele zu beerdigen, während unter den Christen auch nicht Einer pestkrank wurde. — Der Kaiser selbst verlor das Augenlicht, verfiel in Raserei und nahm sich selbst gewaltsam das Leben. —

3. Als Rupert von der Pfalz, der im Jahre 1400 zum deutschen Gegenkaiser wider Wenzel von Böhmen war erwählt worden, nach Speyer kam; so stellte sich auch, wie es damals bei der Wahl eines neuen Kaisers Sitte gewesen, eine große Zahl Verbannter ein, um die Aufhebung ihrer Verbannung zu erflehen. — Der Kaiser ließ ihre Angelegenheiten in Untersuchung ziehen, und da ergab es sich, daß ein Bürger der Stadt Speyer war verbannt worden, weil er bei'm Spiele mehrmals gotteslästerliche Zornesworte ausgesprochen hatte. Nun that der Kaiser den folgenden merkwürdigen Ausspruch: „Allen Andern will ich Gnade und Verzeihung angedeihen lassen, aber dieser Gotteslästerer allein soll auch hinfort verbannt bleiben; denn die Andern haben sich mehr gegen Menschen verfehlet, Dieser aber griff **Gott selbst** an und beging so das größte aller Majestäts-Verbrechen!" —

---

335. Die verjagte Kuh.

Der heilige Ephrem ging, als er noch ein heidnischer Knabe war, im Winter durch einen großen Wald, und sah die Kuh eines armen Mannes unter einem Obdache liegen. In seinem Muthwillen zwang er durch Steinwürfe das arme Thier aufzustehen, und jagte die Kuh so lange vor sich her, bis sie ermattet niederfiel und liegen blieb. In der nächsten Nacht wurde sie von wilden Thieren angefallen und zerrissen. —

Einen Monat später mußte Ephrem wieder im Auftrage seiner Eltern einen weitern Weg über Land machen, wobei ihn die Nacht überraschte, so daß er sich genöthigt sah, in der Feldhütte eines Schäfers um Nachtherberge zu bitten, die ihm auch gewährt wurde. — Der Schäfer aber war dem Trunke ergeben, that aus seiner Feldflasche zu viele Züge und schlief stark berauscht ein. — Während der Nacht wurde ein großer Theil der Heerde geraubt. — Die Eigenthümer der Heerde, als sie am frühesten Morgen den Raub erfuhren, eilten erschrocken zur Schäferhütte, und als sie den fremden Jungen bemerkten und sahen, wie der Schäfer noch Spuren eines kaum ausgeschlafenen Rausches zeigte, schöpften sie Verdacht: es möchte der Junge, im Einverständniß mit einer Räuberbande, ihren Schäfer berauscht gemacht und so den Raub ihres Viehes erleichtert haben. Ephrem wurde nun ergriffen und vor die nächste Obrigkeit geschleppt.

Acht Tage, nachdem Ephrem verhaftet worden, sah er im Traume einen schönen, aber ernst und drohend aussehenden Jüngling vor sich stehen, der ihm sagte: „Der Kerker, worin du jetzt schmach-

test, und die Fesseln, die du jetzt trägst, sind eine Strafe für jenen grausamen Frevel, den du an jener Kuh des armen Mannes verübt hast! Erachte darum diese Strafe als eine wohlverdiente Züchtigung!" — Nach diesen Worten verschwand die Erscheinung. — Die Untersuchung dauerte noch längere Zeit, bis endlich Ephrem's Unschuld an dem Raube der Heerden erwiesen und er in Freiheit gesetzt wurde. —

Noch als Greis beweinte er seinen ebenso muthwilligen als grausamen Knabenstreich. —

---

336. „Um die Hälfte gefallen!"

Der heilige Bernardinus von Siena erzählt:

Vor mehreren Jahren brach zu Rimini in Italien eine Theuerung aus. Alles trauerte, da der Getreidepreis immer höher stieg; nur — Einer freute sich dessen, nämlich ein elender Wucherer, der eine Menge Getreides aufgehäuft hatte. Obwohl der Preis schon eine unglaubliche Höhe erreicht hatte, so gab er doch nichts von seinem Vorrathe her; es sollte noch theurer werden. Um aber den beständigen Anfragen und Bitten der schwer bedrängten Einwohner zu entgehen, begab er sich auf sein Landgut hinaus. Doch täglich stellte er sich an die Straße, die vorüberführte, und fragte neugierig die aus der Stadt herkommenden Leute, wie hoch der Preis des Getreides stehe. Wenn nun Diese antworteten, daß der Preis immer im Steigen sei, so heuchelte er tiefes Bedauern, innerlich aber lachte ihm das Herz.

Da geschah es aber, daß zwei reiche Menschenfreunde eine große Menge Getreides in Apulien zusammengekauft hatten und es nach Rimini bringen ließen, um der Noth abzuhelfen. — Nun fiel der Preis an Einem Tage um die Hälfte herab. —

Der Wucherer, der an eben diesem Tage den Entschluß gefaßt, in die Stadt zu gehen, um nun die Noth seiner Mitmenschen bestens sich zu Nutzen zu machen, stellte sich zuvor noch an die Straße, um den Getreidepreis zu erfahren, ward aber nicht gar angenehm überrascht, als er eine Menge Leute, jubelnd und singend, ihre mit Getreidesäcken schwerbepackten Esel vor sich hertreiben sah. Nichts Gutes ahnend, fragte er mit bebender Stimme: „Wie steht's mit dem Preise?" — „„Alleluja!"" jauchzten die Gefragten; „„heute ist der Preis um die Hälfte gefallen!"" — Der Wucherer stand wie versteinert da; nach einigen Minuten murmelte er nur: „Um die Hälfte gefallen!"

Er ging nun in die Stadt; Bekannte grüßten ihn, erhielten

aber keine andere Antwort, als: „Um die Hälfte gefallen!" — Als er in sein Haus trat, kamen ihm Frau und Kinder entgegen, und hießen ihn freundlichst willkommen; er aber sprach nur: „Um die Hälfte gefallen!" — Er legte sich zu Bette; die Frau, erschrocken über sein blasses Aussehen und den stieren Blick, ließ eiligst den Arzt rufen, dieser aber brachte nichts Anderes aus dem Patienten heraus, als immer und allzeit nur die Worte: „Um die Hälfte gefallen!" — Man holte einen Priester, der ihn zur Buße und Beichte ermahnte, aber die Antwort lautete: „Um die Hälfte gefallen!" — Sein Zustand verschlimmerte sich mehr und mehr, bis er nach kurzer Zeit mit den Worten verschied: „Um die Hälfte gefallen!" —

337. Der letzte Bissen.

Godwin, Graf von Kent, ließ den Prinzen Alfred den Aelteren, der nach dem Tode Kanut's II. nach England kam, um die Regierung dieses Landes zu übernehmen, bei seinem Eintritt in das Königreich ermorden; und er brachte es dahin, daß die Engländer im Jahre 1044 den Bruder des Ermordeten, nämlich den sanftmüthigen Prinzen Eduard III., dem er seine Tochter Editha zur Gemahlin gab, als König anerkannten. —

Eines Tages, als König Eduard III. eine große Anzahl Edelleute, unter denen sich auch Godwin befand, zur Tafel geladen hatte, that der Edelknabe, der dem Könige zu trinken gab, einen Fehltritt, und verhinderte das Niederfallen nur dadurch, daß er gleich den zweiten Fuß vorstreckte, wobei er scherzhaft sagte: „Der Bruder ist unüberwindlich, wenn er vom Bruder unterstützt wird!" — er meinte damit seine zwei Füße.

„„Richtig!"" bemerkte der König; „„denn wenn ich meinen Bruder noch hätte, so würden wir einander getreulich unterstützen, wie der eine deiner Füße den andern unterstützte!""

Bei diesen Worten warf er einen ernsten Blick auf den Grafen Godwin, den er schon lange als den Mörder seines Bruders im Verdacht hatte.

Godwin suchte durch einen Schwur dem gottesfürchtigen Fürsten den Verdacht zu beseitigen und sprach da keck und gottvergessen: „„Dieser Bissen, den ich da eben in den Mund nehme, soll der letzte sein, wenn ich mir über den Mord des Prinzen Alfred das Geringste vorzuwerfen habe!""

So betheuerte der Frevler, und siehe da! das Brod blieb ihm in der Kehle stecken und erwürgte ihn. —

338. Der Sanct Emerams-Minnetrunk.

Auf eine Zeit (so erzählt der Abt Cölestin von St. Emeram in der Geschichte seines Klosters), als Kaiser Otto hieher nach Regensburg kommen, hat er sich vor seiner Abreis selbsten in unserm Kloster zu Gast geladen. Der Bischof, so dazumalen auch noch die Abtei verwaltete, schätzte sich dieß für eine besondere Gnad' und sparte keine Unkosten, den Kaiser nach Möglichkeit zu tractiren. Fürsten und Bischöf' samt andern hohen Standespersonen saßen bei der Tafel und Alles war fröhlich und wohlauf, insonderheit der Kaiser, daher er sich auch vor dem End der Mahlzeit mit diesem Sächsischen Sprüchwort vernehmen lassen: „Dessen Brod ich isse, dessen Liedl ich singe! Der heilige Bischof und Martyrer Emeramus hat uns anheut von seinen Gütern wohl gespeiset und getränket; so gedunket es mich, billig zu sein, daß wir auch diese Mahlzeit **in der Liebe des heiligen Emeram** vollenden!" Befahl darauf, einander den Friedenskuß zu geben und aus dem darzu verordneten Gesundheits-Becher die Liebe des heiligen Martyrers zu trinken. Alle kamen dem Befehle des Kaisers mit Freuden nach bis auf einen einzigen Grafen, welcher, da ihm die Kraft des Weines schon den Verstand geschwächet, in diese Lästerung ausgebrochen: „„Was! mit Nichten thu ich diesen Bescheid; Emeram hat nicht mehr Platz in meinem Magen, denn Speis und Trank ist **ihm** zuvorkommen!"" Diese Worte hatte der trunkene Graf nicht sobald ausgesprochen, als ihm von unsichtbarer Hand eine so ergiebige und wohlgemessene Maulschelle versetzet worden, daß er samt dem Sessel, darauf er an der Tafel gesessen, in den Saal gefallen. Worüber der Kaiser samt allen hochadeligen Gästen von Herzen erschrocken und sogleich nachfragen lassen, warum dieß geschehen sein möchte. Als ihm aber einer seiner Diener die Ursach erzählet, hat er gleich Befehl ertheilet, alle Glocken in der ganzen Stadt zusammen zu läuten und solches Wunder jedermänniglich zu erzählen, dem heiligen Martyrer aber die Lästerung abzubitten, und noch selbigen Tages ein herrliches Te Deum in der Klosterkirche zu halten. Von dieser Zeit an ist bei uns die löbliche Gewohnheit aufkommen, vor dem End' der Mahlzeiten die letzte Gesundheit mit diesen Worten zu trinken: „Es lebe Alles, was Sanct Emeram liebt und ehret!" —

339. Der entweihte St. Cassians-Tag.

(Aus: Mythen und Sagen Tirols von J. N. Ritter von Alpenburg.)

Eine der schönsten und berühmtesten Alpen Tirols ist die „Seisser-Alpe" im Eisack-Gebiete, in deren Nähe der 8100

Fuß hohe Schlern sein schroffes Dolomit-Pyramidenpaar mit andern Bergeshäuptern emporstreckt. — Eine und eine halbe Stunde von Schlern steht die „Rothe Wand“ und liegt die „Rothe Wiese,“ auf welcher sich zwei mächtige Blöcke der jener Hochgebirgsgegend eigenen Dolomit-Felsen befinden. —

Auf dem Schlern steht ein Wallfahrts-Kirchlein zum heiligen Cassian, und am Tage dieses Heiligen, dem 5. August, ist dort ein großes Kirchenfest. Die Gemeinde Völs, die fast drei Stunden tiefer wohnt, geht mit dem Kreuze in Procession hinauf, und alle Aelpler von der Seisser-Alpe kommen in ihren Feiertagskleidern herzu, um den Heiligentag mitfeiern zu helfen. —

Einst fiel es einem Alm-Besitzer ein, am St. Cassians-Tage heuen zu lassen. Ungern gehorchte ihm sein Gesinde, wohlmeinend riethen die Nachbarn ab, denn es sei Frevel, am Tage des weit und breit verehrten Heiligen Heu machen zu lassen. Der Alm-Besitzer aber lachte und spottete:

„Cassians-Tag hin, Cassians-Tag her —
'S Heu muß in die Schöber!“

und arbeitete mit seinen Knechten und Mägden drauf und drein, endlich kam alles Heu, nachdem es zusammengerecht war, auf zwei große Haufen, welche dort „Schöber“ heißen; aber so wie das letzte Bund und das letzte Büschel hinaufgeworfen war, da versteinten die beiden Heuschober, und so stehen sie noch, und warnen dauernd; und seitdem fällt Niemand mehr ein, am St. Cassians-Tag auf der Alm zu arbeiten. —

---

340 — 343. Aus der Wirthshaus-Stube.

1. In dem Dorfe Zorneding, im Süden des Königreichs Bayern gelegen, erquickt den müden Wanderer schon die Aufschrift über der Thüre des Wirthshauses, die da lautet:

„Gelobt sei Jesus Christ!
Lieber Gast!
Schilt und fluch' nicht in meinem Haus,
Geh' mir lieber zur Thür hinaus;
Denn es möcht' Gott vom Himmelreich
Verfluchen mich und dich zugleich.
Wann du hier willst sitzen an diesem Ort,
Brauche nicht unzüchtig Wort;
Thu' auch nicht schimpfen und nicht schwören,
Sondern nach deinem Vermögen zehren.
Denn wer dieß nicht thun will und nicht kann,
Der zahl' sein Zech' und geh' alsdann.“

Nicht wahr, mein frommer Leser, ein schöner Wirthsschild? Strahlender als Sonn' und Stern, kräftiger als Bär und Löw', wohltönender als blaue und rothe Glocken, anziehender für einen christlichen Pilgersmann als selbst ein goldner Engel? —

2. In einem Wirthshause saßen mehrere Gäste, die gotteslästerliche Reden führten und einer den andern in der Frechheit überbot.

Da trat der Wirth herein, ein rechtschaffener Christ, ging an die Wand hin, nahm das Crucifix herab und wollte es aus der Wirthsstube hinaustragen.

Verwundert schwiegen die Gäste, und Einer fragte, warum der Wirth das Crucifix hinaustragen wolle? Und der Wirth antwortete: „Es schickt sich nicht, daß **Dieser da** euch zuhört!"

Die Bauern waren betroffen, leerten ruhig ihre Krüge, und gingen schweigend von dannen. —

3. Im Würtembergischen soll einmal ein Wirth gewesen sein, der keinem Gast mehr als zwei Schoppen Wein einschenkte, und wenn einer mehr begehrte, ihn versicherte, er habe jetzt genug, damit könne er bestehen.

Der damalige Herzog von Würtemberg hörte auch von diesem sonderbaren Wirthe, und kehrte einst mit seiner ganzen Jagdgesellschaft bei ihm ein, mit dem Vorsatze, dem Wirthe zum Trotz recht zu zechen. Dieser empfing die Gäste freundlich und höflich, als aber Jeder seine zwei Schoppen hatte, wollte er nicht mehr einschenken. Da fragte ihn der Herzog, ob er auch wisse, Wen er vor sich habe. „Ja wohl," antwortete der Mann, „aber in meinem Hause soll sich auch der Herzog nicht betrinken!" —

4. Bei einer Tischgesellschaft im Wirthshause nahm sich ein Herr der Religion an, die verspöttelt wurde.

Ein „gebildeter" Nachbar schaut auf ihn mit einem verächtlichen Blicke und fragt ihn höhnend: „Gehören Sie etwa zu den Frommen?"

Darauf entgegnet aber der Gefragte schnell: „„Gehören Sie etwa zu den Gottlosen? denn eine goldene Mitte giebt es da nicht!"" —

Diese mit Geistesgegenwart und hohem Ernst gestellte Frage blieb ohne Antwort und gab dem schlechten Gespräch eine Wendung zu Besserem. —

344. Kinder-Disputation.

(Parabel von Clemens Brentano.)

Ein frommer Knabe hatte viel von einem gelehrten Wunderkinde gehört, das ein Doctor der Weltweisheit sei, und es wurde ihm oft vorgehalten, wie er gegen diesen Weisen ein recht dummes Schaf zu nennen wäre.

Das betrübte den armen Knaben, und als er einstens hörte: „Es sei schon die halbe Weisheit, einen Weisen zu fragen," — ruhte er nicht eher, bis er den Doctor der Weltweisheit zu Gesichte bekam und bat ihn: ihm einige Fragen zu beantworten, damit er auf diese Art zur halben Weisheit gelange, und doch nicht mehr so ganz und gar dumm erscheine, die andere Hälfte würde wohl der liebe Gott ihm einmal zu Weihnachten bescheren.

Der Doctor lächelte und war bereit, dem einfältigen Knaben zu dienen, und die Disputation geschah auf offenem Markt unter vielen rechtschaffenen und frommen Leuten, die eben aus der Kirche kamen, worunter auch die Eltern des Knaben waren.

Die Unterredung aber fiel folgendermaßen aus:

Knabe: „Was ist das Beste in der Welt?"

Doctor: „„Ein guter Freund.""

Knabe: „Nein, ein gutes Gewissen. — Wer ist der Klügste in der Welt?"

Doctor: „„Der die meisten Bücher gelesen hat.""

Knabe: „Nein, der sich selbst kennt. — Wer ist der Dümmste in der Welt?"

Doctor: „„Der am wenigsten weiß.""

Knabe: „Nein, der sich seiner Wissenschaft rühmt. — Welches ist der beste Stand?"

Doctor: „„Der Doctor-Stand.""

Knabe: „Nein, der Christen-Stand. — Welches ist die höchste Ehre?"

Doctor: „„Tapferkeit im Kriege.""

Knabe: „Nein, Demuth und Frieden im Glück. — Welches ist die größte Kunst?"

Doctor: „„Die Welt wohl zu regieren.""

Knabe: „Nein, sich selbst wohl zu regieren. — Wer ist der Reichste auf der Erde?"

Doctor: „„Der das meiste Geld hat.""

Knabe: „Nein, der genug hat an Jedem. — Welches ist das mächtigste Thier?"

Doctor: „„Der Löwe.""

Knabe: „Nein, das Würmlein, welches Menschen und Löwen verzehrt. — Welches Thier trinkt das unruhigste Getränk?“

Doctor: „„Der Fisch, der das Meer trinkt.““

Knabe: „Nein, die Mücke, die des Menschen Blut saugt.“ —

Als die Umstehenden dem Knaben immer Beifall klatschten, ward der Doctor unwillig und sagte: „„Knabe, wer hat dich so klug gemacht?““

Da umarmte das Kind seinen Vater und seine Mutter und sprach: „Hier, mein lieber Vater Wahrmund und meine liebe Mutter Einfalt haben mir Dieses gelehrt.“

Da sagte der Doctor: „„Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weltweise beantworten können. — Aber jetzt will **ich** dich auch fragen.““

„Das thue,“ erwiederte der Knabe, damit du uns den Beweis deines letzten Satzes nicht schuldig bleibest.“

Da lachten die Leute und es fragte der Doctor: „„Wie groß ist die Welt?““

Knabe: „So groß, daß sie Gott allein umspannen kann, und doch nicht so groß, als die Eitelkeit der eingebildeten Weltweisheit.“

Doctor: „„Hängt, steht oder schwebt die Welt?““

Knabe: „Der sie umspannt, der hält sie auch.“

Doctor: „„Was hat Gott gethan, eh' er die Welt erschaffen?““

Knabe: „Er hat Ruthen gebunden, den eitlen Vorwitz zu strafen, der mit solchen Fragen die Einfalt in Versuchung führt.“

Mit dieser Antwort war die Disputation geschlossen. — Der Doctor mußte dem Knaben den Preis lassen, und die Eltern des Knaben, Wahrmund und Einfalt, boten dem Doctor ein „„Privatissimum““ zu lesen an, wenn er vorher die gelehrte Hungerkur drei Jahre gebraucht habe, dann ein Jahr auf Grasung und Kleefutter gegangen sei, und sich hierauf einige Jahre unter der Muskete habe umarbeiten lassen. —

---

345. Wie Einer an der ersten Lüge erstickt ist.

(Aus: Katholische Parabeln und Erzählungen von Magnus Jocham.)

Von einem Menschen, der im Lügen einige Fertigkeit gewonnen hat, so daß er nicht leicht in Verlegenheit kommt, sondern jedes Loch, das er durch eine Lüge gerissen, sogleich wieder durch eine andere zu decken versteht — von solch einem Menschen sagt man in einer gewissen Gegend Deutschlands: „**Der** ist an der ersten Lüge nicht erstickt!“

Der Fall aber, in dem Einer an der ersten Lüge erstickt ist, kommt sehr selten vor, und wo es vorkommt, darf man dieses Ersticken nicht im buchstäblichen Sinne nehmen; sondern man muß darunter nur verstehen, daß ein solcher Mensch für die Zukunft keinen Lebensmuth und keinen Athem für's Lügen mehr gehabt habe, wie dieß in nachstehender Erzählung anschaulich gemacht werden soll.

In meinen Kinderjahren hatte ich, wie ich's jetzt in meinen alten Tagen noch habe, eine außerordentliche Freude an den Singvögeln. Ich kannte alle Sänger des Frühlings an ihrem Gesange, und weil ich ein sehr gutes Auge hatte, auch an ihrem Gefieder. Ich konnte stundenlang einem Vögelein zuschauen und zuhören, und vergaß über dieser Vogelliebhaberei oft, die mir aufgetragene Arbeit gehörig zu verrichten, was jedesmal eine Portion Schläge eintrug. Allmählig gesellte sich zu dieser einfachen und reinen Vogelfreundschaft noch ein anderes Interesse, das mir meine Freude leicht hätte ganz verderben können. Ich hatte nämlich erfahren, daß man einzelne dieser Frei-Sänger auch in Zimmer und Käfige einsperre, um das Vergnügen, das ihr Gesang und ihr Anblick gewährt, näher und mühelos zu genießen, und daß Leute, die dieses wünschen, solch einen Sänger oft sehr theuer bezahlen. Für eine Drossel, die im Käfige fleißig und schön sang, bezahlte man zwei bis drei Kronenthaler. Diese Kunde erweckte in mir die Lust, mich zum Häscher und Schergen dieser unschuldigen Bewohner der Luft und des Waldes anzubieten — aus Verlangen nach Kronenthalern.

Einst entdeckte mir eines Nachbars Sohn, er wisse ein Drossel-Nest, und die jungen Drosseln seien bereits reif zum Ausfluge. Er wolle mir's zeigen, wenn ich den Erlös für dieselben mit ihm theilen würde. Ich lief sogleich zu einem Vogelabrichter und Vogelhändler, und bot ihm das Drosselnest an. Dieser hatte eben selber zwei solcher Nester ausgenommen und wollte von dem Ankaufe eines dritten nicht viel wissen. Da diese erste Spekulation so übel ausgefallen war und da noch außerdem ein inneres Widerstreben vor solch einem Vogelverkäufer-Geschäfte mich zurückschreckte, ließ ich die Sache beruhen und die flüggen jungen Drosseln ausfliegen, ohne mich weiter um sie zu kümmern. Des Nachbars Sohn war dessen auch zufrieden, weil nirgend ein Gewinn herausschaute. —

Ungefähr vierzehn Tage später traf mich der Vogelhändler und fragte mich nach dem Drosselneste, mit dem Bedeuten: jetzt würde er's gut bezahlen. Ich weiß nicht mehr, wie mir dabei zu Muthe gewesen; aber das weiß ich, daß ich in Verlegenheit war Ich schämte mich, dem Vogelhändler zu sagen, ich hätte die Drosseln ausfliegen lassen, denn das hätte er mir für Sünde angerechnet und

dazu mich noch einen dummen Jungen gescholten. Und doch wäre dieß das Einfachste gewesen, was ich sagen konnte, wie ich auch nach meinem Gewissen in Betreff des Nestes nichts Besseres hatte thun können. In der Verlegenheit und aus Uebereilung, vielleicht auch den alten Vogelhäscher zu ärgern, sagte ich ihm: „Ich hab's schon gut angebracht; Herr **N.** hat mir's gut bezahlt!"

Zufällig war der Vogelhäscher gut Freund mit Herrn **N.** und wußte um dessen ganzen Vogel-Stand.

„„Wie magst du mich doch so anlügen?"" entgegnete er mir; „„Herr **N.** hat kein Drosselnest weder von dir, noch von jemand Anderm bekommen. Geh' nur, und lüg' **nie** mehr einen alten Mann und auch sonst keinen Menschen an!""

Um meine Beschämung vollkommen zu machen, hielt er mir einige Tage später, als er mit Herrn **N.** mich zufällig traf, meine Lüge nochmal vor, und ich erhielt auch von Herrn **N.** die Versicherung, daß ich gelogen hätte, was ich freilich selber schon recht gut wußte.

Ich hatte lange zu thun, des Aergers und Verdrusses über diese Lüge und über die Entdeckung derselben los zu werden; und der Anblick des alten Vogelhäschers war mir jedesmal eine Verkündigung des achten Gebotes unter Donner und Blitz. —

Dieses Erlebniß benahm mir nicht allein alle Lust am Lügen, sondern zugleich am Vogelfang und am Vogelhandel. Der rücksichtslose Aufdecker meiner Lüge ward mir mit seinem ganzen Geschäfte ein abschreckendes Ding, und ich hätte immer gefürchtet, mit ihm wieder zusammen zu stoßen, wenn ich auf seinen Wegen gegangen wäre. Uebrigens lernte ich allmählig einsehen, daß er mir keinen bessern Dienst hätte erweisen können.

Jetzt kehrte denn auch wieder die erste reine Freude an den Vögeln des Himmels und an ihrem herzerquickenden Gesang zurück in die jugendliche Brust: und diese Freude heilte allmählig die Wunde vollkommen, welche der versuchte Vogelhandel geschlagen hatte. —

Das Ganze aber hatte auch die Wirkung, daß ich aus den spätern Jahren mich keines ähnlichen Vorfalles mehr erinnern kann, nämlich daß mir eine mit Wissen und Willen ausgesprochene Unwahrheit Verdruß und Aerger gemacht hätte. Und somit meine ich, der Lügner in mir hätte beim ersten Versuch einen Schlag gekriegt, der ihm Schwindsucht verursachte, an der er, so Gott will, ganz absterben wird, ehe ich mein zeitlich Leben ende! — —

Lehre: Glückselig das Kind, das an der ersten Lüge erstickt! —

346. Die Advokatenscheere.

Hans, der Bauer, hatte einen Prozeß, der lag ihm Tag und Nacht im Kopf; und wie er nun durchaus in seinem Sinne Recht hatte, ärgerte er sich ohne Unterlaß über die Schlechtigkeit seines Gegenparts Peter, der das durchaus nicht einzusehen schien. Peter hatte einen Advokaten in der Stadt, der dem Hans eigentlich das Leben sauer machte; denn immer aufs Neue stolperte er über neue Bedenken und Einwürfe, die sein Gegner, instruirt von seinem Advokaten, ihm in den Weg warf.

Das wurde Hans gewahr, und so entschloß er sich endlich auch, wahrscheinlich zum ersten Male, sich Raths bei einem Advokaten zu holen, und machte sich bald auf den Weg zur Stadt. Außer dem Zorn über seinen Gegner, dem er seit der Prozeßgeburt keinen „guten Tag" mehr bot, hatte er auch noch einen absonderlichen Groll auf den Advokaten seines Gegners geworfen, an dessen Haus er um keinen Preis wäre vorübergegangen. Man hatte ihm den Advokaten „Zweckdienlich" empfohlen; ich weiß nicht, ob er gerade an den rechten Mann gelangt war. Als er diesem seine Sache vortrug, schimpfte er weidlich über seinen Gegner Peter, aber auch nicht minder über den Advokaten desselben, Namens Dunst, der ihm ein ausgemachter Spitzbube sein mußte. Das hörte der Herr Doctor Zweckdienlich wohlgefällig an und half ihm endlich noch wacker losziehen, schalt seinen Gegner einen rechten Rechtsverdreher, auch einen Dummkopf, der nichts verstände und schimpfte endlich ärger, als der Bauer selbst, der immer tiefer in die Tasche griff und „seinen Mann" mit Freuden tüchtig bezahlte.

Hans entfernte sich voller Hoffnung und hatte im Geiste seinen Prozeß schon richtig und glücklich gewonnen. Nun wurden die andern Geschäfte in der Stadt noch einmal so rund abgemacht, und weiß ich gar nicht anzugeben, wie oft und scharf er in seiner Freude von den freundlichen Stadtleuten, mit denen er zu thun hatte, gezwickt und geschnitten wurde. Floß auch kein Blut, sein Beutel hat's entgelten müssen. Genug, er hat's nicht gemerkt, oder doch gar nicht hoch angeschlagen.

Bevor Hans jedoch zur Stadt hinaus wanderte, es ging schon gegen Abend, trat er noch in ein Weinhaus, um sich zu guter Letzt zur Heimkehr zu stärken. Kaum hatte er sich mitten in der Wirthsstube niedergelassen und eine Flasche vom „Besten" bestellt, als er zu seiner nicht geringen Verwunderung an einem entfernteren Tische seinen Advokaten, Doctor Zweckdienlich, erblickt, der im vertraulichsten und heitersten Gespräch mit Dunst, dem Advokaten seines

Gegenparts, eben im Begriffe steht, eine neue Flasche „Briefchens-wein“ anzustechen. Die Zwei stoßen ganz brüderlich an und spielen Kameradschaft. Hans traut kaum seinen eigenen Augen. Aber richtig, der da ist sein Advokat, Doctor Zweckdienlich, und jener ist der Advokat seines Gegners, Doctor Dunst, daran ist kein Zweifel und ihre Vertraulichkeit ist auch ganz offenkundig. Hans rückt mit dem Stuhl, auf dem er sitzt, bald nach dieser Seite, bald nach der andern; das Ding ist ihm doch gar zu bunt. In seinem Kopf wurde es ganz schwül, und als das Aufwartmädchen den Wein bringt, zittern seine Hände dergestalt, daß er kaum das Geld aus seinem arg zusammen-geschrumpften, ledernen Beutelchen herausholen kann. Der Wein bringt sein Blut noch mehr in Wallung; er wäre so gerne aufgestanden und hätte „seinen Mann“ in seiner Manier zur Rede gesetzt, aber er wußte es doch auch wieder nicht anzufangen. Blitzstier schaut er auf die Zwei los, als ob er mit seinen zornigen Augen sie durchbohren wolle. Die aber haben ihn nicht gesehen, oder seiner nicht Acht gehabt, waren aber auch nicht gerade solche, welche sich so leicht aus der Fassung bringen lassen. Endlich steht „sein Mann“ auf und geht nach der andern Ecke des Zimmers, um sich am Licht seine Cigarre anzubrennen. Den Augenblick ersieht sich Hans, tritt hinten drein und zupft seinen Advokaten am Aermel. „„Auf ein Wort, Herr Doctor!““ sagt Hans in schlecht verbissenem Aerger. Der Doctor schaut um und ist ganz verwundert, Hans hier zu finden. Der aber hat seine Sache im Kopf. „„Wie in aller Welt könnt Ihr mit dem schlechten Menschen da zusammen trinken und freundlich sein? Das ist doch der Doctor Dunst, von dem Ihr diesen Morgen gesagt, daß er ein recht nichtsnutziger Mensch sei, und weiß Gott, nichts verstände, als gerade Sachen krumm zu machen?““ „„Oh,““ erwiederte sein Mann, „„das versteht Ihr nicht, guter Freund! das hat nichts zu sagen;““ und er ergriff eine gerade auf dem Tische liegende Scheere, die er wie zum Zerschneiden öffnete. „„Wir Advo-katen,““ fuhr er fort, „„gleichen dieser Scheere; im Prozeß, da fahren wir, wie diese scharfen Messer, beißend auf einander los, als ob wir uns zermalmen wollten““ — und er schloß rasch die geöffnete Scheere; — „„thuen uns aber, wie diese Schneidemesser, einander nicht den min-desten Schaden. Aber wehe **Dem**““ — und er öffnete die Scheere wieder und hielt einen Finger dazwischen, — „„der **in** die Scheere geräth!““ — —

Hans hat wider alle Bauerngewohnheit seinen Wein nicht aus-getrunken, sondern ist geradeaus zur Stadt hinausgegangen, während er sich die Moral dieses Stückchens tief zu Herzen genommen. —

---

347. Das Gewissen.

(Nach einem Mährchen aus der Auvergne.)

Einer aus der Auvergne erzählt:

Schwer ist es zu glauben, daß es irgendwo in der Welt einen Ort gebe, der nur von ehrlichen Leuten bewohnt sei, und nicht einen einzigen Betrüger oder Dieb aufzuweisen habe. Und doch hat es einmal bei uns in der Auvergne einen solchen Flecken gegeben. Den Namen des Fleckens habe ich vergessen, auch thut er Nichts zur Sache. In diesem ungenannten Flecken also gab es nur ehrliche Leute. Der Baillif des Königs, der mit der Gerechtigkeitspflege in diesem Flecken beauftragt war, kam oft in Verzweiflung vor lauter Langeweile, denn er hatte gar nichts zu thun. Kein Proceß, keine Untersuchung, keine Verhaftung, keine Strafe! — —

Indeß trug sich doch einmal eine höchst seltsame Begebenheit zu. — Die ganze Gemeinde kam in die größte Aufregung, denn ein wunderschönes, heiteres, anmuthiges und fettes Böcklein, das Eigenthum einer alten Frau, war verschwunden. Die ältesten Männer konnten sich nicht erinnern, daß in der Gemeinde etwas Lebendes oder Todtes gestohlen worden; die ganze Gemeinde war erstaunt, entsetzt, beschämt. Der Baillif untersuchte nach allen Ecken und Enden und fand Nichts. Der Gemeinderath hielt Sitzungen und beschloß, daß das Böcklein von einem Fremden gestohlen worden. Bei näherer Untersuchung und Verfolgung aber ergab sich, daß sich an dem verhängnißvollen Tage, da das Böcklein zum letzten Male gesehen worden, weit und breit, auf viele Meilen in der Runde, kein Fremder hatte blicken lassen. Der Gemeinderath mußte also, als Ausschuß der ehrlichen Gemeinde, seinen Beschluß für unbegründet erklären und faßte den andern Beschluß, daß das Böcklein in den Abgrund gefallen. Nun aber giebt es rings um den betreffenden Ort unzählige Abgründe, und diese sind es wahrscheinlich, welche wie Festungsgräben das Eindringen der Unehrlichkeit verhinderten. Um den letzten Gemeinderaths-Beschluß festzustellen, unternahm man sofort, sämmtliche Abgründe der Umgebung zu durchforschen. Es handelte sich ja um den Ruf der angestammten Ehrlichkeit; darum machten sich sämmtliche Einwohner in einzelnen Schaaren auf den Weg, zerstreuten sich nach allen Seiten und verschwanden in den Tiefen der Abgründe. Der Gemeinderath aber erklärte sich für permanent, um die Berichte über den Erfolg der Expeditionen entgegenzunehmen. Ein Bote nach dem andern kam; das Böcklein war nicht zu finden. Endlich kam der letzte Bote, und das Böcklein war noch immer nicht gefunden.

Rathlos und stumm hörten die Gemeinderäthe diesen letzten Bericht an, und der Bürgermeister wollte die Sitzung so eben aufheben, als sich, zum größten Erstaunen Aller, mitten in der Versammlung das „Meckern eines Böckleins“ hören ließ. Sämmtliche Gemeinderäthe hatten persönlich das verlorene Böcklein gekannt, auch seine Stimme konnten sie unter Hunderten herauserkennen. Es war kein Zweifel. Das so eben gehörte Meckern war das Meckern des in Frage stehenden Böckleins. Aller Augen leuchteten. Es war den Gemeinderäthen und dem versammelten Volke, als wäre ihnen eine unendliche Last vom Herzen gefallen. Sämmtliche Gemeinderäthe bückten sich auf einmal und sahen unter den Tisch, denn am Rathstische hatte sich das Meckern hören lassen. Aber unter dem Tische war das Böcklein nicht. Vielleicht ist es unterdessen weiter gesprungen. Man suchte es unter dem versammelten Volke, unter allen Bänken und Stühlen, in dem Archiv-Kasten. Das Böcklein war nirgends zu finden, obwohl sich das Meckern unterdessen ohne Unterbrechung hören ließ und zwar immer vom Rathsherrntische her. — O Entsetzen! — Das Volk fing an zu murren; da befahl der Bürgermeister dem Huissier, den Saal zu räumen. Als dieß geschehen, befahl der Bürgermeister einem Gemeinderathe nach dem andern, sich vom Tische zu entfernen. Zuletzt saß nur noch der jüngste Gemeinderath allein da, und siehe! aus ihm heraus kam das Meckern. Er machte erbärmliche Gesichter und streichelte fortwährend seinen Magen, als ob er darin irgend Etwas begütigen oder zum Stillschweigen bringen wollte. Aber es meckerte fort und fort. — „O ich verstehe!“ rief der Bürgermeister in schmerzlichster Aufregung und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „„Wir verstehen!““ riefen die Gemeinderäthe und thaten desgleichen. — „Welch ein Glück, daß der Baillif und das Publikum nicht zugegen sind!“ sagte der Bürgermeister und alle Gemeinderäthe wiederholten seine Worte. „Die Sache will überlegt sein, reiflich überlegt sein!“ sagte der Bürgermeister und hob die Sitzung auf.

Die Gemeinderäthe entfernten sich; aber der Bürgermeister hielt den Jüngsten zurück und sprach zu ihm: „Durch Aufhebung der Sitzung habe ich dich offenbar vor einer großen Schande bewahrt und denke es auch künftig zu thun, indem ich den verfluchten Gegenstand nicht mehr auf die Tagesordnung setze; das bin ich dir, als meinem Schwiegersohne, und der Ehre meiner Familie schuldig. Aber als Schwiegervater habe ich ein Recht, von dir ein offenes und reumüthiges Geständniß zu verlangen. So gestehe! Du hast das Böcklein gestohlen? Du hast es gegessen? War es gut, fett, appetitlich?“ — Aber anstatt aller Antwort ließ der Befragte

aus der Tiefe seines Wesens nur ein lautes, vernehmliches Meckern erschallen. Der Bürgermeister wiederholte seine Fragen wohl ein Dutzendmal und immer erhielt er dieselbe unbefriedigende Antwort. Ungeduldig lief er endlich auf und davon und rief im Laufen: „Da muß von meiner Seite etwas geschehen, was die Gemeinderäthe schweigen macht, und die Ehrlichkeit des Orts und meines Schwiegersohns in der Oeffentlichkeit rettet!“ Traurig folgte ihm der Schwiegersohn und meckerte.

Nach einigen Tagen gab der Bürgermeister den Gemeinderäthen ein großes Gastmahl, die fröhlich auf die Ehrlichkeit des Fleckens und sehr oft und unter lautem Jubel auf die Ehrlichkeit der ganzen Familie des Bürgermeisters tranken. Unter diesem ununterbrochenen Festgeräusche überhörte man geradezu das fortwährende Meckern im Magen des Schwiegersohnes, des Jüngsten unter den Gemeinderäthen. — —

Und der Mensch gewöhnt sich an Alles. Nach einigen Wochen sprach man in dem ungenannten Flecken von Allem, nur nicht von dem gestohlenen Böcklein, und seine Bewohner hielten sich für so ehrliche Leute als nur je zuvor, und sprachen von ihrer Ehrlichkeit und von der bemerkenswerthen Thatsache, „„daß in ihrem Flecken niemals ein Diebstahl vorgekommen,““ mit derselben Ueberzeugung und mit demselben Stolz, wie damals, als noch das Böcklein lustig und nichts Böses ahnend die Blätter der Haselnußsträuche benagte. — Das Meckern im Leibe des jüngsten Rathsherrn, das sich nach wie vor vernehmen ließ, hörte man kaum; man nahm es hin, als wäre es die ihm angeborene Sprache oder höchstens eine — sonderbare Aussprache. —

---

348. Die Verleumdung ist fast nicht mehr gut zu machen.

Vor einigen Jahrzehnten lebte in Oesterreich ein frommer, rechtschaffener Seelsorger; er hatte das Unglück, von fünf Personen seiner Pfarrgemeinde gehaßt und angefeindet zu werden, weil er ihnen Dasjenige nicht bewilligte, was sie unrechtmäßiger Weise von ihm verlangten.

Um sich daher an ihm zu rächen, besoldeten sie eine schlechte Dirne, welche sowohl im Pfarrdorfe selber als auch bei dem bischöflichen Consistorium den würdigen Priester der schnödesten Sittenlosigkeit beschuldigte. Der Pfarrer wurde in der That vor das geistliche Gericht berufen; und obschon er seine Unschuld auf das Beste vertheidigte und das Gericht auch von derselben sich überzeugte, so

that ihm doch diese boshafte, ehrabschneiderische Anklage so wehe, daß er in eine Gemüthskrankheit verfiel, sichtbar abzehrte und bald auf das Todbett kam.

Als unter Schluchzen und Thränen die ganze Gemeinde bei'm öffentlichen Pfarrgottesdienste den lieben Gott um die Wiedergenesung ihres hochachtbaren aber schwer gekränkten Seelsorgers anflehte — da erschracken die Verleumder; voll Reue und Angst eilten sie zu ihrem Geistlichen, baten ihn kniefällig um Verzeihung und erklärten sich bereit: sogleich ihre niederträchtige Lüge zu widerrufen und ihm seine Ehre und seinen guten Namen wieder herzustellen.

„Meine lieben Kinder," gab ihnen der Pfarrer zur Antwort, „ich verzeihe Euch von ganzem Herzen Eure Bosheit; aber meine Ehre und meinen guten Namen — seid ihr nicht mehr im Stande, mir wieder zu verschaffen!"

„„Ja, ja!"" erwiederten die reumüthigen Verleumder; „„wir wollen, wir können, wir werden es thun. Sagen Sie nur, wie wir es anstellen sollen!""

„Nun gut," fuhr der Kranke fort; „nehmet also diesen Feder-Polster, auf dem ihr mein Haupt ruhen sehet, und gehet auf den Kirchthurm, dort zerschneidet den Feder-Polster und lasset die Federn auseinander fliegen. Alsdann kommet wieder zu mir zurück, und saget mir, was geschehen ist!" —

Die Pfarrkinder wußten nicht, was das bedeuten solle, und meinten zuletzt, ihr Seelsorger rede irre. — Endlich trugen sie doch, auf sein wiederholtes Verlangen gestachelt, den Feder-Polster auf den Kirchthurm, schnitten ihn auf und ließen die Federn auseinander fliegen. Alsdann kehrten sie in das Pfarrhaus zurück.

„Was ist denn mit den Federn geschehen?" fragte sie der Kranke.

„„Ach, der Wind,"" gaben sie zur Antwort, „„er hat die Federn weit fortgetrieben und nach allen Seiten hin zerstreut!""

„Das hab' ich mir wohl gedacht," sprach der Pfarrer; „indessen seid ihr doch so gut und bringet mir diese Federn wieder in den Polster zurück!"

„„Euer Hochwürden!"" versetzten die Verleumder erstaunt, „„das ist eine Unmöglichkeit; denn der Wind hat die Federn zu weit auseinander gestreut!""

„Nun sehet, liebe Pfarrkinder!" belehrte sie mild und freundlich der Seelsorger, „eben so wenig seid auch ihr im Stande, mir meine Ehre und meinen guten Namen wieder zu verschaffen, weil der Ruf eurer verleumderischen Anklage sich ebenfalls schon zu weit ausgebreitet

hat, und ihr folglich dieselbe nicht vor allen jenen Personen widerrufen könnet, die davon gehört haben."

Nach dieser eindrücklichen Lehre entließ er mit seinem Segen die bitterlich Weinenden und starb wenige Stunden darauf als ein Opfer des Lasters der Verleumdung. —

349. So sind sie!!

Er: Guten Morgen, werthe Freundin! Ist es wahr, was ich gehört habe?

Sie: Leider nur zu wahr! Denken Sie sich, mein Mann hat heute Nacht einen wiederholten Anfall gehabt, der noch viel heftiger war, als der erste.

Er: Das ist mir leid, indessen ist der Paroxismus doch wieder glücklich vorüber?

Sie: Ja wohl, aber er ist noch schwach zum Verscheiden. Ein Glück nur, daß die Aerzte gleich dazu gekommen. Sie sind beide gar vortreffliche Freunde unseres Hauses.

Er: Nun, was sagen diese dazu?

Sie: Sie finden den Zustand bedenklich und sprechen mir Trost zu. Ich fürchte, das Uebel ist schlagartig. Ich weiß mir nicht zu helfen. Alle Mittel sind erschöpft, ich habe das Meinige gethan. Ein Concilium über das andere. Großer Gott, welches Unglück!

Er: Beruhigen Sie sich und vertrauen Sie Dem, welchen Sie so eben genannt haben; er wird, er kann allein helfen.

Sie: Ja wohl, ich hab' ihm auch Alles anheimgestellt.

Er: Sie haben auch gewiß schon gesorgt, daß dem Kranken die Heilsmittel der Religion geworden sind, nicht wahr?

Sie: Ich habe ihm öfters laut zugerufen, er möge sich auf Gott verlassen, wobei er mir jedesmal mit dem Kopfe nickte.

Er: Wie, der Herr Pfarrer hat ihn noch nicht besucht?

Sie: Bis jetzt noch nicht. Er wollte es thun; ich ließ ihn aber bitten, er möge es noch einige Tage verschieben, bis es wieder besser gehe, mein Mann sei dermalen noch zu krank.

Er: Daran thaten Sie nicht wohl, theure Freundin, Sie hätten ihm den Zutritt in Ihr Haus nicht versagen sollen. Das ist einigermaßen kränkend für ihn.

Sie: Ach Gott! er ist mir lieb und werth, aber es hätte meinen Mann zu sehr angegriffen, wenn er ihn auf einmal erblickt hätte.

Er: Der Herr Pfarrer ist doch so freundlich.

Sie: Wir waren eben, wie ich Ihnen sage, seitdem wir ver-

heirathet sind, nie gewohnt, einen Geistlichen in unserem Hause zu sehen, ausgenommen, wenn unsere Kinder getauft wurden. Wir hatten mit Keinem auch nur den entferntesten Umgang, viel weniger, was man sagt, Freundschaft gepflogen, und nun auf einmal das Erscheinen des Herrn Pfarrers. Nein, Nein! Mein Mann könnte mir vor Schrecken daraufgehen. Ich weiß noch zu gut, wie er zusammenfiel, als bei'm ersten Anfalle vor sechs Wochen der Herr Notar unverhofft in's Zimmer trat, und was es für Mühe und Umstände kostete, ihn zum Testamente zu bewegen.

Er: Das Testament ist also in Ordnung?

Sie: Ja wohl, Gott sei Dank! Der Herr Notar ist meines Mannes Freund. Sie spielten in gesunden Tagen öfters eine Parthie Whist zusammen. Das ging schon. Aber die Geistlichen konnte mein Mann nie so ganz gut leiden. Er hatte zwar Religion und behauptete auch stets, Religion müsse der Mensch haben, nur die äußeren leeren Ceremonien brauche man nicht mitzumachen.

Er: Das ist traurig, ohne die heiligen Sacramente aus der Welt zu gehen! Sehr traurig!

Sie: Ach Gott! ist er denn sicher verloren? Sie sprechen ihm ja schon das Leben ab. Er kann ja doch auch wieder gesund werden.

Er: Mißverstehen Sie mich nicht, ich bitte Sie, — sich zum Tode vorbereiten, heißt das etwa den Tod herbeirufen?

Sie: Gott ist so gut, der kann ihm ja auch sonst verzeihen.

Er: Gott ist auch allmächtig und kann ihm auch ohne Arzneien helfen. Sind Sie in Anwendung dieser so pünktlich, wie wollen Sie Ihre Saumseligkeit auf der andern Seite rechtfertigen?

Sie: Sie durchschneiden mir das Herz. Könnte denn nicht der Geistliche, wenn mein Mann zuletzt von sich käme, ihm noch die Absolution geben? Das gilt ja auch, wie ich einmal gehört habe, im Nothfalle.

Er: Wie, meine Werthe, Sie wollen den Nothfall gleichsam abwarten, und dann in ihm Ihr und Ihres Gemahls Heil suchen? Haben Sie doch frühzeitig für das Testament Sorge getragen!

Sie: Ich fürchtete eben, es möge nicht so giltig vor dem Gesetze sein, wenn mein Mann nicht mehr völlig bei Sinnen wäre.

Er: Und Sie glauben, daß die heiligen Sacramente jener gesetzlichen Kraft entbehren könnten? Täuschen Sie sich nicht länger, meine Freundin, und suchen Sie dem am Rande des Lebens Stehenden die Heilsquellen der Religion zu eröffnen. — Mag der Kranke auch anfänglich dadurch angegriffen werden, so wird ihn eine spätere

Beruhigung gewiß hinlänglich wieder heben. Doch auch hiervon abgesehen; ist es nicht besser, hier als in der Ewigkeit aufgeschreckt zu werden? Soll der Christ nicht wünschen, mit Bewußtsein zu sterben, um mit Ergebung sterben zu können? — Daß Ihr Herr Gemahl mit keinem Priester jemals Freundschaft pflog, daß in Jahrzehnten ihm keiner über die Schwelle gekommen, mag allerdings zur Folge haben, daß ihn das Erscheinen des Herrn Pfarrers mehr befremdet, darf aber keine Ursache sein, ihn ferner abzuweisen. Sie haben alle Mittel erschöpft, sagen Sie, und haben die göttlichen Gnadenmittel dem Leidenden vorenthalten! Bald war er zu krank, bald nicht krank genug, um einen Priester anzunehmen; so blieb dieser weg und wird immer wegbleiben. Sie haben das Ihrige gethan? — Sie haben vielmehr Alles für sich gethan. Das Testament ist längst fertig, alle Maßregeln sind genommen für die Zeit, keine für die Ewigkeit. Alles ist in Ordnung für den Abschied diesseits, Nichts für die Zukunft jenseits. Auf Ihnen lastet, verzeihen Sie mir den freimüthigen Ausdruck, schwere Verantwortung. Was werden obendrein die Leute sagen?

Sie: Es ist wahr, was werden die Leute sagen?!

Er: Was werden die Leute sagen, wenn Sie Ihren Gemahl nicht als katholischen Christen sterben lassen, und muß das Urtheil der Menschen dem Urtheile Gottes nicht noch weit nachstehen?

Sie: Meine Absicht war immer, wenn ich wirklich das Unglück haben sollte, meinen Mann zu verlieren, ihn christlich einsegnen, den Herrn Pfarrer mit der Leiche gehen und ihm ein feierliches Seelenamt halten zu lassen.

Er: Sie denken doch wohl nicht, daß es hinreiche, nach katholischem Ritus begraben zu werden, während das ganze dazwischen liegende Leben ein unkatholisches ist? Dazu haben Sie zu viel Einsicht. Ich werde mit Ihrer Erlaubniß den Herrn Pfarrer hierher bitten, so wie ich bei'm ersten Anfalle vor sechs Wochen den Arzt schnell aufgesucht habe. Ich vermag meine Gefühle für das zeitliche und ewige Wohl meines Freundes nicht zu trennen. Auf Wiedersehen, wir thun, was in unsern Kräften steht.

Bedienter (tritt zitternd herein): Erschrecken Sie nicht; so eben, so eben ist der Herr — verschieden! —

---

350. Heiliges Stillschweigen.

(Auszug aus: Legende von Dr. Alban Stolz.)

Die selige Aemiliana war eine Bürgertochter zu Florenz und wurde schon mit ihrem sechszehnten Jahre zur Ehe gegeben.

Durch den Umgang mit einer gottseligen Verwandten ihres Mannes wurde Aemiliana außerordentlich eifrig in allem Guten. Sie kleidete sich nur insoweit hübsch, als es der Gehorsam gegen ihren Mann verlangte. Um viel Almosen geben zu können, verkürzte und verengte sie manchmal Betten und Kleider und verwendete das Abgeschnittene an Arme; und bei ihren sonstigen Haushaltungsgeschäften brachte sie zuweilen einen Theil der Nacht damit zu, um für Dürftige zu arbeiten.

Bei ihren schmerzlichen Krankheiten hörte man sie nie jammern, sondern sie pries und lobte Gott dabei. Wenn irgend eines ihrer Kinder krank wurde, war sie keineswegs wie eine gewöhnliche Mutter sehr bekümmert, sondern sie sprach: „Ich will lieber, daß das Kind stirbt, wenn es Gottes Wille ist, und unbefleckt in den Himmel kommt, als daß es länger lebe und dann vielleicht Gott beleidige.“

Da Aemiliana erst 22 Jahre alt war, starb ihr Ehegatte. Ihre Verwandten plagten sie lange auf verschiedene Weise, daß sie sich wieder verehelichen müßte; da sie aber im Gebet zur klaren Erkenntniß gekommen war, daß sie ferner unverehelicht Gott dienen solle, so sagte sie: „Ich habe mich Einem anverlobt, der mich niemals im Wittwenstand zurücklassen wird, und einen Andern werde ich nicht nehmen; ich wollte lieber einen brennenden Scheiterhaufen wählen, als noch einmal einen irdischen Ehegatten!“

Aemiliana wurde von ihrem eigenen Vater um das Vermögen betrogen, welches ihr als Wittwe gebührte. Weil sie daher selbst fast nichts mehr hatte, so befriedigte sie ihr Verlangen, Andern zu helfen dadurch, daß sie bei vermöglichen Personen herumging und sie um Unterstützung für die Armen ansuchte. Ueberhaupt führte Aemiliana im Wittwenstand ein außerordentlich frommes Leben. Ihr ganzes Denken, Thun und Lassen ging nur darauf, Gott zu dienen. Sie oblag dem Gebet, Fasten, Nachtwachen und ganz besonders dem heiligen Stillschweigen.

Nicht nur die vierzigtägige Fastenzeit hindurch, sondern auch vierzig Tage lang vor Weihnachten, deßgleichen drei Tage in jeder Woche, beobachtete Aemiliana gänzliches Stillschweigen und redete mit keinem Menschen ein Wort, wenn nicht die Umstände durchaus eine Antwort nothwendig machten. Jeden Samstag ging sie zum heiligen Abendmahl; da sie dann auf dem Weg zur Kirche ganz besonders vor allen Gesprächen sich hüten wollte, so bat sie ihre Begleiterin, nichts mit ihr zu reden und führte folgenden Grund an: „Gott ist überall und theilt sich überall gern einem jeden Menschen mit, wenn er nur ein empfängliches Herz findet; wenn du mir da=

her einen Gefallen thun willst, so störe mich nicht mit Worten! Denn auch beim Gehen auf dem Wege habe ich schon so vollständig meinen Herrn gefunden, wie beim Gebet in einsamer Kammer; aber man muß still sein schon aus Ehrerbietung gegen den Herrn, welchen man empfangen will!"

Aemiliana verabscheute überhaupt so sehr das gewöhnliche Alltagsgerede, womit sich sonst die gewöhnliche Welt am liebsten unterhält, daß sie zuweilen mit Baumwolle ihre Ohren verstopfte. Manchmal, wenn sie nicht wohl ausweichen konnte sich mit Andern in Gespräche einzulassen, fing sie mit den Worten an: „Wir wollen von nichts Anderm als von Gott reden!" Sie sprach selbst den Wunsch aus, eingekerkert in einem Thurm, oder in einsamem Gebirg oder menschenleerer Einöde leben zu können. Da sie aber dieses nicht thun konnte, so befolgte sie selbst getreulich den Rath, welchen sie einmal einer Person gab, die auch den Wunsch äußerte, als Einsiedler leben zu können. Aemiliana sprach nämlich zu ihr: „Das Haus sei dir der Wald, und die Hausleute das Wild des Waldes, ertrage Alles geduldig und mit Stillschweigen; wegen des Vergangenen weine, für das Gegenwärtige sei Gott dankbar, und das Zukünftige bedenke." —

Aemiliana starb — in einem Alter von siebenundzwanzig Jahren — an einem Samstag, und zwar zu derselben Morgenstunde, in der sie wöchentlich die heilige Communion zu empfangen pflegte. —

---

351. Der Heilige unter der Treppe.

Im Kloster der Hieronymiten zu Rom befindet sich die Kirche des heiligen Alexis. — Der Gegenstand einer gerechten Bewunderung in derselben ist das Tabernakel des Hochaltars von kostbaren Steinen, ein wahrhaft königliches Geschenk von Carl IV., König von Spanien. Doch hier werden die Wunder der Kunst und die Freigebigkeit der Fürsten durch den Glanz der christlichen Demuth verdunkelt! Der antike Palast des Euphemianus, eines römischen Senators und Vaters des heiligen Alexis, erinnert in dieser Kirche an den Heroismus einer Tugend, die vielleicht noch schwerer ist, als das Martyrthum.

Rechts in dem heiligen Gebäude sieht man einen engen und tiefen Brunnen; es ist derselbe, aus welchem der Sohn des Senators das Wasser schöpfte, womit er sich den Durst löschte.

Am Fuße der Kirche erblickt man hinter einem prächtigen Gitter eine Treppe; es ist dieselbe, unter welcher Alexis, nach seiner

Rückkunft von einer langen und geheimnißvollen Pilgerfahrt, siebenzehn Jahre arm und unbekannt im väterlichen Hause lebte. Diese Treppe ist von Holz, besteht aus zehn Stufen und ist mit Gaze bedeckt, die sie gegen den Staub schützt, ohne zu hindern, daß man sie deutlich sieht.

Eine prächtige Statue von weißem Marmor stellt den heiligen Schläfer dar, der mit der einen Hand ein Crucifix und mit der andern ein Papier hält. — Der Bildhauer wollte den wunderbaren Umstand verewigen, welcher den Tod dieses großen Dieners Gottes begleitete.

Es ist folgender:

Schon siebenzehn Jahre lebte der heilige Sohn des Euphemianus und der Agläa unter der Treppe des väterlichen Hauses verborgen und unbekannt, wie ein armer Bettler. Das Ende seiner Heldenlaufbahn nahte heran. Gott aber, der Freund und Beschirmer der demüthigen Seelen, wollte die Tugend seines Dieners offenbar machen, und Den feierlich vor den Menschen verherrlichen, der, um Gott zu gefallen, so lange und so getreu ihre Blicke vermieden hatte. — Alexis starb; und sogleich ertönte eine geheimnißvolle Stimme in mehreren Kirchen Roms, welche sprach: „Quaerite hominem ut oret pro Roma! Suchet den Mann Gottes auf, damit er für Rom bete!" — Die Stadt kommt in Bewegung; man forscht allenthalben, fragt überall, betet, um von Gott zu erfahren, wo denn der Heilige sei, den man suchen soll. — Dieselbe Stimme läßt sich auf's Neue vernehmen: „Suchet den Mann Gottes auf, damit er für Rom bete!" Dann fügt sie noch hinzu: „In domo Euphemiani quaerite! Suchet im Hause des Euphemianus!"

Das Volk begiebt sich in Menge dahin; man findet den heiligen Armen todt unter der Treppe mit einem Crucifix in der einen und einem Papier in der andern Hand. Umsonst sucht man ihm dieß Papier zu nehmen, auf das er, wie man vermuthet, seine Geschichte geschrieben hat. —

Der Papst, der Kaiser, der Senat werden bald von dem Wunder in Kenntniß gesetzt; sie eilen auf den Berg Aventinus, und auch der Vater des Alexis nimmt Theil an dem Zuge. Bei'm Todten angekommen, befiehlt ihm der sichtbare Statthalter Jesu Christi im Namen Gottes — das Papier herzugeben, welches er in der Hand hält; und siehe! die Hand öffnet sich und läßt das Schreiben in die des Papstes fallen. Es wird nun vor dem Kaiser, dem Senat, dem ganzen Volke, dem Vater, der Mutter, der Braut des heiligen Alexis gelesen. Man denke sich den Eindruck, welchen es auf diese letzteren Zeugen machen mußte, als sie erfuhren: daß dieser Arme, seit

siebenzehn Jahren unter der Treppe ihres Palastes verborgen, Alexis, ihr Sohn, ihr Bräutigam war.

Ganz Rom vergoß Thränen des Schmerzes, der Freude und der Bewunderung. — Aus Ehrfurcht für den Diener Gottes trugen der Papst Innocenz I. und der Kaiser Honorius selbst den Heiligen in die Kirche des heiligen Bonifazius, welche nunmehr, weil mit dem Palaste des Euphemianus verbunden, die Kirche des heiligen Alexis geworden ist. — Sein Leib ruht unter dem Hochaltare in einem prachtvollen Reliquienkasten nebst dem des heiligen Martyrers Bonifazius. Zahlreiche Kerzen umleuchten den Altar und fromme Pilger knieen dort in Andacht versunken und fassen fromme Entschlüsse: auch stets in der christlichen Demuth zu beharren vor Gott und den Menschen. —

---

352. Erlösung von der Eitelkeit.

Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, vertheilte einmal in Marburg an einem einzigen Tage die für jene Zeit sehr bedeutende Summe von 500 Mark an Arme, nachdem sie diese ihre Absicht in der Umgegend hatte bekannt machen lassen.

An 12,000 Menschen waren deßhalb zusammen gekommen. Damit nun Alles ordentlich zugehe, so hieß Elisabeth die Volksmenge, wie es einst der Herr in der Wüste gethan, sich lagern, und gebot strenge, daß Niemand sich von seinem Platze bewegen dürfe, damit nicht Manche zu Viel, Andere zu Wenig oder Nichts empfingen. So vertheilte sie denn, geschürzt und gegürtet, mit eigenen Händen ihre milden Gaben.

Bei dieser Gelegenheit geschah es denn auch, daß ein junges Mädchen, Namens Hildegundis, mit einem ausgezeichnet schönen Haarwuchse, welches nicht des Almosens wegen, sondern um eine kranke Schwester zu besuchen, gekommen war, durch die Reihen lief, — als eine Uebertreterin ihres Gebotes angesehen, ergriffen und auf Befehl der Elisabeth ihres schönen Haares beraubt wurde, indem man sie zur Strafe ihr abschnitt. Das Mädchen fing bitterlich zu weinen an.

Als Elisabeth des Mädchens Schmerz gewahrte, sagte sie: „Nun wird Hildegundis wenigstens mit ihren zerschnittenen Haaren die Tanzböden nicht besuchen!“ und rief sie zu sich und fragte sie: „Hast du denn noch niemals den Vorsatz gefaßt, ein frömmeres Leben anzufangen?“ Als sie darauf die Antwort erhielt: „„Ja, ich hätte schon längst das geistliche Kleid gewählt, wenn nicht die Schönheit meiner Haare mich daran gehindert hätte!““ da entgegnete Elisa-

beth: „Es ist mir lieber, daß du deine Haare verloren hast, als wenn mein Sohn Kaiser geworden wäre!“

Das Mädchen wurde von den Worten und Geberden der heiligen Frau so sehr ergriffen, daß sie alsbald in das von ihr gestiftete Hospital eintrat und als graue Schwester ihre Tage im Dienste Gottes und der leidenden Menschheit beschloß. —

353. Die Anempfehlung in's Gebet.

Ein Kaufmann bat die heilige Theresia von Jesu, ihn Gott im Gebet anzuempfehlen.

Die Heilige erfüllte seine Bitte, und als sie ihn hernach wieder sah, sprach sie freundlichst zu ihm: „Ich habe Sie Gott empfohlen; und er hat mir geoffenbart, daß ihr Name im Buche der Lebendigen geschrieben stehe. Zum Beweise dessen sage ich Ihnen nun, daß Ihnen auf dieser Welt nichts mehr glücken werde.“ —

Wirklich gingen bald darauf die Schiffe, welche dieser Kaufmann auf dem Meere hatte, zu Grunde, und er mußte mit Schmerzen sehen, daß andere Kaufleute in seinen Verlust verwickelt wurden. Indessen unterstützten ihn seine Freunde und rüsteten ihm auf's Neue ein Schiff aus, damit er sich doch zum Theil von seinem Schaden erholen könne. Aber nicht lange währte es, und auch dieses Fahrzeug fand seinen Untergang durch Schiffbruch; und er hatte kaum diese Nachricht vernommen, als er selbst freiwillig in's Gefängniß ging, aus dem ihn jedoch seine Geschäftsfreunde, die seine Redlichkeit und Unschuld kannten, alsbald entließen.

Er versank also in die tiefste Armuth; aber hocherfreut, nichts als Gott allein zu besitzen, trug er geduldig sein Kreuz und beschloß sein Leben durch einen heiligen Tod. —

354. Dreimal versucht und doch nicht besiegt.

Der Ruf von der Frömmigkeit und Heiligkeit des heiligen Franziskus von Paula, Stifters des „Ordens der mindern Brüder,“ drang auch bis an den Hof Ludwigs XI., Königs von Frankreich. Oft war unter den Hofleuten von diesem großen Diener Gottes die Rede, von dem sie sagten: er lebe, als ein Einsiedler, wunderbar in Wort und Thaten im fernen Calabrien, wo er zahllose Wunder gethan, unheilbare Krankheiten aller Art geheilt und sogar Todte erweckt habe. Endlich sprachen sie auch mit dem König von ihm.

Da nun Ludwig das sehnlichste Verlangen hegte, diesen heiligen

Mann bei sich zu haben, schrieb er an Ferdinand I., König von Neapel, und bat ihn inständigst, denselben zu ihm zu senden. Es bemühte sich auch Ferdinand redlich, den Heiligen dahin zu bewegen, daß er sich nach Frankreich begeben möchte. Doch vergeblich, denn der große Diener Gottes hatte eine unüberwindliche Abneigung vor den Höfen; zudem auch wollte er die kleine Heerde seiner geistlichen Söhne nicht verlassen, die, mit ihm vereint, angefangen hatten, den „Orden der Minimen" zu begründen. Da aber das Verlangen des Königs von Frankreich immer heftiger ward, sandte er einen eigenen Botschafter nach Italien, der mit König Ferdinand gemeinsam für die Absicht Ludwig's arbeitete; und zuletzt an Sixtus IV. sich wendete, erwirkte er endlich von diesem: daß er dem Heiligen ausdrücklich befahl, sich nach Frankreich zu begeben; welchem Befehl der getreue Knecht des Herrn dann sich fügte.

Mit unbeschreiblicher Freude empfing der König den heiligen Mann, nach dem er so lange sich gesehnt hatte. Er führte ihn auf sein königliches Schloß du Plessis, wo er ihn oft besuchte, und so sehr es ihm nur möglich war, den Fürsten und Edeln sich entzog, um der wunderlieblichen Unterredung mit dem heiligen Franziskus zu genießen. Denn es konnte der König sich nicht ersättigen, die Sanftmuth und die heilige Art und Weise des Dieners Gottes zu bewundern. Eines aber riß ihn zu gewaltigem Erstaunen hin, und oft sprach er darüber mit seinen Hofleuten, zu welchen er sagte: „Nie habe er einen Menschen gekannt, der sich hätte gütlicher thun können und seinen Leib härter behandelt habe; sich auch mehr erfreue, arm und verachtet, als reich und geehrt zu werden in dieser Welt."

Während aber der König so hohe Begriffe von dem Heiligen hatte, sahen Andere ihn mit scheelen Augen an. Es war bei Hofe ein Arzt, Namens Jacob Cortier, auf den der König das größte Vertrauen setzte, und den er für den geschicktesten Mann seines Reiches hielt; so daß er auch in den Angelegenheiten der Regierungsgeschäfte nichts ohne ihn that, und dem er jeden Monat zehntausend Thaler bezahlen ließ, was damals eine ungeheure Summe war. Da nun dieser Arzt das Uebergewicht wahrnahm, das der heilige Franziskus von Paula über den König gewonnen hatte, und seinen Einfluß zu verlieren fürchtete, streute er den Samen des Mißtrauens in das Herz Ludwigs und stimmte die hohe Meinung des Königs von dem Heiligen bedeutend herab.[1] Es fiel dieß eben auch nicht sonderlich schwer, da der König von Natur aus mißtrauisch war.

Als nun Cortier einst die Rede auf die Eigenschaften des Heiligen geleitet hatte, nannte er ihn einen Heuchler; sagte, er sei nicht Das, wofür die Menschen ihn hielten; und drang in den König,

ihn auf die Probe zu stellen; wo er dann bald sich überzeugen würde, daß er die Wahrheit rede.

Beide kamen nun überein, Gold oder andere Kostbarkeiten von hohem Werthe seien hierzu ein ganz geeignetes Mittel; und der König säumte nicht, ihm ein prächtiges Tafel-Service, aus goldenen und silbernen Schüsseln, Tellern 2c. bestehend, zu senden und ihn zu bitten, dasselbe ihm zu Liebe zu gebrauchen. Der Heilige aber, theils weil er errieth, der König habe im Sinne, ihn zu versuchen, theils aber weil er die heilige Armuth über Alles liebte und den Reichthum und die Bequemlichkeiten dieser Welt verachtete, weigerte sich höchst ernstlich, das Geschenk anzunehmen, und ließ dem König sagen: „„Mir genügt ein einfaches hölzernes Schüsselchen, und ich bedarf weder des Goldes noch des Silbers bei meiner Mahlzeit."" —

Da dieser erste Versuch fehlgeschlagen hatte, sprach der Arzt zum Könige: es sei eben kein großes Wunder, wenn der italienische Eremit dieß reiche Geschenk nicht angenommen habe, denn er sähe wohl ein, daß er sich in der Meinung der Menschen schaden würde, wenn er in seiner Zelle Dinge aufbewahrte, die der Pracht dieser Welt angehören; er hätte ihm sollen ein Geschenk mit Dingen machen, die einem Geistlichen geziemen, und dann würde er bald gesehen haben, daß er solche nicht verschmäht hätte.

Dieser Rath gefiel dem König, der ein wunderschönes Bild der allerseligsten Jungfrau aus sehr feinem Golde besaß, das mit Edelsteinen geschmückt war und auf siebenzehn tausend Thaler geschätzt wurde. Dieß Bild also sandte er durch einen seiner Almosenpfleger dem heiligen Gottesmann mit der Bitte, solches anzunehmen und zur Zierde einer Kirche zu verwenden, die er etwa bauen wolle; indessen aber dasselbe in seiner Betkammer aufzubewahren. Doch der Heilige gab dieser Versuchung so wenig Gehör als der ersten; er ließ dem König für so große Ehre danken, sandte ihm das Bild zurück und sprach: „„Ich habe ein Bild der allerseligsten Jungfrau auf einfachem Papier, und dasselbe genügt mir zu meinem Gebet und zu meiner Andacht."" Und ob auch der König dieß Geschenk ihm bis zum dritten Male zurücksandte, konnte er dennoch nie von ihm erringen, daß er dasselbe angenommen hätte; und vergeblich ließ er ihm auch sagen, daß wenn er das Geschenk selbst nicht wolle, so sollte er das Gold unter die Armen vertheilen; der Heilige erwiederte: „„Seine Majestät haben ja keinen Mangel an getreuen Almosenpflegern, durch die Sie selbst dieß Almosen könnten spenden lassen; worauf er als ein Armer sich nicht verstehe.""

Dieß ist also der Erfolg der zweiten Versuchung. Doch ließ der Arzt, dem es darum zu thun war, den Heiligen um sein Ansehen

zu bringen, es nicht hierbei bewenden, sondern er sprach zum König: „„Wenn Er wolle, daß der Eremit ein Geschenk annähme, so müsse diese Sache so geheim gehalten werden, daß kein Mensch etwas davon erführe. Denn wäre er auf solche Weise sicher, nicht entdeckt und, als ein goldgieriger Heuchler der Armuth, dem Tadel der Welt ausgesetzt zu werden, so würde er das Geschenk sicherlich nicht, wie die beiden ersten Male, zurück weisen.““ Der König gab dieser Rede Beifall, nahm selbst ein Säcklein Goldes unter seinen Mantel, trug solches dem Heiligen hin, bat ihn, dasselbe anzunehmen, und versicherte ihn, es wisse keine menschliche Seele um diese Gabe, die ihm zu gutem Gebrauch nützen könne, eine Kirche seines Ordens zu Rom, oder wo immer sonst zu erbauen.

Bei diesen Worten ward der Heilige, der auch dieß Geschenk dem König zurückgab, im Innern aufgeregt und sprach in sehr ernsten Worten zu ihm: „„Sire, weit besser würden Sie thun, wenn Sie erstatteten, was Sie Andern schuldig sind, und Ihre armen Unterthanen nicht mit so schweren Abgaben belasteten. Denn dieß sind die besten, die Gott wohlgefälligsten und für das Heil Ihrer Seele ersprießlichsten Werke!““

Der König ward hierüber zwar etwas betroffen, nahm jedoch die Ermahnung und den Verweis des Heiligen gut auf, der seiner großen Tugenden wegen immer höher in seiner Achtung stieg.

Er sprach dann zu Cortier: „Franziskus von Paula wurde drei Mal versucht auf die lockendste Weise, und blieb drei Mal unbesiegt; Gott sei Dank! er bleibe mein Rathgeber, er ist ein Heiliger!“ —

355. Die im Himmel aufbewahrten Augen.

(Aus: Heldengeschichten von Ferdinand Bäßler.)

In dem Kirchsprengel von Faldera (Neu-Münster), in dem Dorfe Horgene, lebte eine Frau Namens Adelburga, welche Vicelin, der Bischof von Aldenburg, wegen ihres sittigen Lebenswandels gar sehr geschätzt hatte.

Als sie späterhin erblindet war, pflegte sie der fromme Oberhirt öfter zu trösten, und ermahnte sie, die väterliche Zuchtruthe des Herrn in demüthigster Geduld zu ertragen und im Glauben nicht nachzulassen; er zeigte ihr auch an: „ihre Augen seien im Himmel aufbewahrt.“ —

Nach dem 1154 erfolgten Hinscheiden des Bischofs aber war kaum ein Jahr verflossen, als jene Frau in einem nächtlichen Gesichte ihn bei sich stehen sah, und hörte, wie er angelegentlich nach

dem Zustand ihrer Gesundheit sich erkundigte. Und sie antwortete: „„Ich habe ja keine Gesundheit, da ich in der Finsterniß bin und das Licht nicht erblicke! Wie aber, ich bitte dich, o Herr! ist es mit deiner Vertröstung? Du sagtest doch, meine Augen seien im Himmel aufbewahrt? Ich schleppe mich ja noch immer mühsam fort in diesem Elend, und meine alte Blindheit dauert immerdar!““ Da sprach er: „Mißtraue nicht der Gnade unsers Gottes!“ und sofort streckte er seine rechte Hand aus und machte das hochwürdige Zeichen des Kreuzes über ihre Augen und segnete sie. — Als nun am andern Morgen die Frau erwachte, merkte sie, daß durch Gottes Gnade zugleich mit dem Dunkel der Nacht auch das Dunkel ihrer Blindheit vertrieben war. Da sprang sie von ihrem Lager wieder auf die Erde und jubelte und dankte und ging, einen Führer zurückweisend, allein in die Kirche, wo sie allen ihren Bekannten und Freunden den herrlichen Anblick ihrer wiederhergestellten Sehkraft darbot. —

356. Der Sanct Annatag in Kärnthen.

(Aus: Kärnthen von Ida von Düringsfeld.)

Die genannte Reisende, die mit ihrer Familie am 26. Juli 1852 aus der Stadt Klagenfurt am frühen Morgen einen ländlichen Ausflug unternommen, erzählt von demselben:

Wir kamen vom Kreuzberg aus den neuen Franz-Joseph-Anlagen herab, hatten zum ersten Mal im Süden die Vorkette der Sattnitz und die starre, steile der Caravanca's, östlich in der Tiefe die Stadt, westlich in einiger Entfernung den Anfang des Werdersee's gesehen, und kamen, bang vor der Finsterniß hinter dem Sanct Ulrich-Berge, früher als wir gewollt, herunter. —

Da begegneten wir einem alten Bauer, der einen Nelken-Strauß verkehrt in der Hand trug. Mir schien der Strauß mit einem Gewebe, wie halbgebleichte Zwirn-Spitzen, überzogen. Meine Begleiterin ließ ihn mir zeigen, und da sah ich denn — daß dieser scheinbare Spitzen-Ueberzug aus weißen, äußerst zarten Blümchen bestand, die so eingebunden waren, daß sie, höher als die vielfarbigen Nelken, diese ganz mit ihrer flirrenden Weiße bedeckten und nur durchscheinen ließen. Meine Begleiterin sagte mir, es wären dies „Schleier-Blumen“ und den Alten frug sie: „Das ist gewiß auch ein Sanct Anna-Strauß?“ Der Greis bejahte freundlich, faßte seinen Strauß wieder so an, daß die Blumen nach Unten kamen, und wanderte weiter. Dabei erfuhren wir, daß heute in der ganzen Umgegend der Gedächtniß-Tag der heiligen Anna, der ehrwürdigen Mutter der Gebenedeiten des Herrn, gefeiert werde.

Zurückgekehrt in unser Gasthaus, befragten wir unser kleines Dienstmädchen um die Bedeutung der „Sanct Anna-Sträuße." Sie entgegnete uns, diese seien für die Sanct Anna-Kirchen, oder, in Ermangelung dieser, für die Sanct Anna-Bilder in den Häusern und Hütten, und dann nannte sie einen überaus schönen Garten, wo man solche Sträuße von Nelken und Schleierblumen bekommen könne. — Darauf fing sie von Friehsach, wo sie her ist, und vom dortigen Anna-Schlosse an, der ersten Ruine, wenn man von Neumarkt käme; dabei stehe eine Kirche, in der wären bei einer großen Feuersbrunst die Glocken geschmolzen, darum würde dort keine heilige Messe mehr gelesen, aber gebetet würde zum Sanct Anna-Feste dort drei Tage lang und wunderschön sei die Kirche ausgeziert. — —

357. Der weiße Sonntag des Grafen von Paris.

Aus dem im Jahre 1859 zu Berlin erschienenen Büchlein, das den Titel führt: „Die Herzogin von Orleans, Helena von Mecklenburg Schwerin. Ein Lebensbild von Madame d'Harcourt, gebornen Gräfin Saint-Aulaire." stehe hier, was die genannte Herzogin, die protestantische Mutter, über die Feier der ersten heiligen Kommunion ihres Sohnes, des Grafen von Paris, des verbannten Thronerben Frankreichs, in ihr Tagebuch eingeschrieben hat.

Die schlichte, rührende Schilderung lautet:

„Am 20. Juli 1850 begaben wir uns Alle mit dem Könige Louis Philipp und der Königin Marie Amelie, von der ganzen Familie und zahlreichen treuen Freunden begleitet, um acht Uhr nach der kleinen französischen Kapelle in London. Am Fuße des Altars zwischen dem Könige und mir hatte der Graf von Paris seinen Platz, vor ihm ein Betpult, auf dem eine brennende Kerze stand. Um den linken Arm trug er eine weiße Binde, als Zeichen der Unschuld. Vor der Messe richtete der Abbé Guelles (sein Religionslehrer) eine ergreifende und schöne Ermahnung an ihn; dann ward die Messe von dem Bischof von London gelesen, dem Doktor Wisemann, einem von der französischen Geistlichkeit hochgeehrten Priester. Kurz vor dem Genusse des heiligen Abendmahls sprach der Bischof noch ebenfalls einige schöne erhebende Worte und dann führte der Abbé Guelles das geliebte Kind an den Altar. Er kniete nieder und empfing den Leib des Herrn mit einer Ehrfurcht und Sammlung, die wahrhaft erhebend war. Zu seinem Betstuhl zurückkehrend, ging er dicht bei dem Könige vorüber, der die Hand emporhob, um ihn zu segnen; darauf wandte sich das geliebte Kind instinktmäßig zu mir, und nie im Leben werde ich den unbeschreiblichen Blick vergessen, den er auf

mich richtete. Noch einmal wandte sich der Bischof an ihn, dann endigte die Messe und wir verließen tief ergriffen die Kapelle. Die Haltung meines Sohnes war für sein Alter überraschend; Frömmigkeit und Würde herrschten in seinem ganzen Wesen vor; Alle waren davon durchdrungen, nicht allein der König, der versicherte „„es sei der schönste Tag seines Lebens,““ nicht nur die Königin, die Brüder, die tief ergriffen waren, sondern auch die Fremden, die Gleichgiltigen und Neugierigen in der Kirche, Alle waren von dem reinen, frommen, ernsten und einfachen Ausdruck des Kindes bewegt, Alle vergossen Thränen der Rührung und Theilnahme. Der arme Robert (der Herzog von Chartres, Bruder des Grafen von Paris) war ganz aufgelöst während der heiligen Handlung. — Um zwei Uhr fanden wir uns Alle wieder in der Kapelle ein, den König ausgenommen, dessen zarte Gesundheit großer Schonung bedarf. Der Bischof erschien ebenfalls, sang die Vesper, der Abbé Guelles hielt eine rührende Rede, und dann las am Fuße des Altars der Graf von Paris mit lauter Stimme und einem kräftigen Ausdruck die Erneuerung seines Taufgelübdes; — nachher kehrten wir nach Hause zurück, das Herz mit Dank gegen Gott erfüllt, der die Kinder liebt und segnet.“ —

358 und 359. Der schrecklich mißbrauchte Eid.

1. Durch eine Verschwörung war Kaiser Zeno vom Throne des morgenländischen Reiches gestoßen, und Basiliskus, der Oheim der Kaiserin, auf denselben erhoben worden.

Indessen gelang es Zeno, ein Heer zusammenzuziehen, mit dem er siegreich gegen Constantinopel heranrückte. — Da floh Basiliskus, von Allen verlassen, mit Weib und Kindern in die Kirche der heiligen Irene. Hier legte er auf den Hochaltar die Krone und alle Zeichen der kaiserlichen Würde nieder und verschloß sich mit seiner ganzen Familie in die an die Kirche anstoßende Taufkapelle. — Solche heilige Plätze galten nämlich als Zufluchtstätten, und Niemand durfte Solche, die sich dahin geflüchtet, mit Gewalt antasten. — Darum wagte es auch der rachgierige Zeno nicht, gewaltsame Hand an Basiliskus zu legen, sondern nahm zu Unterhandlungen seine Zuflucht. Er ließ eidlich dem Basiliskus versichern: daß er nicht enthauptet, ja, daß weder sein, noch der Seinigen Blut solle vergossen werden.

Hierauf ließ sich Basiliskus bereden, die geheiligte Freistätte zu verlassen.

Zeno gab nun Befehl, den Basiliskus und seine Familie nach dem in Kappadocien gelegenen festen Schlosse zu bringen, den Gefangenen aber keine Nahrung zu geben. —

Kaum also waren Diese in Limnos angekommen, als man sie nackt in einen unterirdischen Kerker warf, den Eingang verschloß und isaurische Soldaten als Wache davor stellte.

Als man nach einiger Zeit die Mordgrube öffnete, bot sich ein Anblick dar, der auch dem Auge des Gefühllosesten Thränen entlocken mußte. Die schrecklich verzerrten Züge der Entseelten waren kaum mehr kenntlich; aber geschrieben stand auf ihnen die Verzweiflung und Qual, unter welcher sie ihren Geist ausgehaucht. Mit dem bittersten Tode ringend, hatten sie sich krampfhaft umklammert; denn man fand ihre Leichen fest in einander verschlungen, so daß man nur mit Mühe die einzelnen Theile dieser jammervollen Gruppe von einander loswinden konnte. —

Zeno jedoch, statt in sich zu gehen und Buße zu thun, freute sich seiner unmenschlichen Grausamkeit, und daß es seiner Schlauheit gelungen sei, aus dem gegebenen Eide eine verborgene Schlinge des grausamsten und elendesten Betrugs gemacht zu haben. —

2. Indessen ließ Gottes Strafgericht nicht lange auf sich warten. — In der Nacht vom 9. April 491, als Zeno eben berauscht von der Tafel aufstand, stürzte er aufs Heftigste von der Epilepsie, der er schon seit längerer Zeit ausgesetzt war, befallen, zu Boden und gab nicht das mindeste Lebenszeichen mehr.

Man hielt ihn für todt. — Und die Kaiserin Ariande, froh, des lästigen Gemahls los zu werden, ließ schon mit Tagesanbruch die vermeintliche Leiche in der kaiserlichen Gruft beisetzen, hierauf Wachen ausstellen, welche den Befehl hatten, Niemand der Gruft nahen zu lassen; ihnen selbst war verboten, dieselbe zu öffnen, was auch immer sich etwa zutragen würde. —

Kaum waren vier und zwanzig Stunden verflossen, als die Wächter auf einmal ein fürchterliches Gepolter und Geheul in der Gruft hörten. Zeno, den man lebendig begraben hatte, war von seinem Scheintode erwacht und schrie nach Hilfe. Aber die Wachen, eingedenk des erhaltenen Befehls und auf Belohnung rechnend, achteten nicht des Jammergeschreies und überließen den Unglücklichen seinem schrecklichen Schicksale.

Da man nach einiger Zeit die Gruft öffnete, sah man, daß er mit seinen Zähnen sich den rechten Arm zerfleischt und einen seiner purpurnen Stiefel aufgezehrt hatte. —

So übte demnach der allmächtige und allgerechte Richter an diesem gekrönten Ungeheuer das Recht der Vergeltung: denselben schauervollen Tod mußte er sterben, den er selbst einst erbarmungslos den Oheim seiner eigenen Gemahlin hatte sterben lassen! — —

360. Ein Todter zum Gerichte gefordert.

(Aus: Geschichte von England von Dr. J. Lingard.)

Unter vielen reformatorischen Streichen Heinrich's VIII., Königs von England, verdient nachstehende Geschichte, die an Wahnwitz grenzt, zur Charakteristik dieses Reformators besonders hervorgehoben zu werden.

Man glaubte, so lange der Name des heiligen Thomas von Canterbury*) im Kalender stehe, werde sein Beispiel Manchen reizen, sich der geistlichen Autorität des Souveräns zu widersetzen. Demzufolge wurde der Kronanwalt beauftragt, Klage gegen ihn zu erheben, und „Thomas Becket, einstmals Erzbischof von Canterbury," ward förmlich citirt, vor Gericht zu erscheinen und sich zu verantworten. Die durch das kanonische Recht verordnete Frist von dreißig Tagen verstrich; aber der Heilige wollte noch immer das Grab nicht verlassen, in dem er seit dritthalb Jahrhunderten ruhte, und er wäre in contumaciam verurtheilt worden, hätte ihm der König nicht aus besonderer Gnade einen Anwalt gegeben. Das Gericht saß zu Westminster; der Kronanwalt und jener des Beklagten wurden vernommen, und endlich das Urtheil dahin gefällt: „„Thomas, einstmals Erzbischof von Canterbury, sei der Empörung, Halsstarrigkeit und Verrätherei schuldig gewesen; seine Gebeine sollten öffentlich verbrannt werden, um durch Bestrafung des Todten die Lebendigen an ihre Pflicht zu erinnern; die an seinem Grabe dargebrachten Opfer aber sollten als das persönliche Vermögen des vorgeblichen Heiligen der — Krone Englands verfallen sein.""

Es ward eine Commission zu gehöriger Vollstreckung des Urtheils ernannt; und die bei der Zerstörung des Grabmals gemachte Beute an Gold, Silber und Juwelen ward in zwei schweren Koffern in die königliche Schatzkammer gebracht. Bald nachher erschien eine Proklamation des Inhalts: „„Da es nun klärlich erhelle, daß Thomas Becket in einem durch seine Hartnäckigkeit und böse Zunge verursachten Tumulte umgekommen, und späterhin durch den Bischof von Rom als Verfechter von dessen usurpirter Autorität kanonisirt worden sei; so hielten Seine Majestät für angemessen, allen ihren getreuen Unterthanen zu erklären: daß besagter Thomas Becket kein Heiliger, sondern vielmehr ein Rebell und Verräther an seinem Für-

---

*) Er starb am 29. Dezember des Jahres 1170 als Martyrer für den Namen Jesu und die Vertheidigung der Kirche.

sten gewesen sei; und demnach strengstens zu befehlen und anzuordnen, daß er nicht mehr „heilig“ genannt noch dafür angesehen, alle Bilder und Gemälde von ihm vernichtet, die ihm zu Ehren eingesetzten Feste abgeschafft, und sein Name und Gedächtniß aus allen Büchern gestrichen werde, bei Vermeidung von Seiner Majestät Ungnade und Gefängniß nach Ihrem Gefallen.““ —

361. Das Festhalten an der Uniform der Kirche.

Einige Tage nach der Einnahme Roms durch die Franzosen wurde ein schweizerischer Calvinist vorzugsweise dazu ausersehen, um dem vom heiligen Collegium umgebenen Papst Pius VI. anzukündigen, daß das römische Volk seine Herrschaft an sich gezogen habe und ihn nicht mehr als sein weltliches Oberhaupt erkenne. — Der heilige Vater hob die Augen gen Himmel, faltete die Hände und betete die Rathschlüsse der göttlichen Vorsehung an, welche ihn mit so schweren Prüfungen heimsuchte. Seine Leibwachen wurden alsbald verabschiedet, Franzosen traten an deren Stelle, und Pius VI. sah sich in der Gewalt seiner Feinde.

Der General Berthier ließ ihm durch den General Cervoni die französische Nationalkokarde überreichen, und forderte ihn auf, dieselbe zu tragen.

„Ich kenne für mich,“ sprach der Papst, „keine andere Uniform, als die, womit mich die Kirche beehrt hat. Ihr habet alle Gewalt über meinen Leib, aber meine Seele vermöget Ihr nicht zu erreichen. Ich bedarf keines Jahrgehaltes; ein Knotenstock statt des Hirtenstabes und ein härenes Gewand sind hinreichend für Den, der im Büßerkleid und auf der Asche zu sterben bereit ist. Ich bete die Hand des Allmächtigen an, die den Hirten und die Heerde straft. Ihr möget die Wohnungen der Lebendigen und die Gräber der Todten verbrennen und zerstören, aber die heilige katholische Religion ist ewig. Sie wird bestehen nach, so wie sie vor euch bestand und ihr Reich wird fortdauern bis an das Ende der Zeiten!“ —

362. „Ich bin nicht wahnsinnig!“

In der Diöcese Rheims wohnte zur Zeit der ersten französischen Revolution ein achtzigjähriger Pfarrer, Namens Paquot, den man wegen seines heiligen Lebenswandels in der ganzen Gegend den „heiligen Priester“ nannte. Ruhig und gefaßt sah er dem Sturm, der damals gegen alle Bekenner der katholischen Religion in dem unglückseligen Lande hereinbrach, entgegen, denn es war ja sein

Wunsch, sein Blut für Gottes Ehre vergießen zu können. Die wüthenden Verfolger der Priester fanden den frommen Greis betend auf den Knieen liegen. Ohne Weigerung überlieferte er sich ihnen und ließ sich geduldig von ihnen forttreiben.

Als sie bei'm Rathhaus angekommen waren, fühlte sich der dort anwesende Maire von einigem Mitleid für den alten schwachen Mann bewegt, und wollte ihn durch eine List aus den Händen der Henker zu retten suchen. „Was wollt Ihr thun," sprach er, „seht Ihr nicht, daß dieser Greis Eures gerechten Zornes nicht einmal werth ist; es ist ein Narr, der nicht weiß, was er thut und sagt und dem der Fanatismus den Kopf verrückt hat?" —

Der gottgetreue Pfarrer aber erhob bei diesen Worten alsbald seine Stimme und sprach: „„Mein Herr, ich bin weder ein Narr noch ein Fanatiker, und ich bitte Euch, versichert zu sein, daß ich bei völliger Geistesgegenwart und klarem Bewußtsein bin. Diese Leute verlangen von mir einen durch die Nationalversammlung decretirten Eid. Ich kenne diesen Eid; er ist gottlos und der Religion geradezu entgegen. Diese Leute lassen mir nun die Wahl zwischen dem Eid und dem Tode. Ich verabscheue aber den Eid und wähle den Tod. So glaube ich, Herr! Euch sattsam bewiesen zu haben, daß ich bei vollem Verstande bin und weiß, was ich thue.""

Bei dieser hochherzigen Antwort stand der Maire wie vernichtet und sah sich genöthigt, ihn den Mördern zu überlassen.

Der greise Pfarrer wendete sich nun zu seinen Verfolgern mit den Worten: „„Wer von Euch soll mir den Todesstoß geben?"" — „„Ich!"" entgegnete mit wilder Geberde einer der Mörder. — „„So erlaubet, daß ich Euch vorher noch umarme und Euch meinen Dank für das große Glück abstatte, welches Ihr mir bereitet!"" Und wirklich umarmte er ihn wie seinen größten Wohlthäter. Dann sagte er: „„Nun erlaubet mir noch, die geeignete Stellung einzunehmen, um Gott mein Opfer darzubringen."" Der Mörder hielt einen Augenblick ein. Da kniet der Martyrer nieder und bittet Gott mit lauter Stimme um Vergebung für sich und seine Peiniger. Und der Republikaner, den er eben umarmt hatte, versetzte ihm den ersten Schlag, der ihn zu Boden streckte, worauf die Andern über den heiligen Priester hinstürzen und ihn mit ihren Bajonetten und Säbeln durchbohren und zerfleischen, indem sie durch ihre Barbarei zeigen: wie weit die Gottlosigkeit in ihrer Wuth gehen kann, gleichwie der gottesfürchtige Greis bewiesen hatte, zu welchem Heldenmuth sich die durch die Religion unterstützte Tugend zu erheben vermag. —

363—365. Die Wasserhochzeiten zu Nantes.

1. Das Entrepot, welches so viele und so entsetzliche Erinnerungen weckt, ist ein großes Gebäude, in welchem vor der Revolution von 1789 die Lebensmittel und Colonial-Waaren niedergelegt wurden. Während der Schreckenszeit dagegen sperrte man die Frauen und Kinder, die Greise und Geistlichen in dasselbe, und wenn die Nacht kam, wurden auf der hart vorbeiströmenden Loire die Schiffe mit den berüchtigten Bodenklappen mit solchen Schlachtopfern angefüllt und tiefer in den Fluß gelenkt. Auf ein bestimmtes Zeichen verließen dann die Mörder das Schiff, die Klappen öffneten sich, und die Unseligen, paarweise zusammengebunden, versanken in den Wellen. Das Dunkel der Nacht bedeckte diese unmenschlichen „Wasser-Hochzeiten," wie man scherzend solches Ertränken nannte; die Strömung riß die Leichen hinweg, und die Henker brüsteten sich freudig mit dieser höllischen Erfindung, und erschöpften sich in greulichen Witzeleien über die „große Schale," in welcher sich der Durst der Feinde der Republik so bequem stillen lasse. —

2. Doch ließen sich diese Tiger auch manches Mal durch die Unzahl der Opfer erschrecken. So wurde eines Tages bekannt gemacht, daß die Frauen von Nantes, welche die Kinder der Vendeerinnen und gefangenen Royalisten zu retten wünschten, freien Zugang zu dem Entrepot hätten, und daß jede eines von diesen kleinen Geschöpfen zu sich nehmen könne. Bald sah man auch eine große Zahl barmherziger und christlich gesinnter Frauen dem Gefängnisse zueilen; — aber welch herzzerreißendes Schauspiel bot sich ihrem Blicke dar! Diese Vendeerinnen, diese Mütter, welche sich durch keine Gewalt der Erde von dem Gegenstande all' ihrer Sorgen und Zärtlichkeit hätten trennen lassen, sanken jetzt vor diesen Fremden auf die Kniee, streckten ihnen ihre Kinder entgegen und flehten mit aller Qual und Inbrunst der Mutterliebe, sie möchten sie hinweg nehmen und so von dem Tode retten. „Wir müssen sterben," riefen sie, „aber rettet nur sie! erhaltet um Gottes Willen nur ihnen das Leben!" Und wenn dann ihre Bitten erhört waren, wenn jene Frauen, welche das Mitleid zu ihnen geführt hatte, die kleinen Geschöpfe mit sich fortnehmen wollten, — — dann flossen die Thränen der armen Mütter noch reichlicher, sie schluchzten und klagten immer trostloser, nur noch einmal wollten sie die Kinder küssen, nur noch einmal mit ihnen kosen und sie segnen, — und die Kleinen, bei welchen das Mitgefühl Mutterstelle vertreten mußte, entwandten sich den Händen, welche sie dem Tode zu entziehen suchten, um zu ihren wahren Müttern zurückzueilen und sie fest zu umklammern. Wer vermöchte die Angst, die

Fürbitten und die entsetzliche Qual dieser dem Tode geweihten Mütter zu schildern? — — Des Allerhöchsten Gnade beschirme Jene, welche die schuldlosen, verlassenen Wesen in ihren Schutz und an ihr Herz genommen haben! —

3. Die Wittwe eines Vendeers war unter den Gefangenen, ihr Urtheil war gesprochen, am nächsten Morgen sollte sie sterben. Sie bemerkte unter den Frauen, die der Rettung der Kinder wegen in die Gefängnisse gekommen waren, eine, deren Anzug und Benehmen auf Wohlhabenheit und Bildung schließen ließen, und der Gedanke stieg in ihr auf, ihr Kind möge hier wohl besser aufgehoben sein, als sonst wo. Sie nahm deßwegen ihren Kleinen auf den Arm, brachte ihn der Fremden und sagte: „O erhören Sie meine Bitte, nehmen Sie dieses mein Söhnlein aus Barmherzigkeit an Kindesstatt an!" — „„Ja wohl,"" erwiederte die Unbekannte, „„ich will Ihr Söhnchen als mein Kind betrachten, und es erziehen!"" — „Gott segne Sie!" fuhr die Vendeerin fort, „lehren Sie es Gott lieben, seinen Vater beweinen, der für seinen König gefallen ist; sprechen Sie zuweilen mit ihm auch von mir, von seiner unglücklichen Mutter, die für dieselbe Sache stirbt!" — „„Seien Sie unbesorgt,"" erwiederte die Fremde, welche das Kind schon in ihren Armen hielt, „„es wird ihm wohl gehen; ich bin reich, es soll ihm nichts fehlen, und es wird von mir lernen, wie man die Republik lieben und ihr dienen muß."" — „Geben Sie mir mein Kind **zurück!**" rief schnell entschlossen das royalistische Weib; „ich verlange mein Kind zurück, denn Sie würden seine Seele verderben! Lieber will ich es sterben sehen mit mir, als mit dem Gedanken in's Grab sinken: es werde der Verführung unterliegen und jemals seinen Gott und seinen König vergessen!" — Und mit der Würde und Kraft einer Mutter ergriff sie ihr Kind, und am folgenden Morgen, den geliebten Sohn fest an ihren Busen drückend, versinkt sie in den Fluthen der Loire, und bringt ihn rein und makellos vor den Thron des dreieinigen Gottes. —

---

366. Der Thurm des Münsters zu Straßburg — ein Aristokrat.

(Aus: Ein Sommer in Baden=Baden von Eugen Guinot.)

Das merkwürdigste Unglück bedrohte den großartigen Münster zu Straßburg in der Zeit der ersten Revolution Frankreichs. Sein Thurm war in Gefahr, den Gleichheits=Bestrebungen der Clubbisten zum Opfer zu fallen. Man mißachtete ihn als einen „Aristokraten."

Die Stadt hatte nämlich einen Sicherheits-Ausschuß erhalten, in dessen einer Sitzung der Jakobiner Teterel den unsinnigen Antrag stellte: „den Thurm des Münsters zu zerstören, weil er — den proclamirten Gesetzen der Gleichheit zuwider — über die ganze Stadt hinausrage, und überhaupt das Maß der Bürger-Wohnungen höchst ungeziemend überschritten habe." — Man hatte Mühe, diesen Antrag zu unterdrücken, und konnte die aufgeregten Jakobiner nur dadurch beruhigen, daß man, auf Teterel's Vorschlag, die Thurmspitze wenigstens mit einer großen Jakobiner-Mütze schmückte, die, von rothem Blech in riesenhaftem Maßstab angefertigt, auch längere Zeit über den Thurmknopf gestülpt wurde. —

Man kann dieses Denkmal menschlicher Verirrungen noch jetzt in der Bibliothek zu Straßburg in Augenschein nehmen. —

---

367 und 368. Die heimliche Seelen-Messe.

(Auszug aus der Zeitschrift „Europa.")

1. Am 21. Januar 1793 des Abends gegen acht Uhr ging zu Paris eine alte Dame die steile Anhöhe herab, welche von der Sanct Laurenzenkirche in die Sanct Martins-Vorstadt führt. Sie merkte hinter sich den Schritt eines Mannes, der sie zu verfolgen schien. Nachdem sie in den Laden eines Pastenbäckers eingetreten war und daselbst ein mit blauem Papier überzogenes Pappkästchen in Empfang genommen und dessen Inhalt bezahlt hatte, ging sie schwer beklommenen Herzens hinaus, und siehe da! derselbe unheimliche Mann folgte ihr auf's Neue, hielt mit ihr gleichen Schritt, so daß er sie nicht aus dem Auge verlor.

Es schlug neun Uhr, als das schweigsame Paar wieder an der Sanct Laurenzenkirche vorbei kam, in deren Nähe die Dame plötzlich in ein kleines fast einsam liegendes Haus hineineilte.

Der Unbekannte betrachtete aufmerksam dieses Haus, das wie alle andern in der Vorstadt ärmlich aussah, indessen in seinem Innern die alte Dame die holperige Treppe hinaufstieg. Sie klopfte an die Thüre der Dachstube, schlüpfte hinein und setzte sich erschöpft auf einen Stuhl, den ihr ein alter Mann anbot. „Verbergt Euch, verbergt Euch!" sagte sie zu ihm. „Unser Aufenthalt ist entdeckt!"

„„Was ist vorgefallen?"" fragte eine alte Frau, die in der Nähe des Feuers saß. „Der Mann, der seit gestern unser Haus umschleicht, ist mir diesen Abend gefolgt!" antwortete die Dame.

Bei diesen Worten betrachteten sich die drei Bewohner der Dachstube mit der Miene des größten Schreckens. Jedoch schien der Greis, der vielleicht in der größten Gefahr schwebte, am wenigsten

aufgeregt. „„Laßt uns nie an Gott verzweifeln!““ sagte er. „„Wir haben ja sein Lob selbst mitten unter dem Geschrei der Mörder und der Sterbenden im Kloster der Karmeliten gesungen! Wenn ich auf seinen Willen aus diesem Blutbad gerettet wurde, so geschah es gewiß, um mich zu meinem Schicksal aufzubewahren, das ich ohne Murren hinnehmen soll. Gott beschützt die Seinigen, aber Er kann über sie verfügen nach seinem Ermessen. Für Euch, nicht für mich laßt uns sorgen!““

„Nein,“ sagte die alte Dame, „was gilt unser Leben im Vergleich mit dem eines Priesters!“ und die Frau, die bei'm Feuer saß, setzte hinzu: „„Seit wir außer den Mauern unsers Klosters sind, habe ich mich schon als eine Todte betrachtet.““

„Hier sind,“ sagte die so eben Zurückgekehrte, indem sie das blaue Schächtelchen aus der Tasche zog, „hier sind die Hostien. Aber — mein Gott! ich höre Etwas die Treppe heraufkommen!“ Bei diesen Worten horchten alle Drei auf; das Geräusch verstummte.

„„Erschreckt nicht,““ sagte der Priester, „„wenn es Jemand versucht, bis zu uns zu dringen! Es kann ja auch ein Freund sein!““ Während ein schwerer Tritt die Treppe heraufstolperte, kroch der Greis, — weil er am meisten in Gefahr war, während die beiden Nonnen (denn das waren die beiden alten Damen, welche die Revolution aus ihrem Kloster vertrieben hatte) weniger zu fürchten hatten, — in eine Art von Schrank und sagte: „„Ihr könnt schließen, Schwester Agathe!““

Kaum war er in Sicherheit, als drei Schläge gegen die Thüre die beiden heiligen Frauen beben machten, und da sie nicht gleich antworteten, so drückte der Mann, der außen stand, selbst die Thüre auf. Sie erkannten in ihm augenblicklich denselben, der seit wenigen Tagen um ihr Haus schlich und sie auszukundschaften schien. Er war von hoher, kräftiger Gestalt, sah aber gerade nicht böse aus. Ohne ein Wort zu sprechen, blieb er an der Thüre stehen und ließ seine Blicke langsam durch das Zimmer schweifen.

Zwei auf dem Boden liegende Strohmatten dienten den alten Klosterfrauen als Betten. Ein einziger Tisch befand sich in der Mitte des Zimmers; darauf standen ein messingener Leuchter, einige Schüsseln, drei Messer und ein Brod. Das Feuer im Ofen glimmte matt. Die Wände verriethen den schlechten Zustand des Dachwerks, und viele braune Flecken in der Decke zeigten an, wie oft das Wasser hier durchgedrungen sein mußte. Drei Stühle, zwei Koffer und eine schlechte Kommode bildeten die Einrichtung des Zimmers. Auf dem Ofen stand ein Crucifix; neben dem Ofen führte eine Thüre in ein anderes Zimmer.

Beim Anblick dieser Armuth zeigte sich auf dem Gesicht des eingetretenen Mannes ein Gefühl von Mitleid; er warf einen wohlwollenden Blick auf die beiden alten gottgeweihten Jungfrauen, dann sagte er: „„Ich komme nicht als Feind, Bürgerinnen — fromme Schwestern, wollte ich sagen; und wenn Euch ein Unglück zustoßen sollte, glaubet nicht, daß ich dazu beitragen würde. Ich komme, um mir von Euch eine Gnade zu erbitten."" Die Nonnen sahen ihn noch immer schweigend an; er fuhr daher fort: „„Wenn ich Euch störe, Euch beschwerlich bin, so redet frei, ich werde wieder gehen; aber wisset, daß ich Euch sehr ergeben bin, und daß, wenn Ihr einen Auftrag habt, Ihr mir Euer volles Vertrauen schenken könnt.""

Es lag in den Worten des Mannes und in den Mienen, die er dazu machte, so viel Aufrichtigkeit und Wahrheit, daß die Schwester Agathe, die in ihrer Jugend am Hofe gelebt hatte, da sie, wie ihre Gefährtin, von Adel war, auf einen Stuhl deutete, um ihren Gast zum Sitzen einzuladen; der Mann aber wartete mit dem Niedersitzen, bis die beiden Frauen selbst Platz genommen hatten. „„Ihr habt,"" fuhr er fort, „„einen ehrwürdigen Priester bei Euch aufgenommen, der wie durch ein Wunder der Ermordung der Karmeliten entgangen ist. Ich weiß den Namen Eures Gastes und den Eurigen. Ihr seht also, fromme Schwestern, daß, wenn ich die schreckliche Absicht gehabt, Euch zu verrathen, ich dieß längst hätte thun können.""

Bei diesen Worten trat der Geistliche aus seinem Versteck heraus mitten in das Zimmer. „„Ich darf nicht glauben, mein Herr,"" sagte er zu dem Unbekannten, „„daß Sie einer unserer Verfolger sind, und vertraue mich Ihnen. Was wollen Sie von mir?"" Der geheimnißvolle Mann antwortete mit ehrfurchtsvollem Tone: „„Frommer Vater, ich komme, um von Euch eine Todtenmesse zu erbitten für die Seelenruhe einer geheiligten Person, deren Körper aber nicht in geweihter Erde ruht.""

Der Geistliche sah forschend den Fremden an, in dessen Zügen sich eine unaussprechliche Bangigkeit malte, während seine Blicke die inbrünstigsten Bitten ausdrückten. „„Wohlan,"" erwiderte er nach einer Weile, „„kommt heute um Mitternacht wieder, ich werde bis dahin bereit sein."" — (Bekanntlich war damals das Christenthum in dem unglücklichen Frankreich abgeschafft, und die wenigen Priester, die noch im Lande waren, mußten bei Nacht und im tiefsten Geheimniß die heilige Messe lesen.) —

Nachdem der Unbekannte dem Priester gerührt gedankt und ihn und seine Gefährtinnen ehrerbietig gegrüßt hatte, ging er fort. —

Ungefähr zwei Stunden nach diesem Auftritt kam er zurück, klopfte bescheiden an, wurde eingelassen und in das innere Zimmer

geführt, wo Alles zu der heiligen Feier bereit war. Eine alte Kommode war mit einer prachtvollen, aus dem Kloster geretteten Altardecke umhüllt; darauf stand ein großes Kreuz von Ebenholz und Elfenbein zwischen vier Wachskerzen, deren schwache Flammen nur spärlich das übrige Zimmer erleuchteten. Das tiefste Stillschweigen, durch welches man den leisesten Seufzer hätte vernehmen können, umgab diese nächtliche Scene mit einer düstern Majestät. Die Heiligkeit der Handlung stand in einem solchen Gegensatze zu der Aermlichkeit des Ortes, daß Alle einen gewissen Schauer empfanden. An den Seiten des Altars knieten die beiden Nonnen, unbekümmert um die feuchte Kälte des Fußbodens; sie stimmten in die Gebete des Priesters ein, der in seinem Meßgewande dastand und bei der heiligen Wandlung einen mit kostbaren Steinen besetzten Kelch in die Höhe hielt, den er aus der Plünderung des Klosters gerettet hatte. Wein und Wasser aber befanden sich nur in zwei Gläsern, und hinter dem Meßbuche lag das Brevier des Karmeliten auf dem Altare.

Der Unbekannte kniete zwischen den beiden Nonnen nieder. Als er den Pater beim Beginn der Todtenmesse das Kreuz mit einem schwarzen Flor umhüllen sah, ergriff ihn die Erinnerung an etwas Schreckliches so mächtig, daß große Schweißtropfen auf seine Stirne traten. Die vier Personen sahen einander geheimnißvoll an; es schien, als wenn ihre Gedanken den Martyrer, dessen Leichnam von ungelöschtem Kalk verzehrt worden war, wieder wachgerufen hätten, und sein Schatten in seiner ganzen königlichen Majestät unter ihnen weile. Sie hielten ein Todtenamt ohne den Leib des Verstorbenen. Unter dem verwitterten Dach dieses armen Hauses flehten vier Christen zu Gott für die Seelen-Ruhe des Königs von Frankreich, **Ludwig** XVI., den ruchlose Republikaner guillotinirt hatten.

Nachdem die Messe beendet war, entfernten sich die beiden Frauen, und der Priester wandte sich sanft an den Unbekannten und fragte in väterlichem Tone: „„Mein Sohn, wenn deine Hände mit dem Blute des Königs befleckt sind, so vertraue dich mir! Es giebt keine Sünde, die nicht bei einer so aufrichtigen, rührenden Reue, wie die deinige ist, verziehen würde!""

„„Mein Vater,"" antwortete der Mann, „„Niemand kann an dem vergossenen Blute unschuldiger sein als ich!""

„„Ich muß Euch glauben,"" erwiederte der Greis. Dann sagte der Mann: „„Ich würde mich schämen, Euch für die Todtenmesse zur Seelenruhe des Königs irgend eine Bezahlung anzubieten. Aber nehmet hier diese heilige Reliquie, die ich Euch zum Geschenke mache. Eines Tages vielleicht werdet ihr den Werth derselben zu

würdigen wissen."" Mit diesen Worten überreichte der Fremde dem Geistlichen ein kleines, sehr leichtes Kästchen. — Dann gingen sie in das äußere Zimmer, wo der Unbekannte zu den drei Personen sagte: „„Ihr befindet Euch in einem Hause, dessen Besitzer, ein Gypshändler, heimlich dem Könige zugethan ist. Bleibt also hier. Fromme Seelen werden für eure Bedürfnisse sorgen, und Ihr könnt ohne Gefahr bessere Zeiten erwarten. Heute über ein Jahr, am 21. Januar — so Gott es will! — komme ich wieder, wenn Ihr noch hier seid, um die Todtenmesse mit Euch zu feiern."" Der Fremde grüßte die Bewohner der Dachstube und ging.

Als man das Kästchen öffnete, fand man darin ein in Schweiß getränktes Taschentuch von sehr feinem Battist; aber es hatte Blutflecken, und in eine Ecke war die königliche Krone gestickt. Die beiden Nonnen ließen entsetzt die kostbare Reliquie fallen. Für diese beiden unschuldigen Seelen war das Geheimniß, in welches sich der Fremde gehüllt hatte, undurchdringlich, und selbst der Geistliche wagte nicht weiter darüber nachzuforschen.

Von diesem Tage an bemerkten die drei Personen, daß eine mächtige Hand sie beschützte. Zuerst erhielten sie Holz und Lebensmittel, dann Wäsche und Kleider, endlich zwei Karten, mit denen sie, von der republikanischen Polizei unangefochten, ausgehen konnten. Oft erhielt der Pater von unsichtbaren Helfern Winke für seine Sicherheit. Trotz der Hungersnoth fanden die drei Flüchtlinge vor ihrer Thüre weißes Brod, das regelmäßig gebracht wurde; sie vermutheten als ihren Beschützer den Mann, der die Todtenmesse bei ihnen hatte halten lassen. Darum beteten sie für ihn besonders eifrig, daß er vor allen Gefahren des Leibes und der Seele bewahrt bleibe. —

2. Endlich kam der 21. Januar wieder. Um Mitternacht vernahm man richtig die schweren Tritte des Unbekannten auf der Stiege; das Zimmer war zu seinem Empfang geschmückt, der Altar bereitet. Die beiden Schwestern gingen ihm mit freundlichen Worten voll herzlicher Freude und Dankbarkeit entgegen; aber er warf ihnen und dem Priester einen düstern Blick zu, sprach nichts, hörte die Messe, betete andächtig und verschwand mit einigen höflichen Worten.

Ein halbes Jahr nach diesem Ereigniß wurde Robespierre, der seit der Hinrichtung des Königs Ludwigs XVI. am 21. Januar 1793 mit furchtbarer Grausamkeit Frankreich regiert hatte, gestürzt; es trat eine mildere Regierung an die Spitze der Republik. Die Nonnen und der Karmelit konnten ohne die mindeste Gefahr in Paris herumgehen. Der erste Gang des Priesters war in den Laden des Galanteriewaarenhändlers Ragon, den er als einen treuen Anhänger des Königthums kannte. Während er sich (am 28 Juli 1794, des

Nachmittags um 4 Uhr) bei diesem Manne befand, zog in Mitten einer großen Menschenmenge ein Karren daher, und die Frau Ragon sagte: „Da wird der grausame Robespierre auf's Schaffot geführt; er geht jetzt selber den Weg, den er so viele Unschuldige geschickt hat!"

Ein Strom Menschen wogte vorbei. Ueber allen Köpfen aber sah der Pater denselben Mann auf dem Karren hervorragen, der zwei Mal die Todtenmesse von ihm hatte lesen lassen. „„Wer ist jener Mann?"" fragte er. „Das ist der **Henker,**" sagte Herr Ragon, und seine Frau setzte hinzu: „„Ja, es ist seltsam, **derselbe** Henker muß den Exdictator vom Leben zum Tode befördern, der auch die Hinrichtung des Königs geleitet hat.""

Der Pater ging in tiefen Gedanken nach Hause. „„Der **Henker** also,"" sagte er zu sich selbst, „„hat für den König gebetet, indessen die gottlose Hauptstadt über seinen Tod so höllenhaft jubelte!"" —

---

369. Die letzte Rechnung.

Das Leben der Marie Antoinette von Lothringen, Erzherzogin von Oesterreich und Königin von Frankreich, enthält in gar schmerzlicher Weise die nachdrücklichste Lehre von der Unbeständigkeit menschlichen Glückes und menschlicher Größe; vorzüglich ergreifend aber sind die Gegensätze: Marie Antoinette an ihrem Vermählungstage zu Versailles, dem 16. Mai 1770, in Anmuth, Schönheit und Erdenhoheit und Glorie strahlend, von Allen mit Entzücken begrüßt als die zukünftige Königin von Frankreich und fast vergöttert, und — am 16. Oktober 1793 auf dem Platze Ludwig XV. zu Paris unter dem Fallbeile! —

Und dann noch jene letzte Rechnung an den National-Schatz Frankreichs:

„Die **Wittwe Capet** — für den Sarg . 6 Livres,
Für das Grab und an die Todtengräber . . 25 Livres."

Die Approbation dieser Rechnung war die letzte öffentliche Pflicht des Präsidenten des blutgierigen Revolutions-Tribunals in Sachen der so unglücklichen Königin! —

---

370. Der Templerhof zu Paris.

(Aus: Lilienbanner und Tricolore von George Hesekiel.)

Eine schöne Thränenweide stand in einem stillen Klostergarten zu Paris; sie ragte empor über frische Sträucher und duftige Blumen; eine einfache Barriere von Holz schied diesen Platz von dem

Garten — das war die Stelle, wo jener Templerthurm gestanden, aus welchem, bis auf Eine Prinzessin, eine ganze Königsfamilie auf's Schaffot oder in's Grab stieg.

Das böse Gewissen des Pariser Volkes grollte dem grauen Thurm, dem ernsten Mahner an die begangene Frevelthat: der Thurm verschwand. — Aber auch die letzte Erinnerung an das Sterbe- und Marterbette der königlichen Familie sollte schwinden, denn als im Jahre 1848 die Revolte wieder einmal siegreich über das blutige Pflaster von Paris schritt, da trat sie auch jene Trauerweide und jene Blumen nieder. Es wurde eine Straße mitten durch den Garten gelegt, und jetzt schon (im Jahre 1859) weiß kaum Einer mehr genau die Stätte zu bezeichnen, wo der Templerthurm gestanden. —

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts schon hatte der ritterliche Orden der Tempelherren die Stätte erworben, wo er einen Templerhof, eine Templerfreiheit, eine eigene Gemeinde, Ville-Neuve du Temple, begründete. Innerhalb dieser Tempelfreiheit erhob sich ein mächtiges Gebäude; dessen Erbauer war der Ordens-Schatzmeister Bruder Hubert, gestorben im Jahre 1212. Dieses Gebäude bestand aus einem viereckigen Donjon, über hundertfünfzig Fuß hoch ohne Dach, dessen Mauern neun Fuß stark waren. Mit vier runden Thürmen waren die Ecken des Donjons besetzt; ein massiver Anbau auf der Nordseite war ebenfalls von zwei runden Thürmen flankirt. Das war der Hauptbau des Pariser Templerhofs; er enthielt den Schatz und das Arsenal des Ordens.

Wie ein Meteor aber erschien und verschwand der Templer-Orden in der Weltgeschichte; sein Haupthaus in Frankreich, die Villa nova templi zu Paris, wurde eine königliche Residenz und kam endlich an den ritterlichen Orden Sanct Johannis vom Spital zu Jerusalem. Der Großprior des Johanniter-Ordens in Frankreich nahm seinen Sitz in dem ehemaligen Templerhofe, der unverändert seinen alten Namen bewahrte. Doch residirte der Großprior nicht in dem alten Haupthause, sondern in einem kleinen Hotel zwischen Hof und Garten, das an einer Ecke der alten Templerfreiheit im sechszehnten Jahrhundert erbaut wurde. Man nannte diese höchst bescheidene Residenz sehr mit Unrecht einen Palast, Palais du Grand-Prieur. Das Haupthaus, der alte Donjon mit seinen Thürmen, diente zur Aufbewahrung verschiedener Archive und enthielt die Wohnung einiger untergeordneter Beamten. —

Am 13. August 1792, Abends um 7 Uhr, hatte man den König Ludwig XVI. und seine Familie, begleitet von einigen treuen Dienern und Dienerinnen, nach dem Templerhofe gebracht. Man

ließ die fürstlichen Gefangenen im Palaste des Großpriors absteigen. Der König hoffte schon, daß man ihn dieses Gebäude bewohnen lassen werde. Er täuschte sich jedoch; denn Abends nach zehn Uhr führte man ihn und die Seinigen bei Fackellicht nach dem alten Templerthurm, um ihm auch nicht mehr den geringsten Zweifel zu lassen, daß er ein Gefangener seines eigenen Volkes sei. Da aber der eigentliche Donjon völlig vernachlässigt war, so wurden die königlichen Gefangenen einstweilen in dem Anbau auf der Nordseite, dem sogenannten kleinen Thurm, untergebracht. Hier blieb der König selbst vom 13. August bis zum 29. September, die Mitglieder der königlichen Familie bis zum 26. Oktober; in der Zwischenzeit wurde ihr eigentliches Gefängniß im Donjon oder im „dicken Thurm," wie man gewöhnlich sagte, in Bereitschaft gesetzt.

Seit die königliche Familie in den „dicken Thurm" übergesiedelt, waren die Räumlichkeiten desselben folgendermaßen vertheilt: Im Rez de Chaussée diente die gewölbte Halle den Municipal-Offizieren, die nicht gerade Dienst hatten, als Aufenthalt. Von den kleinen Gemächern, welche die Eckthürme bildeten, war das erste das Cabinet des Commissärs, das zweite wurde als Holzstall benutzt, das dritte als Garderobe, im vierten Thurm befand sich die Treppe. Im ersten Stockwerk war die Wachtstube der Municipaux; die Waffen waren um den riesigen Pfeiler in der Mitte gruppirt, der durch alle Stockwerke ging; einige schlechte Tische und ein paar hölzerne Pritschen bildeten das ganze Möbel. Die Thurmgemächer dienten den wachhabenden Officieren als Cabinette. In dem zweiten Stockwerk war die Wohnung des **Königs**. Hier war der Raum durch Bretterwände in ein Vorzimmer und drei Gemächer abgetheilt. An die Wand des Vorzimmers hatte man ein Exemplar der „Declaration der Menschenrechte" geklebt; auf dem Kamin im Zimmer des Königs, das der Treppenthür gerade gegenüber sich erhob, stand eine Uhr — man nahm sie aber wieder fort, weil auf dem Zifferblatte der Name des Verfertigers stand, Lepaute, mit dem Zusatze: horloger du Roi. Dafür hatte man mit einer wahrhaft kindischen Geflissentlichkeit überall republikanische Inschriften angebracht. Im Zimmer des Königs stand auch das kleine Bett des Dauphin. Das dritte Stockwerk, das Gefängniß der Königin und der beiden Prinzessinnen war mit geringen Unterschieden eben so eingerichtet, wie das zweite; das vierte Stockwerk war leer.

Aus **diesen** Räumen ging zuerst der König, dann die Königin, dann des Königs fromme Schwester Madame Elisabeth von Frankreich auf's Schaffot. In **diesen** Räumen erlosch unter Schändlichkeiten, die als ein ewiger Vorwurf, als eine nie zu tilgende Schmach

in der Weltgeschichte auf dem französischen Volke lasten werden, das Leben des königlichen Knaben und das Königthum Ludwig's XVI. — und allein blieb mit ihrem Schmerz und ihrer Trauer das junge Mädchen, das man die „Waise des Tempels" nannte, jene vielgeprüfte und bewährt gefundene Herzogin von Angoulême, die Königstochter, die drei Mal flüchten mußte aus dem Lande, dem Erbtheil ihrer Väter, und die nun in fremder Erde begraben liegt!

Als Tod und Exil das Gefängniß leer gemacht, da wurde der Tempelthurm, die Stätte, wo das Königthum so furchtbar gelitten, ein Gegenstand der Verehrung für die Royalisten. Mit Mühe erhielten Einige Erlaubniß, die durch das Unglück geweihten Räume zu betreten. Die Getreuen suchten nach den Spuren, welche die fürstlichen Bewohner etwa hinterlassen. In den Zimmern des Königs fanden sich wohl verschiedene Inschriften, doch keine von der Hand des königlichen Gefangenen; im Gefängniß der Prinzessinnen nichts von der Königin, nichts von der Prinzessin Elisabeth. Diese drei Opfer fanden noch immer einige Herzen, zu denen sie reden, denen sie klagen konnten; sie hatten noch nicht nöthig, sich mit ihren Gefühlen an die stumme Wand, an den todten Stein zu wenden. — Der Dauphin und Marie Therese, die unglücklichen Königskinder, zur Einsamkeit verdammt, hatten keinen andern Vertrauten mehr als die Mauern ihrers Kerkers. In der Kammer des Dauphin fand man nur zwei Andenken, welche die Hand des unglücklichen Königskindes auf der Erde zurückgelassen; dicht am Ofen war eine Blume gezeichnet, und nicht weit davon stand die Inschrift: „Maman, je vous pr...." Hatten ihm die Kräfte gefehlt, den Satz auszuschreiben? Hatte ihn eine Drohung seines Peinigers, des schändlichen Schusters Simon, oder der rohe Aufruf eines Municipalgardisten unterbrochen? — Von der Schwester fand sich mehr; da fanden sich im Vorzimmer schon in die Tapete an einer Fensterbrüstung mit der Nadel die rührenden Sätze eingegraben:

„Marie-Thérèse-Charlotte est la plus
Malheureuse personne du monde.
Elle ne peut obtenir de savoir des nouvelles
De sa mère, pas même d'être réunie à elle,
Quoiqu'elle l'aît demandé mille fois;
Vive ma bonne mère que j'aime bien
Et dont je ne peux savoir des nouvelles."

Einige Wochen, nachdem die Prinzessin den Tempelthurm verlassen, wurden einige politische Gefangene dort eingesperrt; der ehemalige Conventsdeputirte Rovère befand sich unter denselben und er besuchte das Gefängniß der Königstochter. Da bemerkte er einige

mit Bleistift geschriebene Worte an der Wand; er trat näher und las:

„Oh mon père, veillez sur moi du haut du ciel!
Oh mon Dieu, pardonnez à ceux qui ont fait mourir mes parents!"

Rovère gehörte zu diesen Königsmördern; er wendete sich zitternd ab und verließ das Gemach. „„Es war mir, als hätte mich Gottes Finger berührt,"" so erzählt er selbst; „„mein Gewissen trieb mich hinaus!""

Die rührendste von allen Inschriften, die sich im alten Donjon befanden, war zugleich auch die einfachste; sie befand sich im Schlafgemach der Königin in der Thürleiste. Da stand von der Hand der Königin mit Bleistift geschrieben: „27. März 1793 vier Fuß, zehn Zoll, drei Linien;" und tiefer unten: „Drei Fuß, zwei Zoll." Dieß war das Maaß der Größe ihrer Kinder; die Königin wollte wissen, wie viel ihre Waisen im Kerker gewachsen seien.

In den Vorsälen und Gängen wimmelten die Wände von schlechten Inschriften und Spottliedern; zahllose Guillotinen waren dort angemalt, auch fehlte es nicht an Hinrichtungs-Scenen. Unter einer derselben stand: „Le tyran crachant dans le sac!" Das Bild sollte also die Hinrichtung des Königs darstellen; „cracher dans le sac" war eine der spöttischen Jakobiner-Bezeichnungen für „guillotinirt werden." — Eine andere Hand aber hatte unter diese Inschrift geschrieben: „Celui qui Vous injuriez ici, a demandé grâce pour Vous sur son échafaud." — Unter einem andern Spottliede fand man den Spruch: „Sa vertu fut moins brillante, mais elle fut plus solide que son trône!" — Besonders zahlreich waren die Carricaturen auf die Königin, mit Unterschriften wie: „Madame Veto partant pour la justice!" oder: „l'Autrichienne à la danse." Daneben aber wieder Bibelsprüche oder sonst fromme Sprüche von anderer Hand. — Wir könnten noch viele Inschriften aufführen; Herr von Beauchesne hat mit großer Treue aufbewahrt, was er zu finden vermochte; die citirten aber werden hinreichen zur Charakteristik. —

Der Tempelthurm blieb ein Gefängniß, bis sich Napoleon Bonaparte der obersten Gewalt bemächtigte; er hinderte den Verkauf des Grundstückes, der bereits verfügt war: der Tempelthurm durfte kein Privatbesitz werden. Darin hatte Napoleon das volle Gefühl eines Herrschers: er haßte alle Erinnerungen, welche demüthigend waren für das Andenken Derjenigen, die vor ihm über Frankreich geherrscht; aber er wollte auch die Erinnerungen nicht, welche seiner eigenen Herrschaft Eintrag thun mußten. Der alte Thurm war ein Zeuge der wahnsinnigsten Pöbel-Tyrannei, die je geübt wurde, aber er war auch ein Zeuge des Leidens der königlichen

Bourbonen. Der neue Herrscher wollte nicht, daß dieser Thurm das Volk von Paris daran erinnere, wie ein Beherrscher von Frankreich jemals ein Gefangener gewesen; aber er wollte auch nicht, daß sich durch ihn das Volk seiner alten Könige erinnere. Der Thurm mußte verschwinden.

Am 3. Juni 1808 erließ der Reichs=Senator und General=Polizeiminister Fouché eine Ordre, kraft welcher die siebenzehn Personen, welche damals im Tempelthurm gefangen saßen, nach Vincennes transportirt wurden. Unter diesen siebenzehn letzten Gefangenen, welche im Tempelthurm eingekerkert waren, befanden sich auch die Gebrüder Polignac. Der Aeltere, Herzog Armand von Polignac, war bekanntlich später Gardecapitän des Königs Carl X.; der Jüngere, Fürst Julius von Polignac, 1830 der letzte Conseilpräsident desselben Königs. Diese beiden Brüder haben ihr Leben lang Alles getheilt: sie emigrirten zusammen, sie kämpften und complottirten gemeinschaftlich für das Königthum; sie wurden zusammen gefangen, zusammen zum Tode verurtheilt, zusammen befreit; zusammen genossen sie königliche Dankbarkeit für ihre felsenfeste Treue, sie gingen beide in's Exil mit ihrem Könige und starben beide im März 1847. Die Polignacs hatten viele politische Gegner gehabt, aber keiner derselben hat ihnen seine Achtung versagt; „sie kannten nur die Kirche, den Kerker und den Königspalast," sagt Einer ihrer politischen Widersacher. Bekanntlich ist die Nachkommenschaft des Fürsten Julius Polignac jetzt in Bayern ansässig.

Als der Tempelthurm geräumt war, wurde er auf Abbruch verkauft; ein Pariser Bürger, Robert Morel, erstand ihn für 33,100 Francs am 7. Oktober 1808. Er hatte eine schlechte Speculation gemacht; er wollte nämlich die Neugierigen für Geld eintreten lassen in diese Räume, das aber untersagte ihm die Regierung. Die Zerstörung begann ihr Werk; viele Royalisten kauften durch Vermittelung der Arbeiter Andenken an das Gefängniß ihres Königs, Glasscheiben, Fensterrahmen, Parquetstücke, Marmorsimse von den Kaminen und dergleichen mehr. Man findet zu Paris in vielen Familien theuer und hochgehaltene Denkzeichen der Art. — Endlich, als die Mauern eingerissen werden sollten, wurde der Eintritt freigegeben. Eine ungeheure Menschenmasse drängte sich in den Templerhof; man sah ältere Leute, die laut weinend den jüngeren die einzelnen Stätten bezeichneten; es herrschte eine so gewaltige Aufregung, daß die Polizei bedenklich wurde. Unter Verwünschungen gegen die Mörder zeigte man die Fontaine, zu welcher die Wüthenden die Leiche der Prinzessin von Lamballe geschleppt; das Fenster, an welchem die Königin stand, als man ihr den abgeschnittenen Kopf der gemordeten

Freundin zeigte; das Thurmgemach, in welchem der König zuletzt gebetet; — einen Stein nahm wohl Jeder zum Andenken mit. — Im Jahre 1789 trug man Ringe und Brustnadeln, in welche Steine aus der zerstörten Bastille gefaßt waren; 1808 trug man Schmucksachen mit Steinen vom Tempelthurm.

Der mächtige alte Bau verschwand spurlos im Jahre 1811; die kaiserliche Regierung ließ aber einen Garten auf der Stätte anlegen und richtete das ehemalige Palais des Großpriors für das Ministerium des Cultus ein. Doch hat diese Behörde nicht Besitz von den ihr bestimmten Räumen genommen: die Restauration des Königthums gab denselben eine passendere Bestimmung.

König Ludwig XVIII. übergab das ehemalige Palais des Großpriors, sowie das ganze Terrain, das noch übrig war von dem ehemaligen Templerhofe, dabei den Garten, in welchem der Tempelthurm gestanden, seiner Cousine, der Prinzessin Louise Adelaide von Condé, welche vor der Revolution Aebtissin von Remiremont gewesen war. Diese aber verwandelte den Palast in ein Kloster der Benediktinerinnen, dessen Superiorin sie selbst wurde. Blumen blühten da, wo Ludwig XVI. gelitten; die Gebete und Gesänge der frommen Nonnen wurden laut an der Stätte, wo die drei fürstlichen Frauen geweint und geseufzt und den Tod erwartet hatten — man hätte Das nicht stören sollen! — Man hat es gethan. —

Eine Straße durchschneidet jetzt den ehemaligen Garten, der Lärm des Tages rauscht achtlos hin über die Stätte, und vom alten Templerhofe zu Paris ist nichts weiter übrig, als furchtbare und rührende Erinnerungen. — Auf der Plinthe der Kapelle aber, welche die fromme Tochter des Hauses Condé in dem ehemaligen Palais des Großpriors begründet, liest man die ernste Mahnung:

„Venite, adoremus!" —

---

371. Wahrnehmungen beim Abbruche des Templerhofs.

In ihrem im Jahre 1854 erschienenen Büchlein: „Aus dem heutigen Paris," schreibt Emma von Niendorf, die noch einige Ruinen vom „Temple" vor dessen gänzlichem Abbruche gesehen, das Folgende:

Wir gingen zu den Resten des „Temple," an denen man schon seit Wochen einriß, und die jetzt nicht nur verschwunden, sondern nächstens in einen „öffentlichen Erlustigungsort" verwandelt sind. Die Kirche stand noch, und die Wohnung des „Grand-prieur," bis zur Februar-Revolution, wo man die Nonnen wegschickte, Kloster Sanct Benoït; eine dunkle Colonnade, innen völlige Zerstö-

rung. Ueberall historische Trauer, deren Ausdruck ich in der Frau des Concierge fand, ein bleiches, schmales Gesicht, schwarze lange Wimpern, wie man überhaupt in den alten Quartieren viel charakteristisch anziehenderen Typen begegnet, bei dem untersten Volk eine Tradition von Feinheit, die sich in den fashionablen Stadttheilen verlor. In die dunklen Augen traten ihr Thränen, als ich die Demolisation erwähnte. Das merkwürdigste Geschichtsdenkmal Frankreichs im Abbruche verkauft! Auf mein „Pourquoi, Madame?" entgegnete sie: „„C'est ce que tout le monde se dit!""

Sie führte uns durch einen Hof voll Schutt und Steine in zwei noch erhaltene Gemächer mit Gold und Malerei geschmückt, Spuren alter Pracht. Hier wohnte Ludwig XVI., etwa einen Monat, bevor er in „La tour du temple" gebracht wurde. „„In der ersten Stube,"" sagte die Frau, „„hielt er sich auf, wenn die Prinzen zu ihm kamen, oder empfing die Damen der Familie, wenn sie sich bei ihm versammelten. In der zweiten schlief er; hier im Alkov war eine Kapelle. Die Königin hatte ihre Zimmer oben."" —

Durch einen nach rückwärts gelegenen Saal mit schon aufgerissenen Dielen, wo ehemals die Pensionärs der Nonnen schliefen, kamen wir in den Gartenraum, an dessen Ende der Leidensthurm sich erhob, den schon der erste Kaiser tilgen ließ. Man wühlte eben die Erde auf, weil man einen Keller gefunden hatte, und jetzt noch weiter suchte, um Steine zu gewinnen, auch wohl gar begrabene Schätze in den unterirdischen Gewölben zu finden. Den Keller endeckte man nicht fern vom Thurme auf der Stelle, wo die „Cantinière des gardes du roi" ein Häuschen bewohnte. Eine mächtige alte Doppellinde — kein „„tilleul d'ordinaire,"" sprach unsere Frau, „„un tilleul velouté"" — stand in vollster Blüthe und duftete auf dieser Stätte der Thränen und Todesseufzer wie versöhnend; und doch auch wieder, als wolle der Baum auf den Trümmern, wo Alles verstummen sollte, noch sprechen; er, der lange um die Thurmmauern gegrünt, noch ein Zeugniß ablegen. Weiterhin eine greise Trauerweide, von der Last der Jahre und Erinnerungen fast gebeugt. Unter diesen zwei Wipfeln ging der König spazieren, wenn er frische Luft schöpfte. „„Ils se promenaient ici!"" — Die Bäume bleiben für den neuen Garten: ein Square mit Springbrunnen.

Wir kehrten in den Hof zurück, wo noch eine kleine verwaiste Pappel zittert, von denen, welche die Nonnen ehedessen gepflanzt, um sich, wann sie an den Brunnen gingen, vor den Nachbarhäusern zu bergen. Auf der andern Seite der Kirche nun schon Alles verwüstet. Wie traurig dieser Anblick des Gotteshauses! Rechts und links verlassen hinter dem Gitter die Sitze der Klosterfrauen und Kost-

gängerinnen. Gemälde aus ihrer Mauer genommen. An ihr lehnten Reste von dem Kamine, aus dem Schlafgemache der Königin, weiße Marmorstücke, welche man gerade wieder polirte, wahrscheinlich, um sie theuer zu verkaufen an Legitimisten oder sonstige Sammler; nicht minder als die Messing-Rosette, die uns das Weib mit Ehrfurcht zeigte. An der nämlichen Wand hing früher die Tapisserie, welche die Königin Marie Antoinette in ihrem Gefängnisse genäht. Als die Nonnen fort waren, erbat sich ihre Tochter, die Herzogin von Augoulême, die Arbeit zurück. —

Eine helle Glocke tönte. Die, welche den Schwestern zu der Hora läutete. Jetzt, bevor sie für immer verstummte, galt ihre Stimme den Arbeitern! —

---

372. Der Baum und der Mensch.

(Aus: Spanisches für die gebildete Welt von Dr. Alban Stolz.)

Es liegt in der Natur des Holzes ein geheimnißvoller Bezug zu dem Menschen, insbesondere zu dem Menschen, wie ihn das Christenthum auffaßt.

Es ist schon die symbolische Aehnlichkeit ganz überraschend, welche im Werden und Sein des Baumes mit dem Werden und Sein des sittlichen Menschen vorhanden sich zeigt, wenn man genauer den Vergleich macht; aber auch dieses scheint seine tiefere Bedeutung zu haben, daß das ganze menschliche Leben von Anfang bis an das Ende gleichsam an den Baum geheftet und davon eingefangen ist. Wie die Erde in der Aehre und im Weinstocke dem Menschen gleichsam die Brust reicht, so ist der Baum der Arm, auf dem sie ihn trägt. Wird der Mensch geboren, so wird er gewöhnlich in die Wiege gelegt, und wenn er stirbt, in den Sarg. Sinkt sein Bewußtsein durch den Schlaf in den Mittelzustand zwischen Kindheit und Tod, so trägt den Schlafenden gewöhnlich eine Lagerstätte, welche, wie die Wiege und der Sarg, vom Baum genommen ist. Das Dach des Hauses, wo du wohnest; der Fußboden deiner Stube; der Stuhl, auf dem du sitzest; der Tisch, an dem du deine Nahrung nimmst; der Wagen oder das Schiff, welches dir die mannigfachsten Bedürfnisse oder Erfreuungen zuführt, oder worauf du selbst weite Strecken durchreisest; das Feuer, ohne welches der Mensch nackt und die Erde wild bliebe: alles Dieses kommt vom Baume. — Ja, auffallender Weise sind die zwei größten Thaten, die seit der Erschaffung der Welt geschehen sind und worauf das ewige Geschick aller Menschen fußt, am Baum geschehen. Die Weltsünde nahm ihre Veranlassung am Baum und die Erlösung wurde vollbracht am Stamme des

Kreuzes. Darum singt auch die katholische Kirche in der Präfation der Leidenswoche: „Du hast das Heil des Menschengeschlechtes auf das Holz des Kreuzes gestellt, damit Der, welcher am Holze gesiegt hat, auch am Holze besiegt würde — durch Jesus Christus unsern Herrn!" —

373. Das Licht zur ungewöhnlichen Stunde.

Der heilige Gregorius der Große, dieser hocherleuchtete Papst, erzählt aus dem Leben des heiligen Benedikt folgende Vision:

Es war tiefe Nacht geworden, die Brüder hatten sich längst zur Ruhe begeben, der heilige Abt aber wachte im Gebete und stand in Betrachtung versunken am Fenster im obersten Gemache des Klosterthurmes. Da erblickt er auf Ein Mal zu so ungewöhnlicher Stunde Licht ausgegossen über die ganze Gegend, heller als das Tageslicht, und ein wunderbares Ereigniß folgte nun in der Erscheinung. Die ganze Welt, wie unter einem eingezogenen Sonnenstrahle gesammelt, lag vor des Heiligen Auge. —

Und hierzu bemerkt Sanct Gregorius: „Für eine Seele, die den Schöpfer schaut, ist die ganze Schöpfung zu enge; in Gott aufgenommen, kann sie ohne Schwierigkeit Alles schauen, was Gott zu Füßen ist!" —

374. Das gute Beispiel.

Der liebe Heiland ermahnt seine Jünger, daß ein Jeder aus ihnen ein gutes Beispiel seinen Mitmenschen geben möge, mit den Worten: „Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf dem Berge liegt, kann nicht verborgen sein. Auch zündet man kein Licht an und stellt es unter den Scheffel, sondern auf einen Leuchter, damit es Allen leuchte, die im Hause sind. So leuchte euer Licht vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen, und euern Vater preisen, der im Himmel ist!" Matth. 5, 14.

Der heilige Bernardus sagt darum: „Wer im Verborgenen gerecht lebt, aber zur Tugend Anderer nichts beiträgt, der ist nur eine glühende Kohle; wer aber, zur Nachahmung aufgestellt, Vielen das Licht der Gerechtigkeit leuchten läßt, der ist eine Lampe; denn — für sich brennt er und für Andere leuchtet er." —

Der heilige Gregorius der Große bemerkt: „Die Vögel des Himmels schlagen einander mit den Flügeln, um im Höher-Streben des Fluges sich zu beeifern; und so eifern sich auch die Heiligen in ihrem Streben nach Oben durch gegenseitige gute Beispiele an; denn Der hat mich mit seinen Flügeln geschlagen, der

durch sein Beispiel mich zu größerer Vollkommenheit entflammt, und ich schlage mit meinen Flügeln einen Nachbarn, wenn ich ihm ein erbauliches Leben zur Nachahmung vorstelle.“ —

375. Der Vertrag zwischen dem Herzen und der Zunge.

Der heilige Franziskus von Sales hatte ein sehr lebhaftes, oft aufbrausendes Temperament. Sobald er dieß gewahrte, gab er sich alle Mühe, diesen Fehler zu verbessern und wurde ein Muster von Mäßigung und Ruhe, wie er dieß bei folgendem Ereignisse zeigte. —

Ein junger Edelmann, welcher ihn haßte, kam unter sein Fenster und machte einen schrecklichen Lärm; er hatte nämlich mehrere Bediente und Hunde mitgebracht. Mit dem Gebelle der Hunde vereinigten sich die Schmähungen der Bedienten zu einem fürchterlichen Auftritte. Aber noch nicht damit zufrieden, hatte der Edelmann auch noch die Frechheit, im Zimmer des frommen Bischofs zu erscheinen, und die Galle seiner Wuth gegen ihn auszuschütten. Der Prälat sah den Rasenden ruhig an und entgegnete kein Wort. Diese Mäßigung hielt der Edelmann für eine Verachtung seiner Person, wurde noch wüthender und ging in seiner Unverschämtheit so weit, daß er die gröbsten Beleidigungen ausstieß. Indessen verlor der Heilige auch da die Geduld nicht. —

Als sich der Wüthende endlich entfernte, fragte man den Bischof, wie er doch nur die Frechheit dieses Mannes habe ertragen und bei solch einem empörenden Benehmen schweigen können? „Ich und meine Zunge,“ sagte er, „haben miteinander einen unauflöslichen Vertrag geschlossen, und sind übereingekommen: daß, wenn mein Herz in Wallung gerathe, meine Zunge kein Wort reden solle. Konnte ich diesen armen Unwissenden besser belehren, wie er sich beherrschen möge, als dadurch, daß ich schwieg? Und konnte sein Zorn auch schneller besänftigt werden, als durch mein Stillschweigen? Muß man nicht Mitleid mit einem Unglücklichen empfinden, welcher sich der Art von seiner Leidenschaft fortreißen läßt?“ —

376. Der Meister und sein Lehrjunge.

Der heilige Romuald faßte in seiner Jugend nur sehr schwer und machte im Lernen geringe Fortschritte; hierüber zürnte der Meister gar sehr und schlug ihn oft und öfter auf das rechte Ohr.

Da sprach der geduldige Schüler einstmals zu ihm: „Ich bitte

Euch, mein Herr! thuet mir die Liebe und schlaget mich fortan auf das linke Ohr, dieweil ich mit dem rechten Ohr nichts mehr höre!" —

377. Die Bitte der römischen Bettler.

Zu Rom werden im kirchlichen Leben die Blicke der Gläubigen fortwährend und ganz besonders auf drei höchst bedeutsame Gegenstände gerichtet, nämlich auf — das Allerheiligste, das Liebenswürdigste und das Rührendste; das heißt — auf Jesus, Maria und die Seelen im Fegefeuer.

Von diesen großen Gegenständen sind auch die meisten Herzen erfüllt, so daß um ihrer willen viele gute Werke vollbracht werden.

Deßhalb pflegen die Armen zu Rom, wenn sie irgend Jemanden um Hilfe anflehen, mit den Worten zu betteln: „Gieb mir ein Almosen aus Liebe zu Jesus im allerheiligsten Sakrament, zu der seligsten Jungfrau Maria und zu den armen Seelen im Fegefeuer!"

Und wer so bettelt, dem fehlt fast nimmer die liebevollste Beschenkung. —

378. In der Kirche der heiligen Sabina zu Rom.

(Aus: Rom in seinen drei Gestalten von J. Gaume.)

Die Kirche der heiligen Sabina zu Rom, die voll heiliger Erinnerungen ist, wurde vom heiligen Papste Sixtus III. geweiht und vom heiligen Gregorius dem Großen zu einer Stations-Kirche für den Aschermittwoch erklärt. Der berühmte Papst predigte hier öfter an diesem Tage, und lange Zeit hindurch beobachteten die Päpste den Gebrauch, die Asche der Buße in Sanct Sabina zu empfangen.

Die Seitenwände, die Anordnung der Durchschnittspunkte kündigen an, daß die Kirche mit zahlreichen Mosaik-Wänden geschmückt war. Es sind nur noch zwei schöne Spuren davon vorhanden, wovon die erstere die Wölbung ziert. — Fünfzehn Medaillen bilden den Umkreis des Bogens; die höchste stellt unsern Herrn dar; die übrigen enthalten ungewisse Figuren, bei denen man einige Aehnlichkeit mit den Bildnissen der Kaiser auf den Denkmünzen findet. Auf jeder Seite ist eine Stadt, worin der christliche Alterthumsforscher Jerusalem und Bethlehem erkennt, die zwei entgegengesetzten Grenzen des irdischen Lebens unsers Herrn; drei Lampen hängen an ihren Wölbungen, die Sinnbilder des Lichtes, das von der Krippe ausging, der Wiege des göttlichen Kindes, und vom Kreuze, seinem Sterbe-

bette. Ueber dem Haupte unsers Herrn schwingen sich neun Tauben in den Himmel, die lieblichen Sinnbilder der Unschuld und Sanftmuth des menschgewordenen Sohnes Gottes.

Am untern Theil der Kirche ist die andere Spur der Mosaiken, nicht minder anziehend als die erste. — Die vier Evangelisten mit ihren Attributen bilden den obern Theil des Gemäldes. An den Seiten sieht man rechts den heiligen Petrus, links den heiligen Paulus, beide das Evangelium predigend. Ueber dem Haupte des heiligen Petrus dringt die halb geschlossene Hand durch die Wolke, das Sinnbild der Macht, deren Inhaber dieser Apostel ist; unter ihm zeigt sich eine Frau mit einem Buch in der Hand, und zu ihren Füßen liest man folgende, die Figur erklärende Worte: „Ecclesia ex Circumcisione, die Kirche der Beschneidung." Unter dem heiligen Paulus ist eine ähnliche Figur mit dem gleichfalls erläuternden Worten: „Ecclesia ex Gentibus, die Kirche der Heiden." — Salbung, Einfalt, Erhabenheit, das sind die Kennzeichen der alten Malereien. — Wahrlich, unsere Väter waren mehr inspirirt als viele Künstler der Neuzeit, welche nur zu oft auf die Mauern unsrer Tempel mit einem heidnischen Pinsel und einem weltlichen Herzen Wahrheiten schreiben, die sie weder verstehen noch empfinden! —

In der unterirdischen Gruft unter dem Altare ruhen die Leiber der heiligen Sabina und der heiligen Seraphia, der Jungfrau und Marthrin, ihrer Erzieherin.

Links beim Eingange sieht man den Stein in der Mauer befestigt, welcher das Grab der heiligen Marthrinnen bedeckte, und auf welchem der heilige Dominikus zu beten pflegte. — Und warum wohl hat der glorreiche Stifter der Dominikaner diese Stätte zum Gebete gewählt? Der Grund ist sehr einfach. Der Papst Honorius III. besaß einen an diese Kirche anstoßenden Palast, womit er dem heiligen Dominikus ein Geschenk machte; und dieser päpstliche Palast wurde die Wohnung des Mönchs und eines der berühmtesten Häuser seines Ordens. — Auf der Vorderseite schimmern die Namen der unsterblichen Gäste, welche es bewohnten: der heilige Dominikus, der heilige Raimund von Pennafort, der heilige Thomas von Aquin, der heilige Hiacinth, das Licht Polens, der heilige Papst Pius V., der Ueberwinder der Levante. — Das etwa zehn Fuß lange und sechs Fuß breite Zimmer des heiligen Dominikus blieb unverändert; heut zu Tage ist's eine durch die Könige Spaniens reich geschmückte Kapelle.

Hat man die geräumigen Kreuzgänge durchschritten, so gelangt man zu dem Klostergarten. Hier befindet sich ein Pomeranzenbaum, gepflanzt von der Hand des heiligen Dominikus; ein großer steinerner Kasten umgiebt ihn. Dieser Baum, sechshundert Jahre alt,

trägt noch immer Pomeranzen. Die Leutseligkeit der Mönche pflückt vor den Augen des sinnigen Pilgers, der die ehrwürdige Stätte betritt, eine Pomeranze, oder auch nur ein Zweiglein des Baumes, um sie ihm zur frommen Erinnerung mit in die Heimath zu geben. —

379 und 380. Die Kanzel und Statue des heiligen Apostels Petrus.

1. Im Chor in der St. Peterskirche zu Rom zeigt sich in einer bedeutenden Höhe die Kanzel des heiligen Petrus. — Welche Freude für einen Katholiken, seine Blicke auf diesem ehrwürdigen Denkmale ruhen zu lassen! — Das ist also die Kanzel, tausendmal ehrwürdiger als die curulischen Stühle der römischen Senatoren und als alle Throne der Könige und Kaiser; diese Kanzel, auf welcher der heilige Apostel so oft in den unterirdischen Gewölben des Vaticans saß; von welcher aus er die ersten Priester und die ersten Bischöfe weihte; von welcher aus er predigte und seinen theuren Neubekehrten die heiligen Sacramente reichte, deren Kleid, Tags vorher im Wasser der Taufe weiß gewaschen, am folgenden Tage schon im Blute des Martyrthums purpurroth gefärbt werden sollte. — Lange Zeit hindurch bei dem Leibe des Apostels in der vaticanischen Katacombe aufbewahrt, wurde sie der erste Thron, auf welchem seine Nachfolger nach ihrer Erwählung saßen. Endlich ließ sie Papst Alexander VII. in dem prächtigen Denkmal aufstellen, das man heut zu Tage sieht, und das nicht weniger als hunderttausend römische Thaler kostete. Ein majestätischer Altar von einem seltenen Marmor und eine Kanzel von vergoldetem Erz, worin die schlichte Kanzel von Holz aufbewahrt wird, deren sich der Apostel bediente, das sind die zwei Theile, welche dieses schöne Werk bilden. Der obere Theil wird von vier colossalen Figuren von Erz getragen, welche die vier großen Lehrer der Kirche, zwei aus dem Morgen- und zwei aus dem Abendlande, vorstellen. Als Begleitung erheben sich auf jeder Seite die prächtigen Gräber Paul's III. und Urban's VIII. — Unter dieser zweifach monumentalen Kanzel sitzt der heilige Vater, wenn er pontificirt. —

2. Rechts und links wird man in dieser ehrwürdigsten Kirche der Christenheit durch colossale Statuen von allen Gründern der Mönchsorden beherrscht. Diese mächtigen Geister, von Jahrhundert zu Jahrhundert der Kirche zu Hilfe gesandt; diese berühmten Generäle, deren Reihen so ruhmvoll die Wahrheit vom Kreuze, die Tugend, die Civilisation vertheidigten, bilden eine lange Galerie und gleichsam eine doppelte Kette, welche, sich bis zum Rondel der Kirche

hinziehend, mit der Kanzel des heiligen Petrus, dem einzigen Mittelpunkte der Einheit und des immer brennenden Herdes des Lichts und der katholischen Liebe, sich verknüpft. — Senkt man die Blicke, so begegnen sie der Statue des heiligen Petrus, der auf seinem Throne sitzt. Das Erz der Statue des Jupiter Capitolinus hat das Material zu dieser Statue geliefert, die ein Denkmal von der Dankbarkeit des heiligen Papstes Leo des Großen ist. Der berühmte Papst ließ sie zu Ehren des glorreichen Apostels gießen, welcher, mächtiger, um das christliche Rom zu beschützen, als Jupiter, das heidnische Rom zu vertheidigen, durch seine von ganz Rom heiß erflehte Fürsprache bei Gott die Stadt vor der Wuth Attila's gerettet hatte. Durchdrungen von dieser großen Erinnerung, wird es Jedem ein Leichtes sein, den frommen katholischen Pilgern nachzuahmen und den Fuß dieser benedicirten Statue zu küssen und sie ehrfurchtsvoll mit der Stirne zu berühren; eine doppelte Uebung, welche die zwei Hauptneigungen eines jeden treuen Genossen der Kirche in dem rührenden Sinne auslegt: „Die Liebe und die Unterwerfung." Das Herz selbst (sagt ein gottesfürchtiger Priester) wird ergriffen, wenn man bei der Erfüllung dieser frommen Uebung eingedenk ist, daß ehedessen — dreißig Jahre hindurch der Vater der Kirchengeschichte, der unsterbliche Baronius, täglich mit seiner edlen Stirn und mit seinen Lippen den Fuß dieser Statue berührte und dabei aus seiner großen Seele das Wort der kindlichsten Einfalt ausrief: „Pax et obedientia! Credo Unam, Sanctam et Apostolicam Romanam Ecclesiam! Friede und Gehorsam! Ich glaube an die Eine, Heilige, Apostolische und Römische Kirche!" —

381. Der Domschatz zu Prag.

(Aus: Der Dom zu Prag von Dr. A. Ambros.)

Die Schatzkammer des Domes zu Prag befindet sich in einem gewölbten, oberhalb der Sakristei angebrachten Gemache, zu welchem man mittelst einer Wendeltreppe gelangt, die in einem Treppenthurme angebracht ist. Wenn der Reichthum an edlen Metallen und Steinen, welchen sie enthält, dem gewöhnlichen Sinne zu imponiren geeignet ist, so bieten die kunstvollen Arbeiten, die merkwürdigen Reliquien (im geschichtlichen, wie im kirchlichen Sinne) und insbesondere auch viele, für die Kunstgeschichte des Mittelalters wichtige Denkmäler ein höheres und edleres Interesse, als der flüchtige Anblick des aufgehäuften Goldes und der Juwelen zu gewähren vermag. Die schönsten Stücke rühren aus der Zeit des kaiserlichen Stifters Carl IV. her, welcher hier seine großartige Freigebigkeit

bis zur höchsten Höhe bewies. Die kostbarsten Reliquien aller Orte zu sammeln, war für ihn eine Art leidenschaftlicher Liebhaberei. Die empfangenen ehrwürdigen Andenken ließ der Kaiser in Behältnisse fassen, die ihrer würdig waren, und daher besitzt denn der Dom einen wahren Schatz an Reliquarien, deren kunstvolle Arbeit zur Kunstgeschichte des vierzehnten Jahrhunderts die köstlichsten Beiträge liefert.

Aus dem Vielen sei nur Einzelnes hier angemerkt, nämlich:

Ein lateinisches Kreuz von dem feinsten Golde, mit Edelsteinen, großen Perlen und Cameen besetzt, 10 Pfund im Gewichte, aus der Zeit Carl's IV. — Behälter für jene Reliquien, auf welche der Kaiser den höchsten Werth legte: zwei sehr große Stücke des heiligen Kreuzes (eines von Sykomoren-, das andere von Cedern-Holz, was mit der Legende zusammenstimmt), jedes herzförmig eingefügt. Das Stück von Cedernholz ist 6 Zoll und 2 Linien hoch, 1 Zoll und 2 Linien breit, und zeigt die Spur eines eingeschlagen gewesenen Nagels. Zwei Dornen aus der Dornenkrone, ein eiserner Nagel, ein Stückchen Strick, ein Stück Schwamm: Gegenstände, die sämmtlich bei der Kreuzigung des Erlösers gebraucht sein sollen. — Dieses Kreuz hatte eine Höhe von 22 Zoll, der Querarm umfaßt 16 Zoll, 2 Linien, die Breite und Tiefe 1 Zoll und 5 Linien. Es ist mit 31 köstlichen Smaragden, Rubinbalassen, Saphiren und 24 großen Perlen geschmückt, wovon 8 Edelsteine und 12 Perlen das Sykomoren-Kreuz einfassen. Die Seite mit dem Cedern-Kreuze ist mit 9 großen Cameen und geschnittenen Steinen geziert, wovon die äußere Camee am rechten Querarm und die unter dem Durchschnitts-Punkte am Stamme — prachtvolle antike Arbeiten sind, letztere ein Juno-Kopf mit palmettemgeschmücktem Diademe, trägt die mittelalterliche Beischrift: „Sancta Maria.” Die meisten andern sind, wie Darstellung und griechische Beischriften zeigen, Arbeiten byzantinischer Künstler — eine Kreuzigung, ein segnender Heiland; zu unterst ein thronender König, vielleicht Carl IV. selbst. — Bei Krönungen wird dieses Kreuz dem einziehenden Könige von Böhmen entgegengetragen, und bei der Feier selbst ihm jene Nagel-Spur zum Kusse dargebracht. —

Ein Reliquarium in der Gestalt eines lateinischen Kreuzes mit sehr breiten Flächen von Gold mit schönen Edelsteinen. — In der Mitte, wo sich die Arme durchschneiden, ist hinter einem Medaillon von Krystallglas ein blutbeflecktes Stückchen Leinwand aufbewahrt — nach der Ueberlieferung ein Stück des Tuches, das der gekreuzigte Erlöser um die Hüften gebunden hatte. Es ist ein Geschenk des Papstes Urban V. an Carl IV. — In sehr schönem Niello sind den vier Armen nachstehende Darstellungen eingravirt: auf dem obern

Arme Christus am Kreuze, Maria und Johannes zur Seite; auf dem linken Querarme der Papst Urban, hinter ihm der Cardinal Petrus von Belliforte; auf dem rechten Kaiser Carl und hinter ihm sein Sohn Wenzel; diese Figuren sind knieend und gleichsam die Reliquie verehrend dargestellt — die Namen sind beigeschrieben. Auf dem Stamme des Kreuzes ist vorgestellt, wie der Papst freundlich geneigt dem Kaiser die Reliquie übergiebt, der sie mit Ehrfurcht empfängt; zwischen ihnen ist das Reliquarium selbst abgebildet. —

Ein rundes Reliquarium mit einem Stückchen des ungenähten Heiligen Rockes des Herrn, der im Dome zu Trier aufbewahrt wird. (Ein Geistlicher höheren Ranges aus Trier versicherte bei der Beschauung dieser Reliquie, daß an dem Heiligen Rocke wirklich unter dem einen Aermel das entsprechende Stückchen fehle.) —

Eine viereckige Holzplatte, in zierliche Goldspangen gefaßt — ein Stück des zu Rom im Lateran aufbewahrten Tisches, an welchem der göttliche Heiland zu Jerusalem am Gründonnerstag-Abend das heilige Abendmahl einsetzte. —

Ein niederer, ganz einfacher Holzbecher mit der Inschrift: „Poculum sancti Wenceslai." — Das Schwert des heiligen Böhmen-Königs Wenzel. —

Ein Stück von einem Stocke, dessen sich der heilige Prokopius zu bedienen pflegte. — Das Schwert des heiligen Stephan, Königs von Ungarn. —

Ein kleines rundes Reliquarium, auf der Brust zu tragen, mit einer großen Camee, die Verklärung auf dem Berge Thabor darstellend; die Arbeit eines byzantinischen Künstlers aus dem elften oder zwölften Jahrhundert. — Ein ähnliches Reliquarium mit sauberer Perlmutter-Schnitzerei aus dem sechzehnten Jahrhundert, den Tod Marien's vorstellend. — Eine schöne kleine Marien-Statue von Elfenbein, den Florentiner Arbeiten des fünfzehnten Jahrhunderts verwandt. — Das Pontifikal-Kreuz Annest's von Pardubitz mit krystallenen Armen. —

Eine im reichsten Schnörkel-Style des achtzehnten Jahrhunderts gearbeitete mittelgroße Monstranz, welche die unverweste Zunge des heiligen Martyrers Johannes von Nepomuk enthält. —

Eine andere, sehr große, goldene Monstranz, ein Geschenk des flüchtigen Königs von Frankreich Carl's X., das er während seines Exils zu Prag dem Dome darbrachte. —

Ein auf das Zierlichste und Prächtigste mit Email, kleinen Figuren, Blätterwerk u. s. w. überreich geziertes Arbeitskästchen der Kaiserin Eleonore, der Gemahlin Ferdinand's II., und ihr aus großen Kugeln von Lapis Lazuli zusammengesetzter Rosenkranz.

(Stickereien, ganz aus Perlen zusammengefügt, die von der Kaiserin Eleonore eigenhändig verfertigt sind, zieren den Altar in der Sanct Anna-Kapelle des Domes.)

Unter den zum Theile sehr kostbaren Meßgewändern befinden sich zwei, wovon das eine aus dem Krönungskleide der Kaiserin Maria Theresia (schwerer Silberstoff mit großen Blumen-Bouqueten in Farben), das andere aus dem Krönungskleide der Kaiserin Elisabeth, Gemahlin Carl's VI., verfertigt ist; es besteht nämlich bei der Prager Domkirche das alte Herkommen, die Krönungskleider zu kirchlichen Ritual-Kleidern zu verarbeiten. — Ein drittes Meßgewand ist von Maria Theresia eigenhändig gestickt. —

Ein artiges Curiosum ist ein aus Stroh geflochtenes Meßgewand, welches man bei nicht allzugenauem Hinsehen für Goldstoff nehmen könnte. —

Merkwürdige und ehrwürdige Alterthümer sind zwei, mitten unter der funkelnden Pracht unscheinbar genug aussehende Meßgewänder. — Das Eine, welches auf rothem Grunde ein damastartiges Muster von Goldfäden zeigt, ist aus dem Mantel des heiligen Wenzel verfertigt; die Form des Mantels mag zu seiner jetzigen Bestimmung nicht eben viel geändert worden sein, da der Zuschnitt der älteren Königsmäntel den bischöflichen Pluvialen glich, und der Krönungsmantel insbesondere die Würde und Bedeutung eines Ritual-Gewandes hatte. — Das Andere, dessen eingewebten Schmuck goldene Greife auf violettem Grunde bilden, ist das Meßgewand des heiligen Adalbert. Von diesem Heiligen enthält der Domschatz auch noch einen mit einem Rauchtopas gezierten Ring und einen Handschuh, auf den die Figur eines sitzenden Bischofs, mit der Unterschrift: „Ada" (Adalbertus?) gestickt ist; endlich einen elfenbeinernen Kamm, auf dessen Griff ein Agnus Dei mit verehrenden Engeln eingeschnitzt sich befindet. —

Vieles aus dieser Schatzkammer wird bei besonders festlichen Gelegenheiten bei'm öffentlichen Gottesdienste verwendet, und einzelne Reliquien werden nach den besonderen Gedächtnißtagen des Kirchenjahres auf den Altar gestellt. — Ja, als im Jahre 1857 in der ältest gegründeten Kirche Böhmens, nämlich zu Lewy Hradec (am linken Moldau-Ufer, unterhalb Rostock — etwa zwei Stunden von Prag gelegen, ubi christianitas incepit: „wo das Christenthum begann") die Gedächtnißfeier der Gründung des Christenthums begangen wurde, war es ein sinniger Zug, daß das Meßgewand des heiligen Adalbert wieder in Anwendung kam. Herr Canonicus Wenzel Pessina celebrirte, damit angethan, in dem uralten Heilig-

thume das hochheilige Meßopfer. — So ist der Prager Domschatz kein todtliegendes Gut, sondern leiht seine Kostbarkeiten dem unmittelbaren Gebrauche des Lebens der Gegenwart. —

382. Die große Glocke zu Erfurt.

In seinen „Reiseblättern" schreibt Alois Meßmer, weiland Professor der Theologie zu Brixen:

Es ist wunderschön auf der Terrasse des Doms zu Erfurt zu wandeln und den Blick bald einwärts nach dem herrlichen Bauwerk, bald auswärts nach der thurmreichen Stadt zu kehren.

Ehrfurchtgebietend ist dagegen der Anblick der großen Glocke, der weltberühmten „Mater gloriosa," die 17 Ellen im Umfange hat und 275 Centner wiegt; sie wird von 16 Männern gezogen, und die Stränge laufen um zwei große Räder. — Im Volksmunde heißt sie immer noch die „große Susanna;" die soll aber der gegenwärtigen Glocke Vorgängerin gewesen sein, mit der prachtvollen Inschrift:

„Die große Susanna
Treibt die Teufel von danna." —

383. Das Eigenthum des heiligen Apostels Petrus.

König Alarich mit seinen Gothen wälzte sich wie ein verheerender Strom durch Italien und bis vor die Mauern Roms. Kaiser Honorius saß in Ravenna und trieb dort eine seiner Lieblingsbeschäftigungen: er fütterte seine Hühner; und die höfischen Schmeichler, die ihn umringten, wagten so wenig, ihn in diesem kaiserlichen Vergnügen zu stören, daß sie nicht einmal den barbarischen Namen „Alarich" vor ihm nannten, viel weniger ihm sagten, daß dieser König mit seinen Barbaren Rom belagere. Dies geschah im Jahre 410. Es war eine schwere Belagerung! Hungersnoth und Krankheit herrschten in der Stadt, und durch Verrath fiel sie am 24. August in Alarich's Hand. Er überließ sie der Plünderung und die Barbaren hausten in ihr mit Feuer und Schwert. Alarich und seine Gothen waren Arianer. Dennoch hatten sie so große Ehrfurcht vor den heiligen Aposteln Petrus und Paulus, daß Alarich den Befehl gab: die beiden Basiliken, welche auf dem Vatican und an der Straße von Ostia ihnen geweiht waren, sollten „zwei Freistätten für alle Flüchtlinge" sein. Diese Ehrfurcht vor den Jüngern des Heilands bei dem arianischen Mangel an Ehrfurcht vor dem Meister selbst, zeigt, wie wenig folgerichtig der Menschengeist denkt, sobald er sich vom katholischen Glauben ablöst. Alarich's

Befehl wurde von seinen siegestrunkenen und beutegierigen Gothen mit staunenswerther Pünktlichkeit erfüllt, welche durch Einen Zug unter vielen recht anschaulich wird. Eine bejahrte gottgeweihte Jungfrau hatte die heiligen Altargefäße der Basilika von Sanct Petrus in ihrem Hause in Verwahrung genommen und erwartete im Gebete, was Gott über sie verhängen werde. Ein angesehener gothischer Krieger drang mit seinem Gefolge zu ihr ein, beleidigte sie aber nicht, und verlangte nur die Auslieferung von Gold und Silber oder von Kleinodien. Sie antwortete ihm, daß sie in der That große Schätze habe, die sie ihm sogleich zeigen werde, und sie führte ihn in das Gemach, wo die prachtvollen Geräthschaften sich befanden, die den Gothen durch ihre Menge, ihr Gewicht und ihre Schönheit in frohes Erstaunen versetzten. „Diese Gefäße gehören dem heiligen Petrus," sagte die ehrwürdige Jungfrau zu dem Gothen; „da ich sie nicht vertheidigen kann, so wage ich nicht, sie zurückzuhalten! Nimm sie, wenn du den Muth dazu hast." Aber er hatte ihn nicht. Er setzte Alarich durch einen Soldaten von diesem Fund in Kenntniß und dieser befahl: daß die heiligen Geräthe, die gottgeweihte Jungfrau und alle Christen, welche sich ihr anschließen würden, ungefährdet zur Basilika des Apostelfürsten geleitet werden sollten. Der Vatican lag am andern Ende der Stadt, und so zog denn eine feierliche Procession mitten durch das kriegerische Getümmel. Die Christen trugen mit großer Andacht und Ehrerbietung die heiligen Gefäße, die ihnen jetzt das Leben retteten, und zu beiden Seiten gingen Soldaten mit blankem Schwert; und Römer und Gothen sangen Loblieder zum Preise Gottes; und je mehr Flüchtlinge sich dem Zuge anschlossen, desto williger öffneten die Soldaten ihre beschirmenden Reihen.

Woher wohl diese Ehrfurcht der Irrgläubigen vor goldenen Kelchen und Schalen? — ob ihnen nicht die Ahnung der Wahrheit durch die Seele ging: sie haben in der hochheiligen Eucharistie den Leib und das Blut des Sohnes Gottes umschlossen? —

---

384. Die Erscheinung auf dem Oelberge.

Wilhelm von Tyrus erzählt:

Als die Kreuzfahrer am 15. Juli des Jahres 1099 die heilige Stadt Jerusalem berannten, und der Kampf, ohne daß sich der Sieg auf diese oder jene Seite neigte, von Frühroth an bis zur siebenten Stunde des Tages gewährt hatte, fing die Hoffnung der Unsern zu wanken an und sie ließen, ermattet von der ungeheuren Anstrengung, in ihrem Eifer nach. Man war schon darauf bedacht, den großen

Belagerungsthurm, welcher von den beinah' ununterbrochenen Würfen bedeutend gelitten hatte, und die übrigen Maschinen, welche bereits Feuer gefangen, etwas von der Mauer zu entfernen, um den Kampf auf den morgenden Tag zu verschieben. Das Volk begann auch zu wanken, und die Feinde riefen übermüthig und mit größerer Frechheit als sonst die Unseren zum Kampfe heraus — als, siehe da! die Kraft Gottes herbeikam, die dem Zustande der Verzweiflung plötzlich eine bessere Wendung gab. Es erschien nämlich, vom Oelberg herabschreitend, ein Krieger, welcher nachher nie wieder gesehen wurde, und gab mit einem funkelnden Schilde, den er an seinem Arme schwenkte, unserem Heere das Zeichen, zum Kampfe zurückzukehren und den Streit zu erneuern.

Durch dieses Zeichen wurde Herzog Gottfried Bouillon, der mit seinem Bruder Eustachius auf dem obersten Stockwerke jenes beweglichen Castells stand, um von da aus zu streiten und auf den Schutz des Gebäudes bedacht zu sein, so erfrischt und neu gestärkt, daß er das Volk und die Führer zurückrief.

Und es geschah auch, daß das Volk mit Jubel zurückkam, und mit solchem Eifer, als ob sie mit ganz frischen Kräften den Kampf beginnen würden. Die, welche früher ermattet oder verwundet sich dem Kampfe entzogen hatten, schritten jetzt mit neuer Begeisterung und mit verdoppelter Kraft einher und kämpften auf's Muthigste. Die Fürsten und Die, welche die Stützen des Heeres waren, gingen den Uebrigen voran und spornten sie an durch ihr Beispiel. Ja, auch die Frauen wollten bei dieser schweren Arbeit nicht ohne alle Theilnahme sein. Sie brachten den Männern in Gefäßen einen Labetrunk und belebten mit erhebenden Worten auf's Neue ihre Kampfbegierde. Es herrschte im ganzen Heere eine solche Freudigkeit, daß die Kreuzritter, des Sieges schon gewiß, innerhalb einer Stunde den Graben ausfüllten, die Vormauer einstürzten und mit Gewalt das Castell der Mauer näherten. Alle Säcke, Balken, Stroh, Flechtwerk, oder was die Belagerten sonst zum Schutze der Mauer aufgestellt hatten, ward in Brand gesteckt. Der Nordwind trieb mit Heftigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt; geblendet und fast erstickt wichen alle Vertheidiger. In höchster Eile ließen die Pilger jetzt die Fallbrücke vom Thurme des Herzogs auf die Mauer nieder. Allen Anderen voran drang der erlauchte und herrliche Mann, Herzog Gottfried, mit seinem Bruder Eustachius über die Brücke auf die Mauer, viele Ritter und Knechte auf dem Fuße ihm nach. Man sprengte das Sanct Stephans-Thor und das ganze Volk drang unter einander ohne weitere Ordnung herein.

Es war aber an einem Freitage, um die neunte Stunde des

Tages; und es scheint eine göttliche Fügung gewesen zu sein, daß an dem Tage und zu der Stunde, in welcher der liebe Heiland, der Gottmensch Jesus Christus, in eben dieser Stadt am Kreuz auf Golgatha litt und starb, das gläubige Volk, das für den Ruhm seines Erlösers focht, seine Wünsche glücklich erfüllt sah. —

---

385. Schweizerblut.

Eine Viertelstunde von Basel liegt das Dorf Sanct-Jakob, gemeiniglich die „Thermopylen der Schweiz" genannt — weil im Jahre 1444 dreizehn hundert Schweizer den Paß zwölf Stunden lang gegen dreißig tausend Franzosen vertheidigten und bis auf den letzten Mann umkamen.

Die Baseler feierten alsdann diese Begebenheit auf eine wahrhaft hochsinnige Weise. Sie pflanzten nämlich einen Weinberg auf das Schlachtfeld, in dessen Mitte ein Crucifix aus Stein sich erhob. Und alle Frühjahr tranken sie im Dorfe auf das Andenken ihrer tapfern Brüder von dem in diesem Weinberge gewachsenen Weine, der unter dem Namen „Schweizerblut" bekannt ist. —

---

386. Mitleid gegen die Thiere.

Vor mehreren Jahren reiste ich (so erzählt der Großherzoglich Badische Staatsrath Joseph Albert von Ittner) im Winter zu Schiffe über den Bodensee. Ein junger, sehr artiger Offizier, der aus Italien über den Gotthard kam und nach Schwaben ging, stieg mit in das Fahrzeug. Bei dem sehr nebeligen Wetter konnte man kaum einige Schritte weit vorwärts sehen. Die rudernden Schiffer richteten ihren Lauf nach dem Kompaß. Wir waren in der verfinsterten Luft bereits drei Viertelstunden gefahren, als ein Flug ermüdeter Vögel sich ganz ohne Scheu auf die gespannten Stricke des Mastbaums niedersetzte. Die fremde Erscheinung gab zu verschiedenen Gesprächen Stoff. Der Steuermann erzählte, „daß die Strichvögel, die bei dem dicken Nebel die weite Fläche des Bodensees nicht übersehen könnten, sondern dieselbe für festes Land hielten, gar oft unvorsichtig die lange Reise anträten, sich in der Richtung verirrten, und, am Ende erschöpft an Kräften, entweder in das Wasser fielen, oder aber, wenn sie ein Schiff anträfen, sich an den Mastbaum und die Schiffstaue anklammerten." — Während dem erhob sich ein Schiffsjunge, und wollte einige der ermüdeten Vögel fangen. Allein der Schiffsmeister verbot es ihm, und sagte: „Die Schutzbedürftigen muß man schonen! Wenn wir das Unglück hätten, Schiffbruch zu

leiden, und du könntest dich noch an ein schwimmendes Brett anklammern: wie würdest du in Verzweiflung gerathen, wenn dich ein Stärkerer herunterstoßen wollte!"

Wir freuten uns über die Gutherzigkeit des menschlichen Schiffers.

„„Das ist mir ein edelgesinnter Mann!"" sagte der Offizier zu mir. „„Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, bei der ich im Feldzuge des verflossenen Jahres, von dem ich jetzt zurückkomme, Zeuge war.

Wir standen zu Ende des Decembers in der Gegend von Cremona auf freiem Felde unter Frost, Stürmen und Regengüssen. So gut es möglich war, gruben wir uns in den Boden, errichteten Baracken und deckten sie mit Stroh, Schilf, Baumzweigen und Rasenstücken, so wie wir etwas vorfanden. Alle Bäume der Umgegend wurden niedergehauen, damit wir nur ein wenig Feuer zum Kochen unseres dürftigen Soldatenmahles gewannen. Die schöne lombardische Ebene war bald in eine traurige Wüste verwandelt. Am Ende gebrach es uns an Allem; die Feinde hatten die umliegenden Ortschaften besetzt, und in den Zwischenräumen Feldbatterien aufgeworfen, die wir ungestraft nicht überschreiten konnten. Zufuhr war unmöglich, das Land hinter uns verheert; und wollten wir nicht verhungern, so mußten wir vorrücken und die vom Feinde besetzten Ortschaften angreifen. Dies geschah an einem finstern, nebeligen Morgen. Die feindlichen Vorposten wurden unter einem mörderischen Gefechte zurückgetrieben. Wir brachen in die Dörfer ein, wurden aber, wie billig, aus Fenstern und Dächern unfreundlich empfangen. Da zündeten einige Haubizgranaten hier und da Gebäude an, und nun zog sich der Feind unter Begünstigung des Nebels zurück. Eine Abtheilung unsers Korps verfolgte die Flüchtigen; die andere aber, bei der ich mich befand, blieb vor den weggenommenen Ortschaften stehen. Während des Brandes, der mehrere Häuser verzehrte, schleppten die Soldaten alles Eßbare zusammen, was sich nur vorfand: Früchte, Obst, Reis, Vieh und Garben. Ein Theil des Landvolkes flüchtete sich nach den benachbarten Gebirgen. Wir zündeten sogleich mehrere Feuer an, um uns zu erwärmen. Da sah ich einen wackern jungen Mann sehr blutend, aber doch nur leicht verwundet an der linken Hand, die er mit einem Schnupftuche zugebunden hatte, sich an ein benachbartes Feuer setzen und, in Erwartung eines Wundarztes, seine Pfeife anzünden. Er schaute nachdenkend und düster über das mit Todten besäete Feld hin, und seufzte. — Auf einmal entstand von der Seite des Dorfes gewaltiges Laufen, Tumult und Geschrei. Die Soldaten schienen etwas zu verfolgen; es flogen Bajonnete, Säbel, Prügel und Steine vorwärts. Der junge Mensch schaute traurig auf, blieb aber auf seinem

Reisbüschel sitzen, und in dem nämlichen Augenblicke kam ein armes gejagtes Lamm in vollem Sprunge und lief ihm in die Arme. Er schloß das verschüchterte Thier fest unter seinen Mantel an sich, aber auch gleich waren seine Verfolger da, und wollten es ihm entreißen. Mit Unmuth sagte er: „Nimmermehr! Es ist mein Gefangener, es hat meinen Schutz gesucht!" Nun ward Lärm auf allen Seiten. Man zog vom Leder; der junge Mann aber schlug mit seinem Säbel jeden Angriff sehr gewandt zurück. Bald hätte man ein ernstliches Gefecht um eines Lammes willen gesehen. Allein die Offiziere legten sich in das Mittel, geboten Frieden, und untersuchten den Streit. Endlich erhob sich der junge Mensch, griff in die Tasche, und sagte: „„Ich habe nichts, als diese einzige Lira (ein Geldstück von ungefähr einem halben Gulden); nehmt sie und laßt mir meinen Gefangenen!"" Da lachten die Soldaten, nahmen ihm das Geld ab, und zogen wieder ruhig ihres Weges. Die Offiziere, die seit geraumer Zeit eben so wenig gegessen hatten, als ihre Soldaten, wollten ihm nun das Lamm um einen bedeutenden Preis abkaufen; allein er weigerte sich eben so höflich als eigensinnig. — Am nämlichen Abend, da ich in dem fast zur Hälfte abgebrannten Dorfe herumging, traf ich den nämlichen Soldaten mit dem Lamme unter seinem Mantel an, sich fleißig nach dem Eigenthümer erkundigend. Er war so glücklich, einen alten Mann, dem es geraubt worden war, und der es an einem Zeichen auf der Wolle erkannte, zu erfragen, und stellte ihm das geängstigte Thier wieder zu, vielleicht das einzige, was von seinem Viehstande gerettet worden. — Unter den so schrecklichen Auftritten des Krieges, unter den Scenen des Blutvergießens, des Brandes, der Vernichtung,"" fuhr der Offizier fort, „„wie sanft wird das menschliche Herz wieder erwärmt, wenn es zwar selten, aber doch zuweilen, ein Beispiel von Mitleid, Gerechtigkeit und Milde antrifft! Innigst ward ich gerührt, und wünschte dem hochherzigen Krieger in der Stille Wohlergehen und Rettung aus allen Gefahren, mit denen wir täglich zu kämpfen hatten. — Allein mein Wunsch ward nicht erfüllt. Es vergingen nicht drei Wochen, da fiel der edle, tapfere Jüngling an der Spitze eines mörderischen Angriffes unter meinen Augen. So wollte es die göttliche Vorsehung. Dann ward er mit vielen Andern in eine gemeinschaftliche Grube geworfen, von mir innigst bedauert, der ich seinen moralischen Werth zu schätzen wußte."" — —

387. Des Gottesleugners Grab.

Gar anmuthig ging am 9. August des Jahres 18** die Sonne auf und beleuchtete die blutgetränkte Ebene von Friedenau. Friedlich

lag die weite Fläche da, die Zeugin eines großen und harten Kampfes; verhallt waren die Donner, die noch kurz vorher sie erschütterten, und zerstreut die feindlichen Heere, die sich gegenüberstanden; und wenn nicht die verstampften Saaten und die tausend starren Grabeshügel sprächen, ahnte Niemand, daß hier der Schauplatz eines heißen, heißen Kampfes gewesen. — Und doch war es so! —

Da ertönte von der lieblichen Anhöhe des Dorfes, das die Ebene beherrschte, hehrer Glockenton (o wie wohlthuend für die erschreckten Gemüther, in deren tiefsten Furchen noch der Schrecken der vergangenen Tage zitterte!) und lud die Bewohner des Thales ein, ihrem Herrn und Gott den innigsten Dank für ihre Errettung aus den drohenden Gefahren darzubringen. Sonntag war's, der Tag des Herrn, und Alles eilte raschen Schrittes den Pfad in's Gotteshaus hinan.

Ausgestorben schien dem Wanderer das Dorf — Mann und Weib, Greis und Kind war um seinen Gott versammelt.

Siehe! da schimmert ein schwaches Licht in einem Hause am Ende des Dorfes. Wozu aber das Lichtlein am hellen Tage? Ach, es leuchtet in dunkle Augenblicke, wohin die Sonne des Himmels ihr Blinken nicht mehr bringen kann, wo die Augen brechend nicht mehr es erfassen — es leuchtet einem Sterbenden.

Als nämlich das Waffengetümmel schwieg, und der Feind über ferne Berge vom Sieger verfolgt wurde, da übernahmen die frommen Dorfbewohner das Liebeswerk, die Todten zu begraben. Ein verwundeter General, ruhend auf dem Schooße seines treuen Dieners, war es allein, den sie auf dem Felde des Todes noch lebend fanden. Barmherzigkeit übend, trugen sie ihn in ihr Dorf und übergaben ihn auf gemeinsame Rechnung dem Wirthe zur Pflege und redlichen Obsorge.

Allein der Arzt erklärte, menschliche Hilfe sei an ihm vergebens; die Kugel habe ihn tödtlich getroffen. So schickten sich nun die gottesfürchtigen Leute an, ihm die letzten Tröstungen der Religion zu verschaffen und ihn vorzubereiten auf eine friedliche und gnadenvolle Wanderung in die Ewigkeit.

Doch welcher Schrecken für die redlichen Leute, als der General mit tiefem Stöhnen ihnen antwortete: „Nichts Priester!" — Der Priester kam dennoch, aber der Kranke wies ihn entschieden zurück. Vergebens waren des guten Hirten sanfte Bitten und vergebens seine stillen Thränen. Und ach! der Arzt sagte: „„Der Sterbende wird den Abend nicht mehr erleben.""

Der Pfarrer folgte nun dem Glockenruf, um den Gottesdienst zu feiern, und unterdessen bemühte sich der Wirth, einige Bauersleute,

die zurück geblieben waren, und selbst der Diener, den General doch auf eine bessere Gesinnung zu bringen. „Heiß brennt die Wunde! — Wasser! — Wasser!“ — war das Einzige, was der Todtkranke stammelnd entgegnete; sonst blieb er stumm auf jeglichen Zuspruch. —

Da tönte das Glöcklein zum zweiten Mal, ankündend das „Te Deum” der Gemeinde zum Danke gegen Gott, daß der Friede in's Thal wiedergekehrt. Die Gemeinde ging nach dieser herzlichen Danksagung in gerührter Stimmung nach Hause und Freudenfeuer erleuchteten alsbald den Abendhimmel. —

Und am andern Tage tönte wieder das Glöcklein — es war aber das Todten-Glöcklein, — ach! so traurigen Tons und so gar wehmüthig klagend. Und was wallt vom Berge dort für ein Zug? — Es sind Männer, die auf ihren Schultern eine Leiche tragen, die Leiche des Generals.

„„Wie? Er wird schon begraben? Hat er sich denn bekehrt, oder starb er als ein Gottesleugner?““ fragte bangen Herzens die Gemeinde.

Dem Sarge folgte der Priester, der, angelangt auf dem Gottesacker, den Leichnam einsegnet und alsdann die wenigen Worte sprach: „„Ihm ist wohl! Der Sieger in so vielen Schlachten hat den schönsten Sieg über sich selbst errungen! Er gab in seinem letzten Kampfe mit dem bösen Feind das Feld nicht preis! Er hat Gott bekannt und sich geheiligt mit den Gnadenmitteln der Kirche! Er schied im Herrn!““ —

So der Priester.

Die Gemeinde, innig getröstet durch diese Kunde von dem gottgefälligen Tode des Generals, zierte sein Grab mit Blumen und einem Kreuze, darauf die Inschrift stand:

„Er starb als Sieger.“ —

388—395. Einige Trostsprüche an Kreuzträger.

1. Der heilige Chrysostomus sagt: „Gott giebt den Seinigen nie ein beständiges Glück auf der Erde, sondern vermischt immerfort Glück mit Unglück; so zwar, daß das Leben Derer, welche zu den ewigen Freuden auserkoren sind, aus guten und bösen Tagen zusammengefügt und wie ein Stück Tuch mit kreuzweise durcheinandergehenden Fäden zusammengewebt wird.“ —

2. Der heilige Augustinus: „Wenn Gott aufhörte, die irdischen Freuden und Bitterkeiten zu vermischen, dann würden wir allgemach Gottes vergessen und unser Heil verlieren.“ —

3. Der heilige Franziskus von Sales: „Es ist ungleich

größer, mit unserm lieben Heiland am Kreuze hängen, als ihn am Kreuze nur betrachten!" —

4. Johann Michael von Sailer, Bischof von Regensburg, sagt: „Lästerung und Schmach, Druck und Kreuz, um der Gerechtigkeit willen ausgestanden, ist Gottes bester Dünger für seinen lieben Weingarten!" —

5. Der fromme Thomas von Kempen sagt: „Meinst du, lieber Christ! daß du ohne Kreuz und Trübsal in das Himmelreich eingehen werdest, was Jesus Christus selbst nicht gewollt hat, noch irgend Einem von seinen liebsten Freunden und Heiligen geschehen ist? Frage von den triumphirenden Bürgern des Himmels, wen immer du willst; alle werden dir antworten: „„Durch Kreuz und Züchtigung sind wir zur Herrlichkeit Gottes gelangt!"" — Wohlan denn, so nimm das Joch des Herrn auf dich, das ja für Diejenigen, welche ihn lieben, sanft und leicht ist! Bleibe bei'm heiligen Kreuze, das von Tugenden grünt, und vom Oele der Gnade trieft! Was willst du anders? Das ist der rechte, der heilige, der vollkommene Weg, es ist der Weg Christi, der Weg der Gerechten und Auserwählten! — Siehe! am Kreuz und am Sterben ist Alles gelegen. Gehe demnach hin, wohin du willst, und suche, was du willst: du wirst keinen höheren Weg oben und keinen sichern Weg unten finden, als den Weg des heiligen Kreuzes! Trag' es nur willig, so wird es dich tragen und führen — dahin, wo alles Leidens Ende und das Ziel deiner Sehnsucht ist — in die himmlische Herrlichkeit!" —

6. Johannes Gerson schrieb im Jahre 1427 aus dem Kloster der Cölestiner zu Lyon an einen schwerheimgesuchten Dulder: „Das Unglück des Lebens ist eine Hand, die uns aus der Tiefe der irdischen Gedanken zu den himmlischen emporhilft. Man lernt den Namen des Herrn recht anrufen und empfinden, daß er nahe ist Denen, die ihn anrufen. — Denn kann die Taube des Geistes nirgends mehr auf der Erde den Fuß ihrer Sehnsucht feststellen, so kehrt sie zur Arche der Andacht zurück, und je mehr ringsum die Gewässer wachsen, desto höher wird sie gehoben. — Wie mit dem Wetzsteine der Stahl geschärft und glänzend gemacht wird; wie mit Wermuth die Kinder der Mutterbrust entwöhnt werden; wie man Gold im Feuerofen läutert — also wird die Seele durch Trübsal vervollkommnet, und sie lernt sprechen: Siehe, auch bei der bittersten Bitterkeit bin ich im Frieden!" —

7. Johannes Ruysbrock, gestorben als Prior der Augustiner zu Grünthal, sagt: „Wer sich vollkommen verleugnet, der ist also in Gott aufgenommen, daß, was ihn auch betreffen mag, zuerst Gott berühren muß, indem er ja in Gott ist und Gott in

ihm. — Wie der Trank nicht eher den Gaumen erreichen kann, als bis er über die Zunge geflossen ist, und wie er nach Demjenigen schmecken lernt, was an der Zunge ist; so bekommt für Den, der sich Gott hingiebt, Alles, was an ihm sich ereignen mag, einen würzigen Geschmack und wird ganz göttlich. Trifft ihn auch noch so großes Leid — er trägt es leicht, indem er es aus der Hand des Herrn, und nicht aus Desjenigen Hand, der es ihm verursacht hat, annimmt: und durch die Hand des Herrn kann ja nichts Bitteres gehen!" —

8. Hildebert, Erzbischof von Tours, sagt: „Die Liebe dieser Welt ist Anfangs süß, am Ende aber wird sie bitter; die Liebe Gottes scheint Anfangs bitter zu sein, aber am Ende wird sie süß. — Solches zeigt uns auf eine bemerkenswerthe Weise der evangelische Abschnitt von der Hochzeit zu Cana, wo es heißt: „„Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf, und dann, wenn sie genug getrunken haben, den geringern; du aber hast den guten Wein bis zuletzt aufbewahrt!"" Joh. 2, 10. — Der natürliche Mensch nimmt zuerst den guten Wein, das heißt, er läßt sich durch trügerische Süßigkeit irdischer Lüste blenden; aber wenn erst die falsche Begierde ihn trunken gemacht hat, dann muß er den schlechten Wein trinken, denn es tritt das Gewissen mit seinem Stachel hervor. Unser Herr aber giebt den guten Wein zuletzt. Will er eine Seele mit seiner Liebe erfüllen, so läßt er sie erst durch Leiden und Trübsal gehen, um ihr dann den Trank der Liebe um so süßer zu machen!" —

---

396. Lichte Aussicht des frommen Dulders.

(Von P. Heinrich Venedien aus der Gesellschaft Jesu.)

Man kann es nicht leugnen, daß ein Kranker, welcher keine Stunde von Schmerzen frei, des herzlichsten Mitleidens würdig ist; auch kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Schmerzen, wenn sie sehr heftig und bitter sind, nicht lange dauern und endlich den Tod herbeiführen müssen. Sind sie gelinde, so lassen sie sich wohl ertragen, werden aber dennoch, wenn sie lange andauern, mit dem Tode endigen. — Was wird dir aber, mein Christ! nach dem Tode zu Theil werden, wenn du die Schmerzen deiner Krankheit mit christlicher Geduld ertragen hast? Du wirst nicht allein nie mehr krank werden, sondern auch als Lohn für deine Geduld die Krone des ewigen Lebens davontragen und der unaussprechlichen Freuden des Himmels theilhaftig werden.

Damit tröstete sich der fromme Job, als er kein gesundes Glied am Leibe hatte und die peinlichsten Schmerzen litt. „An

meiner Haut," seufzte er, „hängt mein Gebein, weil verzehrt ist das Fleisch, und nur die Lippen um meine Zähne sind übrig geblieben; von der Fußsohle bis zum Scheitel ist mein Leib mit Geschwüren bedeckt!" Und dennoch war der fromme Mann nicht allein zufrieden mit den Schickungen Gottes, sondern wohlgemuth und voll Freude; ja er lobte und dankte dem allweisen Gott für die Schmerzen, mit welchen er ihn heimgesucht hatte. — Und was bereitete dem frommen Job mitten in seinen Schmerzen diese Freude? — Die Hoffnung auf den Himmel! — „Ich weiß," sprach er, „daß mein Erlöser lebt, und ich werde am jüngsten Tage von der Erde auferstehen und werde wieder umgeben werden mit meiner Haut, und werde in meinem Fleische meinen Gott schauen! Ich selbst werde Ihn sehen und meine Augen werden Ihn anschauen, und kein Anderer! Diese meine Hoffnung ruht in meinem Herzen!"

Wie ist's, mein Christ? Ist deine Krankheit so heftig und sind deine Schmerzen so groß, als die des frommen Job? Gesetzt, sie wären so groß; solltest du dann die Hoffnung aufgeben und verzweifeln? Nein! Hoffe getrost auf die ewige Gesundheit, welche dir Gott im Himmel geben wird, und du wirst, wie Job, inmitten deiner heißesten Schmerzen frohlocken! —

Als einst der heilige Dominikus in einer Krankheit große Schmerzen litt, redete ein Bruder zu ihm, er möge doch Gott um einige Linderung bitten. Darüber ereiferte sich Dominikus und sprach zu dem Bruder: „Wenn ich nicht wüßte, daß du solche Worte aus Einfalt gesprochen, so würde ich dich aus dem Kloster jagen!" — Darnach fiel der Heilige auf seine Kniee und dankte nicht allein Gott für die Krankheit, womit er ihn heimgesucht, sondern bat auch, daß er ihm noch andere Leiden schicken möge, wenn es sein heiliger Wille sei. — Was war nun die Ursache, daß dieser heilige Mann nicht nur die Schmerzen mit Geduld litt, welche seine gegenwärtige Krankheit ihm bereitete, sondern auch um neue bat? — Antwort: die Hoffnung, daß auf kurze Leiden die ewige Freude des Himmels folgen werde. „Die Hoffnung macht nicht zu Schanden!" bezeugt der Apostel. —

In den Lehren der Altväter wird von einem heiligen Einsiedler erzählt, welcher alljährlich krank wurde; daß er aber, als er einmal ein ganzes Jahr hindurch gesund geblieben, darüber tief betrübt worden sei und ausgerufen habe: „O ich armseliger Mensch! Gott hat dem Anscheine nach mich verlassen und gedenkt meiner nicht mehr; denn innerhalb der Zeit von zwölf Monaten hat er mir keine Krankheit zugeschickt!" —

Der heilige Einsiedler Paulus machte mit einem heiligen

Dele viele Kranke wieder gesund; als er aber selbst krank wurde, wollte er dieses Mittel nicht so früh an sich selbst anwenden, weil er — die Krankheit für eine große Wohlthat und für eine gute Gelegenheit hielt, sich Verdienste zu sammeln für das Himmelreich. —

Die heilige Gertrudis sagt: „Wie der Ring ein Pfand der Vermählung zwischen Braut und Bräutigam ist; so ist auch die Krankheit, wenn sie mit Ergebung von Gottes Hand angenommen und mit Geduld ertragen wird, ein sicheres Kennzeichen, daß Gott sich mit der Seele des Kranken vermählt und sie für die ewige Seligkeit auserkoren habe.“ —

Damit tröste auch du dich, christliche Seele! und sei versichert, daß die kurzen Leiden dieser Zeit (nach dem Ausspruche des vielgeprüften und treubewährten Apostels Paulus) nicht verglichen werden können mit der Herrlichkeit, die an dir jenseits wird offenbar werden, wenn du mit Geduld ausgeharrt haben wirst bis an das Ende. —

397 — 400. Wie glücklich, wer da leiden darf!

(Aus: Der Tröster von P. J. Lambillote.)

1. Des Christen Leiden sind Leiden Jesu Christi! Welche Ehre, welches Verdienst für einen kranken Christen, in seinen Leiden die Leiden des Gottmenschen darstellen zu können; Leiden von unendlichem Werthe, Leiden, welche die Welt erlöst und den Himmel mit Seligen bevölkert haben!

Wenn einst der Herr sich durch die Opfer von Thieren, die man ihm auf seinen Altären darbrachte, geehrt fühlte, weil er in ihnen ein Bild seines geliebten Sohnes erblickte, welcher sich einst zu seiner Ehre opfern sollte; und wenn der Rauch, der davon emporstieg, ihn an den lieblichen Wohlgeruch der Tugenden dieses anbetungswürdigen Sohnes erinnerte: was sollen wir dann von einem christlichen Kranken, einem wahren Gliede Jesu Christi sagen? Ist er in den Augen des himmlischen Vaters nur ein Bild seines Sohnes am Kreuze? Ist das Opfer der Leiden, das er Gott darbringt, nur ein Schatten des Kalvarienopfers? „Nein, nein,“ ruft der heilige Ambrosius aus, „es ist eine wahre Fortsetzung desselben; denn es ist gewiß, daß der Sohn Gottes in den Martyrern geopfert wurde, daß er in ihnen alle ihre Qualen duldete, und folglich duldet er noch in allen Leidenden und vollendet das Opfer des Kreuzes, indem er in allen seinen Gliedern leidet.“

Wie glücklich bist du daher, mein lieber Dulder, daß du leiden darfst! Wie sehr sollst du dich deiner Leiden rühmen! O wenn der

Glaube dich erleuchtet, dann hast du dich mehr vor Hochmuth als vor Niedergeschlagenheit und Traurigkeit zu hüten; denn deine Leiden sind das Ehrenkleid Jesu Christi; dein Schmerzenslager ist der königliche Thron seines Kreuzes! —

2. „O mein Vater," sagte eine fromme Ordensschwester zu ihrem Seelenführer, „wenn ich mich mit allem Spott und Hohn bedeckt, als Auswurf der Menschheit in den Straßen herumgeschleift, der schlechtesten Behandlung und allen Leiden preisgegeben sähe: dann würde ich mich für so geehrt halten, daß ich ein Gefühl des Stolzes fürchten und mir alle Mühe geben müßte, um durch meinen Zustand nicht in Eitelkeit zu verfallen!" —

3. „Verzeihe, o Gott," rief der fromme Erzdiacon von Evreux aus, der sich vor aller Welt auf die bitterste Weise gekränkt sah, „verzeihe! Herr! täuschest du dich nicht? Wie! du schickst mir Kreuz und Demüthigungen zu, mir, der durch seine Untreue verdienen würde, daß du mir in deinem Grimme Beifallsbezeugungen und Ehren zubereitetest! Du behandelst mich wie einen deiner Freunde und Lieblinge! Noch einmal: Herr! irrest du nicht?" —

4. In dem Leben des heiligen Dominikus wird erzählt, dieser große Diener Gottes habe eine arme Frau Beicht gehört und besucht, mit Namen Bona, welche an der Brust einen fürchterlichen Krebs hatte, wo sich dicke Würmer bildeten und sich dadurch nährten, daß sie an ihr noch bei lebendigem Leibe nagten. Tag und Nacht litt sie das grausamste Marterthum, aber mit bewunderungswürdiger Geduld und Ruhe. — Als der Heilige sie, wie gewöhnlich, einmal besuchte, bat er sie, ihm einen von den Würmern in die Hand zu legen; die fromme Frau wollte Anfangs nicht einwilligen; aber der heilige Dominikus bat sie so inständig, daß sie zuletzt nachgab. O Wunder! kaum war der Wurm in der Hand des Heiligen, als er sich in eine kostbare Perle verwandelte. — Der Begleiter des heiligen Dominikus gab ihm den Rath, dieselbe zu behalten; aber die Kranke beschwor ihn, ihr diesen Schmerz nicht zu verursachen und ihr ihren Wurm wieder zurückzugeben, den sie „ihre Perle" nannte, ohne zu wissen, daß er wirklich in eine Perle war verwandelt worden. Der Heilige gab ihr dieselbe zurück, und sobald sie wieder auf ihre Wunde gelegt war, nahm sie ihre erste Gestalt wieder an und wurde wieder zu einem Wurme, wie vorher. — Welche Freude, mein lieber Dulder, welche Ehre, so unter dem Gewichte der Prüfungen zu leben! Heißt das nicht mit Perlen beladen, mit Diamanten bedeckt und mit Gold bereichert werden? —

401. Der Steinsammler.

Es lebte einmal ein Naturfreund, ein gelehrter Mann, der mit dem scharfen Blick des Forschers in den unermeßlichen Raum des Himmels und in die Tiefen der Erde drang. Sein wärmster Eifer richtete sich auf das Mineralreich, mit dem er sich ausnehmend beschäftigte. Er hatte eine große Steinsammlung, und so sehr hing seine Seele an derselben, daß er oft mit Schrecken an den Tod dachte, der ihn von diesen aufgehäuften Schätzen trennen mußte.

Der Steinsammler führte ein ernstes, stilles Leben, die Freuden des Umganges mit wohlwollenden Menschen achtete er gar nicht, wie überhaupt die Bedürfnisse seiner Seele neben seinen wissenschaftlichen Forschungen wenig in Betracht kamen. Seine Bekannten gaben ihm dafür bezeichnende Beinamen; sie nannten ihn „den steinernen Steinsammler.“ — Der arme Mann! Was man über ihn urtheilte, war hart, aber er achtete es nicht, er verlangte auch Nichts, als den Anblick seiner harten Steinsammlung, und über diesem Irdischen vergaß er auch gänzlich des Himmlischen, des Ewigen. —

Blieb es so mit ihm bis an sein Lebensende? — Nein! in seinem kalten Herzen ging endlich eine Flamme auf.

Einst erkrankte er schwer; er war lange Zeit leidend und fühlte seine Lebenskraft schwinden. Oft sprach er von seinem Hinscheiden, aber mit seltener Freudigkeit, mit voller Ergebung. Es war indessen die Stunde seines Todes noch nicht gekommen; seine Krankheit brach, die gesunkenen Kräfte erhoben sich. — Als er genesen war, sprach sein Arzt zu ihm: „Freund, wie kam es wohl, daß du dieses Mal mit so großer Ruhe an deinen Hingang dachtest; dein Blick richtete sich nicht wie sonst auf deine kostbare Steinsammlung, die zu verlassen dir doch immer ein peinigender Gedanke war?“

Mit einem Lächeln, das beseligenden Frieden ausdrückte, erwiederte der Gelehrte: „„Ich will dir das Wunderbare erklären: ich habe einen Stein gefunden, der unendlich herrlicher ist, als alle die andern; ihn trage ich bei mir, ihn nehme ich auch mit hinüber; Freund, es ist der Edelstein Jesus Christus!““ —

---

402. Der Blumenstrauß und das Kreuz.

Eines Tages erschien der liebe Heiland Jesus Christus der frommen Schwester Diomira, einer Klosterfrau zu Florenz, und sprach zu derselben: „Denke an mich und habe mich lieb, alsdann will auch ich an dich denken und dich lieben!“ Zugleich überreichte er ihr einen köstlich duftenden Blumenstrauß und ein Kreuz.

Und als sie nach der Bedeutung des Blumenstraußes und des Kreuzes fragte, erwiederte ihr der Erquicker aller Mühseligen und Beladenen: „Die Tröstungen der Heiligen auf Erden müssen immer mit Leiden vereinigt sein, denn das Kreuz vereinigt ja die Seele mit Gott!“ —

403. Trag' das Kreuz aus Liebe zu Gott!

Paul Caffaro, aus der Versammlung des allerheiligsten Erlösers, dieser große Geistesmann, der, nach der heiligen Theresia Mahnung, inmitten der bittersten Leiden stets den Willen Gottes erfüllte, schrieb einst an einen schwer heimgesuchten Dulder:

„Nur Seelen, die, auf ihr demüthiges Gebet, Gott selbst erleuchtet hat, begreifen es, wie kostbar ein Kreuz ist, das man aus Liebe zu Gott trägt. In der andern Welt wird man es erkennen, daß dieß sich als eine größere Gnade erweist, als wenn man König der Welt wäre. Bitten wir also Gott, daß er uns die Kraft verleihe, zu dulden, sonst wird sich die elende Natur immer nur mühsam weiter schleppen; indessen müssen wir auch den Glauben an ein ewiges Leben recht lebendig in uns zu erhalten suchen!“ —

Ein anderes Mal schrieb er:

„Kreuz und Leid und nicht nur das Gebet bildet die Heiligen. Wir sehen, daß Einige viel beten und dennoch nicht heilig werden, und zwar deßhalb, weil sie nicht zu leiden haben, während Andere durch viele Leiden heilig geworden sind, obgleich sie nur wenig Zeit zum Beten hatten. Indeß ist das Gebet ein kostbares Mittel, um standhaft zu leiden und auf solche Weise Gott wohlzugefallen. Wahrlich, Geduld thut Noth, aber das Gebet hilft uns, um in den Leiden Geduld zu erlangen!“ —

Ein drittes Mal schrieb er:

„Ihr Brief berichtet Leid und Trost zugleich; ich wünschte jedoch, daß Sie sich mehr an dem Leiden als an dem Trost erfreuten. Das Kreuz ist gut, weil Jesus Christus es durch seinen Tod daran geheiligt hat; deßhalb müssen wir denn auch immer noch schmerzhaftere Kreuze wünschen, bis wir endlich dahin gelangen, daß wir in Gemeinschaft mit unserem Erlöser ans Kreuz geheftet sterben!“ —

404. Große Heiterkeit inmitten großer Leiden.

Pater Balthasar Alvarez hatte während seines Aufenthaltes zu Valladolid schwere und bedenkliche Krankheiten zu ertragen, allein seine Geduld war so bewunderungswürdig, daß sie die Aerzte und

Krankenwärter in Erstaunen setzte. Statt daran zu denken, seine Leiden zu vermindern, suchte er sie vielmehr nur noch zu vermehren; so hielt er zum Beispiel die Arzneien im Munde, um recht lange ihre Bitterkeit zu verkosten, oder aß ohne Appetit und mit Widerstreben, um seinen Geschmack besser abzutödten. „Wir verehren," sagte er, „das hölzerne Kreuz, woran unser göttlicher Heiland hing, weil es seinen allerheiligsten Leib berührte; sollten wir denn nicht auch das lebendige Kreuz der Beschwerden und Leiden jeder Art ehren, welches seinem göttlichen Herzen eingeprägt war? Unsere Andacht gegen das hölzerne Kreuz geht so weit, daß wir selbst die kleinsten Theilchen in Ehren halten; sollten wir uns aber weniger aus den Leiden machen, die Gott uns zuschickt, seien sie nun groß oder klein? Ach, wenn wir weise sind, dann lassen wir auch nicht einmal ein einziges Blättchen von dem Baume des Kreuzes auf die Erde fallen!" —

Ein Pater, der einst während eines gewaltigen Fieberanfalles bei ihm sich befand, erstaunte über die Heiterkeit seines Gesichtes und sagte: „„Wenn man Sie sieht, Hochwürdiger, dann sollte man glauben, Sie litten nichts, und doch haben Sie gar Vieles auszustehen!"" — Der Kranke entgegnete: „Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, so achte ich nicht darauf, ob ich viel oder wenig leide; ich verlange nur, den Willen Gottes zu erfüllen — dieses ist mein ganzer Trost und meine Seligkeit!" — In sein Tagebuch schrieb er: „Ein Kranker muß zu sich selbst sagen: wie hitzig auch das Fieber sein mag, ich will nicht, daß es mich verlasse, und will es tragen, weil und so lange es dem Herrn gefällt!" — Einen andern kranken Pater tröstete er mit den Worten: „Man gewinnt mehr, wenn man einen Monat hindurch nach Gottes Willen leidet, als wenn man ein ganzes Jahr für ihn arbeitet!" — Durch diese weise und zur rechten Zeit angebrachte Tröstung fand der Dulder sich wunderbar gestärkt. Was das Verdienst angeht, so ist ja diese Ergebung weit verdienstlicher, als die Werke des Seeleneifers; denn die Ergebung ist reiner und freier von dem Eigenwillen, der sich so leicht bei diesen einschleicht. —

Die Nähe des Todes übrigens, weit entfernt, den Frohsinn des Kranken zu trüben, schien ihn vielmehr noch zu erhöhen. — „Ich fürchte den Tod keineswegs!" sagte er. „Der Tod mag kommen, wann er will! Gott sei Dank, meine Seele ist ruhig und mein Herz hat auf dieser Erde Nichts, woran es hängt! Hat meine Stunde geschlagen, so scheide ich bereitwillig und freudig von hier! Bin ich nicht glücklich, daß ich dem allerheiligsten Willen meines Schöpfers dieses Opfer bringen kann?" —

Er starb im Rufe der Heiligkeit zu Toledo am 25. Juli 1580. —

405. Der Arzt und sein Kind.

Die vornehmste, vollkommenste und des Himmels würdigste Uebung, sagt der heilige Franziskus von Sales, verrichtet Derjenige, welcher in Leiden Gott preist und sich ruhig seinem Willen überläßt. Es ist großen und unerschrockenen Seelen eigen, fügt er bei, mitten unter den widrigsten Ereignissen Auge und Herz auf die Güte Gottes zu richten und ihn unaufhörlich zu loben und zu lieben.

Er erzählt, die Tochter eines berühmten Arztes, der auch ein geschickter Chirurg war, sei in ein lange andauerndes Fieber gefallen, ohne über ihre Krankheit unruhig zu werden. Weil sie wußte, wie sehr ihr Vater sie liebe, sagte sie zu einer ihrer Freundinnen, welche sich über ihre Ruhe sehr verwunderte: „Ich leide viel; aber ich denke nicht an die Heilung; ich weiß nicht, was mich gesund machen kann, und ich könnte Mittel wünschen, die mir sehr schädlich wären. Ist nicht Alles für mich gewonnen, wenn ich dafür meinen Vater sorgen lasse? Er weiß, was Noth thut, daß ich wieder gesund werde; er kann und will es thun. Ich hätte also sehr Unrecht, wenn ich darauf dächte, weil **er** ja genug für mich darauf denkt; und weil er Alles sieht und thun will, was für mich am heilsamsten ist, so darf ich Nichts verlangen und Nichts wollen. Ich will daher ruhig zuwarten, was er mir zu verordnen für gut finden wird. Und wenn er zu mir kommt, um meine Krankheit zu untersuchen und mir Heilmittel zu verschreiben, so beschäftige ich mich damit, daß ich ihn mit Blicken ansehe, aus denen er meine kindliche Liebe und mein vollkommenes Vertrauen ermessen kann."

Als sie diese Worte gesprochen hatte, legte sie sich ruhig zurück und schlief ein. Indessen richtete ihr Vater, der einen Aderlaß für nothwendig erachtete, Alles dazu her; und sobald sie erwacht war, näherte er sich ihr, fragte sie über ihr Leiden, über den Schlaf, den sie so eben genossen, und ob sie nicht wolle, daß man ihr die Ader öffne, um sie wieder gesund zu machen. „Mein Vater," antwortete sie, „ich weiß nicht, was zu meiner Heilung beitragen kann, und ich habe in dieser Hinsicht keinen Willen. Weil ich aber dein bin, so steht es dir zu, in Betreff meiner — Alles, was du für gut findest, zu thun und zu wollen. Ich bin zufrieden, wenn ich nur dich, wie ich es thue, aus ganzem Herzen lieben und ehren kann."

Der Vater wartete nicht mehr länger zu; er preßte den Arm zusammen und schlug das Aderlaßwerkzeug ein. Während aber das Blut floß, schaute die brave Tochter weder auf den verwundeten Arm, noch auf das herausfließende Blut; sie hatte den Blick beständig auf das Angesicht ihres Vaters geheftet und unterbrach das Schweigen

nur, um von Zeit zu Zeit in aller Stille und Demuth zu sagen: „Mein Vater liebt mich, und ich gehöre gänzlich ihm an!" Und zur Danksagung wiederholte sie nach der Operation die nämlichen Worte, als lebendigen Ausdruck ihrer kindlichen Liebe und ihres kindlichen Vertrauens. —

Nicht wahr, mein lieber Christ, diese junge Person bewies durch ein solches Betragen viel mehr Liebe und erwarb sich das Wohlgefallen ihres Vaters viel mehr, als wenn sie fortwährend wegen der Heilmittel für ihre Krankheit in ihn gedrungen wäre? — Ohne Zweifel! —

Suchen wir denn dieses Betragen auch in allen unseren Leiden nachzuahmen; suchen wir uns wo möglich zu vergessen, um nur an die Güte unseres Gottes zu denken. Auf solche Weise werden wir das beste Zeugniß von unserer Liebe und unserem Vertrauen ablegen! —

406. Einziges Bedachtnehmen auf das Seelenheil.

Der heilige Alphons Rodriguez aus der Gesellschaft Jesu, erzählt in seinem Buche: „Uebung der Vollkommenheit und der christlichen Tugenden," wie folgt:

Dem frommen Mönche Benjamin war es von Gott gegeben, Kranke zu heilen — ohne Arzneimittel, durch bloße Berührung mit seiner Hand, oder indem er sie mit ein wenig Oel salbte und über sie betete. —

Wiewohl er nun selbst Kranken die Gesundheit wieder verschaffte, so litt er doch entsetzlich an der Wassersucht, und war der Art davon aufgedunsen und geschwollen, daß er aus seiner Zelle nicht zur Thüre herausgehen konnte, es sei denn, man hätte die Pfosten davon weggerissen. Fast acht Monate lang setzte er aus derselben keinen Fuß, bis er endlich starb, sitzend auf einem Stuhle, auf welchem er ehedessen so viele Krankheiten heilte, ohne sich je zu betrüben oder zu beklagen, daß er seiner eigenen nicht abhelfen konnte. — Denjenigen aber, welche vom tiefsten Mitleid gegen ihn gerührt waren, sagte er stets: „Bittet Gott nur um das Heil meiner Seele; wegen meines Leibes bekümmert euch wenig; denn er war mir, auch während ich der Gesundheit genoß, zu Nichts nützlich!" —

407. Abwehr des Gebets und der Thränen.

Als der heilige Columbanus, der Jüngere (so erzählt die Chronik des Augustiner-Ordens), überwältigt von einem hitzigen Fieber,

dem Tode schon sehr nahe war und mit heißester Sehnsucht, als ein von heiliger Hoffnung erfüllter Mann, darnach verlangte, — erschien ihm ein glänzender Jüngling, der da sprach: „Wisse, daß die Gebete und die Thränen, welche dein Abt immerwährend zur Erlangung deiner Gesundheit ausgießt, dein Hinscheiden aus diesem Leben nur aufhalten!"

Columbanus beklagte sich deßhalb in der freundlichsten und sanftmüthigsten Weise bei dem Abt, und stammelte unter Thränen die Worte: „„Vater: warum denn hältst du mich mit Gewalt in diesem trübseligen, traurigen Leben zurück, und verhinderst es, daß ich nicht gleich zur ewigen und himmlischen Ruhe heimgelange?""

Nachdem der Abt dieses vernommen, hörte er auf zu weinen und zu beten. — Columbanus ließ nun alle Brüder zusammen kommen, empfing zu seiner Labung und Stärkung die heiligen Sakramente der Kirche, umarmte liebevoll noch alle Umstehende und entschlief alsbald in dem Herrn. —

408. Gethsemane, die beste Geduldsschule.

Maria Josepha, Herzogin von Sanct Elias, wurde achtzehn Jahre lang durch Gottes väterliche Zulassung mit den schwersten Leiden heimgesucht; ihre Liebe zu dem Allerhöchsten sollte in diesem Glutofen immerwährender Pein mehr und mehr geläutert, erhöht und himmlisch verklärt werden. Wann immer aber eine Marter sie quälte, da pilgerte sie im Geiste nach Gethsemane und lernte bei dem blutschwitzenden Heiland sich in der unwandelhaftesten Geduld üben, indem sie dessen Ruf des kindlichsten Vertrauens auf den himmlischen Vater stets auf's Neue beherzigte: „Vater, nicht mein Wille, sondern **Dein** Wille geschehe!" —

Wir wollen hier nicht eben eine ausführliche Beschreibung ihrer Krankheiten liefern; die Ausdrücke, deren sie sich ihrem Arzte gegenüber, um diese Leiden zu schildern, bediente, können uns bei einer Frau, die sich wohl nie eine Uebertreibung erlaubte, genügen. „Es brennt," sprach sie öfters, „in meinem Innern ein geheimes Feuer, das mich verzehrt!" — Sie wurde von den heftigsten gichterischen Anfällen in den Eingeweiden geplagt, über welche sie sich gegen eine vertraute Freundin so äußerte: „Ich bin von Schmerzen verzehrt, und es ist mir, als würde ich von Hunden zerrissen!" — Die schmerzlichsten Krämpfe erlitt sie jedoch im Haupte; und obschon diese Anfälle, erst in ihren letzten sechs Lebensjahren besonders qualvoll wurden, so kann man doch sagen, daß sie niemals davon völlig frei

gewesen. Nur zu ihrem Beichtvater sagte sie öfters im Geheimen: „Wüßte der Herzog, was ich leide, er würde täglich ärztliche Concilien halten lassen!“ Daher kam es, daß sie oft, während sie furchtbar litt, mit der heitersten Miene und Sanftheit, die schwersten Werke geistlicher und leiblicher Barmherzigkeit, in Thränen lächelnd, üben konnte. Besonders klar aber wird der Geist ihrer Ergebung in den göttlichen Willen, aus vielen, an ihren Beichtvater gerichteten Briefen ersichtlich, deren Ueberschrift gewöhnlich diese war: „Die Lieb' und das Leiden, segnen allein die Freuden!“ — Sie verstand die große Kunst, ihren Willen durch beständige Danksagung für das Leiden zu stärken. Dieses ihr Dankgefühl drückte sie dann entweder mit den Worten: „Ehre sei Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste!“ oder noch einfacher damit aus, daß sie seufzte: „O Jesus! ich danke dir!“ Hätten die Aerzte, die sie in Wien behandelten, auch nicht erklärt, es sei der physischen Natur nach unerklärbar, wie ein menschliches Wesen so viele körperliche Leiden auszuhalten vermöge; so wäre doch, abgesehen von diesem natürlichen Staunen, Josephens Danksagung für Leiden ein untrügliches Zeichen, daß sie die übernatürliche Weisheit des Kreuzes, die zuletzt doch allein die eines Christen würdigste Weisheit ist, im vollen Maaße besaß. Es dürfte ihre Ansicht hiervon aus den Briefen, die sie an ihren Beichtvater schrieb, erhellen. „Gestern Abends,“ schrieb sie, „hatte ich viel zu leiden, es ergriff mich plötzlich ein außerordentlicher Schmerz in Arm und Hand, mit einem solchen Drücken im Schlunde, im Kopf und auf der Brust, daß ich mich für ein Kind des Todes hielt. Endlich zog der unsägliche Schmerz sich ausschließlich in den Kopf.“ Sie fährt dann fort: „Gelobt und gebenedeit sei der Herr, Ihm sei Dank und Preis, denn sein Wille geschieht an mir! Wenn Er mir nur Geduld und Kraft zu leiden giebt, so leide ich gern.“ — Als sie eines Tages einer sehr leidenden, vornehmen Frau einen Besuch abstatten mußte, schrieb sie an ihren Beichtvater, krank und leidend wie sie war: „Diesen Abend werde ich, so Gott will! zu meiner Beschämung eine Christin besuchen, die mehr und geduldiger, als ich, leidet.“ — In einem andern Briefe schreibt sie: „Hochwürdigster geistlicher Vater! Es ist wahr, ich habe nun schon einen ganzen Monat lang immerwährendes Kopfweh. Aber der gerechteste, heiligste und liebenswürdigste Wille des Gekreuzigten geschehe!“ — Oft wenn sie ihrem Beichtvater über den Zustand ihres Geistes und Körpers Kunde gab, that sie es mit den Worten: „Der Wille des Herrn ist, daß ich Dieses oder Jenes leide!“

Maria Josepha erscheint in ihren Leiden als eine menschlich

und christlich große Heldin! — Man hat kein Beispiel, daß sie Gott um die Linderung ihrer Qualen oder um Befreiung von denselben gebeten hätte; zwar war die Furcht vor einem gewissen Leiden im Stande, ihre heilige Gleichgiltigkeit zu erschüttern, doch geschah auch dieses nur aus übernatürlichen und heiligen Beweggründen. Sie entsetzte sich nämlich, als sie wenige Jahre vor ihrem Tode den Brustkrebs zu befürchten hatte, vor dem, ihrer keuschen Schamhaftigkeit furchtbaren Gedanken, sich deßhalb einem Arzte anvertrauen zu müssen. Und da sie zumal in ihrer Umgebung gottesfürchtige Personen gekannt hatte, die, von den heftigsten körperlichen Schmerzen angegriffen, nicht nur die Ergebung in Gottes Willen verloren hatten, sondern auch bis zur Verzweiflung ausgeartet waren, kam es ihrer Demuth vor, als besäße sie nicht genug Kraft und Stärke der Seele, ein solches Uebel gleichgiltig zu ertragen. Sie stellte also, um hiervon befreit zu bleiben, außer ihrer gewöhnlichen Andacht zur göttlichen Mutter Maria, deren Altäre sie mit kostbaren Votivopfern bereicherte, eine besondere Andacht zur heiligen Jungfrau und Martyrin Agatha der Gothen, von der sie eine heilige Reliquie, die sie an der Brust trug, zu erhalten wußte, mit großem Eifer an. Sie ließ zuvörderst, die Verehrung der Heiligen allgemein zu machen, eine neuntägige Andacht zur Ehre der heiligen Agatha drucken und verbreiten, worauf sie zu ihrem Troste — die gewünschte Befreiung von diesem Uebel, und von der Furcht vor demselben erhielt. —

Eine ganz besondere Art ihrer Uebung in der Ergebung in Gottes Willen war diese: daß sie alle Fehler, die sie nicht ändern konnte, an Denen, die sie beleidigt hatten, und insbesondere an ihrer Dienerschaft, ertrug und übersah. Schlechte Bedienung, Rohheiten, Unarten, wiederholten Ungehorsam, Schwächen und Launen ertrug sie in stiller Demuth, so, daß sie keine Spur des Grolles in ihrem Herzen gegen die Schuldigen behielt, und Dasjenige, was ihre eigene Person nur betraf, freudig und gottergeben erduldete. — So hatten ihr z. B. die Aerzte Eiswasser zum Trinken verordnet; man brachte ihr gewärmtes, laues Wasser, und sie trank es, ohne auch nur Ein Wort zu sagen. Obschon ihr die schlechte Bedienung und das Uebersehenwerden von Denen, deren Pflege sie anvertraut war, viele Unannehmlichkeiten zuzog, so legte sie doch Alles gut aus, machte den Fehlenden keinen Vorwurf, und sagte dem Herzog kein Wort davon. Weit entfernt, irgend einen Groll oder Haß gegen Untergeordnete oder Andere, die sich schwer an ihr vergangen hatten, zu nähren; ermangelte sie nicht, denselben bei jeder Gelegenheit Gutes zu erweisen, und die niedrigste Behandlung, die schwerste Beleidigung nicht nur zu erdulden, sondern auch erlittene Schmach mit entschiedener

Ehrenbezeigung und mit Wohlthaten, überhaupt Böses mit Gutem zu erwiedern. „Es ist wahr," sagte sie zu ihrem Beichtvater, „ich habe viel Undank geerntet; doch, Gott sei Dank! ich halte es für eine Gnade Gottes, und kann für meine Feinde durch seinen Beistand täglich und namentlich beten, und ihnen Gutes thun!" —

Sie schrieb eigenhändig ihr Testament auf; und da sie während der Zeit ihrer inneren Leiden von der frommen und edelsten Gewohnheit, so oft nur möglich zu kommuniciren, nicht abgelassen hatte, so empfing sie nun die heilige Kommunion oft als Viaticum oder heiligste Wegzehrung, indem sie ihren Geist in Gottes Hände nach der von dem heiligen Vincenz von Paulus vorgeschriebenen Art und Weise empfahl, und sich, öfter als sonst, in ihr Cabinet verschloß, darin sie, um das Andenken an die Eitelkeit alles Irdischen, und den Gedanken an den Tod sich lebhaft zu vergegenwärtigen, an das Piedestal ihres Crucifixes einen wirklichen Todtenkopf gestellt hatte. —

Sehr erbaulich und rührend war es zu sehen, wie sie krank und von Schmerzen verzehrt, auf ihrem Sterbelager noch um die Erlaubniß, Bußwerke üben zu dürfen, *) bat. So bittet eine demüthige Bettlerin um unverdientes Almosen, wie sie um diese Erlaubniß, meist mit den Worten: „Ich bitte Sie um Gotteswillen!" zu ihrem Beichtvater flehte; und so freut sich eine genügsame Verlassene, wie sie Gott fröhlich das Wenige, was sie noch thun konnte, opferte, wobei sie nicht selten jauchzend ausrief: „Gott sei Dank! ich könnte und möchte noch mehr thun, wenn es mir erlaubt wäre." —

409 — 411. Kein Abschen im Krankendienste.

Die heilige Franziska von Chantal übte sich auch, während ihres Aufenthaltes bei ihrem Schwiegervater zu Monthelon, unausgesetzt in dem Dienste der Armen und der sorgsamsten und geduldigsten Pflege der Kranken. Was bei der Tafel Köstliches aufgetragen wurde, das nahm sie nur an, um es den Armen zu schicken. An Sonn- und Feiertagen ging sie in Begleitung von zwei Mägden in alle Häuser der Pfarrei, wo Kranke waren, und brachte ihnen Arznei, Erquickungen und Trost. Sie nannte diesen Gang: „ihre Wallfahrt zu Jesus Christus am Oelberg, auf dem Kalvarienberg und im heiligen Grabe."

*) Nach dem Beispiele so vieler Heiligen kreuzigte sie auch gar oft ihren Leib mit Bußgürteln, Cilicien und Geißeln. Sie legte noch in den letzten Jahren ihres Lebens das Bekenntniß ab: „Wenn irgend etwas meiner Gesundheit gewiß nicht geschadet hat, so sind es diese Bußwerke, die, recht gebraucht, Leib und Seele kräftigen!" —

1. Eines Tages fand ein Bauer einen Knaben, der neben der Straße lag, voll Geschwüre und Gestank; der Landmann nahm ihn auf den Karren und brachte ihn zu der Frau von Chantal. Diese nahm den Kranken ganz freundlich auf, gab ihm frisches Weißzeug und verband seine offenen Schäden. Sie brachte ihm selbst das Essen, saß zu ihm an das Bett und belehrte und tröstete ihn mit religiösen Zusprüchen. Wenn Franziska zuweilen bei ihrem Schwiegervater bleiben mußte und eine Magd dem Kranken das Essen brachte, hielt diese die Nase zu vor dem Gestank und ging eilig wieder fort. — Franziska hatte den Kranken mehrere Monate im Haus und verpflegte ihn, wie eine Mutter ihr liebstes Kind; sie selbst wachte ganze Nächte bei ihm. Als er endlich starb, bat er noch im Abscheiden voll Dank und Ehrfurcht die heilige Frau um ihren Segen. Den Todten wusch Franziska gleichfalls und kleidete ihn an und legte ihn auch in den Sarg; und als ein Verwandter zornig darüber schalt, sagte sie: „Vetter, seit ich aus der heiligen Schrift weiß, daß unser Heiland bei seinem Leiden wie ein Aussätziger aussah, habe ich keinen Abscheu mehr vor dem Aussatz, außer vor dem Aussatz der Sünde!" —

2. Nach einiger Zeit kam eine Frau, welche von ihrem Manne verstoßen worden war wegen eines abscheulichen Krebsgeschwüres an der Nase. Franziska nahm nach ihrer gewohnten Güte die Unglückliche auf und verpflegte sie. Das Uebel griff um sich, so daß auch die Stirne und das übrige Gesicht ganz zerfressen wurde. Die Ohren, die Lippen, das Kinn, der Hals, ein Theil der Brust verfaulten gänzlich, so daß die Frau einem gräßlichen halbverwesenen Leichnam glich, nur die zwei Augäpfel im Gesicht hielten an den Nerven fest; dabei war der Gestank ganz fürchterlich. Kein Mensch brachte es über sich, zu diesem gräßlichen lebendigen Wesen, zu diesem wandelnden Geschwür zu gehen; und Franziska wartete dieser Kranken unverdrossen ab; täglich ging sie drei Mal zu ihr. Die Dienstboten, die Verwandten machten der jungen Wittwe Vorstellungen dagegen; allein sie erwiederte: „Kein Mensch will zu ihr gehen; was soll denn aus ihr werden, wenn ich sie auch verlasse? Wenn ihr in diesem Zustande wäret, möchtet ihr ohne Beistand sein? Was würde am Tage des Gerichtes der Herr zu mir sagen, wenn ich **Ihn** in der Person dieser Unglücklichen nicht verpflegen wollte?" — Das schreckliche Krebsgift fraß immer weiter um sich, der Eiter brach sich eine Oeffnung an der Gurgel, so daß, wenn die Kranke reden wollte, nicht zum Mund, sondern unter dem Kinn ein Blasen der Luft herausging; die Heilige mußte nun durch diese entsetzliche Halsöffnung etwas Brühe in das lebendige Grab hineingießen, und er-

hielt die Kranke auf diese Weise noch 21 Tage am Leben. — Nachdem Franziska drei und ein halbes Jahr die Kranke so verpflegt hatte, ging es dem Ende zu; und hier zeigte der Heiland, daß nur Er noch weiter in der Liebe gehen könne, als seine treue Schülerin; durch ein silbernes Zänglein wurde der Sterbenden noch ein kleines Theilchen der heiligen Hostie in die Oeffnung des Halses hinabgelassen, und so gab der unendlich Barmherzige seinen Leib Derjenigen, welche, außer Franziska, der armseligste Mensch vor Ekel kaum ansehen konnte! —

3. Einmal war Weinlese auf Franziska's Besitzungen; sie reiste deßhalb dahin. Da aber brach die Ruhr fast in allen Häusern des Dorfes aus. Darum überließ Franziska das Herbsten ihren Dienstleuten; sie selbst aber herbstete geistlich bei den Kranken. Jeden Morgen stand sie vor Tag auf und verwendete eine Stunde zu Gebet und Betrachtungen; dann ging sie in die Häuser, brachte den Kranken Nahrung und Arznei und reinigte sie. Gegen Abend machte sie abermals Krankenbesuche, und manchmal geschah es, daß, wenn sie schon am Nachtgebet war, sie noch zu Sterbenden gerufen wurde, wo sie dann einen Theil der Nacht blieb, zur Gottergebenheit ermahnte, für sie betete und ihnen abwartete. Während der sieben Wochen ihres Aufenthaltes in diesem Orte, verging selten ein Tag, wo Franziska nicht einige Leichen wusch und zum Begräbniß bereitete. — Eine andere vornehme Frau hätte vielleicht möglichst schnell den Ort mit der Ruhr verlassen; Franziska, die Barmherzige um Gotteswillen, scheint viel länger geblieben zu sein, als ihre Geschäfte verlangten, gerade wegen der Ruhr! —

---

412 und 413. Die Begleitung des allerheiligsten Viaticums zu den Kranken.

1. Wer jemals die ewige Stadt gesehen, und einige Zeit in derselben verweilt hat, ist gewiß Zeuge der besonderen Verehrung gewesen, welche das römische Volk Christo Jesu im allerheiligsten Sakramente des Altars erweist. Wir reden hier nicht von jener Lieblingsandacht der Römer, dem vierzigstündigen, von einer Kirche zur andern wandernden Gebet, nicht von der rührenden Innigkeit und Zärtlichkeit, mit welcher italienische Priester und viele, viele Laien jeden Abend den im Tabernakel weilenden Erlöser besuchen, sondern haben hier lediglich die Art und Weise im Auge, wie Rom seinen Heiland, wenn er den Kranken aufsucht, ehrt.

Bevor der Priester die Kirche mit dem Sanctissimum verläßt, werden, wie es ja überall gemäß den Vorschriften der Kirche gesche-

hen soll, die Pfarrkinder, die Bruderschaft vom allerheiligsten Sakrament und andächtige Christen überhaupt, mit einigen Glockenschlägen zusammenberufen, von denen dann immer Einige sofort zur Kirche hineilen, welche die heilige Eucharistie mit Wachskerzen, Stocklaternen oder Fackeln begleiten und die Umbella, einen weißen seidenen Schirm mit Goldborten, oder wo es sich thun läßt, einen Baldachin über dem Priester mit seinem kostbaren Schatze halten. Der Priester trägt — entblößten Hauptes — denselben in der Pixis mit beiden Händen vor der Brust, unter einem weißen Velum, angethan mit Cotta (Chorrock), weißer Stola und mit weißem Pluvial, von den Clerikern und Priestern, wenn diese nicht verhindert sind, begleitet, von denen Einer dann die Umbella trägt. Stets geht der Akolyth oder Diener der Kirche mit dem Lichte in der Stocklaterne voran, diesem folgen zwei Kleriker oder Laien, von denen einer das geweihte Wasser mit dem Aspersorium und die Bursa mit dem Corporale trägt, welche der Pixis mit dem Hochwürdigsten Gute untergebreitet werden muß, wenn es im Zimmer des Kranken auf den Tisch gesetzt wird, und mit dem kleinen leinenen Purificatorium zum Abtrocknen der Hände; der Andere trägt das Rituale und schellt beständig mit dem Glöckchen. Dann folgen die Fackelträger. Zuletzt kommt der Priester mit dem allerheiligsten Sakrament unter der Umbella, der während des Ganges den Psalm Miserere und andere Psalmen und Cantica recitirt, und zwar hier, weil dem Volke die gewöhnlichsten Psalmen und Hymnen besser bekannt sind als dem Deutschen seine Kirchenlieder, laut und abwechselnd mit seinen Begleitern. Die Vorübergehenden knieen vor dem Hochwürdigsten Gut, und zwar Viele aus Andacht so lange, als sie den Priester im Auge haben können; die Wagen halten an und werden erst wieder in Bewegung gebracht, nachdem der Priester bei ihnen vorübergegangen ist. —

2. In seinen „Charakterbildern" sagt Beda Weber von dem Sonderlinge an der Etsch: Die schöne Sitte der Südländer, das Allerheiligste als trostvollste Wegzehrung zu den Kranken zu begleiten, fand an ihm einen eifrigen Verehrer. Nie fehlte er im Zug als demüthig gläubiger Anbeter des wahren Leibes und Blutes Christi. Mit ihm zogen alle seine armen Clienten, Nachbarsleute und Pathenkinder, darunter Viele, die er jedes Mal für diese heilige Handlung mit Almosen belohnte. Nie ist mir der edle Freund liebenswürdiger erschienen, als in diesem andächtigen Geleite, ein Führer der Armen, denen er mit lauter Stimme vorbetete: „Gelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament!" Während der Kranke mit dem Abendmahle versehen wurde, kniete er betend vor der Thür des Hauses, und begleitete dann jedes Mal den Prie=

ster wieder in die Kirche zurück. Er pflegte hierüber oft zu sagen: „Dieser Liebesgang des Erlösers in alle Leiden des menschlichen Herzens ist eine Heiligung der Stadt, durch die er geheimnißvoll zieht, ein Himmelsgruß an alle Menschen, die ihm begegnen das Herz in der Hand, ein Segen des Wohnhauses, in welches er einkehrt, um die bittersten Schmerzen zu stillen. Wehe der Stadt, die einer solchen Heiligung entbehrt!"

Als man ihm erzählte, ein gelehrter Mann aus Bremen habe auf einer Reise in diesen öffentlichen Aufzügen mit dem allerheiligsten Sakrament eine Profanirung der Religion, eine lästige Schaustellung der Innerlichkeit erblickt, erwiederte er lebhaft: „Das sind doch wunderliche Ansichten! Alle Feierlichkeiten der Welt, alle Lust- und Schauzüge können Menschen von solcher Gemüthsart ertragen; nur der Umzug der Liebe unseres Heilandes verletzt ihr Herz, das arme trostlose Herz ohne heilige Kommunion, ohne innige Liebe zum Herrn, durch den die ganze Welt gemacht ist! Jede Sünde darf mit ihrem ruchlosen Aergerniß die Pflastersteine der Stadt austreten; nur öffentlich den Heiland anbeten soll man nicht, das sei eine Verletzung der Schicklichkeit! Giebt es eine größere Ungerechtigkeit in der Welt? Ihr Helden der Freiheit, ihr Männer des freien Bekenntnisses, laßt doch nach euren eigenen Grundsätzen jeder Gesinnung ihren Lauf und jeder Andacht die öffentliche Aeußerung! Nur das Oeffentliche ist wirksam, klar und unverdächtig. Wo man solche friedliche Demonstrationen katholischer Andacht verbietet, muß der eigene Religionshaushalt keine Festigkeit haben, weil man fürchtet, daß ihm der katholische Gebetshauch verderblich werden kann." —

414. Der Aussatz in der Bretagne.

Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts erschien der Aussatz, diese so furchtbare Krankheit, in der Bretagne.

Alle, die von dem Aussatze ergriffen waren, wurden von der menschlichen Gesellschaft ausgeschieden und in besondere Städte eingeschlossen. Sie hatten ihre eigenen Kirchen und Kirchhöfe, ihre eigenen Priester, und bildeten, abgeschnitten von der übrigen Welt, eine eigene Gesellschaft für sich.

Sobald sich die ersten Symptome des Uebels zeigten, begab sich eine Prozession, den Priester an der Spitze, zu dem Aussätzigen wie zu einem Todten. Der Geistliche richtete, das Crucifix in der Hand haltend, einige Trostworte an ihn, zog ihm die Kleider aus, legte ihm ein schwarzes Hauskleid an und führte ihn in die Kirche. Das Chor war schwarz behängt, wie zu einem Leichenbegängniß, und der

Priester las die heilige Messe, welcher der Kranke knieend und mit einem Leichentuche bedeckt zuhörte. Nach der Feier wurde er mit Weihwasser besprengt und in die ihm bestimmte Wohnung geführt, die nach der Art einer Klosterzelle eingerichtet war.

An der Schwelle der Wohnung angekommen, ermahnte ihn der Priester von Neuem zur Geduld im Aufblick zu dem verwundeten Heiland am Kreuz, tröstete ihn und forderte ihn auf: „Nie ohne Kapuze auf dem Kopfe auszugehen und ein rothes Kreuz auf der Schulter zu tragen; weder in eine Kirche noch in ein Privathaus noch in ein Wirthshaus zu gehen; weder in eine Mühle noch in eine Bäckerei zu treten; weder in einem fließenden Wasser noch in einem Brunnen seine Kleider zu waschen; weder bei den Festen noch öffentlichen Versammlungen zu erscheinen; die Lebensmittel auf den Märkten nur mit der Spitze einer Gerte zu berühren; nur unter dem Winde zu antworten; Nachts nicht in den Hohlwegen zu irren, und nie ein Kind zu liebkosen oder zu beschenken.“ — Hierauf warf ihm der Priester eine Schaufel voll Erde auf die Füße, segnete ihn und entfernte sich mit der für das Seelenheil des Aussätzigen betenden Menge. —

415—426. Das Sterbe-Glöcklein.

1. Der heilige Petrus, der Martyrer, tauchte seinen Finger in sein Blut und schrieb mit demselben sein Glaubensbekenntniß, um dessentwillen er starb, und wiederholte beständig die Worte: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ —

2. Der heilige Antoninus, Erzbischof zu Florenz, von Alter und Schwäche ganz erschöpft, lag lange sprachlos da, nachdem er mit den heiligen Sterbsakramenten versehen war. Endlich rief er aus: „Dem Herrn dienen ist regieren!“ Und während seine Mitbrüder aus dem Orden des heiligen Dominikus an seinem Sterbebette Lobpsalmen beteten, drückte er das Kreuz an's Herz und an seine Lippen und verschied im Kusse des Herrn. —

3. Der heilige Thomas von Aquin, dieses Licht der Gottesgelehrtheit, der den Namen des „Englischen Lehrers“ erhielt, lag auf dem Todbette. Die Brüder des Klosters standen versammelt um ihn, und baten ihn, er möchte ihnen, gleich dem heiligen Bernardus, noch Einiges über das Hohe-Lied zur Erbauung und zu ihrem bleibenden Troste erklären. — Der demüthige Thomas aber antwortete ihnen: „Meine Brüder, Bernardus war ein großer Heiliger; ich aber bin ein großer Sünder, und muß mich auf meine nahe Rechenschaft vorbereiten!“ —

4. Der heilige Theoderich, Abt des Klosters Sanct Hubert in Belgien, erkrankte auf einer Geschäftsreise; man mußte ihn auf einer Sänfte in's Kloster zurücktragen. Ungeachtet seines Elendes aber zwang er seinen sterbenden Leib — dem Herrn in Psalmen und göttlichem Lobe zu dienen, wie er es in gesunden Tagen gewöhnt war. Auch blieb er in der schweren Krankheit stets bei der Uebung, nur Ein Mal im Tage zu essen. Als man ihm zuredete, er möge wenigstens seinen Bußgürtel in der Plage der Krankheit ablegen, da erwiederte er unwillig: „Seid doch nicht aus Barmherzigkeit unbarmherzig gegen einen Mann, der auf der Reise zu Christus ist! Für seine Diener geziemt es sich nicht anders, als im Bußkleid und auf Asche zu sterben!“ — Da alle Brüder bekümmert und voll Jammer um ihren sterbenden Vater umherstanden, ließ er sich im Bett aufrichten und die priesterliche Stola umlegen, und gab allen Angehörigen des Klosters seinen priesterlichen Segen und sprach Verzeihung aus für Alle, die ihn je beleidigt oder ihm Uebles nachgeredet haben. — Er sagte dann zu den klagenden Brüdern: „Wenn ihr mich liebet, so müsset ihr euch freuen, da ich von der Arbeit zur Ruhe, vom Elend zur Freude eingehe, wie ich durch die Barmherzigkeit Gottes hoffe! Was aber die Trennung betrifft, so wird es nicht lange dauern, daß auch ihr zu mir kommet!“ — Zuletzt wandte er sein Gesicht gegen die Wand, als wolle er nun nichts mehr mit irdischen Dingen zu schaffen haben, und lispelte nur noch mit sterbenden Lippen anhaltend Lobgebete zu Gott. — Ja, als schon alle Theile des Körpers fast kalt und gleichsam todt waren und nur noch ein wenig Leben auf der Brust sich zusammengezogen hatte, betete er immer noch Psalmen. — Zum Trost und zur Hilfe des Sterbenden wurde in seinem Zimmer das heilige Meßopfer gefeiert; und als eben der Priester das letzte Gebet sprach (es geschah dieß am 27. August 1087), gab Theoderich, der achtzigjährige Greis, den Geist auf. —

5. Am 28. März 1134 erlitt der Cisterzienser-Orden einen unermeßlichen Verlust. Der heilige Stephanus, einer der Stifter des Ordens; Stephan, der neue Esdras, wie ihn seine Biographen nennen, der die Mauern des irdischen Jerusalem wieder aufbaute; der neue heilige Benedikt, der, wo ihm alle Hoffnung geschwunden war, dennoch hoffte; Stephan, der Patriarch von Cisterz, stieg in den Himmel hinauf. — Er hatte das Herannahen seines Todes gefühlt und sich würdig auf denselben vorbereitet. Schon im Jahre 1133 hatte er auf einer Versammlung aller Aebte des Ordens erklärt, daß ihm die Kräfte, nicht aber der Geist gebreche, um den Obliegenheiten seines beschwerlichen Amtes ferner nachzukommen; er bat mit Thränen in den Augen, ihm eine Last abzunehmen, in der

er erlag, und bat um einige Zeit zum Ausruhen, bevor er in das Grab hinabsinken würde. — Und es schlug endlich die hehre Stunde, wo der heilige Greis den Lohn für so viele Arbeiten, die er im Dienste Jesu Christi vollbracht hatte, empfangen und aus dem armen und niedrigen Stande, den er nach der Vorschrift des Erlösers erwählt, zum Gastmahle des höchsten Familienvaters hinüberwandern sollte. — Darauf versammelten sich die Aebte der Filial-Klöster, zwanzig an der Zahl, zu Cisterz, um bei seinem seligen Dahinscheiden gegenwärtig zu sein und mit ihrer Sorgfalt und ihrem Gebete dem heiligen Patriarchen beizustehen, der sie verließ, um in das wahre Vaterland zurückzukehren. — Als er nun bereits im Todeskampfe lag und schon beinah' aufgelöst zu sein schien, sprachen sie miteinander von seinen großen Verdiensten und bezeugten laut, daß sie ihn für glücklich hielten, weil er, nachdem er der Kirche Gottes so viel des Guten erwiesen, mit Recht in vollster Ruhe vor Gott erscheinen könne. Aber als der heilige Stephan diese Worte vernahm, lebte er in Einem Augenblicke von Neuem auf und sammelte alle seine Kräfte. „Was sprecht ihr da?“ seufzte er. „Ich versichere euch, o meine Brüder! daß ich mit eben so großer Furcht vor Gott hintrete, als hätte ich niemals irgend etwas Gutes vollbracht; denn wenn meine Armseligkeit durch den Beistand Jesu Christi Früchte getragen hat, so fürchte ich in dieser letzten Stunde, daß ich seine Gnade nicht mit der erforderlichen Demuth angenommen und derselben nicht mit genug Treue und Dankbarkeit gefolgt bin!“ — Nach diesen demüthigsten Worten gab der heilige Abt seinen Geist in die Hände des himmlischen Vaters. — Das römische Martyrologium gedenkt seiner am 17. April, dem Tage seiner Heiligsprechung. —

6. Der heilige Franziskus von Paula erreichte ein Alter von ein und neunzig Jahren. Als er seine nahe Auflösung merkte, schloß er sich in dem Kloster Plessis während der letzten Monate in einer engen Zelle gänzlich vom Umgange der Menschen ab, einzig mit Gott und der Ewigkeit beschäftigt. Endlich meldete sich am Palmensonntag ein Fieber als leiser Mahner zum baldigen Aufbruche. Der Heilige versammelte am Grünen-Donnerstage die Seinigen in der Sakristei, legte ihnen nochmals nachdrücklich die Liebe gegen Gott und den Nächsten und die treue Beobachtung der Ordens-Regel an das Herz, empfing, nach verrichteter Beicht, die heilige Kommunion nach der Vorschrift des Ordens für diesen Tag mit bloßen Füßen und mit einem Strick um den Hals, und entschlief am gnadenreichen Charfreitag im Jahre 1508. —

Elf Jahre darauf folgte seine Heiligsprechung durch den Papst Leo X. — Sein Leichnam blieb unversehrt in der Kirche des Klo-

sters Plessis, bis ruchlose Gottesschänder Kloster und Kirche plünderten und ihn mit dem Holz eines großen Kreuzbildes verbrannten; nur einige Gebeine wurden aus dem Feuer gerettet und in verschiedene Ordens-Klöster vertheilt. —

7. Maria Crescentia, die würdige Mutter des Franziskaner-Nonnenklosters zu Kaufbeuern, war ihr ganzes Leben hindurch eine treue Anbeterin Jesu im allerheiligsten Altarsakramente; von der persönlichen Gegenwart des Gottmenschen in diesem Geheimnisse blieb sie dermaßen überzeugt, daß sie oft versicherte: „Ich würde meine Augen nicht öffnen, um die heilige Hostie anzuschauen, wenn gleich der gekreuzigte Heiland in der Wandlung sichtbar erscheinen sollte!“ Sie empfing, mit der Erlaubniß ihres Gewissensrathes, täglich die heilige Kommunion. — Zu ihrem 62. Lebensjahre gelangt, wurde sie von heftigem Seitenstechen befallen. Volle sechs Wochen dauerte die ungemein schmerzhafte Krankheit. Auf die Frage nach ihrem Befinden antwortete die Leidende: „Wohl mir, daß ich einen Tropfen des bittern Kelches versuche!“ — Sie starb am Ostersonntag, 9. April 1744. — Papst Pius VI. legte ihr den Titel: „„Die Ehrwürdige““ bei. —

8. Der berühmte Arzt zu Paris Namens Chirac, fühlte sich selbst, als er schwer erkrankt lag, in der Fieberhitze an den Puls, und sagte: „Ich bin hier zu spät gerufen worden; dieser Kranke kommt nicht wieder auf!“ — Und seine Prophezeihung ging auch alsbald an ihm in Erfüllung. —

9. Jean Franz Lesueur, ein berühmter Komponist Frankreichs, dessen Werke „der Tod Adam's“ und die „Barden“ ihm der Art die Zuneigung des Kaisers Napoleon I. erwarben, daß dieser ihm eine goldene Dose verehrte mit der Inschrift: „Der Kaiser der Franzosen dem Komponisten der Barden!“ — starb hochbetagt zu Paris am 9. Oktober 1837. — Nach einer heftigen Krisis, die sein Leben bedrohte, richtete er sich plötzlich auf und sprach mit feierlicher Stimme die Worte: „Ich sterbe als Christ, ich sterbe als Katholik; ich glaube an Gott den Vater, ich glaube an Gott den Sohn, ich glaube an Gott den heiligen Geist!“ — Seine Familie, die hierin seinen Wunsch, die heiligen Sterbsakramente zu empfangen, erkannte, ließ sogleich den Herrn Pfarrer von Chaillot rufen. Der Kranke empfing dann auch bei vollem Bewußtsein und mit kindlicher Andacht die heiligen Sakramente der Sterbenden. Aber unmittelbar nach dieser feierlichen Handlung verlor er die Besinnung wieder, die er nur auf kurze Zeit wieder erlangt zu haben schien, um dieses rührende Glaubensbekenntniß abzulegen. —

10. Das seit dem Jahre 1846 bestehende Leiden des Redemptoristen-Paters Anton Passy am Unterkiefer, welches ihm besonders die Nächte durch beständigen Schmerz höchst qualvoll machte, wurde in einer im Frühjahr 1847 zu Wien gehaltenen Consultation von Aerzten als Caries erkannt, und als Heilmittel die Entfernung der krankhaften Partie angerathen. Die dadurch nothwendig gewordene Operation wurde als eine höchst schmerzvolle bezeichnet, indeß die neue Erfindung des Schwefeläthers hob auch diese Bedenklichkeit. Pater Passy bereitete sich alles Ernstes zum Tode vor, legte Generalbeicht ab, machte die geistlichen Exercitien, empfing den kürzlich gespendeten Jubiläumsablaß, brachte seine Manuskripte, Briefschaften und sonstigen Papiere in Ordnung, und erwartete den ihm unbekannten Tag, an welchem die Operation vorgenommen werden sollte, in ruhiger Ergebung. Am 4. März empfing er den Arzt mit seinen Assistenten und Schülern mit bewunderungswürdiger Heiterkeit und Entschlossenheit, so daß alle Anwesenden wahrhaft erbaut wurden. Die Operation begann um 12 Uhr und währte volle vierzig Minuten: denn fünfmal wurde die Narkotisirung erneuert, und die Minuten, in welchen die Wirkung des Schwefeläthers nachließ bis dahin, wo er der Betäubung wieder erlag, mögen furchtbar schmerzlich gewesen sein. Uebrigens zeigte es sich, daß das Bein des Unterkiefers nicht angegriffen war; bis zum 9. März ging die ärztliche Behandlung ohne besorgliche Erscheinung vor sich; am 10. März jedoch gegen Mittag zeigten sich Brandmale am Hals; er selbst, der geduldige Kranke, verlangte die heilige Oelung, die ihm bei vollem Bewußtsein von dem Obervorsteher der Congregation gereicht wurde. Wie da der Laienbruder, der ihn pflegte, erzählte, empfing er auch, wie alle Tage seiner Krankheit, um 6 Uhr Morgens die heilige Kommunion, aber bald darauf fing er an zu deliriren, forderte den Frater auf, ihm zu ministriren und fing das Staffelgebet der heiligen Messe an; der Frater respondirte ihm; endlich wurde die Stimme des Sterbenden still und stiller, er athmete leise bis 10 Uhr, da kehrte seine fromme Seele zu ihrem Schöpfer zurück. —

11. Am Feste Mariä Reinigung, dem 2. Februar 1858, kniete der Fürst Franz Georg Lobkowitz, der am Tage vorher erst gebeichtet und kommunicirt hatte, in der unter dem Patronat seiner Familie stehenden Loretto-Kirche zu Prag, um der Segen-Messe beizuwohnen. Wie gewöhnlich hatte er ein Meßbuch vor sich aufgeschlagen und war in tiefe Andacht versunken. So eben war die heilige Wandlung vorüber, da sank der edle Fürst sterbend zu Boden. Bekanntlich enthält das Evangelium dieses Tages die Worte des greisen Simeon: „Nun, Herr, lässest du deinen Diener im Frieden

dahinscheiden, denn meine Augen haben dein Heil gesehen!“ — Bei dem Leichenbegängnisse, zu dem beinah' die Hälfte der Einwohner Prag's zusammen geströmt, und wobei der Cardinal-Erzbischof Dr. Friedrich von Schwarzenberg persönlich die geistlichen Verrichtungen übernommen, hörte man in deutscher und czechischer Sprache die verschiedenartigsten und rührendsten Lobeserhebungen über den Verstorbenen. Zum Beispiele: „Ja, das war ein guter Herr!“ — „Wie er sich der Armen annahm!“ — „Und wie fromm er war!“ — „Ich hab's mit meinen eigenen Augen gesehen, wie er bei'm Bau des Barmherzigen Schwestern-Spitals selbst mit Hand anlegte, als wäre er einer der gewöhnlichen Arbeiter, er, ein so großer reicher Herr und Fürst!“ — „Und ich war Zeuge, welche Mühe er sich gab, noch wenige Wochen vor seinem plötzlichen Tode, ein armes, elternloses Kind bei braven Leuten unterzubringen!“ — „Ja, fürwahr, wo es galt, Armen und Kranken zu helfen, da scheute er keine Mühe und kein Opfer!“ — „Wie er auch keine Gefahr scheute, wo es galt, als Soldat seinem Herrn, dem Kaiser, zu dienen! Ihr habt's doch gelesen, wie er, nachdem er schon aus dem Kriegsdienste ausgetreten war, wieder zu den Waffen griff und den kühnen Zug durch die Karpathen nach Kaschau mitmachte, und wie er jeden freien Augenblick verwendete, um die kranken Soldaten in den Spitälern zu besuchen, zu pflegen und zu trösten!“ — Wahrlich, diese Lobsprüche sind die schönsten Blumenkränze auf die Gruft dieses Edelsinnigen! —

12. In der Nacht vom 26. auf den 27. Februar 1858 starb zu Paris einer der größten, jedenfalls einer der gediegensten Kanzelredner Frankreichs P. Ravignan aus der Gesellschaft Jesu, nach längerem Brustleiden, das seiner gewohnten Thätigkeit als Prediger ein Ziel setzte. Während der Entwickelung der so peinvollen Krankheit tröstete ihn ein Freund: „Nun, Sie werden es vielleicht bald überstanden haben!“ der fromme Priester aber erhob sich wie zur Ablehnung dieses Trostes, indem es ausrief: „„Ich sterbe noch nicht, denn ich habe ja noch nicht genug gelitten!““ — Als am 1. März P. Felix in der Notre-Dame-Kirche zu Paris seine zweite Fasten-Conferenz hielt, nahm er Anlaß, dem Verstorbenen einen Nachruf zu halten, der kein Auge thränenleer ließ. Nach beendigter Conferenz aber fiel, auf die besondere Aufforderung Sr. Eminenz des Cardinal-Erzbischofes Morlot, die ganze Zuhörerschaft, welche die weiten Hallen des Domes füllte, auf die Kniee nieder und betete mit einer auf allen Gesichtern sich ausprägenden Andacht das „De profundis!“ für den abgeschiedenen großen Kanzelredner, um den Paris und ganz Frankreich trauerte. —

427 und 428. Wunderzeichen in der Todesstunde.

1. Als der heilige Ermenfried, Mönch im Kloster Luxeu, nach einem wahrhaft gottgefälligen Leben in der heiligen Einsamkeit das Ziel seiner Tage erreicht hatte, bekam er ein Fieber; in der Stunde aber, wo er seine glückselige Seele dem Himmel zurückgeben sollte, standen die Brüder um sein Bett und die Sonne war untergegangen, so daß es bereits tief dunkelte. — Da kam ein so heller Lichtglanz von dem Himmel, daß er selbst die Sonne zu übertreffen schien, und in diesem strahlenden Lichte gab er seinen Geist auf. — Aber nicht nur die anwesenden Mönche sahen es, sondern auch Alle, welche in der Nähe des Klosters ihre Heerden hüteten. — Es ist daher durch das Zeugniß von Vielen weit und breit geglaubt worden, daß Ermenfried's Seele mit dem Lichte selbst in das bessere Leben eingezogen sei. —

2. Die heilige Aebtissin Hildegardis ward von Gott mit außerordentlichen Gnadengaben beschenkt, und wie das ganze Leben dieser Seherin des Herrn wunderbar gewesen, so war auch ihr Tod mit den seltsamsten Wunderzeichen umgeben.

Als nämlich die Heilige am 17. September des Jahres 1179 in dem von ihr gestifteten Kloster auf dem Sanct Rupertsberge bei Bingen am Rhein des Morgens um vier Uhr im Frieden des Herrn verschied, — erschienen zwei hellglänzende Regenbogen am Himmel, welche sich in der Art kreuzten, daß der eine die Richtung von Ost nach West, der andere von Süd nach Nord ging. Wo sich aber die zwei Bogen durchschnitten, glänzte ein helles Licht in der Größe des Vollmonds, und in diesem Lichte erschien ein strahlendes Kreuz, zuerst klein, dann sich ausdehnend zur unermeßlichen Größe; und um dieses Kreuz sah man wieder zahllose Zirkel von verschiedenen Farben, wo in jedem wieder kleine blinkende Kreuze sichtbar wurden. Da sich diese Lichterscheinung ausdehnte, ließ sie sich zuletzt zu dem Haus herab, in welchem Hildegardis gottselig entschlafen, so daß der ganze Rupertsberg erleuchtet war und in himmlischer Verklärung schimmerte. —

---

429. Inschrift auf dem Grab eines Jünglings.

Der Kirchhof des im Salzburger Gebirgsland wildschön gelegenen Heilbades Gastein zieht sich am Abhange vor dem Dorfe hin. In der Mitte steht eine Kapelle, und rings um dieselbe sind Denkmäler von Stein, eiserne Kreuze, mit Blumen bepflanzte Grabhügel

und Ruhestätten, da nur ein wenig Gras und Moos über den Resten der Verblichenen keimt.

Die wahrhaft christliche Inschrift auf dem Leichenstein eines Jünglings aus dem Königreiche Bayern, der für seine schweren Leiden in Bad Gastein Genesung suchte, aber nicht gefunden, lautet:

„Er reisete hierher zum Bade
In Hoffnung, daß durch Gottes Gnade
Sein matter Körper Kraft erhält.
Doch da es Gott nicht haben wollte,
Daß er auf Erden baden sollte,
So nahm er ihn aus dieser Welt.
Der Leib entschlief, doch seine Seele
Flog hin zur bessern Lebensquelle,
Die aus des Christus Wunden fließt.
Dort ist das wahre Bad des Lebens,
Und Niemand suchet es vergebens,
Der von der Quelle rein genießt!“ —

430. Inschrift auf dem Grab eines Mädchens.

Auf einem Kirchhofe der Stadt Wien befindet sich der Grabstein eines Mädchens, auf den die frommen Eltern folgende kurzgefaßte, aber wunderbar trostvolle Inschrift setzen ließen:

„Aus dem Elternhaus
In das Vaterhaus!“ —

431. Das versagte Gebet für die Abgestorbenen.

Nahe bei Coburg (so erzählt die alte Volkssage) fließt die Lauter in einen friedlichen Thalgrund, in dem vor Zeiten eine Stadt lag, darinnen wohnten lauter glückliche Menschen, die kein Leid kannten.

Da nun der Tag Allerseelen kam, an dem man Leid trägt um die Verstorbenen und für ihre Seelenruhe Gott anfleht, so sprachen die Leute in jener Stadt: „Wozu sollen wir ein Fest der Wehklage feiern, da wir nichts zu wehklagen haben? Wir wollen diesen Tag nicht feiern!“ — Da hat Gott der Herr ein Kinder-Sterben gesandt, damit jene Leute einen großen und tiefen Schmerz haben sollten, und sollten den Allerseelentag in Demuth begehen und für die Gestorbenen beten — und es starben die Kinder alle und alle, und wurde der ganze Kirchhof voll von neuen Gräbern an Einem Tag, und war fast Mangel an Särgen. Da ging ein großer Trauerzug zur Kirche

hin, am Allerseelentage, und war in ihr nichts als Seufzen und Weinen und Wehklagen und ein unnennbares Gefühl des Schmerzes. — Und wie der Herr den Schmerz dieser Väter und Mütter ansah, denen in den Kindern all ihr Glück genommen war, so jammerten sie sein, und er erbarmte sich ihrer, und ließ die Kirche und den Friedhof mit seinen Kindergräbern in die Tiefe versinken. — Darauf ist die Stätte im Lauterthale, wo die „Stadt der Glücklichen" stand, verödet. —

An manchen Feiertagen, und zumeist am Allerseelentag, hört man aus der Tiefe die Glocken der versunkenen Kirche läuten, und die Kinder der Dörfer im Lautergrunde wissen die Stelle, und erzählen einander die Sage, und lauschen still hinunter, und schauern und — beten. —

---

432. Das letzte Obdach.

(Von Dr. Johann Michael von Sailer.)

Wie muß sich doch der Mensch in der Welt plagen, bis er endlich ein Obdach von Moos findet! —

Der Glaube, daß Gott aus einer jeden krummen Linie noch eine gerade machen kann, und, wenn sie seiner Liebe nicht widersteht, machen wird, ist das Vermächtniß Jesu Christi an seinen Jünger; ist sein Stab, wenn er fällt; ist sein Fernrohr, wenn er von den Trümmern der Zeit in die Ewigkeit blickt; ist sein Freund, der ihn ohne das leiseste Schauergefühl das nahe Obdach von Moos anschauen lehrt! —

Alles zur größeren Ehre Gottes!
